

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Wanderungen durch die Mark Brandenburg**

vier Bände

Die Grafschaft Ruppin

**Fontane, Theodor**

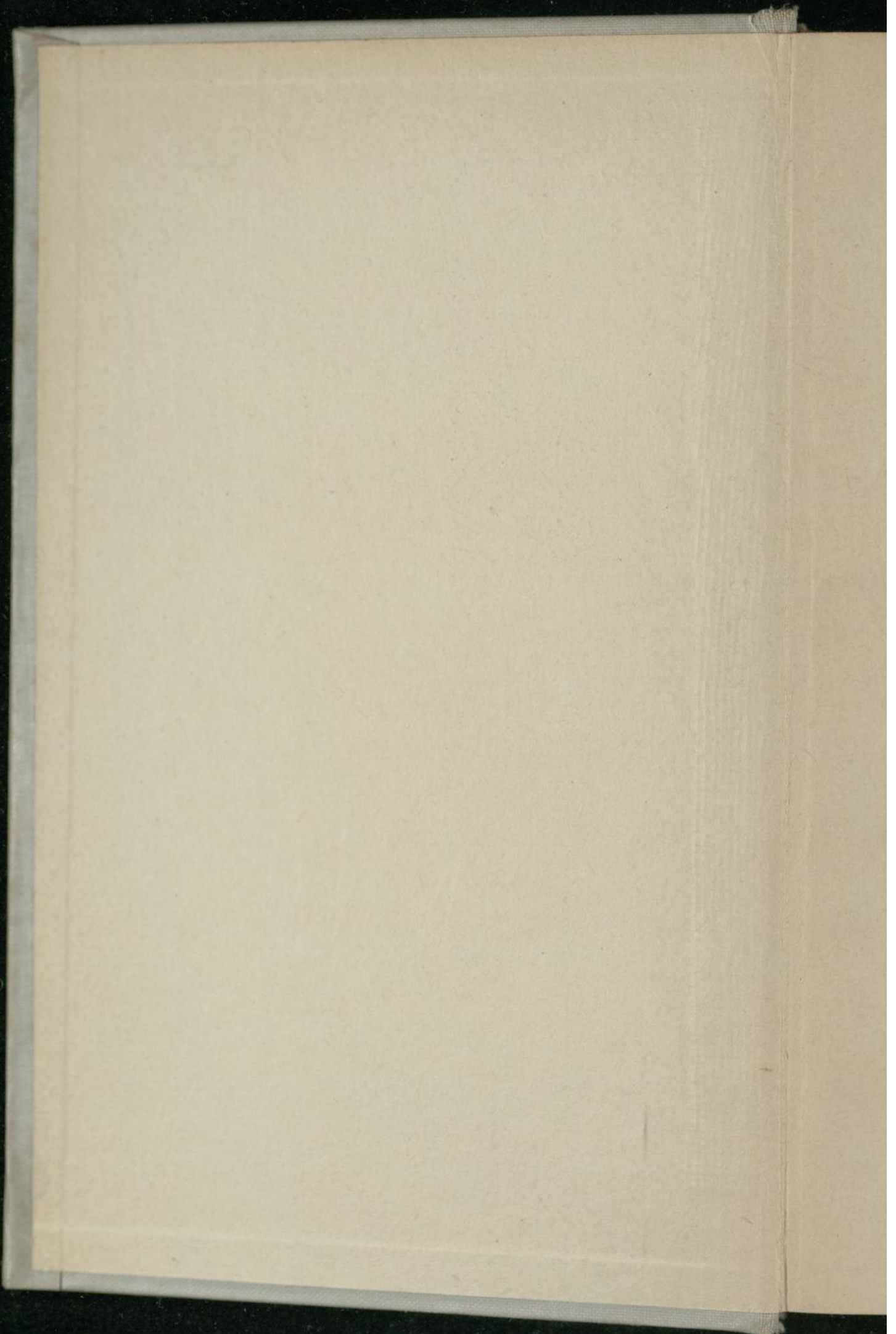
**Naunhof [u.a.], [1940]**

[urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7007](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7007)

Theodor Fontane

Die  
Wanderungen





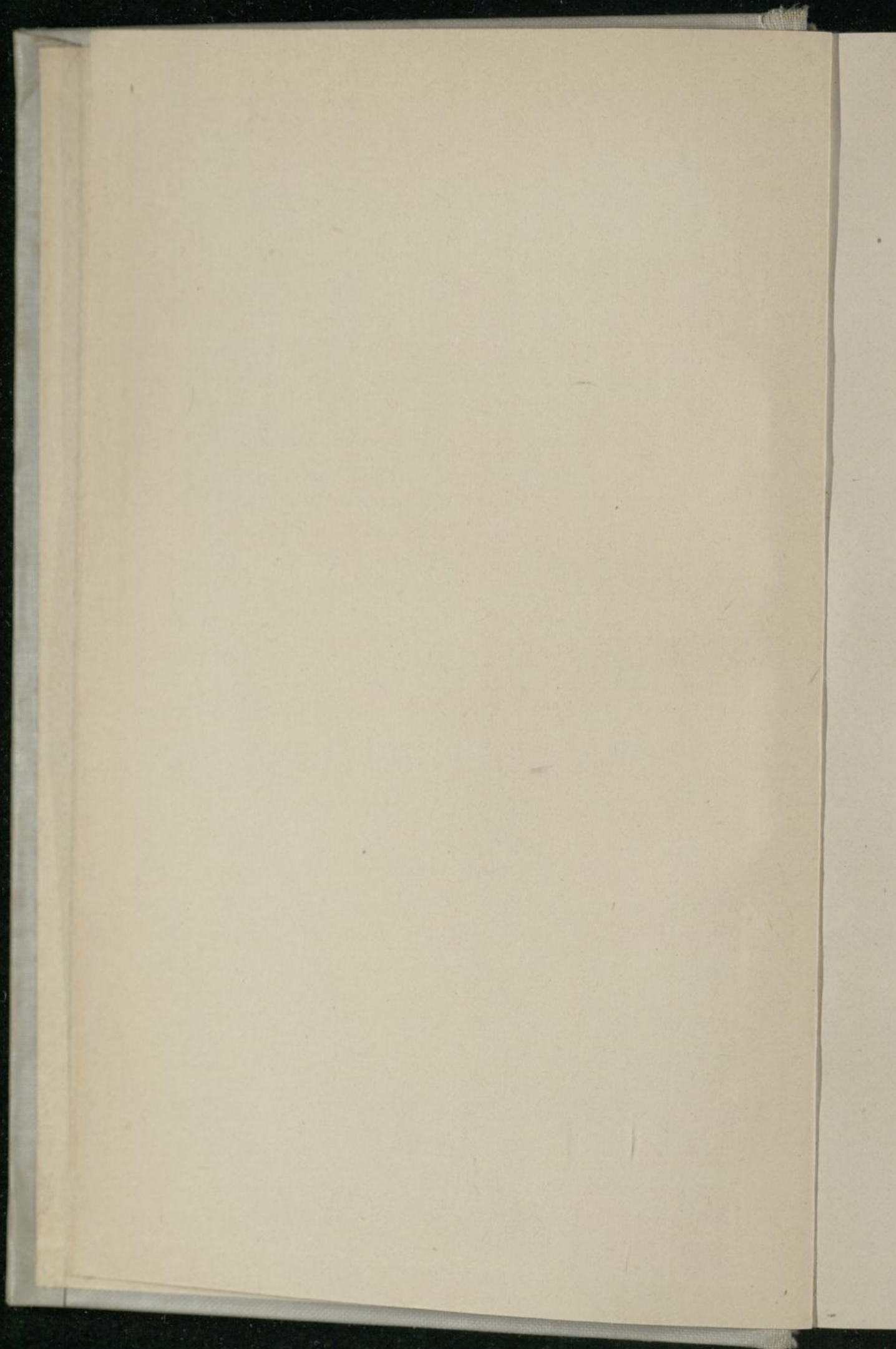


EX LIBRIS

FERDINAND  
SCHMIDT

LIERA 54







Theodor Fontane  
Wanderungen  
durch die Mark Brandenburg

Theodor Fontane  
**Wanderungen**  
durch die Mark Brandenburg

Bier Bände

Erster Band  
Die Grafschaft Ruppin

F. W. Hendel Verlag · Naunhof und Leipzig



Theodor Fontane

Die Grafschaft Ruppin

F. W. Hendel Verlag · Naunhof und Leipzig

[1940]



2203



Universitäts-  
bibliothek  
Potsdam

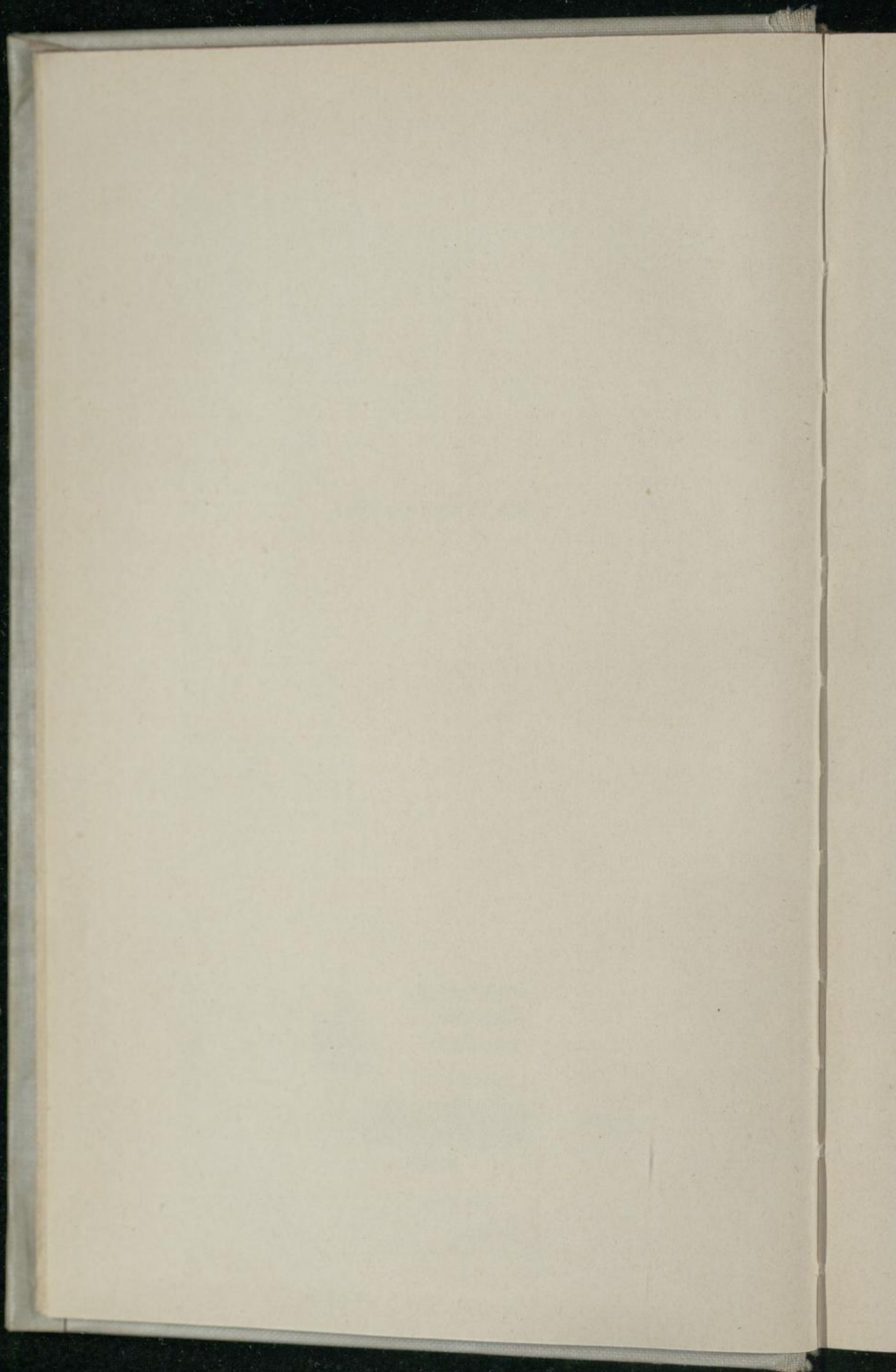
Inventarnr.



\*95023832\*

**Präsenzbestand**

Am Ruppiner See





## WuStrau

Da liegen wir zwei beide  
Bis zum Appell im Grab.

Der Ruppiner See, der genau die Form eines halben Mondes hat, scheidet sich seinen Ufern nach in zwei sehr verschiedene Hälften. Die nördliche Hälfte ist sandig und unfruchtbar und, die hübsch gelegenen Städte Alt- und Neuruppin abgerechnet, ohne allen malerischen Reiz. Die Südhälfte aber ist teils angebaut, teils bewaldet und seit alten Zeiten her von vier hübschen Dörfern eingefaßt. Das eine dieser Dörfer, Treskow geheißten, war bis vor kurzem ein altes Kammereigut der Stadt Ruppin; die drei andern sind Rittergüter. Ihre Namen sind: Snewkow, Karwe und WuStrau. Das erstere tritt aus dem Schilf- und Waldbufer am deutlichsten hervor und ist mit seinem Kirchturm und Bauernhäusern eine besondere Zierde des Sees. Es gehörte seit Jahrhunderten der Familie von Woldeck. Jetzt ist es in andere Hände übergegangen. Der letzte von Woldeck, der das Erbe seiner Väter innehatte, war ein Lebemann und passionierter Tourist. Seine Exzentritäten hatten ihn in der Umgegend zu einer volkstümlichen Figur gemacht; er hieß kurzweg „der Seebaron“. Das Wort war gut gewählt. Er hatte mit den alten „Seekönigen“ den Wanderzug und die Abenteuer gemein.

Karwe gehört den Knesebecks; WuStrau ist berühmt geworden als Wohnsitz des alten Zieten. Sein Sohn, der letzte Zieten aus der Linie WuStrau, starb hier 1854 in hohem Alter. Es gibt noch Zietens aus andern Linien der Familie. Überall wo ich im Verlaufe dieses Kapitels vom „letzten Zieten“ spreche, geschieht es in dem Sinne von: der letzte Zieten von WuStrau.

WuStrau bestand bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts aus drei Rittergütern; nur eines derselben gehörte den Zieten, die beiden andern dem General von Dossow. Wann die Zieten in den teilweisen Besitz von WuStrau gelangten, ist nicht mehr sicher festzustellen. Ebensovienig kennt man das Stamngut der Familie. In



der Mark Brandenburg befinden sich neun Ortschaften, die den Namen Zieten, wenn auch in abweichender Schreibart, führen. Als die Hohenzollern ins Land kamen, lagen die meisten Besitzungen dieser Familie bereits in der Grafschaft Ruppin. Hans von Zieten auf Wildberg (damals ein fester und reicher Burgflecken) war geschworener Rat beim letzten Grafen von Ruppin und begleitete diesen auf den Reichstag zu Worms. Die Wildberger Zieten besaßen Langen und Krenklin; andere Zweige der Familie hatten Lögow und Buskow inne und einen Teil von Mezeltin. Die Wustrauer Zieten, scheint es, waren nicht reich; sie litten unter den Nachwehen des Dreißigjährigen Krieges und der Schwedenzeit. Der Vater Hans Joachims lebte noch in sehr beschränkten Verhältnissen. Erst Hans Joachim selbst verstand sich auf Pflug und Wirtschaft fast so gut wie auf Krieg und Säbel und machte 1766 durch Ankauf der beiden Dossowschen Anteile ganz Wustrau zu einem Zietenschen Besitzum. Es blieb bei seinem Sohne, dem letzten Zieten, bis 1854. Dieser ernannte in seinem Testamente einen Schwerin zum Erben. Daß dieser der nächste Verwandte war schien weniger den Ausschlag gegeben zu haben, als die Vorstellung, daß nur ein Schwerin würdig sei, an die Stelle eines Zieten zu treten. Albert Julius von Schwerin, der jetzige Besitzer von Wustrau, wurde 1859 unter dem Namen von Zieten-Schwerin in den Grafenstand erhoben.

Wustrau liegt an der Südspitze des Sees. Der Boden ist fruchtbar, und wo die Fruchtbarkeit aufhört, beginnt das Wustrausche Luch, eine Torfgegend, die an Ergiebigkeit mit den Linumner Gräbereien wetteifert. Das eigentliche Dorf, saubere, von Wohlstand zeugende Bauerhäuser, liegt etwas zurückgezogen vom See; zwischen Dorf und See breitet sich der Park aus, dessen Baumgruppen das etwas hoch gelegene Herrenhaus überragen. Dies Schloß oder Herrenhaus gleicht auf ein Haar den adligen Wohnhäusern, wie sie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Städten und Dörfern hierzulande gebaut wurden. Unser Pariser Platz zeigt zu beiden Seiten noch ein paar Musterstücke dieser Bauart. Zwei Geschosse (Parterre und Beletage), ein hohes Dach, ein Blitzableiter, zehn Fenster Front, eine Rampe, das Ganze gelb angestrichen und ein Wappen oder Namenszug als einziges Ornament. So ist auch das alte Herrenhaus der Zieten; freilich hat es eine reizende Lage voraus. Vorder- und Hinterfront geben gleich anziehende Bilder.



Jene gestattet landeinwärts einen Blick auf Park, Dorf, Kirche und Kirchhof, ein Überblick, der um so vollständiger ist, als das leis ansteigende Terrain auch das Fernerliegende dem Auge näher rückt. Die Hinterfront hat die Aussicht auf den See.

Wir kommen in einem Boote über diesen letzteren, legen an einer Wasserbrücke an und springen ans Ufer. Ein kurzer Weg, an Parkgrün und blühenden Linden vorbei, führt uns an den gewöhnlichen Eingang des Hauses. Der Flur ist durch eine Glastürenwand in zwei Teile geteilt; die eine Hälfte, nach dem Dorf hinaus, dient als eine Art Empfangshalle und ist mit Bildern und Stichen behängt, darunter der bekannte Kupferstich Chodowieckis: Sieten sitzend vor seinem König. Die andere Hälfte dient als Treppenhaus. Wir steigen die eichene, altmodisch-bequeme Treppe hinauf und treten nun in die nach vornhin gelegene Zimmerreihe ein. Es sind fünf Räume; in der Mitte ein großer vier- oder fünffenstriger Saal, zu beiden Seiten je zwei kleinere Zimmer. Die kleineren Zimmer sind durchaus schmucklos; über den Türen befinden sich Ölbilder, Kopien nach niederländischen Meistern; das ist alles. Das Zimmer rechts vom Saal ist das Sterbezimmer des letzten Sieten. Der historische „alte Sieten“ starb in Berlin und zwar in einem jetzt umgebauten Hause in der Kochstraße, das dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium schräg gegenüber liegt.

Das Zimmer links vom Saal heißt das Königszimmer, seitdem Friedrich Wilhelm IV., etwa in der Mitte der vierziger Jahre, die Grafschaft Ruppin durchreiste und in Wustrau und Köpernik, wo damals noch die siebzigjährige Marquise La Roche Aymon lebte, einen längeren Besuch machte.

Der große Saal ist die eigentliche Sehenswürdigkeit des Hauses. Alles erinnert hier an den Helden, der diese Stätte berühmt gemacht hat. Eine Kolossalvase in der Mitte des Saales zeigt auf ihrer Rückseite die Abbildung des Sietendenkmals auf dem Wilhelmsplatz; rundumher aber, an den Wänden entlang, gruppieren sich Porträts und Büsten der allermännigfachsten Art. Unter den Skulpturen bemerken wir zunächst zwei Büsten des „alten Sieten“ selbst. Sie stehen in Wandnischen auf hohen Postamenten von einfacher aber gefälliger Form. Die eine Büste, ein Gipsmodell vom berühmten Bildhauer Tassaert, ist ein großes Wertstück, durchaus Porträt, das noch bei Lebzeiten des alten Sieten nach der Natur



gefertigt wurde. Die andere Büste, kaum zehn Jahre alt, ist nichts wie die übrigens sehr gelungene Ausführung des Tassaertschen Modells in Marmor. Die Arbeit dieses alten Meisters ist ganz vortrefflich, und kann der Schadowsche „alten Zieten“, den wir alle vom Wilhelmsplatz her kennen, daneben kaum bestehen. Die große Lebenswahrheit, die aus der Tassaertschen Büste spricht, drückt, wenn ich mich des Ausdruckes bedienen darf, den Schadowschen alten Zieten zu einer bloßen Tendenzstatue herab. Schadow scheint davon ausgegangen zu sein, den Husaren quand même, oder das Husarentum an sich, darstellen zu wollen; er hat dies letztere, wie mir scheint, als eine Idee in seinem Kopfe herumgetragen und diesem idealen Husarentum hinterher Ausdruck gegeben. Von dem Moment ab, wo man den wirklichen alten Zieten (den Tassaertschen) gesehen hat, wird einem das mit einem Male klar. Dies übergeschlagene Bein, diese Hand am Kinn, als solle mal wieder ein lustiger Husarenstreich erdacht und ausgeführt werden, das alles ist ganz im Charakter des Husarentums, aber durchaus nicht im Charakter Zietens, der von Jugend auf etwas Ernstes, Nüchternes und durchaus Schlichtes hatte. Er hatte ein verwegenes Husarenherz, aber die Husarenmanieren, wie sie im Buche stehen, waren ihm fremd. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß mit allem diesem kein besonderer Tadel gegen den Schadowschen Zieten ausgesprochen sein soll. Die Tassaertsche Arbeit steht künstlerisch auf einer höheren Stufe; die Schadowsche hat aber ihrerseits gedanklich große Verdienste, so große, daß die Mängel beinahe aufgewogen werden, die ihr als Porträtstatue unbedenklich anhaften. Die vielbetonte realistische Auffassung dieser Statue ist mehr scheinbar als wirklich.

Das Postament der Modellbüste erweist sich bei näherer Betrachtung als ein Schrein von weißlackiertem Holz; ein Schlüsselchen öffnet die kaum bemerkbare Tür desselben. In diesem einfachen Schrein befindet sich der Säbel des alten Zieten, nicht jener türkeische, den ihm Friedrich II. nach dem Zweiten Schlesischen Kriege zum Geschenk machte, sondern ein gewöhnlicher preußischer Husarensäbel, wie ihn der alte Herr während des Siebenjährigen Krieges trug. Er zog ihn während der ganzen Kampagne nur einmal, und dies eine Mal zu seiner persönlichen Verteidigung. Am Tage vor der Schlacht von Torgau, also am 2. November 1760, als er in



Begleitung einer einzigen Ordonnanz rekognoszieren ritt, sah er sich plötzlich von sechs österreichischen Husaren umstellt. Er hieb sich im buchstäblichen Sinne durch und steckte den blutigen Säbel ruhig wieder in die Scheide. Er sprach nie von dieser Affäre. Die Blutflecke, ein rotbrauner Rost, sind noch deutlich auf der Klinge sichtbar.

Kaum minder interessant als dieser nur einmal gezogene Heldensäbel sind die sechzehn lebensgroßen Bildnisse, die ringsum die Wände bedecken. Es sind die Porträts von sechzehn Offizieren des Sietenschen Regiments, alle 1749, 1750 und 1751 gemalt. Die Namen der Offiziere sind folgende: die Rittmeister Langen, v. Teiffel, v. Somogy, Calau v. Hofen, v. Horn, v. Seel, v. Wied, v. Probst, v. Jürgaß, v. Bader; die Leutnants v. Reizenstein, v. Heinecker, v. Troschke, und die Kornetts von Schmanowski, Petri und v. Mahlen. Mit Ausnahme des letzteren starben sie all im Felde; v. Seel fiel als Oberst bei Hochkirch, v. Heinecker bei Zorndorf, v. Jürgaß bei Weiß-Costulitz, v. Wied starb als Kommandant von Comorn in Ungarn; wie er dort hinkam — unbekannt. Im ersten Augenblick, wenn man in den Saal tritt und diese sechzehn Sietenschen Rotröcke mit Schnauzbärten und Tigerfellen auf sich herabblicken sieht, wird einem etwas unheimlich zumute. Sie sehen zum Teil aus, als seien sie mit Blut gemalt, und der Rittmeister Langen, der vergebens trachtet, seinen Hasenschartenmund durch einen zwei Finger breiten Schnurrbart zu verbergen, zeigt einem zwei weiße Vorderzähne, als wollt' er einbeißen; dazu die Tigerdecke — man möchte am liebsten umkehren. Hat man aber erst fünf Minuten ausgehalten, so wird einem in dieser Gesellschaft ganz wohl, und man empfindet alsbald, daß eine Rubensche Bärenhaß oder ähnliche traditionelle Saal- und Hallenbilder hier viel weniger am Plage sein würden. Die alten Schnurrwidse fangen an, einem menschlich näherzutreten, und man erkennt schließlich hinter all dem Schreckensapparat die wohlbekanntten märkisch-pommerschen Gesichter, die nur von Dienst wegen das Martialische fast bis zum Diabolischen gesteigert haben. Die Bilder, zumeist von einem unbekanntem Maler, namens Haebert, herrührend, sind gut erhalten und mit Rücksicht auf die Zeit ihrer Entstehung nicht schlecht gemalt: das Schöne fehlt noch, aber das Charakteristische ist da.

Der große Saal, in dem diese Bilder neben so manchem anderen



historischen Hausrat sich vorfinden, nimmt mit Recht unser Hauptinteresse in Anspruch, aber noch vieles bleibt in den andern Räumen des Hauses unserer Aufmerksamkeit übrig. Das ganze Schloß gleicht einer Art Zietengalerie, und wenige Zimmer treffen wir (ich erwähnte schon der Eintrittshalle im Erdgeschoß und ihres Chodowicki), von deren Wänden uns nicht, sei es als Kupferstich oder Ölbild, als Büste oder Silhouette, das Bildnis des alten Helden grüßte. Alles in allem gerechnet befinden sich wohl an vierzig Zietenporträts im Schloß. Viele von diesen Bildnissen, besonders die Stiche, sind allgemeiner gekannte Blätter; nicht so die Ölbilder, deren wir, ohne für Vollständigkeit zu bürgen, zunächst acht zählen, sieben Porträts und das achte, ein Genrebild aus der Sammlung des Markgrafen Karl von Schwedt. Es stellt möglicherweise die Szene dar (vgl. Zietens Biographie von Frau von Blumenthal S. 56), wie der damalige Major von Zieten an den Oberstleutnant von Wurmb herantritt, um die Remontepferde, die ihm zukommen, für seine Schwadron zu fordern, eine Szene, die bekanntlich auf der Stelle zu einem wütenden Zweikampf führte. Doch ist diese Auslegung nur eine mutmaßliche, da die ganze Szenerie des Bildes anders ist als die Lokalität, die Frau von Blumenthal beschreibt. Die sieben Porträts, mit Ausnahme eines einzigen, sind sämtlich Bilder des „alten Zieten“ und deshalb, trotz einzelner Abweichungen in Uniform und Haltung, in ihren unterscheidenden Merkmalen schwer zu charakterisieren. Nur das älteste Porträt, das bis ins Jahr 1726 zurückgeht und den „alten Zieten“, den wir uns ohne Runzeln und Husarenuniform kaum denken können, als einen jungen Offizier bei den von Buthenowschen Dragonern darstellt, zeichnet sich schon dadurch vor allen andern Bildnissen aus. Zieten, damals siebenundzwanzig Jahr alt, trägt einen Stahlkürass, wie es scheint, und über demselben eine graue Uniform (früher vielleicht weiß) mit schmalen blauen Aufschlägen. Ob das Bild echt ist, steht dahin; von Ähnlichkeit mit dem „alten Zieten“ natürlich keine Spur.

Wir verlassen nun den Saal und das Haus, passieren die andere, mehr dem Dorfe zu gelegene Hälfte des Parkes, überschreiten die hübsche Dorfstraße und stehen jetzt auf einem geräumigen Rasenplatz, in dessen Mitte sich die Dorfkirche erhebt. Das Chor der Kirche liegt dem Herrenhause, der Turm und die Giebelseite dem Kirchhofe zu. Zwischen Turm und Friedhof steht eine mächtige alte



Linde. Die Kirche selbst, in Kreuzform aufgeführt, ist ein Ideal von einer Dorfkirche: schlicht, sauber, einladend, hübsch gelegen. Im Sommer 1756 kurz vorher, ehe es in den Krieg ging, wurde der Turm vom Blitz getroffen. Das Innere der Kirche unterscheidet sich von andern Dorfkirchen nur durch eine ganz besondere Sauberkeit und durch die Gebliffentlichkeit, womit man das patriotische Element gehegt und gepflegt hat. So findet man nicht nur die übliche Gedenktafel mit den Namen derer, die während der Befreiungskriege fielen, sondern zu der allgemeinen Tafel gesellen sich noch ein paar Täfelchen, um die Sonderverdienste dieses oder jenes zu bezeichnen. An anderer Stelle gruppieren sich Gewehr und Büchse, Lanze, Säbel, Trommel und Flügelhorn zu einem Kriegs- und Siegeszeichen. Zwei Denkmäler zieren die Kirche; das eine, ohne künstlerische Bedeutung, zu Ehren der ersten Gemahlin Hans Joachims, einer geborenen von Jürgaß, errichtet, das andere zu Ehren des alten Zieten selbst. Dies letztere hat gleichen Anspruch auf Lob wie Tadel. Es gleicht in seinen Vorzügen und Schwächen allen andern Arbeiten des rasch fertigen, hyperproduktiven Rode, nach dessen Skizze es von dem Bildhauer Meier ausgeführt wurde. Wem eine tüchtige Technik genügt, der wird Grund zur Anerkennung finden; wer eine selbständige Auffassung, ein Abweichen vom Alltäglichen fordert, wird sich nicht befriedigt fühlen. Ein Sarkophag und ein Reliefporträt, eine Minerva rechts und eine Urania links, das paßt so ziemlich auf jeden. Es ist das jenes gedanklich-bequeme Operieren mit überkommenen Typen, worin unsere Bildhauer das Unglaubliche leisten. Wenn irgendein Leben, so hätte gerade das des alten Zieten die beste Gelegenheit geboten zu etwas Neuem und Eigentümlichem. Der Zieten aus dem Busch, der Mann der hundert Anekdoten, die all im Volksmund leben, was soll er mit zwei Götinnen tun (einige sagen, es seien symbolische Figuren für Frömmigkeit und Tapferkeit), die ihn bei Lebzeiten in die sicherste Verlegenheit gebracht hätten. Vortrefflich ist nur das Reliefporträt in weißem Marmor, das sich an dem dunkelfarbigen Aschenkrüge des Denkmals befindet und außer einer Silhouette im Schloß selber das einzige Bildnis ist, das uns den immer en face\* abgebildeten Kopf des Alten auch mal in seinen Profillinien zeigt. Daß diese Linien nicht schön sind, tut nichts zur Sache.

\* von vorn.



Das Marmordenkmal des alten Helden reicht an ihn selber nicht heran; es entspricht ihm nicht. Da lob ich mir im Gegensatz dazu das schlichte Grab, unter dem er draußen schläft. Das Monument, das ihn ehren soll, steht wind- und wettergeborgen drinnen in der Kirche, der Alte selbst aber schläft im Freien, zugedeckt mit einem schlichten Sandstein — ein letztes Bivak, wie es sich für den alten Zieten ziemt. Dieser Begräbnisplatz befindet sich in einem der vier Winkel, die durch die Kreuzform der Kirche gebildet werden. Der Raum, von einem rostigen Eisengitter eingefasst, war groß genug für vier Gräber. Hier ruhen die beiden Eltern des alten Zieten, seine zweite Gemahlin (eine geborene von Platen) und er selbst. Das Äußere der vier Gräber ist wenig voneinander verschieden. Ein Unterbau von Backstein erhebt sich zwei Fuß hoch über den Rasen, auf dem Ziegelfundament ruht die Sandsteinplatte. Noch nichts ist verfallen; auch der gegenwärtige Besitzer empfindet, daß er eine historische Erbschaft angetreten hat, und eifert getreulich dem schönen Vorbild des letzten Zieten nach, dessen ganzes Leben eigentlich nur ein Kultus für seinen berühmten Vater war.

1786 starb Hans Joachim von Zieten; achtundsechzig Jahre später folgte ihm sein Sohn, achtundachtzig Jahre alt. Wir treten jetzt an sein Grab. Es befindet sich unter der schönen alten Linde, die zwischen der Kirche und dem leis ansteigenden Kirchhof steht. Hinter sich die langen Gräberreihen der Bauern und Büdner macht dies Grab den Eindruck, als habe der letzte Zieten noch im Tode den Platz behaupten wollen, der ihm gebührte, den Platz an der Front seiner Bustrauer. Ähnliche Gedanken beschäftigten ihn sicherlich, als er zehn oder zwölf Jahre vor seinem Tode dies Grab zu bauen begann. Ein Hünengrab. Der letzte Zieten, klein wie er war, verlangte Raum im Tode. Er baute ein Grab nicht für sich, sondern für das Geschlecht, das mit ihm schlafen ging. Mit Vorliebe entwarf er den Plan und leitete er den Bau. Eine Gruft wurde gegraben und ausgemauert, und nun ein Riesensfeldstein, wie sich deren viele auf der Bustrauer Feldmark vorfinden, auf das offene Grab gelegt. Am Fußende war die Ausmauerung nur halb erfolgt, so daß nun durch Zuschrägung und Fortschaffung des Sandes eine Art Kellerfenster gewonnen war, durch das der alte Herr in seine letzte Wohnung hineinblicken konnte. Mit Hilfe dieser Zuschrägung wurde auch später der Sarg versenkt. Als der König im Jahre



1844 den schon oben erwähnten Besuch in WuStrau machte, führte ihn der Graf natürlich auch an die Linde, um ihm das eben fertiggewordene Grab zu zeigen. Der König wies auf eine Stelle des Niesensfeldsteins und sagte: „Zieten, der Stein hat einen Fehler!“ worauf der alte Herr erwiderte: „Der drunter liegen wird, hat noch mehr.“

Diese Antwort ist so ziemlich das Beste, was vom letzten Zieten auf die Nachwelt gekommen ist. Einzelne andere Repliken und Urteile, z. B. über die Schadowsche Statue, sowie über Bücher und Bilder, deren Held sein Vater war, sind unbedeutend, oft ungerecht und fast immer schief. Er sah die Sachen zu einseitig, zu sehr von dem bloß Zietenschen Standpunkt an, um gerecht sein zu können, selbst wenn ihm ein feinerer ästhetischer Sinn wenigstens die Möglichkeit gewährt hätte, es zu sein. Dieser ästhetische Sinn fehlte ihm aber völlig. Selber eine Kuriosität brachte er es über die Kuriositätenkrämerei nie hinaus. Sein Wiß und Humor verstiegen sich nur bis zur Luft an der Mystifikation. Den Altertumsforschern einen Streich zu spielen, war ihm ein besonderer Genuß. Er ließ von eigens engagierten Steinmetzen große Feldsteine konkav ausarbeiten, um seine WuStrauer Feldmark zu einem heidnischen Begräbnisplatz avancieren zu lassen. Am Seeufer hing er in einem niedlichen Glockenhäuschen eine irdene Glocke auf, der er zuvor einen Bronzeanstrich hatte geben lassen. Er wußte, daß die vorüberfahrenden Schiffer sie innerhalb acht Tagen stehlen würden. Er hatte sich nicht verrechnet und fand nach drei Tagen schon die Scherben. Solche Überlistungen freuten ihn, und man kann zugeben, daß darin ein Aberchen von der Herzader seines Vaters sichtbar war. Er war unfähig, zu dem Ruhme seines Hauses auch nur ein kleinstes hinzuzufügen, aber er fühlte sich als Verwalter dieses Ruhmes, und dieses Gefühl gab ihm unter Umständen Bedeutung und selbst Würde. Wo er für sich und seine eigenste Person eintrat, in den privaten Verhältnissen des alltäglichen Lebens, war er eine wenig erfreuliche Erscheinung: kleinlich, geizig, unschön in fast jeder Beziehung. Von dem Augenblick an aber, wo die Dinge einen Charakter annahmen, daß er seine Person von dem Namen Zieten nicht mehr trennen konnte, wurde er auf kurz oder lang ein wirklicher Zieten. Er war nicht adlig, aber aristokratisch. Dies aristokratische Fühlen, wenn geglüht in leidenschaftlicher Erregung, konnte auf



Momente zu wahren Adel werden, wie die Kohle in rechter Glut zum Diamanten wird; aber solche Momente weist sein langes Leben nur spärlich auf. Sein Bestes war die Liebe und Verehrung, mit der er ein halbes Jahrhundert lang die Schleppe seines Vaters trug. In diesem Dienste verstieg sich sein Herz bis zum Poetischen in Gefühl und Ausdruck. Auf dem großen Rasenplatz, der die Kirche umgibt, etwa hundert Schritte vom Grabe Hans Joachims entfernt, erhebt sich ein hoher, zugespitzter Feldstein mit einer Eisenplatte, die in den Stein eingelegt ist. Auf dieser Eisenplatte stehen in Goldbuchstaben folgende Worte:

Im Jahre 1851 den 23. April stand an dieser Stelle das Blücher'sche Husaren-Regiment, um den hier in Gott ruhenden Helden, den berühmten General der Cavallerie und Ahnherrn aller Husaren, Hans Joachim von Zieten, in Anerkennung seiner hohen Verdienste durch eine feierliche Parade zu ehren. Ruhe und Friede seiner Asche! Preis und Ehre seinem Namen! Er war und bleibt der Preussen Stolz.

„Ahnherr aller Husaren“ — ein Poet hätt' es nicht besser machen können.



## Karwe

„Vivat et crescat gens Knesebeckiana \*  
in aeternum.“

Unser Weg führt uns heute nach Karwe. Es liegt am Ostufer des Ruppiner Sees, und ein Wustrauer Fischer fährt uns in einer halben Stunde hinüber. Die Ostufer des Sees, wenigstens an seiner südlichen Hälfte, sind reich bewaldet und von malerischer, fast romantischer Wirkung. Ein besonderer Schmuck des Sees an dieser Stelle ist sein dichter Schilfgürtel, der namentlich in Front des Karwer Parkes wie ein Wasserwald sich hinzieht und hier und da eine Breite von hundert Fuß und darüber haben mag. An dieses Schilfufer knüpft sich eine Geschichte, die uns am besten in das starke und frische Leben einführt, das hier ein halb Jahrhundert lang zu Hause war, und von dem ich Gelegenheit haben werde, manchen hübschen Zug zu erzählen.

Es war im Jahr 1785. Der Sohn des alten Zieten auf Wustrau war Kornett im Leibhusaren-Regiment seines Vaters, und der Sohn des alten Knesebeck auf Karwe war Junker im Infanterie-Regiment von Kalkstein, das damals in Magdeburg stand. Der Zufall wollte, daß beide zu gleicher Zeit Urlaub nahmen und auf Besuch nach Haus kamen. Die beiden Nachbarmfamilien lebten auf dem besten Fuß miteinander, und auch die jungen Leute unterhielten einen freundschaftlichen Verkehr. Man sah sich oft und unternahm gemeinschaftliche Partien. Es war im August, See und Himmel waren blau, und der Schilfwald, der sich im Wasser spiegelte, stieg wie eine grüne Mauer aus dem Grunde des Sees auf. An solchem Tage begegneten sich Junker und Kornett am Ufer, plauderten hin und her von der Strenge des Dienstes und von der Lust des Krieges und kamen endlich überein, in Ermangelung wirklichen Kampfes zwischen Karwe und Wustrau eine Seeschlacht aufzuführen. Man machte auch gleich den Plan. Die Karweschen sollten heftig angreifen und die Zietenschen bis nach Wustrau hin zurückdrängen,

\* Das Geschlecht Knesebeck möge ewig wachsen und leben.



dann aber sollten diese sich rekolligieren und die Knesebecks in ihren Schilfwald zurückwerfen. So war es beschlossen; man schied mit herzlichem Händeschütteln und freute sich auf den andern Tag. Die Eltern nahmen auch Anteil, und beide Dörfer waren in Aufregung. Nach Ruppin hin ergingen Einladungen an befreundete Offiziere, Pulver wurde beschafft, und während Kornett und Junker ihre Dispositionen trafen, nahmen die Herrenhäuser von Karwe und Wustrau den Charakter eines Kriegslaboratoriums an, drin allerhand Feuerwerk, Schwärmer, Raketen und Feuerräder in möglichster Eile hergestellt wurden. So kam der ersehnte Abend. Mit dem Schlage neun liefen beide Flotten aus, jede sechs Rähne stark, das Admiralboot voraus. Als man aneinander war, begann die Schwärmerkanonade; vom Ufer her scholl der Jubel einer dichtgedrängten Menschenmenge, und als ein pot à feu \* jetzt seine Leuchtkugeln in die Luft warf, zogen sich verabredetermaßen die Zietenschen nach Wustrau hin zurück. Aber nur auf kurze Distanz. Eh sie noch in die Nähe des Hafens gekommen waren, wandten sie sich wieder, und drei große Raketen fast horizontal über das Wasser hinschießend gingen sie jetzt ihrerseits mit verdoppeltem Ruderschlag zur Attacke über. Die Karweschen hielten einen Augenblick stand, dann begann die Retraite immer eiliger, immer rascher. Die Wustrauschen setzten nach und waren eben auf dem Punkt, die Fliehenden bis in das dicke Schilf hinein zu verfolgen, als ein lautes, staunendes Ah, das vom Ufer her herüberklang, die Verfolgenden stutzig machte und ihre Blicke nach rückwärts lenkte. Die Sieger waren gefangen. Im Karweschen Schilf hatte eine ganze Flotte von Fischerkähnen verborgen gelegen, die der Junker vom Regimente von Kalkstein als Mietstruppe für diesen Tag angeworben und von seinem Taschengelde bezahlt hatte. Es waren Fischerkähne aus Altenfriesack, vierundzwanzig an der Zahl. In langer Linie kamen sie jetzt aus dem Schilf hervor, jeder eine Laterne hoch am Mast, und legten sich quer über den See. Das Lampenlicht war hell genug, die Fischergestalten zu zeigen, wie sie dastanden mit vorgehaltenem Ruder, bereit, jeden Fluchtversuch zu vereiteln. Die Wustrauschen machten gute Miene zum bösen Spiel und sprangen lachend ans Ufer. Nie wurden Gefangene schmeichelhafter begrüßt. Als sie in den Park traten, sahen sie dicht vor dem Herrenhause eine Ehren-

\* Böller.



pforte errichtet, an deren Spitze das von Lichtern umgebene Bild des alten Zieten leuchtete, darunter die Unterschrift: Voilà notre modèle\*. Am andern Tage erhielt der Junker von dem Knesebeck eine Einladung nach Bußtrau. Der alte sechsundachtzigjährige Zieten, der gemeinhin einen grauleinernen Kittel zu tragen pflegte, saß heut in voller Uniform auf seinem Lehnstuhl und rief den eintretenden Junker zu sich heran: „Komm her mein Sohn und küsse mich. Werde so ein braver Mann wie Dein Vater.“ Der Junker trat heran und bückte sich, um dem Alten die Hand zu küssen. Dieser aber legte beide Hände auf den Kopf des Junkers und sprach bewegt: „Gott segne Dich!“

Das ist die Geschichte von der Seeschlacht bei Karwe; sie kann es aufnehmen mit manchem großen Sieg. Wer aber am Ruppiner See zu Hause ist, den freut es zu sehen, was in Dorf und Stadt auf seinem schmalen Uferstreifen an Männern alles gewachsen ist. Welche auf- und niedergehenden Sterne trafen eben damals an den Ufern dieses Sees zusammen! In seinem Lehnstuhl Zieten, der Lieblingsheld unseres Volks, und vor ihm gebückt jener Knesebeck, der dreißig Jahre später den siegreichen Gedanken gebar, daß der Welt-eroberer, der durch keine menschliche Kraft zu besiegende Gegner, nur durch die stille Macht des Raumes, d. h. durch einen russischen Krieg zu vernichten sei. Um dieselbe Stunde aber, wo der Junker vom Regiment von Kalkstein den Segen eines absterbenden Helden empfing, spielte im Superintendentengarten der Stadt Ruppin ein Knabe umher und sah leuchtenden Auges nach den Spitzen der alten Klosterkirche hinüber. Dann kniete er nieder und zeichnete Figuren in den Sand. Dieser Knabe war Karl Friedrich Schinkel.

Auch wir kommen heute von Bußtrau — minder rasch als damals der Kornett von Zieten, aber sicherer — und nähern uns, ohne unsere Rückzugslinie gefährdet zu sehen, durch eine der Straßen, die sich durch den Schilfwald ziehen, dem Holzsteg, an dem die Boote anzulegen pflegen. Wir springen ans Ufer und befinden uns in dem Park von Karwe. Er ist ziemlich groß, mit vielem Geschmack und in einem einfach edlen Stil angelegt — das Ganze vorwiegend eine Schöpfung unseres „Junkers vom Regiment von Kalkstein“, des am 12. Januar 1848 verstorbenen Feldmarschalls von dem Knesebeck. Dieser ausgezeichnete Mann wird überhaupt den Mittelpunkt

\* Hier ist unser Vorbild.



alles dessen bilden, was ich in weiterem zu erzählen habe, da er wie der Hauptträger des Ruhmes der Familie so auch zugleich derjenige ist, der am segensreichsten an dieser Stelle gewirkt und den toten Dingen entweder den Stempel seines Geistes aufgedrückt oder ihnen durch irgendeine Beziehung zu seiner Person zu einem poetischen Leben verholfen hat.

Wir haben den Park seiner Länge nach passiert und stehen jetzt vor dem Herrenhause. Es ist eine jener Flügelbauten, wie sie dem vorigen Jahrhundert eigentümlich waren, und erinnert in Form und Farbe an das Radziwillische Palais in Berlin, das jeder meiner Leser kennen wird. Das letztere ist größer und hat mehr Rokoko-schmuck an seiner Fassade. Auch das Eisengitter, das den Hofraum abschließt und die Flügel verbindet, fehlt dem Karweschen Herrenhause, das aber dafür seinerseits wie in Blumen steht und an seinem Eingange von zwei Molosserhunden in Erzguß flankiert wird. Trotz der Blumenfülle, die den Grasplatz zwischen den Flügeln überdeckt, ja trotz der Pfauenstange, die vom Hof her über das Dach hinwegragt, und auf deren höchster Spitze die schönen, farbenprächtigen Tiere sitzen, ruft das Herrenhaus einen ernsten, beinahe düstern Eindruck hervor und macht einem auch ohne praktische Probe die Versicherung glaubhaft, daß es ein Spukhaus sei. Leider entbehrt die überlieferte Spukgeschichte selbst aller charakteristischen Züge und paßt insofern schlecht nach Karwe hin, wo einem alles andere plastisch bestimmt, gut motiviert und voll fesselnder Eigentümlichkeit entgegentritt. Die übliche hohe Frau, deren schwarze Seide durch die Zimmer rauscht; das übliche Poltern, Numoren und Türenklappen; der traditionelle Seufzer, womit die Erscheinung verschwindet — nicht Besonderes, nichts Abweichendes. Niemand weiß, wer die schwarze Dame ist, und wer es weiß, will es vielleicht nicht wissen. Ihrer Erscheinung fehlt das bestimmte, historische Fundament, jener dunkle Fleck, ohne den es keine Gespenster und keine Gespenstergeschichten gibt.

Karwe gehört den Knesebecks in der vierten Generation. Der Urgroßvater des jetzigen Besitzers kaufte es im Jahre 1721 von dem Vermögen seiner Frau und errichtete das Bohnhaus, das wir, wenn auch verändert und erweitert, noch jetzt vor uns erblicken. Die Umstände, die diesen Kauf und Bau begleiteten, sind zu eigentümlicher Art, um hier nicht erzählt zu werden. Der Urgroßvater



Karl Christoph Johann von dem Knesebeck, zu Wittingen im Hannoverschen geboren, trat früh in preußische Kriegsdienste. Er war ein großer, starker und stattlicher Mann, aber arm. Die Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. indes war just die Zeit, wo das Verdienst des Großseins die Schuld des Armseins in Balance zu bringen wußte und gemeinhin noch Überschüsse ergab. Karl Christoph Johann war sehr groß, und so erfolgte alsbald eine Kabinettsorder, worin die reiche Witwe des Generaladjutanten von Köppen, eine geborne von Bredow, angewiesen wurde, den Oberstleutnant von dem Knesebeck zu ehelichen. Die Hochzeit erfolgte, und Karwe wurde vom Gelde der reichen Frau gekauft. Aber die Gnadenbezeugungen gegen den stattlichen Oberstleutnant hatten hiermit ihr Ende noch nicht erreicht. Im Kopfe des Königs mochte die Vorstellung lebendig werden, daß eigentlich die reiche Witwe bis dahin alles und die Gnade Seiner Majestät sehr wenig getan habe; so versprach er denn, dem jungen Paar ihr neues Wohnhaus in Karwe einzurichten und sogar zum Aufbau desselben die Balken und den Kalk zu liefern. Bald stand das Haus da, und die innere Einrichtung, die Möblierung erfolgte mit so viel Munifizenz, wie es dem sparsamen und schlicht gewöhnten König nur immerhin möglich war. Selbst königliche Familienporträts, zum Teil von der Meisterhand Pesnes, wurden geliefert und in einem Empfangssaal des ersten Stockes in das Mauerwerk eingefügt. Wir werden gleich sehen, wie wichtig es für den neuen Besitzer von Karwe war, diese stattliche Bilderreihe nicht aufgehängt, sondern eingemauert zu haben. Es waren nämlich kaum einige Monate ins Land gegangen, als ein großer Planwagen vor dem Knesebeckschen Hause erschien und mit ihm zugleich die Order, das durch königliche Munifizenz erhaltene Ameublement wieder zurückzuliefern. Es waren nicht die Zeiten, um solcher Order irgendwelchen erheblichen Widerstand entgegenzusetzen, und die Spiegel und Tische und Kommoden, die der gebornen von Bredow bereits lieb und teuer geworden waren, versanken alsbald zwischen den Heu- und Strohbündeln des draußen harrenden Wagens. Was zu dieser Order geführt hat, ob einfach Laune oder aber die ökonomische Erwägung, „daß der von Knesebeck nunmehr reich genug sei, um sich auch ohne geschenkte königliche Möbel behelfen zu können“, ist nie bekanntgeworden. Der Planwagen kam nie wieder; zurückgelassen hatte er nur die ein-



gemauerten Bilder und einen alten Eichentisch, den seine Unscheinbarkeit rettete, mit deren Hilfe er dem Knesebeck'schen Hause bis diesen Tag erhalten worden ist.

Wir treten nun an den Hunden des Phidias (den Molossern) vorbei in das Haus selber ein. Das erste Zimmer mit der Aussicht auf den Park ist das Bibliothekzimmer. Auf schlichten Regalen stehen schlichte Einbände, keine Goldschnittsliteratur zum Ansehen, sondern Bücher zum Lesen, „Krieger für den Werkeltag“. Es sind Bücher und Broschüren, die der alte Feldmarschall in seinem achtzigjährigen Leben gesammelt hat, und über deren Inhalt und Richtung seine eigenen Worte Auskunft geben mögen: „Mit meinen Studien in Geschichte, Philosophie und schönen Wissenschaften ging es besser; sie interessierten mich über alles, besonders Geschichte und Lebensbeschreibungen, zu denen auch bis ins späte Alter mir die Neigung geblieben ist.“ Die poetische Grundanlage des alten Herrn spricht sich in diesen Worten aus; hätte es je eine schaffende dichterische Natur gegeben, der nicht Biographien und Memoiren die liebste Lektüre gewesen wären! —

Aus dem Bibliothekzimmer tritt man in das dahintergelegene Empfangs- und Familienzimmer. Es hat die Aussicht auf die Hof- und Stallgebäude; Tauben sitzen auf den Fenstersimsen, und in der Mitte des Hofes steigt die Pfauenstange wie ein tropischer Wunderbaum hoch in die Luft. Das Zimmer ist groß und geräumig und macht vor allem den Eindruck behaglichen Geborgenseins. An Bildern weist es nichts von besonderem Interesse auf, außer einer Ansicht von Schloß Tilsen, dem alten Familiensitz (in der Nähe von Salzwebel) der Knesebecks. Die eigentliche Sehenswürdigkeit dieses Zimmers ist jener alte Eichentisch, dessen Unscheinbarkeit ihn vor der Versenkung in den Planwagen rettete. Und doch war dies schlichte Wirtschaftsstück das eigentliche chef d'œuvre\* des Ameublements, wenn auch damals nicht, so doch jetzt. Dieser Tisch nämlich bildete einen Teil jener langen Tafel, an der die Sitzungen des Tabakskollegiums gehalten wurden. Es existieren ihrer nur noch zwei, dieser Knesebeck'sche in Karwe und ein Zwilling'sbruder desselben in Potsdam. Eine Decke von braunem schweren Seidenzeug verhüllt wie billig die eichene Derbheit dieses nicht salonfähigen Möbels, dessen Konstruktion ganz eigentümlicher Art ist.

\* Hauptstück.



Die Platte besteht aus zwei abgestuften Dreiecken und ruht auf sechs Füßen, deren Stellung untereinander wiederum zwei Dreiecke bildet. Verbindungshölzer und Eisenkrampen halten das Ganze zusammen und stellen einen Bau her, der allen Anspruch darauf hatte, übersehen zu werden, als die Trumeaux\* hinausgetragen wurden.

Links neben dem Empfangssaal befindet sich das Arbeitszimmer des gegenwärtigen Besitzers. Es ist sehr klein, etwas geräuschvoll gelegen und selbst zur Nachtzeit jener Ruhe entbehrend, ohne die es kein eigentliches Studium gibt. Die Dame im schwarzen Seidenkleid nämlich beginnt von hier aus ihren Rundgang durch das Haus, und es ist begreiflicherweise nicht jedermanns Sache, um die zwölfte Stunde ruhig ein Buch zu lesen, wenn man fürchten muß, die schwarze Frau steht hinter einem und liest mit, wie zwei Leute, die aus einem Gesangbuch singen.

Über dem Schreibpult im selben Zimmer hängt ein sehr gutes Crayonporträt\*\* des Feldmarschalls, und auf einem Tischchen daneben steht ein porzellanenes Schreibzeug mit einer Rosengirlande, ein Geschenk vom alten Gleim, der dem Feldmarschall in seinen Leutnantstagen nah befreundet war.

Zur Rechten des Empfangszimmers ist der Speisesaal. Hier befinden sich neben anderen Schildereien vier Familienporträts: zunächst der Ahnherr dieses Hauses, einem Grabsteinrelief nachgebildet, das sich in der Kirche zu Hannoverisch-Wittingen bis diesen Tag erhalten hat. Unmittelbar darunter hängen die Bilder vom Urgroßvater und Großvater des jetzigen Besitzers, von denen wir den ersteren als stattlichen, reich verheirateten Oberstleutnant bei der Garde, den andern als Vater des Junkers vom Regiment von Kalkstein bereits kennengelernt haben. Er war bei Kollin durch Arm und Leib geschossen worden und derselbe, auf den der sterbende Zieten die Worte bezog: „Gott segne Dich und werde so brav wie Dein Vater.“ Unter diesen beiden Porträts hängt das vortrefflich ausgeführte Ölbild des Feldmarschalls von dem Knesebeck, damals (während der Befreiungskriege) noch Generalleutnant in der Okkupationsarmee. Das Bild zeigt in seiner linken Ecke den Namen: „Steuben; Paris, 1814“, kurze Worte, die besser als jede Beschreibung für den Wert des Bildes sprechen.

Aus dem Speisesaal treten wir in das angrenzende Wohnzimmer,

\* Pfeilerspiegel. \*\* Bleistiftzeichnung.



wo über dem Schreibtisch der Dame vom Hause eine Kopie jenes berühmten Correggioschen Christuskopfes auf dem Schweißtuche der heiligen Veronika unsere Aufmerksamkeit fesselt. Das Original bildet jetzt bekanntlich eine Zierde unseres Berliner Museums. Früher hing es im Wohnzimmer zu Karwe an derselben Stelle, die sich jetzt mit der bloßen Kopie behelfen muß. Interessant ist es, wie das Original in den Besitz der Familie kam. Der Feldmarschall bereifte unmittelbar nach dem Kriege Italien und kam nach Rom. Kurz vor seiner Rückreise wurde ihm von einem Trödler ein Christuskopf zum Verkauf angeboten, dessen hohe Schönheit auch seinem Laienauge auf der Stelle einleuchtete. Er kaufte das Bild für eine ansehnliche Summe. Kaum war er im Besitz desselben, als sich das Gerücht verbreitete, eins der italienischen Klöster sei beraubt worden — der Correggiosche Christuskopf auf dem Schweißtuch der heiligen Veronika sei fort. Der nächste Tag brachte die amtliche Bestätigung, und Belohnungen wurden ausgesetzt für die Wiederbeschaffung und selbst für den Nachweis des berühmten Gemäldes. Der damalige Generalleutnant begriff die Gefahr und traf seine Vorkehrungen. Das Bild wurde in ein Wagenkissen eingenäht; der glückliche Besitzer, der bis dahin kaum selbst gewußt haben mochte, was er besaß, nahm auf seinem neuen Schätze Platz und brachte so sein schönes Eigentum über die Alpen. Ich kann nicht sagen, wie lange das Bild in Karwe blieb; mutmaßlich nur kurze Zeit. Das Haus Knesebeck, das zu Anfang des 18. Jahrhunderts von den Hohenzollern ein halbes Duzend Familienporträts geschenkt erhalten hatte, nahm zu Anfang des 19. Jahrhunderts Veranlassung, dem königlichen Hause ein Gegengeschenk zu machen, und warf (in aller Pietät gegen die Hohenzollern sei es gesagt) einen Correggioschen Christuskopf gegen sechs Pesnesche Kurfürsten siegreich in die Waage. Friedrich Wilhelm III. akzeptierte in Gnaden das Geschenk seines Generalleutnants und willigte gern in Erfüllung des einen Wunsches, den Knesebeck bei Überreichung des Bildes geäußert hatte, daß dasselbe nämlich unwandelbar in der königlichen Hauskapelle verbleiben möge. Diese Zusage ist aber im Laufe der Jahre entweder vergessen oder aus Hohenzollernscher Humanität, die nichts Schönes für sich allein haben mag, absichtlich geändert worden. Das Bild gehört nicht mehr der Hauskapelle, sondern wie jedermann weiß dem Bildermuseum an. Nur bei Gelegenheit der Taufe



des jungen Prinzen Friedrich Wilhelm, dessen Geburt im Januar 1859 alle loyalen Herzen in Stadt und Land mit Freude füllte, kam auch der Correggio zu seinem zugesagten Recht und wandelte auf vierundzwanzig Stunden aus den Sälen des Museums in den prächtigen Kuppelbau der Schloßkapelle hinüber.

Wir machen von den Zimmern des Erdgeschosses aus noch einen Rundgang durch die Räume des oberen Stockwerkes, inspizieren im Hof den historischen alten Kaleschwagen, in dem der damalige Oberst von dem Knesebeck die berühmte Reise nach Petersburg antrat, um dem Kaiser Alexander zuzurufen: „Krieg und wieder Krieg! Die Quadratmeilen Rußlands sind die Rettung Europas!“ — und kehren dann in das Empfangs- und Familienzimmer zurück, dessen bequeme Polsterstühle zu einer kurzen Rast einladen. In diesem Zimmer pflegte der alte Feldmarschall, beide Hände auf dem Rücken, den kurzen Samtrock durch eine Schnur zusammengehalten, mit großen Schritten auf und ab zu schreiten. Hier war die Arbeitsstätte seiner Gedanken, hier, wo er in besten Mannesjahren sein Gehirn zersonnen hatte, wie Rettung zu schaffen und dem Feinde seines Landes, dem Feinde alles Lebens siegreich beizukommen sei. Und hier fand er es. Hören wir, was er selbst darüber schreibt: „Die Karte von Rußland kam nicht von meinem Pult. Ich sah die unermessliche Fläche, berechnete die möglichen Märsche des Eroberers und siehe da, die beiden großen Alliierten Rußlands: der Raum und die Zeit traten mit einer Lebendigkeit vor meine Seele, die mir keine Ruhe mehr ließ. Zur Gewißheit wurde es mir: so ist er zu besiegen und so muß er besiegt werden.“

Wir alle wissen jetzt, wie praktisch-richtig das poetisch Geschaute jener nächtlichen Stunden gewesen ist. Das glänzendste Zeugnis aber stellt unserem Knesebeck sein Gegner selber aus. Dieser hatte den Knesebeck'schen Plan gekannt, aber ignoriert. Im Frühjahr 1813 fand folgende Unterhaltung zwischen Napoleon und dem Grafen St. Marsan (bis dahin Gesandter am preussischen Hofe) statt. Der Kaiser: Erinnern Sie sich noch eines Berichtes, den Sie mir im Jahre 1812 von einem gewissen Herrn von Knesebeck geschickt haben? St. Marsan: Ja, Ew. Majestät. Der Kaiser: Glauben Sie, daß er im gegenwärtigen Kriege mitfechten wird? St. Marsan: Allerdings glaub' ich das. Der Kaiser: Der Mensch hat richtig vorausgesehen, und man darf ihn nicht aus dem Auge verlieren.



So Napoleon im Frühjahr 1813. Andere Zeiten kamen, der sechs- und vierzigjährige Oberst von dem Kneesebeck war ein Siebziger geworden, und statt der Karte von Rußland und vorausberechneter Märsche und Schlachten, lagen nun die Memoiren derer auf dem Tisch, die damals mit ihm und gegen ihn die Schlachten jener Zeit geschlagen hatten. Nach einer Epoche reichen, tatkräftigen Lebens war auch für ihn die Zeit philosophischer Betrachtung gekommen. Die Leutnantstage von Halberstadt wurden ihm wieder teuer, das Bild des alten Gleim trat wieder freundlich nickend vor seine Seele, und der Mann, der zeitlebens wie ein Poet gedacht und gefühlt hatte, fing als Greis an, auch jenem letzten zuzustreben, das den Dichter macht — der Form. Ähnlich wie Wilhelm von Humboldt in Tegel so saß der alte Kneesebeck auf seinem väterlichen Karwe und beschloß ein gedankenreiches Leben mit dem Konzipieren und Niederschreiben von Sinn- und Lehrgedichten, von Episteln und Epigrammen.

Sprecht mir doch nur immer nicht:  
 „Für die Nachwelt mußt du schreiben!“  
 Nein, das laß ich weislich bleiben,  
 Denn es lohnt der Mühe nicht.  
 Was die alte Klatsche spricht,  
 Die ihr tituliert Geschichte,  
 Bleibt, besch'n beim rechten Lichte,  
 Doch nur Fabel und Gedicht,  
 Höchstens ein Parteigericht.

Das klingt hart, aber wenn irgendeiner kompetent war, zu urteilen, so war er es. Es nimmt der Wahrheit seines Ausspruches nichts, daß eine leise Bitterkeit oder ein Wort der Resignation seine Sentenzen gelegentlich färbte:

Wie du gelebt, so geh zu Grabe,  
 Still, prunklos, wenig nur gekannt.  
 Was du für Welt, für Vaterland,  
 Für andre hier getan, sei stumme Gabe —  
 Des Gebers Name werde nie genannt.

So schrieb er am Abend seines Lebens. Bis tief in die Nacht hinein saß er an seinem Pult. Die schwarze Frau kam und ging, aber



das Knistern ihrer Seide störte ihn nicht, ebensowenig wie das Knistern im Kamin; er, der dem großen Gespenst des Jahrhunderts mit siegreichem Gedanken entgegengetreten war, war schußfest gegen die Geister. Ein Jahr vor seinem Tode ward er Feldmarschall. Drei Jahre früher war ihm ein erster Enkel geboren worden, zu dessen Taufe der König versprochen hatte, nach Karwe zu kommen. Er kam nicht, aber statt seiner traf ein Entschuldigungsbrief ein, dessen Namenszug mit Hilfe eines angehängten Schnörkels in ein Wickelkind auslief. Vor diesem Wickelkind, das natürlich den kleinen Knesebeck repräsentieren soll, steht der König selbst (ein wohl gelungenes Porträt von königlicher Hand) und macht dem Täufling seine Verbeugung; darunter die Worte: „Vivat et crescat gens Knesebeckiana in aeternum.“

Wir verließen das Empfangszimmer und traten wieder in den Park. An einer der schönsten Stellen desselben hatte uns die Gärtnersfrau ein Nachmittagsmahl serviert: saure Milch mit jener chamois\*farbenen Sahnenschicht, die den Residenzler mit allem Zauber der Neuheit berührt. Um uns her als stumme Zeugen unserer Freude standen einundzwanzig Edeltannen und neigten sich gravitätisch im Abendwind. Diese einundzwanzig Tannen pflanzte der alte Feldmarschall im Sommer 1821, als die Nachricht nach Karwe kam, daß Napoleon auf St. Helena gestorben sei. Auch das Datum seines Todes schuf noch eine letzte Berührung zwischen den alten Gegnern; der 5. Mai war der Geburtstag Knesebecks, wie er der Todestag Napoleons war. Unter den Papieren des Feldmarschalls aber fanden sich folgende Zeilen, die der Ausdruck seines Lebens und vielleicht ein treffendes Motto märkischen Adels sind:

Mit dem Schwerte sei dem Feind gewehrt,  
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt;  
Frei im Walde grüne seine Lust,  
Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust.  
Das Geschwäg der Städte soll er flieh'n,  
Ohne Not von seinem Herd nicht zieh'n,  
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht,  
Das ist Adels Sitt' und altes Recht.

\* hellgelb.



## Nadensleben

Es ist so still; die Heide liegt  
Im warmen Mittagssonnenstrahle.

Th. Storm

Erst hab' ich weniger auf dich geachtet,  
Jetzt siehst du mich vor deiner Größe beben,  
Seit ich „Mariä Himmelfahrt“ betrachtest.

Platen

Nicht unmittelbar am Ruppiner See, vielmehr eine halbe Meile landeinwärts liegt Nadensleben, seit zweihundert Jahren oder etwas länger ein Quastisches Gut.

Der ursprüngliche Besitz der Quaste, oder „Quäste“, lag und liegt noch im Westen des Ruppiner Sees am fruchtbaren Rande des Rhinluches hin. Garz, Bichel, Rohrlack sind altquastische Güter, von denen ich in einem spätern Abschnitt dieses Buches erzählen werde; aber über das am Ostufer des Sees gelegene Nadensleben sei schon an dieser Stelle berichtet. Alexander Ludolf von Quast erstand es bald nach Schluß des Dreißigjährigen Krieges und gründete neben der Garzer Linie die Linie Nadensleben. Sie blüht bis diesen Tag. In einem Zimmer des Herrenhauses auf dunkelrotem Hintergrund hängt, streng und ernst, das Bildnis Alexander Ludolfs.

Nadensleben, das wir in wenig mehr als viertelstündiger Fahrt von Karwe aus erreichen, gilt als eines der schönsten Güter der Grafschaft. Zu weiten Acker- und Wieseflächen gesellen sich große Forstbestände, die sich zum Teil bis in die Rheinsberger Gegend hin erstrecken. Was uns indes ein besonderes Interesse an diesem schönen Gute nehmen läßt, das ist begreiflicherweise ein andres, das ist zunächst die poetische, beinah absolute Stille, die ihren Zauberkreis um dies Stück Erde zieht.

Das Ruppiner Land ist überhaupt eine von den stillen Landschaften unsrer Provinz — die Eisenbahn streift es kaum an seiner Westecke, und die großen Fahrstraßen laufen nur eben an seiner Grenze hin; aber die stillste Stelle des stillen Landes ist doch das Ostufer des schönen Sees, der den Mittelpunkt der Grafschaft bildet und von ihr den Namen trägt. Durchreisende gibt es hier nicht, jeder dem man begegnet ist hier zu Haus. Es herrscht hier kein andrer Verkehr als der Verkehr der Dörfer untereinander, und es



bleibt fraglich, ob selbst das „Handwerksburschentum“ in andern als in verschlagenen Exemplaren an dieser Stelle betroffen wird.

Die Verhältnisse haben hier eine Isolierung, und die Isolierung hat wie von selbst eine Art Insel geschaffen. Offen, jedem zugänglich liegt sie da aber — die Wege führen daran vorüber.

Ruppín (die Stadt) zieht sich am Westufer des Sees hin.

Hätte man von Osten her, wie oft geplant wurde, die breite Fläche überbrückt oder zu überbrücken vermocht, so würde die Oststraße, die zugleich die Berliner Straße, d. h. die direkte Verbindung mit der Hauptstadt ist, ihren Weg mitten durch das unberührte Stück Land hindurch genommen haben. Da dieser Brückenbau aber unterblieb, so unterblieb auch der entsprechende Weg, und dem Verkehr blieb nichts übrig, als den langgestreckten See, statt ihn in seiner Mitte zu durchschneiden, an seiner Nord- oder Südspitze zu umfahren. Um dies mit Vorteil zu können, durfte der Verkehrsweg aber nicht bis an das Ufer des Sees hinangeführt werden, und schon eine Meile vorher, nach Nord und Süd hin sich gabelsförmig teilend, entstand zwischen den Zinken der Gabel jenes Radenslebner Dreieck.

Noch einmal, keine „Passanten“ hier; es legt hier nur an, wer hier landen will.

Wir sind unter diesen und fahren eben in die breite, mit prächtigen Bäumen besetzte Dorfstraße ein. An der Kirche vorüber, halten wir vor dem alten Herrenhause, einem geräumigen aber anspruchslosen Bau, dessen Fachwerkwände die schlichte Art des vorigen Jahrhunderts zeigen. Ein traulich wohnlicher Zug ist um das Ganze her, der wächst, wenn wir von der Dorfseite her das Haus umschreiten, und die Freitreppe hinan in den Flur des Hauses eintreten. Wir erkennen bald, daß das Haus nach guter märkischer Art tüchtiger ist, als es von außen her erschien; wir erkennen, daß die Fachwerkwände nur eine Hülle sind, hinter der sich die massiven Mauern eines ältern Baues verbergen, und wir gewahren auch, freilich halb überrascht, daß diese Mauern ein Stück Schönheit umschließen: die doppelarmige Treppe, die breit und mit niedrigen Stufen ansteigend nach rechts und links hin auf die Korridore des oberen Stockwerks ausmündet.

Es ist warm, und wir nehmen in der Halle, deren Türen weit offenstehen, Platz, um die Wohlthat von Luft und Licht und den



vollen Blick in die Anlagen des Gartens zu haben. Eine künstlerische Hand hat hier die Linien gezogen — wir blicken über Kies und Wiese und Wasser hinweg in ein engbegrenztes, von Girlanden durchzogenes Panorama hinein, und leise, aber immer wiederlehrend, tritt die Frage an uns heran: wer war hier tätig? wer schuf diese Durchsichten? wer richtete diese Statuen auf, und wer gab ihnen die malerischste Stelle?

Die Antwort gibt sich bald, aber freilich nur um andern Fragen Platz zu machen.

Wir haben eben die Plätze im Vorflur aufgegeben, und von freundlicher Hand geführt treten wir alsbald in eine fremde Welt ein, die vielleicht allerorten hierlandes überraschen würde, aber am meisten hier, wo wir den Eindruck haben, das Leben draußen schlug nie an diese Ufer.

In der Vorhalle, den Blick auf den Garten gerichtet, hatten wir zwischen den Bildern des „alten Blücher“ und des „großen Königs“ gefessen — das war gut märkisch; jetzt aber die Zimmerreihen beider Stockwerke passierend verlieren wir mehr und mehr den heimatischen Boden unter den Füßen, die Beziehungen werden immer leiser, die Brücken immer luftiger, endlich fehlen sie ganz, und die Ferne steigt vor uns auf.

Da ist eine Landschaft von Blechen, schön, prächtig, fremdländisch; der heiße Sonnenschein liegt auf dem schattenlosen Marktplatz von Navello, blau dehnt sich das eingebuchtete Meer, an dessen Horizont der Kuppelturm der Maria di Gradillo emporsteigt. Der Gegenstand gehört der Fremde an, aber wir finden die Brücke zu Blechen hinüber. Er war unser Landsmann. Da sind Jugendarbeiten von Schinkel; da ist ein kostbares Blatt Bouterwecks „Erinyen, die den Leib Rhytemnästras zum Orkus tragen“ — wohlan, der Zufall geht seine Wege, wer weiß, welcher Windstoß dies Blatt hier niederwehte.

Kein Zufall. Ein einzelnes Blatt konnte hier niederfallen, aber nicht diese Reihe von Bildern und Blättern, die jetzt von Zimmer zu Zimmer immer wunderbarer zu uns sprechen. Blechen und Schinkel und Bouterweck — Fäden des Zusammenhangs mit dem Ort, an dem wir weilen, lassen sich finden; aber nun, noch einmal sei es ausgesprochen, entfällt der Faden unsrer Hand, und aus der Gegenwart und ihren Schöpfungen heraus treten wir in fern Zu-



rückliegendes ein. Die Mark ist wie ein Nebelbild zerflossen, und die goldnen Tore Italiens tuen sich auf. Die besten Namen, die vor Perugino und Raphael gegläntzt, die Väter moderner Malerei, hier sprechen sie zu uns. Giotto und Giotto, Fiesole und Dragagna, Fra Bartolomeo und Pietro Spinello Aretino, die beiden Lippis (Filippo und Filippino), vor allem der mächtige Mantegna — alle die groß waren, eh' der größere kam, sie sind hier um uns versammelt. Die Welt der Madonnen erschließt sich uns, und aus ihren goldnen Rahmen niederblickend tun sie, was sie immer taten, und lächeln Freudigkeit, Hoffnung, Vertrauen in alle Herzen, die danach ausblicken. Auch in unsres. Da ist eine „Madonna, anbetend vor dem Kinde“, ein Terrakottarelieff von Luca della Robbia; da ist eine zweite (mit einem Stieglitz auf dem Händchen des Christkinds) in der lieblich naiven Art Filippino Lippis; hier fällt das faltenreiche, lang herabwallende Kopftuch über die ernsten, hoheitkündenden Züge der „Himmelskönigin“, wie Fra Bartolomeo die Jungfrau gemalt; hier breitet eine Madonna Giovannis da Milano ihren schwarzen, mit Rot und Goldbrokat gefütterten Mantel um Päpste, Mönche und Heilige aus und erhebt sich, um ihre Schützlinge gen Himmel zu tragen. Selbst das große Bild in der Kirche „Annunziata“ zu Florenz, das alljährlich nur einmal dem anbetenden Volke gezeigt wird — künstlerische Begeisterung hat nach flüchtigem Schaun die schönsten Köpfe festzuhalten gewußt, und die hinweggelauchten Bildnisse Marias und des verkündenden Engels, sie haben jetzt eine Stätte in dem stillen Herrenhause der stillen Grafschaft.

Manches Kunstwerk wohl, von dem die Welt nichts weiß, verbirgt sich in märkischen Dörfern. Grabdenkmälern von Rauch und Schadow, von Canova und Thorwaldsen bin ich begegnet, Bilder aller Länder und Schulen seit Papst Julius' Tagen hab' ich gesehn — aber Bilder aus den Tagen der Kindheit und der Keuschheit aller modernen Kunst, solche Bilder hat nur Radensleben. Kein andres märkisches Dorf kennt Fiesole und Mantegna; am wenigsten hat es sie.

Da sind wir wieder in der Halle; Kühle ist um uns her, und wir blicken noch einmal nieder in den Park, hinter dessen Bäumen die Abendröte glüht. Seine fein gezogenen Linien überraschen uns nicht länger. Wo Madonna weilt, da weilt die Schönheit.



## Neuruppin

1

### Ein Gang durch die Stadt. Die Klosterkirche

Lieblieh weht's vom See herüber,  
Leise, langsam, wie verdrossen  
Ziehen still die Wolken drüber,  
Gleichen Schritts mit unsern Rossen . . .  
Drüben liegt im Sonnenscheine  
So ein alt und sauber Dörchen,  
Kirch' und Turm von rotem Steine,  
In der Mauer Ausfallpfortchen.

George Heisekiel

Wir kennen jetzt das Süd- und Ostufer des Ruppiner Sees, haben Bustrau und Karwe und Radensleben durchstreift und schicken uns nun an, der alten Hauptstadt dieses Landesteiles unseren Besuch zu machen, der Stadt Ruppin selbst, die dem See, woran sie liegt, wie der ganzen Grafschaft den Namen gegeben hat. In schräger Linie kreuzen wir, nachdem wir Karwe und seine Uferstation wieder erreicht haben, die an dieser Stelle ziemlich breite Fläche, laben uns, die Julisonne zu unseren Häupten, an der feuchten Kühle des Wassers und traben endlich nach glücklicher Landung in offenem Wagen die kahle, staubige Chaussee entlang, unsere Regenschirme als Schutz- und Schattendächer über uns. Grau wie die Müllertiere erreichen wir die Stadt, sehen mit geblendeten Augen wenig oder nichts und atmen erst auf, als wir vorm Gasthofe zum Deutschen Hause halten und freundlich bewillkommt in die Kühle des Flures treten. Moselwein und Selterwasser stellen bald unsere Lebensgeister wieder her und geben uns Mut und Kraft, eine erste Promenade zu machen und dem Pflaster der Stadt zu trohen. In unseren dünnsöhligen Stiefeln werden wir freilich mehr denn einmal an jenen mecklenburgischen Gutsbesitzer erinnert, den seine revoltierenden Hintersassen auf spizen Steinen hatten tanzen lassen.

Die Stadt Ruppin hat eine schöne Lage — See, Gärten und der sogenannte „Ball“ schließen sie ein. Nach dem großen Feuer, das nur zwei Streifen am Ost- und Westrande übrig ließ (wie man von einem runden Brot die beiden Ranten übrig läßt), wurde sie



in einer Art Residenzstil wieder aufgebaut. Lange, breite Straßen durchschneiden die Stadt, nur unterbrochen durch stattliche Plätze, auf deren Areal unsere Vorvordern selbst wieder kleine Städte errichtet hätten. Für eine reiche Residenz voller Paläste und hoher Häuser, voll Leben und Verkehr mag solche Anlage die empfehlenswerteste sein; für eine kleine Provinzialstadt aber ist sie bedenklich. Sie gleicht einem auf Auswuchs gemachten Staatsrock, in den sich der Betreffende nie hineinwachsen kann. Dadurch entsteht eine Ode und Leere, die zuletzt zu dem Gefühl einer versteinerten Langeweile führt.

Die Billigkeit erheischt hinzuzufügen, daß wir es unglücklich trafen: das Gymnasium hatte Ferien und die Garnison — Mobilmachung. So fehlten denn die roten Kragen und Aufschläge, die etwa wie die zinnoberfarbenen Jacken auf allen Cunypfchen Bildern in unserm farblosen Norden dazu berufen scheinen, der etwas monotonen Landschaft Leben und Frische zu geben. Alles war still und leer; auf dem Schulplatz wurden Betten gesonnt — es sah aus, als wollten sie die ganze Stadt auffordern, sich schlafen zu legen.

Aber nicht die Ode und Stille der Stadt sollen uns beschäftigen, sondern ihre Sehenswürdigkeiten, klein und groß. Treten wir unsere Wanderung an. Vor dem malerisch im Schatten hoher Linden gelegenen Rathhaus, in dessen Erdgeschosß sich auch die Hauptwache befindet, ruht auf leichter Lafette eine 1849er Kriegstrophäe, während weiter abwärts in Front des stattlichen Gymnasialgebäudes (auf das wir weiterhin in einem eigenen Kapitel zurückkommen) das Bronzebildnis König Friedrich Wilhelms II. aufragt, das die Stadt ihrem Wohltäter und Wiedererbauer errichtete. Es heißt, es sei dies die einzige Statue des Königs im ganzen Preußenlande, König Friedrich Wilhelm II. besitze kein zweites Denkmal. Wenn dem so ist, dann um so besser, daß keine politische Erwägung, keine moralische Überhebung mit zu Räte saß, als vor etwa vierzig Jahren bürgerliche Dankbarkeit einfach aussprach: „Wir schulden ihm ein Denkmal, weil er unser Wohltäter war, und gedenken diese Schuld zu zahlen.“ Die Statue, in etwas mehr denn Lebensgröße, ist eine Arbeit Friedrich Tiecks. Gedanklich ist sie ziemlich unbedeutend und alltäglich, zeigt aber doch in Form und Haltung jenes Maß und jene Einfachheit, die, wo andere Vorzüge fehlen, selbst schon als Vorzug gelten mögen.



Mehr als dies Denkmal nimmt unsere Aufmerksamkeit die alte Klosterkirche in Anspruch, die sich an der Ostseite der Stadt in unmittelbarer Nähe des Sees erhebt und das einzige Gebäude von Bedeutung ist, das von dem großen Feuer von 1787 verschont wurde. Diese Klosterkirche ist ein alter, in gotischem Stile ausgeführter Backsteinbau aus dem Jahre 1253; sie gehörte zu dem unmittelbar daneben gelegenen Dominikanerkloster, von dem seit Restaurierung der Kirche auch die letzten Spuren verschwunden sind. Aber diese Restaurierung gibt eine die halbe Wand des Kirchenschiffs bedeckende Inschrift folgende Auskunft: „Dieses Gotteshaus wurde seit dem Jahre 1806 wiederholt durch feindliche Truppen entweiht und verfiel während des Krieges dergestalt, daß es über dreißig Jahre nicht für den öffentlichen Gottesdienst benutzt werden konnte. Durch königliche Gnadenwohlthat wurde dieses erhabene Denkmal echt deutscher Kunst und Frömmigkeit seiner eigentlichen Bestimmung zurückgegeben, indem es auf Befehl Sr. Majestät Friedrich Wilhelms III. wiederhergestellt und in Gegenwart seines Nachfolgers Sr. Majestät Friedrich Wilhelms IV., feierlich eingeweiht wurde am 16. Mai 1841.“

Aber dieser Inschrift befindet sich eine andere aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, worin die Überweisung dieser Kirche seitens des Kurfürsten Joachims II. an die Stadt Ruppin ausgesprochen wird. Noch andere Inschriften teils in deutscher, teils in lateinischer Sprache, gesellen sich hinzu und mindern in etwas den Eindruck äußerster Obde und Kahlheit, an dem die sonst schöne alte Kirche bedenklich leidet. Dies Verfahren, durch Inschriften zu beleben und anzuregen, sollte überall da nachgeahmt werden, wo man zur Restaurierung alter Kirchen und Baudenkmäler schreitet. Ich sah vor einigen Wochen die in frühromanischem Stil erbaute höchst bemerkenswerte Kirche von Jerichow (bei Genthin); aber die kahlen Wände des Gotteshauses gaben über nichts Auskunft, weder über die frühere Geschichte dieses interessanten Baues, noch über die Art, Zeit und Umstände seiner Restaurierung. Selbst Leuten von Fach sind solche Notizen gemeinhin willkommen; dem Laien aber geht erst aus derartigen Inschriften die ganze Bedeutung solchen Baues auf. Zu den Laien gehört vor allem die Gemeinde selbst. Ohne solche Hinweise weiß sie in der Regel kaum, welche Schätze sie besitzt. Die Unkenntnis und Indifferenz ist grenzenlos und sollte denen



nachzudenken geben, die nicht müde werden, von dem Wissen und der Erleuchtetheit unserer Zeit zu sprechen. Erstaunlich ist es namentlich, wie absolut nichts unser Volk von jener Periode unserer Geschichte weiß, die der vorlutherischen Zeit angehört. Man kennt weder die Dinge, noch die Bezeichnungen für die Dinge; die bloßen Worte sind unserer protestantischen Sprache wie verlorengegangen. Man mache die Probe und frage z. B. einen märkischen Landbewohner, was der „Krummstab“ sei? Unter zwanzigen wird es nicht einer wissen. In der Ruppiner Klosterkirche fragte ich die Küsterfrau, welche Mönche hier früher gelebt hätten. Worauf ich die Antwort erhielt: „Ich jlobe, et sind katholsche gewesen.“

Die Ruppiner Klosterkirche wird in der oben zitierten Inschrift ein „erhabenes Denkmal echt deutscher Kunst“ genannt. Dies ist richtig und falsch, je nachdem. Die Mittelmark Brandenburg, im Gegensatz zur Altmark, ist so arm an hervorragenden Baudenkmalern der gotischen Zeit, daß keine besondere Schönheit nötig ist, um mit unter den schönsten zu sein.

Das Innere der Kirche, das glücklicherweise den Rohziegel statt der nüchternen weißen Tünche zeigt, hat doch immer noch, wie schon angedeutet, zu viel von protestantischer Kahlheit, als daß man sich des glücklichen Einfalls des Malers (das Deckengewölbe hat einen Anstrich) nicht freuen sollte, der gemäß der einzigen nennenswerten Tradition, die die Kirche besitzt, eine Maus und Ratte erkennbar an die Decke malte. Diese Tradition ist folgende: Im Sommer 1564, wenige Tage nachdem die Kirche dem lutherischen Gottesdienste übergeben worden war, schritten zwei befreundete Geistliche, von denen der eine bei der alten Lehre geblieben war, durch das Schiff der Kirche und disputierten über die Frage des Tages: „Eher wird eine Maus eine Ratte hier über die Wölbung jagen“, rief der Dominikaner, „als daß diese Kirche lutherisch bleibt.“ Dem Lutheraner wurde die Antwort darauf erspart; er zeigte nur an die Decke, wo sich das Wunder eben vollzog. Unser Sandboden hat nicht allzuviel von solchen Legenden gezeitigt, und wir müssen das Wenige wert halten, was überhaupt da ist. Einige lokalpatriotische Ruppiner erzählen auch in etwas blasphemistischer Nachahmung des Biblischen: „und der Tempel zerriß“, daß in der Sterbestunde Martin Luthers das Mittelgewölbe der Klosterkirche geborsten sei. Die Sache indes ist entweder eine völlig müßige



Erfindung, oder aber die Übertragung eines merkwürdigen Vorfalls von einer Kirche auf die andere. Ruppín hatte nämlich außer der Klosterkirche noch zwei andere gotische Pfarrkirchen, die während des großen Feuers zerstört wurden. Die Klosterkirche ist eine Schöpfung Gebhardts von Arnstein, Grafen zu Lindow und Ruppín. Dies mag uns im nächsten Kapitel zu einer kurzen Besprechung dieses berühmten Geschlechtes führen.

## 2

## Die Grafen von Ruppín

Die Särge seiner Ahnen  
 Standen die Hall' entlang.  
 Es stand an kühler Stätte  
 Ein Sarg, noch ungefüllt.  
 Den nahm er zum Ruhebette,  
 Zum Pfähle nahm er den Schild.  
 Umland

Friedrich Wilhelm III., wenn er im Auslande reiste, liebte es, unter dem Namen eines „Grafen von Ruppín“ sein Inkognito zu wahren. Auch andere königliche Hohenzollern vor ihm haben ein Gleiches getan, Friedrich der Große zum Beispiel, als er kurz nach seiner Thronbesteigung eine Reise nach Bayreuth und in die westfälischen Landesteile unternahm. Diese Erwägung mag es rechtfertigen, wenn wir uns auch heute noch, nachdem der letzte jenes alten Grafengeschlechtes bereits vor drei Jahrhunderten zu seinen Vätern versammelt wurde, die Frage vorlegen: Wer waren die Grafen von Ruppín? Was war es mit ihnen? Wo kamen sie her? Wie war ihr Anfang, ihr Ende?

Mit den erobernden Anhaltinern kam auch ein thüringisch-mansfeldisches Grafenhaus, die Grafen von Arnstein, in die Marken und wurden früher oder später (die Angaben schwanken hierüber) mit Lindow<sup>1</sup> und Ruppín belehnt. Bis ins dreizehnte Jahrhundert hinein nannten sich die neubelehnten Grafen bei ihrem alten Ge-

<sup>1</sup> Dies Lindow ist nicht das Städtchen gleichen Namens, zwei Meilen östlich von Ruppín, dessen Kloster ruinen bis diesen Tag höchst malerisch zwischen dem Wuß- und dem Sudelacksee liegen, sondern die Grafschaft Lindow in der Nähe von Zerbst.



schlechtsnamen: Grafen von Arnstein und nahmen später erst den Titel der „Grafen zu Lindow“ an. Grafen zu Ruppin wurden sie nur ausnahmsweise und irrtümlich genannt, da das Ruppiner Land eine Herrschaft und keine Grafschaft war. Wir aber, ohne historisch-genealogische Skrupel, folgen der später allgemein gewordenen Sitte und sprechen in Nachstehendem von den „Grafen zu Ruppin“.

Die Grafen zu Ruppin waren die mächtigsten Vasallen der brandenburgischen Markgrafen und auch die treuesten wohl. In einem Zeitraum von drei Jahrhunderten schwankten sie in ihrer Loyalität nur einmal, und zwar in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, als die Verwirrungen der bayrisch-luxemburgischen Periode durch das Auftreten des falschen Waldemar ihren Gipfelpunkt erreichten.

Die Ruppiner Grafen waren anders wie andere im Lande. War es der Umstand, daß sie als mächtigste Lehnsträger des Landes fast ebensooft neben den Markgrafen und Kurfürsten als unter ihnen standen, oder waren es in Kraft erhaltene Traditionen, ein ererbter Segen aus dem alten Kulturlande Thüringen her; gleichviel, ihre Sitte, ihr Auftreten hatte wenig gemein mit der Haltung des halb rauflustigen, halb bäurischen Landadels um sie her, und die Künste des Friedens standen ihnen höher als das Waffenhandwerk, das sich selber Zweck ist, oder gar einem fremden Interesse dient.

„Streitbare Grafen“ (*comites bellicosissimi*) werden sie zwar gelegentlich in alten Urkunden genannt, und die Geschichte, wie nicht verschwiegen werden soll, erzählt von einzelnen, die auf der lombardischen Ebene oder auch auf den Heiden von Schonen und Schleswig als Krieger geglänzt hätten; aber das Glück war ihnen selten hold und schien sie durch Nichterfolge belehren zu wollen, daß ihr Schlachtfeld ein anderes sei. Sie waren mit am Kremmer Damm (1331) und wurden geschlagen; sie unterlagen in vielfachen Fehden mit den Pommerherzögen, und Graf Otto, der tapferste unter den Ruppiner Grafen, der bei Falköping an der Seite des Schwedenkönigs Albrecht gegen die „schwarze Margarete“ stritt, teilte das Schicksal seines königlichen Freundes (eines geborenen Herzogs von Mecklenburg) und wurde geschlagen und gefangen. Nicht nur die Traditionen des Hauses, die Natur selber schien die Ruppiner Grafen auf ein anderes Feld als das des Krieges zu verweisen; denn während es von den Grafen zu Pappenheim heißt,



daß sich auf ihrer Stirn zwei blutrote Schwerter gekreuzt hätten, erzählt der Chronist von den Ruppiner Grafen nur, daß sie alle „mit einem Loch im Ohrläppchen geboren wurden“. Welch entschiedener Hinweis auf das zartere Geschlecht!

Sie waren nicht *comites bellicosissimi*, aber sie waren sicherlich, wie sie in anderen Urkunden genannt werden, *virii nobiles et generosi*\*. Feine Sitte und wahre Frömmigkeit zeichneten sie aus; sie standen fest zur Kirche, und „Mitleid und Guttätigkeit“ waren erbliche Züge. Graf Ulrichs Sprichwort hieß:

Hew ick Geld, so mütt ick gewen  
Andre Stände münten ock lewen;

und als, vorher oder nachher, ein anderer Graf Ulrich hinausgetragen wurde, sang man im ganzen Lande Ruppin:

Ulrich, det was en gode Herr  
Schade, dat he lewt nich mehr.

Aber die Ruppiner Grafen gingen weiter, weit über so allgemeine Züge wie „Frömmigkeit und Guttätigkeit“, hinaus. Graf Waldemar war ein passionierter Tourist, wenn man ein so modernes Wort will gelten lassen; und Graf Burchardt, ein Freund des dichterischen Markgrafen Otto mit dem Pfeil, dichtete selbst und turnierte mit Versen so gut wie mit Lanzen. Das war damals nicht Landesbrauch zwischen Elbe und Oder; und nur die Grafen von Ruppin, in deren Adern noch das thüringische Blut floß, konnten solch Beginnen wagen. Spärliche Zeilen aus Burchardts Dichtertum sind auf uns gekommen, Worte die er an Elisabeth, sein „geliebt Gemahl“ richtete:

Fulget Elisabeth et floret inter uxores  
Quas Rupina fovet clarissimas inter sorores,  
Haec mea Lux, mea spes per omnes inter nitores.

Also etwa:

Es leuchtet Elisabeth unter den Frauen  
Wie Ruppin unter seinen Schwestern zu schauen,  
Mein Trost, meine Hoffnung, um drauf zu bauen.

\* großzügige und vornehme Männer.



Die Ruppiner Grafen waren von ihrem ersten Auftreten an Männer von Welt, von Wissen, von Voraussicht und Klugheit; und da sich derartige Elemente damals auf märkischem Boden schwer betreffen ließen, so war ihre vorzüglichste Wirksamkeit in aller Bestimmtheit vorgezeichnet: es waren ritterliche Herren, aber vor allem Hofleute, Diplomaten. Sie kannten und übten die schwere Kunst der Nachgiebigkeit und wußten zwischen Festigkeit und Eigensinn zu unterscheiden. Daher begegnen wir ihnen oft auf den Reichstagen in Kostniz und Worms, als Begleiter und Berater ihrer markgräflichen Herren; und wo es einen Streit zu schlichten gab, da waren die Ruppiner Grafen die Vertrauensmänner beider Parteien, und das Schiedsrichteramt lag, wie erblich fast, in ihren Händen.

Sie waren ein bevorzugtes, hochvornehmes Geschlecht, ein Geschlecht vom feinsten Korn; aber eines mußten sie entbehren und vermiffen — die Liebe ihrer Untertanen. Haastitius, der Chronist, erzählt uns: „Die Grafen waren fromm und demüthig und gütig, aber waren doch wenig geliebt und geachtet trotz aller Gütigkeit. Denn obwohl die Herren Grafen oftmals den Rath und die fürnehmsten Bürger zu Neuen-Ruppin mit ihren Weibern und Kindern zu Gaste geladen und unter den Bäumen zwischen Alten- und Neuen-Ruppin haben Maien-Lauben machen und Tänze aufführen lassen, sie auch wohl traktiret und alles Liebste und Beste ihnen angethan, so sind doch Rath und Bürger den Herren Grafen immer entgegen gewesen.“

Woran es lag, wer die Schuld trug — wer mag es sagen? Kaum Vermutungen lassen sich aussprechen. Einen ersten Grund zu Zerwürfnissen gaben vermutlich die Geldverhältnisse des gräflichen Hauses, die zumal im Lauf des 15. Jahrhunderts von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zerrütteter wurden. Rat und Bürgerschaft mußten aus helfen, die Verpfändungen begannen; so ging der Glanz des Hauses hin, und mit dem Glanz endlich Ansehn und — Liebe. Alles sank hin, zuletzt das Geschlecht selber.

Der letzte war Graf Wichmann, geboren 1503 auf dem alten Seeschloß zu „Alten-Ruppin“. Kaum vier Jahr alt verlor er beide Eltern, und nur die Großmutter Anna Jacobine, eine geb. Gräfin von Stolberg-Wernigerode stand neben dem verwaisten Kinde. Sie war eine stolze, herrschlustige Frau, und während Johann von



Schlabberndorf, Bischof zu Havelberg, nur dem Namen nach die Vormundschaft führte, führte sie Anna Jacobine in Wirklichkeit. Während der Zeit dieser Vormundschaft, im Jahre 1512, fand zu Ruppin auch jenes große, mehrfach beschriebene Turnier statt, das damals im ganzen Lande von sich reden machte und mit einer Pracht begangen wurde, wie sie weder in Berlin noch zu Köln an der Spree bis dahin gesehen worden war. Kurfürst Joachim erschien mit einem reichen Gefolge von bewaffneten Rittern und dreihundert Speerreitern, und mit dem Kurfürsten kam sein Bruder, der Kurfürst Albrecht von Mainz. Die Kurfürstin kam in einer vergoldeten mit Atlas bedeckten Kutsche (der ersten, deren in Norddeutschland Erwähnung geschieht) und wurde von zwölf andern Wagen, die mit purpurfarbenen Decken behangen waren, in welchen „das Hof-Frauenzimmer“ saß, begleitet. Ihnen folgten die Herzoge Heinrich und Albrecht von Mecklenburg, Johann und Heinrich von Sachsen, Philipp von Braunschweig, die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg und andere Fürsten mehr. Der Kurfürst und der Herzog Albrecht von Mecklenburg erwiesen sich als die stärksten und gewandtesten beim Turnier. Da die Bewirtung so vornehmer Gäste wohl nur kleinteils durch die Stadt und vorwiegend aus dem gräflichen Säckel erfolgte, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die gedachte Ehre den finanziellen Ruin beschleunigte.

1520 starb der Bischof von Havelberg, und der siebzehnjährige Wichmann wurde mündig erklärt. Der Druck großmütterlicher Autorität hatte die rasche Entwicklung seiner Gaben nicht zurückhalten können, und der Kurfürst selbst war es, der dem früh Herangereiften trotz seiner Minderjährigkeit die Verwaltung des väterlichen Erbes anvertraute. War doch der Kurfürst selbst mit fünfzehn Jahren zur Herrschaft über die Marken gelangt. Graf Wichmann nahm sogleich den Hans von Zieten zu Wildberg zu seinem geschwornen Rat und ging 1521 im Gefolge des Kurfürsten auf den wichtigen Reichstag zu Worms; aber der Stern des Hauses stand im Niedergang und sein Erlöschen war nah. Zu dem Schwinden von Hab und Gut, zu jeder äußeren Zerrüttung gesellte sich, wie es scheint, ein geschwächerter Körper, eine zerrüttete Gesundheit. Wodurch zerrüttet steht dahin. Der Graf war ein Freund der Jagd und der Frauen, wenigstens erklärt sich nur so die erste Strophe des alten Liedes, das ich weiter unten noch mitzuteilen gedenke.



Auf der Jagd war es auch, wo ihn die tödliche Krankheit befiel. Verschiedene seiner Hofleute rieten zu einem Arzt, aber in Neuenruppin war keine ärztliche Hilfe zu beschaffen (die Städte Ruppin, Busterhausen und Gransee hatten seit 1466 einen gemeinschaftlichen Bader), und einen Arzt von Berlin herbeizuholen, dazu war man bereits zu arm. Das Fieber wuchs, und um es zu bekämpfen (similia similibus)\*, heizte man das Zimmer des Kranken wie einen Backofen und gab ihm Met und Wein. Er starb schon nach einigen Stunden. Die alte Gräfin Anna Jacobine (gest. 1526), die ihn unbeschadet ihrer Herrschsucht von Herzen geliebt hatte, war untröstlich über den Tod des Enkels, und die Mönche in Ruppin beklagten den Verlust in folgendem Lied:

Der edle Herr Wichmann zog jagen aus,  
Eine falsche Frau ließ er zu Haus  
Mit ihren vergüldeten Ringen.

„Ach Kersten, lieber Jäger mein,  
Mir ist von Herzen allzu weh,  
Ich kann nicht länger reiten.“

Sie machten ihm die Stube heiß,  
Darinnen ein Bett war weich und weiß,  
Drin sollte der Herr ruhen.

Sie schenkten ihm Met und schenkten ihm Wein,  
Das nahm dem Herrn das Leben sein,  
Dem edlen Herrn Wichmanne.

„Großmutter und lieb Schwester mein,  
Steckt in meinen Mund ein Lüchlein  
Und kühlst doch meine Zunge.

„Daß ich nun von Euch scheiden soll,  
Das machet all der bittere Tod;  
Wie gern noch möcht ich leben.“

Ein schwarzer Wagen, drin legten sie ihn,  
Sie führten zu Nacht ihn nach Ruppin,  
Sie begruben ihn in das Kloster.

\* Gleiches mit Gleichem vergelten.



Sie schossen ihm nach sein Helm und Schild,  
 Sie hingen auf sein Wappenbild  
 Am Pfeiler im hohen Chore.

Die alte Gräfin murmelte still:  
 „O weh, o weh, mein liebes Kind,  
 Daß ich hier steh — die Letzte.“

Wenige Tage nach dem Tode Graf Wichmanns erschien Kurprinz Joachim (der spätere Joachim II.), um dem Leichenbegängnis beizuwohnen und die Untertanen in Eid und Pflicht zu nehmen. Das Lehen war erledigt, und die Herrschaft Ruppin wurde als Kreis in die Kur- und Mittelmark eingereiht. Die Hohenzollern aber gesellten von jenem Tage an zu der stattlichen Reihe ihrer andern Namen und Würden auch noch den Titel eines „Grafen von Ruppin.“

## 3

Die Zeit unter den Grafen.  
 Bis zum Dreißigjährigen Krieg

Nun fahre wohl, Landfriede! nun Lehndienst  
 gute Nacht!  
 Es herrscht der freie Ritter, der alle Welt  
 verlacht.

All die Zeit über, namentlich während des 14. und 15. Jahrhunderts, hatte Ruppin, wie alle andern märkischen Städte, seine Fehden mit dem umwohnenden Adel; Fehden, zu denen sich von Zeit zu Zeit innere städtische Streitigkeiten oder Volksausbrüche gegen das Gebaren der niederen Geistlichkeit zu gesellen pflegten.

In den Kämpfen zwischen der Stadt und dem Landadel — der außer einem gewissen Standesbewußtsein alle hervorragenden Züge entbehrt zu haben scheint — spielte die sogenannte „Ruhburg“<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Diese „Ruhburg“ existierte noch, wenn auch halbverfallen, bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts; später wurde sie abgetragen und ihr Mauerwerk bei Aufführung des Ruppiner Rathhauses mit verwandt. Solcher „Ruhburgen“ (d. h. Burgen oder Türme zum Schuß der Viehherden,



eine Rolle. Sie stand auf den Kahlenbergen, eine Meile nördlich von der Stadt auf dem Wege nach Rheinsberg und diente zunächst als „Lug-ins-Land“. Rückten die Feinde an, so gab der Wächter sein Zeichen, und die Bürger mit ihren Knechten und Reifigen, die gemeinhin als Besatzung in diesem Turme lagen, brachen nun hervor, teils um das Vieh zu retten, teils um dem Angriff zu begegnen. Zu nachhaltigen Unternehmungen kam es selten, besonders nachdem beide Parteien die Nutzlosigkeit einer ernsteren Kriegsführung erprobt hatten. Die Abtügen, nach vielfach gescheiterten Versuchen, waren ebenso abgeneigt die wohlverwahrte Stadt<sup>2</sup> anzugreifen, als die Bürger eine Scheu hatten, sich an der Einnahme unzugänglicher „Sumpfburgen“ zu versuchen. Die immer bedrohte Sicherheit hatte

besonders der Kühn, errichtet) gab es damals viele in der Mark, und noch heute lassen sich einzelne derselben nachweisen. Sie sollten vor Gefahr schützen, aber vor allem sie rechtzeitig erkennen lassen. Deshalb lagen diese Warten in der Regel so hoch wie möglich; am vorteilhaftesten war der „Lug-ins-Land“ bei Gransee gelegen. Die zwei oder drei einzeln stehenden Türme, denen man noch jetzt auf dem Wege nach Rheinsberg begegnet, sind aus verhältnismäßig neuer Zeit und dienten als Fanaltürme, als Wegweiser, wenn Kronprinz Friedrich bei Nachtzeit in raschem Ritt von Ruppin nach Rheinsberg zurückkehrte.

<sup>2</sup> Alle Städte der Grafschaft: Ruppin, Gransee, Buserhausen, Rheinsberg, waren außerordentlich fest. Was Ruppin angeht, so zogen sich dreifache Wälle — die an der Nordwestseite bis diese Stunde wohl erhalten sind und eine besondere Zierde der Stadt bilden — um die hohe Mauer herum, die von fünf und zwanzig Wachthäusern besetzt war. An Gewappneten war kein Mangel. Die Stadt hatte acht Hauptleute und neben einer Art Miliz noch eine Anzahl berittener Knechte, die mit Handbüchsen, Panzern, Kasketts und Seitengewehren bewaffnet waren. Die Bürger waren durchgängig zum Kriegsdienst verpflichtet und mit Armbrüsten, Spieß und Lanzen bewaffnet. Eigentliche Söldner oder Lanzknechte kommen vor 1520 in den Kammereiregistern nicht vor. Die Kriegsgerätschaften wurden ohne Ausnahme in Ruppin gefertigt. Die Stadt hatte ihren Schwertfeger oder „Armbostyrer“ (auch Harnswischer oder Harnspuker genannt), ihren „Pulvermeker“, der das Büßen-Krut und Büßen-Lodt (Pulver und Blei) herzustellen hatte, endlich ihren Büchsenmeister, der die „groten und kleinen Büßen“ (Kanonen und Gewehre) gießen und instand halten mußte. Zu jedem der fünf und zwanzig Wachthäuser gehörte eine „Büße“ oder auch zwei. Die Stadt konnte, nach einer mäßigen Berechnung, fünf hundert Gewappnete ins Feld stellen. Aber dennoch hören wir, historisch verbürgt, von keiner einzigen eingenommenen Burg; nur die Tradition erzählt von einigen wenigen Fällen derart (z. B. Kreuzlin).



auf beiden Seiten zu einem ausgebildeten Defensivsystem geführt, und während jetzt der Grundsatz gilt, daß der Angriff stärker sei als die Verteidigung, war es damals umgekehrt. So begnügte man sich mit Überfällen, bei denen die Bürger insoweit den kürzeren zogen, als ihr Handel und Wandel ein größeres und bequemerer Angriffssubjekt bot. 1365 und 1386 werden in einem Ruppiner Schöffregister die gefürchtetsten Feinde aus der Umgegend genannt. Es sind: Lacke de Wonk (wahrscheinlich Wunsch), Reinecke von Garz, Wedego von Walsleben, Lüdecke von Winterfeldt, Claus von Winterfeldt und Hans von Lüderitz. Die drei erstgenannten Familien sind ausgestorben.

Es kamen selbstverständlich auch „stille Zeiten“; aber wenn auch länger oder kürzer die Fehde ruhte, so ruhte doch selten der Groll im Herzen; und allerorten, wo Adel und Bürger bei Wein und Bier, bei Spiel und Festlichkeit zusammen kamen, war immer Gefahr vorhanden, die alte Fehde neu ausbrechen zu sehen. Die bitterste Fehde der Art, die lange nachwirkte, fiel in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts. Es verhielt sich damit wie folgt:

In einem Wirtshause Ruppins saßen Adlige und Bürger bei einander; man trank, man schwätzte, aus dem Schwäzen wurde Streit, ein Adliger zog seine Waffe und stach einen der Bürger nieder. Die Tat wurde ruchbar auf der Stelle, und die Stadt, die damals noch ihre eigene Gerichtsbarkeit hatte, ließ den Übeltäter greifen, gefangensetzen und verurteilte ihn zum Tode durch das Schwert. Als das Urteil und die zur Vollziehung festgesetzte Zeit unter dem Adel der Umgegend bekannt wurde, versammelten sich die Edelleute dicht vor dem Tore in der Nähe der Richtstätte, um ihren Standesgenossen zu befreien. Der Rat jedoch, der davon Kunde erhielt, traf seine Maßregeln. Er hielt das Außentor verschlossen und ließ dem Verurteilten zwischen dem Außen- und Innentore („nahe bei dem ersteren, damit die Ritter es hören könnten“) den Kopf abschlagen. Dann wurde das Außentor geöffnet, und die Edelleute durften den Leichnam ihres gerichteten Standesgenossen zur Bestattung mit sich nehmen. Der Adel klagte bei dem Markgrafen, wahrscheinlich bei Albrecht Achill, und der Stadt, die in diesem Falle die Pflicht gehabt hätte, eine höhere Instanz anzurufen — wurde als Strafe auferlegt: hinfort keinen freien Adler mehr im Wappen zu führen, sondern einen verkappten. Noch bis zu Anfang



des vorigen Jahrhunderts deutete ein eisernes Kreuz zwischen Außen- und Innenthor die Stelle an, wo die Stadt über ihr Recht hinaus einen ihrer Gerichtsbarkeit nicht unterstellten Adligen vom Leben zum Tode gebracht hatte.

Ob der „verkappte Adler“ den Ruppinern, die im übrigen ihren Willen gehabt hatten, ein besonderes Herzeleid antat, stehe dahin; jedenfalls sahen sie sich von härteren und fühlbareren Folgen betroffen, als sie bei anderer Gelegenheit ebenfalls ihren Rechtseifer nicht gezügelt und an einem Geistlichen, an dem Diakonus Jakob Schildicke, eine „rasche Justiz“ geübt hatten. Die Sache war die:

In der Stadt Ruppin, wie in der Umgegend, waren seit einiger Zeit Diebstähle aller Art verübt worden; Geld, Tuch, goldene und silberne Geräte wurden sowohl aus Privathäusern wie aus Kirchen entwendet. Verdacht entstand gegen diesen und jenen, verschiedene wurden eingezogen; alle aber mußten wieder entlassen werden, weil die Untersuchung nichts gegen sie ergab. Endlich setzte der Magistrat eine Haussuchung fest, von der auch die Geistlichen, deren Ruppin damals gegen fünfzig zählte, nicht ausgeschlossen bleiben sollten. In der Wohnung des Jakob Schildicke fand man das gestohlene Gut. In seinem geistlichen Ornat ward er ins Gefängnis geführt, und sein eigenes Geständnis, das am andern Tage erfolgte, überzeugte die Richter von seiner Schuld. Aber dies eigene Geständnis genügte nicht, und durch Glockenläuten wurde das Volk zusammengerufen, um unter Gottes freiem Himmel ein ordentlich Gericht zu halten und die Strafe für diesen seltenen Verbrecher festzusetzen. So wollten es Richter und Magistrat. Das Volk indes war gegen jeden Aufschub und verlangte stürmisch und ohne gesetzliche Prozedur die augenblickliche Hinrichtung. Zwei Bürger, Koppe Königsberg und Heinrich Keller, wurden durchs Los zu Vollstreckern gewählt (man hatte damals, wenigstens in den kleinen Städten, noch keinen Richter), und Jakob Schildicke, eh' eine Viertelstunde vergangen, hing am Galgen. Dies Stück Volksjustiz — dem entgegenzutreten Richter und Magistrat nicht die Macht hatten — rief innerhalb der gesamten Geistlichkeit einen Sturm des Unwillens hervor; die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg brachten es vor den Papst, und Ruppin ward in den Bann getan. Handel und Verkehr stockten, die Tore waren wie gesperrt, und jeder Ruppiner, der sich außerhalb der Stadt betreffen ließ, war vogelfrei. Es kostete viel Buße



und demütiges Bitten, ehe endlich nach sechs Jahren die Absolutionsbulle erwirkt werden konnte; als sie aber endlich da war, fand es der umwohnende Adel bequem, keine Notiz von der Freisprechungsbulle zu nehmen und seine Angriffe unter dem Titel „im Dienst der Kirche“ fortzusetzen.

Die Frage entsteht: Wie stellten sich die Grafen, die doch die nächstoberste Macht im Lande waren, zu all diesen Übergriffen? Waren sie nie zur Hand, um die Städte gegen den Adel, auch nie zur Hand, um den Adel gegen die Städte zu schützen? Es scheint, daß ihnen früh der Zügel der Herrschaft entfiel; mühsam sich selber bei Ansehn haltend, waren sie viel zu schwach, um in jedem gegebenen Fall, gleichviel wie sich die Rollen tauschten, das Recht des Schwächeren gegen den Stärkeren wahrzunehmen.

Schutz kam erst in diesen Landesteil, als ein neues, lebendiges Regiment an die Stelle des alten, hinfälligen trat, als die Hohenzollern — nach dem Tode des letzten Grafen Wichmann — das Ruppiner Land als Lehen einzogen und sich selber als die Herren desselben etablierten. Dies war 1524, wie wir gesehen.

Es kam nun ein Jahrhundert rasch wachsender Prosperität. Die Stadt wußte sich den Hohenzollern zu verpflichten und empfing dafür neben der Bestätigung alter Privilegien neue Vorrechte und Freiheiten. Die Zünfte und Innungen waren stark besetzt, und Handel und Verkehr blühten unter den Joachims, wie es die Stadt nie vordem gekannt hatte. Der kommende Dreißigjährige Krieg warf in den Jahrzehnten, die diesem Kriege vorausgingen, keine Schatten in die Ruppiner Gemüter; ahnungslos lebte jeder dem Augenblick; eine Epoche ungestörten Friedens schien angebrochen, und an die Stelle der kriegerischen Erregtheit, in die einst die nachbarlichen Fehden, die Luitow-Zeit und die Reformationszeit die guten Bürger von Ruppin versetzt hatten, traten jetzt die friedlicheren Aufregungen, in die ein Festzug der Gewerke, eine Predigt gegen die Pluderhosen oder eine „Huldigung“ die Gemüter hineinzuziehen wußte.

Die erste Huldigung, die Stadt und Grafschaft nach dem Tode des letzten Grafen (1524) dem damaligen Kurprinzen Joachim darbrachten, war entweder von besonderer Dürre und Mückternheit, oder die Aufzeichnung faßte sich allzu kurz. Desto mehr erfahren wir über die Huldigung, die gegen Ausgang desselben Jahrhunderts



die Ruppiner dem Kurfürsten Joachim Friedrich leisteten. Kaspar Witte, einer der beiden Bürgermeister, hat den Hergang selbst beschrieben. Es heißt darin:

Am 23. Juni 1598 kamen der Kurfürst samt Gemahlin zur Huldigung nach Neuruppin, mit ihnen waren die Kanzlei und der Hofstaat. Der ganze alte und neue Rat, dazu die Deputierten von Wusterhausen und Gransee, von Lindow, Zehdenick und Altenruppin, als sie hörten, daß der kurfürstliche Zug die Grenze überschritten habe, fuhren auf dreien Wagen bis an den Egelpfuhl, um daselbst Se. Durchlaucht zu begrüßen. Nachdem sie zwei Stunden gewartet hatten, kam der Kurfürst. Der Rat und die Deputierten gingen ihm vierzehn bis sechzehn Schritte entgegen. Er gab jedem die Hand. Der Kanzler Johann von Löben (der Schwiegervater des später so berühmt gewordenen Konrad von Burgsdorf) stellte sich darauf neben den Wagen, und der regierende Bürgermeister Andreas Berlin hielt eine lange Rede und überreichte die Schlüssel der Stadt. Der Kanzler antwortete in einer kurzen Rede. Nun bewegte sich der Zug langsam in die Stadt. Der Magistrat und die Deputierten begleiteten den kurfürstlichen Wagen auf beiden Seiten zu Fuß, ungeachtet es stark regnete, wofür sie aber durch die Unterhaltung mit Seiner Durchlaucht schadlos gehalten wurden. Vom Rosengarten bis zum Rathause stand die Bürgerschaft in zwei Reihen, und unter ihnen 150 „Buntröcke“ oder Soldaten, welche Ehrenschüsse taten. Darauf speiste der Kurfürst samt seiner Gemahlin auf dem Rathause; ihnen zunächst saßen die beiden nächsten Bürgermeister Andreas Berlin und Kaspar Witte. Es herrschte ein heiterer, ungezwungener Ton, und Graf Hunert von Zerbst, der dazumalen kurfürstlicher Hauptmann auf dem Seeschloß von Altruppin war, „brachte viel Scherz und launige Rede an, von Jungfern und Frauen, von Ehebrecherei und anderer Löffelei“. (Unser Gewährsmann Bratring, dem wir diese Stelle entnehmen, bemerkt dazu vorwurfsvoll, daß angenehme Zweideutigkeiten also auch damals schon in gebildeter Gesellschaft betroffen worden seien.)

Die Anwesenheit des kurfürstlichen Paares dauerte zwei Tage. „Der Magistrat hatte die sämtliche Dienerschaft beschenkt, zugleich aber mit allen Köchen und Kammerknechten sich gezankt“ und war deshalb froh, als am dritten Tage die Huldigungsfeierlichkeiten vorüber waren.



Wenn Bürgermeister und Deputierte, wie wir aus dieser Kaspar Witteschen Relation ersehen, sich mit „Köchen und Kammerknechten zankten“, so stiegen sie, in besonderer Erwägung dessen, was es damals mit dem Ruppiner Magistrate auf sich hatte, eigentlich tief unter sich selbst herab, denn nach andern Berichten, die uns vorliegen, hatte Ruppin etwa um dieselbe Zeit, wo Joachim Friedrich zur Huldigung erschien, nicht mehr und nicht weniger als sein augusteisches Zeitalter. Die Stadt, so bemerkt der Chronist, trat eben damals in eine Periode ein, die wir mit Recht die gelehrte nennen dürfen. Der Adel, in dessen Händen bis dahin sich die vorzüglichsten Magistratsstellen befunden hatten, kehrte auf seine nachbarlichen Güter zurück, und statt seiner traten „gelehrte und berühmte Männer“ in die erledigten Sitze ein. Ruppin entfaltete sich zu einem Beschützer der Musen und freien Künste, und die Kammereiregister aus dem Schluß des 16. Jahrhunderts geben uns Auskunft darüber, in welcher Weise das Mäzenatentum der Stadt damals nachgesucht und betätigt wurde. Im Jahre 1573 überschickte Nikolaus Rensperger, Künstler und Mathematiker zu Halle, einen geschickt gearbeiteten Quadranten und empfing „33 Groschen“ nebst einem Dankeschreiben — die meisten Arbeiten aber, die eingingen, waren literarisch-theologischer Natur und wurden in artigster Form entgegengenommen. Petrus Sinapius aus Garz schickte sein gelehrtes Carmen „de Sanctis Angelis\*“ (1580), Balthasar Leutinger überreichte 1585 sein Werk „de Principio theologico\*\*“. Die Honorare, die zur „Ermunterung ferneren Fleißes“ bewilligt wurden, waren nicht bedeutend, Petrus Sinapius erhielt zwei Gulden sieben Groschen, Balthasar Leutinger einen Gulden und elf Groschen; wie bescheiden aber auch diese Ehrensolde sein mochten, sie hatten ihren Wert und ihre Bedeutung in der Vergleichung untereinander. Die eigentlichen belles lettres\*\*\*, so scheint es, kamen schon damals zu kurz, und George Pondo, der unter dem Titel „der Knabenspiegel“ eine Komödie zu überreichen wagte, erhielt seine Arbeit zurückgesandt unter einfacher Beifügung von sechs Groschen.

Wie seltsam diese Dinge uns heutigen Tages auch erscheinen mögen, sie waren weder kleinlich noch komisch zu ihrer Zeit, und das gelehrte Ruppin von 1570, auf ein halbes Jahrhundert in den

\* über die heiligen Engel. \*\* über das theologische Prinzip. \*\*\* schönen Künste.



Rang und Reigen deutscher Universitätsstädte eintretend, genoß vorübergehend die Ehren eines literarischen Tribunals. Erst der Dreißigjährige Krieg machte dem allem ein Ende. Einzelnes aus jener Unglücksepoche gebe ich später, namentlich in dem Kapitel Gottberg. Zunächst wenden wir uns einer hervorragenden wissenschaftlichen Persönlichkeit des Ruppiner „goldenen Zeitalters“ zu.

## 4

## Andreas Fromm

Hispanische Mönche, öffnet mir die Tür! . . .  
Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt.  
Platen

In dieser Epoche des „gelehrten Ruppin“ (vgl. das vorige Kapitel) war es, daß Andreas Fromm, nicht der gekannteste, aber höchstwahrscheinlich der gelehrteste Mann, den die Ruppiner Lande hervorgebracht haben — nach einigen in der Stadt Ruppin selber, nach andern in dem benachbarten Dorfe Plänitz — etwa um 1615 geboren wurde. Ich lasse gleich eingangs folgen, was ich über den Lebensgang dieses mit der Kirchengeschichte unseres Landes in engem Zusammenhang stehenden Mannes habe in Erfahrung bringen können. Dieser Lebensgang, wie beinahe immer bei Künstlern und Gelehrten, besteht im großen und ganzen aus keiner Verkettung äußerlich interessanter Lebensschicksale; indessen die hervorragende Teilnahme Fromms an den theologischen Streitigkeiten der Paul-Gerhardt-Zeit, sein Übertritt zur katholischen Kirche, um diesen Streitigkeiten zu entgehen, endlich seine angebliche, wenn auch durchaus nicht erwiesene Verfasserschaft der Lehninschen Weissagung, machen sein Leben zu einem Gegenstande, der schon Anspruch darauf hat, an dieser Stelle, soweit es das mangelhafte, weil nur etwa zehn Jahre umfassende Material zuläßt, beschrieben zu werden.

Andreas Fromm, nachdem er die lateinische Schule in Ruppin und Perleberg, schließlich das „graue Kloster“ in Berlin besucht hatte, studierte Theologie in Frankfurt und Wittenberg, wurde Rektor in Alt-Damm, bald darauf Professor der Philosophie am Gymnasium zu Alt-Stettin und sah sich 1651 plötzlich und ohne vorgängige Schritte seinerseits von Berlin aus zum Propst an der



Petrikirche erwählt. Er nahm an. Mitglieder des Berlin-Köllner Magistrats hatten ihn wenige Monate früher während eines Besuches, den er in der Hauptstadt gemacht hatte, zufällig im Hause seines Veters des Archidiaconus Johannes Fromm, kennengelernt, und der Eindruck, den er bei dieser verhältnismäßig flüchtigen Begegnung hervorzurufen wußte, war bedeutend genug gewesen, um bei eintretender Vakanz sich seiner in erster Reihe zu erinnern.

Unser Fromm trat bewillkommt von Magistrat und Gemeinde in sein neues Amt ein; drei Jahre später (1654) ward er zum Mitgliede des geistlichen Konsistoriums ernannt, das damals aus Joh. George Reinhardt, erster Konsistorialrat (nicht zu verwechseln mit dem starren Lutheraner Archidiaconus Elias Sigismund Reinhardt), Hofprediger Stosch, Kammergerichtsrat Seidel und Andreas Fromm bestand. Gottfried Schardius war Protonotar.

Die ersten Jahre vergingen verhältnismäßig in Frieden; die Erwartungen, die man bei seiner Wahl an ihn geknüpft hatte, erfüllten sich, und alle gleichzeitigen Zeugnisse der Unbefangenen sprechen sich in hohem Maße günstig über seine Gaben und seine Wirksamkeit als Prediger und Seelsorger aus. Er übernahm freiwillig den Religionsunterricht in den obern Klassen des Köllnischen Gymnasiums; er benutzte die wöchentlichen Betstunden, die Bibel vorzulesen und zu erklären; er stellte mit seinen Geistlichen Disputationen an und erwies sich dabei, mehr als es den Eiferern hüben und drüben lieb sein mochte, als ein Mann des Friedens, der Versöhnung, des schönen Maßes, dem es am Herzen lag, das alte echt biblische Christentum an die Stelle des schroff-lutherischen und schroff-kalvinistischen zu setzen<sup>1</sup>. Als Lutheraner geboren und erzogen, stand er

<sup>1</sup> In einem Gutachten, das der Kurfürst eingefordert hatte, schrieb er im wesentlichen wie folgt: „Ew. Kurf. Durchlaucht fragen, welchergestalt die lang desiderirte christlich-brüderliche Verträglichkeit gestiftet werden könne. Ich halte dafür, das würde helfen, daß beide Theile eine Zeitlang das Streiten ließen, legten beiderseits ihre Partikular-Confessionen eine Weile an die Seite, nähmen die Bibel und gingen damit zurück in die ersten 500 Jahre der Christenheit, thäten als wenn sie zu derselben Zeit lebten, da diese Spaltung noch nicht war, setzten sich in Demuth zu den Füßen der bewährtesten heiligen Väter... und suchten aus der Väter Lehren, nach Anweisung des Vicentii Lirinensis, das zusammen, quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est (was irgendwo immer von allen geglaubt worden ist), womit dann z. B. fortfallen würde, was Augustinus über Gnadenwahl und Prädestination (et gratia et



freilich innerhalb der lutherischen Kirche, aber ohne von der Unantastbarkeit einzelner besonders den Streit nährenden, dabei zum Teil erst in nach-lutherischer Zeit vereinbarten Glaubenssätze überzeugt zu sein. Die „Formula Concordiae“, die von den Wittenbergischen Ultras\* als Palladium der reinen Lehre verehrt und als ein rechter Prüfstein für das volle Maß der Rechtgläubigkeit angesehen wurde, erschien ihm lediglich als eine unselige Scheidewand zwischen Lutheranern und Calvinisten. Er glaubte, wenn nicht an eine Verschmelzung, so doch an eine Versöhnung der beiden Konfessionen, an die Möglichkeit eines einträchtigen Nebeneinandergehens und beklagte deshalb die unerbittliche Rechthaberei der Lutheraner, deren Starrsinn (um die Mitte des 17. Jahrhunderts, wo der Streit neu aufzuleben begann) die Möglichkeit einer Ausgleichung, oder gegenseitigen Seltenlassens, immer weiter hinausrückte.

Widerstand nun schon dieser Starrsinn seiner ganzen, zu Nachgiebigkeit und Kompromiß geneigten Natur, so widerstrebten ihm ganz besonders die Formen, in denen lutherischerseits der Streit geführt wurde. Die Wittenberger, die Formula-Concordiae-Männer, die — was wohl zu bemerken ist — damals noch keineswegs die

praedestinatione) Hartes gesagt hat... Thäte man so, man würde in kurzer Zeit von Luther und Calvin und Formula Concordiae wenig mehr hören, und was die neuen Lehrer aus einander gepredigt haben, das würde Gott durch die alten Lehrer bald wieder zusammenbringen.“ (Die Formula Concordiae [Konkordienformel] ist, wie es der Name anzeigt, ein Einigungsbuch, in dem sich die Lutheraner über gewisse Streitfragen einigten und feststellten, was hierfür in betreff dieser Fragen das Richtige sein solle und was nicht. Dies Einigungsbuch, das aus einem kürzer abgefaßten und einem weiter ausgeführten Teil [die aber beide dieselben Fragen behandeln] besteht, wurde auf Veranlassung des Kurfürsten August von Sachsen von zwölf lutherischen Theologen ausgearbeitet und 1580 veröffentlicht. Zweck war: das Eindringen einzelner kalvinistischer Lehren in das Luthertum zu verhindern. Es sind elf Streitfragen, worüber die Formula Concordiae Festsetzungen trifft. Die wichtigsten sind: die Lehre von der Erbsünde, vom freien Willen, von den guten Werken, vom heiligen Abendmahl und von der Vorherbestimmung und Gnadenwahl. Die Konkordienformel in ihrer Bekämpfung dessen, was sie kalvinistische Irrlehre nennt, betont selbstverständlich die leibliche Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl und lehnt sich gegen die Prädestinationslehre auf. Wer sich zur Formula Concordiae bekannte, hatte dadurch seine Gegnerschaft gegen den Calvinismus ausgesprochen.)

\* Radikalen.



Unterdrückten waren und eher Zwang übten als litten, die Wittenberger waren ihm einfach zu derb, und die Sprache ihrer Polemik, die bloßen Titel ihrer Parteischriften erfüllten ihn mit Abneigung und Unbehagen. Titel, wie der folgende: „Eine unzeitige, abgeschmackige, falsche Prophetenfeige und synkretistische (d. i. glaubensmengerische), dicke, fette General-Lüge, welche sich neuerdings eingefunden hat“, waren damals in der polemischen Literatur der Wittenberger an der Tagesordnung, und Ausrufe, wie: „die Calixtiner sind verdammt“, wurden allsonntäglich auf den Berliner Kanzeln gehört. Diakonus Heingelmann an der Nikolaikirche, einer der größten Eiferer, predigte damals wörtlich: „So verdammen wir denn die Papisten, die Kalvinisten und auch die Helmstädter. Mit einem Worte, wer nicht lutherisch ist, der ist verflucht.“ Das war nicht ein Auftreten, das dem feineren Sinn unseres Fromm gefallen konnte; Gesinnung wie Sprache waren ihm ein Schmerz und ein Greuel, und er schrieb, als ihm jene Heingelmannschen Worte hinterbracht worden waren, an den Hofprediger Bergius: „Ach lieber Gott, wo will doch solche Teuffelei endlich hinaus.“

Keineswegs geneigt, wegen einzelner offener Fragen rundab mit dem Luthertum zu brechen, aber verletzt durch die Art und Weise, in der sich das orthodoxe Luthertum tagtäglich äußerte, bildete sich bei ihm wie von selbst eine gewisse Hinneigung zu den Reformierten in seinem Herzen aus. Sie waren die feineren Leute und deshalb seinem Wesen näher verwandt. Man kann noch heute innerhalb der politischen Welt vielfach daselbe beobachten. Konservative und Liberale, die zufällig in ihrem zunächstgelegenen Kreise nur gröblichgeartete Elemente ihrer eigenen Partei vorfinden, ziehen es vor, in Leben und Gesellschaft mit ihren Gegnern zu verkehren, wenn sie wahrnehmen, daß diese Gegner ihnen in Form und Sitte näherstehen. Die Verschiedenartigkeit der Ansichten kann zwischen feineren Naturen unter Umständen zu einem gesteigerten Bindemittel werden; nur grob und fein schließen einander aus. So ähnlich war es mit unserm Fromm. Das Maßvollere, das dem Schmähern und Schimpfen Abgeneigtere, das die Kalvinisten (was sonst auch ihre Mängel sein mochten) vor den zelotischen Wittenbergern voraus hatten, tat seiner Natur wohl, und aus dieser Empfindung heraus gestaltete sich ein Freundschaftsverhältnis zu einigen der reformierten Geistlichen, ganz besonders zum Hofprediger Stosch. Leider



sollte dasselbe nicht zu seinem Glücke führen. Die vertraulichen Briefe, die er eine Reihe von Jahren hindurch an Stosch richtete, und die alle darauf hinausliefen, den Eigensinn, die Untoleranz der Wittenberger zu verurteilen, entschied später, als das Verhältnis zwischen den Freunden sich zu trüben begann, über sein Schicksal.

Diese Trübung des Verhältnisses konnte aber schließlich kaum ausbleiben; der Entwicklungsgang, den die kirchlichen Dinge in unserem Lande nahmen, führte direkt darauf hin. Wir werden sehen wie:

Die Lutheraner hatten, um ein schon oben gebrauchtes Wort zu wiederholen, eine Reihe von Jahren hindurch eher Zwang geübt als Zwang gelitten; aber diese Sachlage blieb nicht dieselbe. Auf die siegreichen Jahre der Formula Concordiae folgten die bitteren Jahre des „Revers“. Die Geschichte des „Revers“ war aber in Kürze folgende: Der Kurfürst, nach langem Zögern endlich der Zänkereien müde, deren tiefere Bedeutung ihm nicht einleuchten wollte, entschloß sich zu einem energischeren Vorgehen gegen den immer lauter werdenden Unfrieden in der Kirche. Er erließ Edikte „gegen das unnötige Eifern, Gezänk und Disputieren der Geistlichen auf den Kanzeln“, zu deren Inhalt und sachlicher Berechtigung die Geistlichen sich durch Unterzeichnung eines Reverses bekennen mußten<sup>2</sup>. Der Schritt war vielleicht unvermeidlich, und das

<sup>2</sup> Solche „Reverse“ existierten in verschiedener Fassung. Eine Formel lautete wie folgt: Daß Wir Endes benannte Prediger bei der Lutherischen Kirchen zu Berlin in Unserm Lehr-Ambte bey den Glaubens- und Lebens-Lehren, und namentlich auch in denen zwischen Uns und den Reformirten schwebenden streittigen Puncten bey Dr. Lutheri Meinung und Erklärung, wie selbige in Augustana Confessione und deren Apologia enthalten, und demnach auch in Gemeinschaft der Allgemeinen Lutherischen Kirchen beständig zu bleiben gemeint seien, jedoch aber bei Tractirung der gedachten Controversien Uns zugleich unverbrüchlich halten wollen, wie in den Churft. Brandenburgischen Edictis de anno 1614, 1662 und 1664 Uns anbefohlen ist, Solches thun wir mit diesem eigenhändig unterschriebenen Revers angeloben, urkunden und bekennen. (Diese Edikte, die sich untereinander ergänzen, verboten das Studieren in Wittenberg, ordneten Rückberufung der dort Studierenden innerhalb drei Monaten an und äußerten sich in betreff der Zänkereien wie folgt: „So mögen denn die Wittenberger sich des unseligen Verdammens und Verlethens, sowie der Verhöhnung der Personen und aller höhnischen Vorstellung ihrer Lehren enthalten und sich also bezeigen, daß sie neben der Wahrheit auch den



Harte, was darin lag, zum guten Teile wohlverdient; dennoch war es ein Zwang, der auf einen Schlag die ganze Sachlage umgestaltete und aus denen, die bis dahin die Drückenden gewesen waren, plötzlich die Gedrückten machte. Ein Notschrei ging durch das Land; Städte und Ständeversammlungen protestierten gegen die kurfürstliche Forderung, aber ohne Erfolg. Der Kurfürst bestand auf dem Revers. Viele unterzeichneten, andere weigerten sich, legten ihr Amt nieder und gingen außerhalb des Landes. Unter diesen letztern war Paul Gerhardt.

So war der allgemeine Verlauf der Dinge. Die Frage entsteht jetzt: Wie stellte sich unser Andreas Fromm zu dieser veränderten Sachlage? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Fromm, der dem Zelotismus der Wittenberger jahrelang voll Unwillen und Unbehagen den Rücken zugekehrt und den Duldsprinzipien der Reformierten sich zugewandt hatte, er mußte in demselben Augenblick das leis geknüpft Band auch wieder lösen, wo er erkannte, daß die Reformierten ihren Sieg nur erfochten hätten, um schließlich dieselbe oder vielleicht eine härtere Unduldsamkeit zu üben, wie die Wittenbergischen Eiferer. Er war, wie wir gesehen haben, eine auf Freiheit, Maß und Schönheit gestellte Natur, und jede Art der Bedrückung ihm gleich verhaßt. Mehr denn einmal war er Zeuge der Gewissensangst gewesen, die einzelne Geistliche bei Unterschrift des Reverses empfunden hatten, und der Entschluß reifte in ihm heran, sich gegen diese Bedrückung aufzulehnen. Die Gelegenheit bot sich bald. Johann Müller, Prediger zu Ribbeck, der einer Streitsache wegen vor das Konsistorium geladen war, sollte bei dieser Gelegenheit den bekannten Revers unterschreiben und weigerte sich dessen mit der Versicherung, daß die Unterschrift wider sein Gewissen sei. Als man immer heftiger in den erschrockenen Mann eindrang, konnte sich Fromm nicht länger halten. Er erklärte es für unrecht, einen Revers zu fordern, wenn jemand sein Gewissen dadurch beschwert fühle, und brach zuletzt in die Worte aus: *Vim patitur ecclesia Lutherana, die Lutherische Kirche leidet Zwang.*

Frieden suchen, und die brüderliche Liebe unter den Christen eher erwecken als dämpfen.“ Ähnliche Ermahnungen, besonders aber die Aufforderung, gewisse Hypothesen nicht als die alleinige Wahrheit anzusehen, kehren in den Edikten vielfach wieder. Es war unbedingt hart für die Lutheraner, darüber einen „Revers“ ausstellen zu sollen.)



Dies Wort, von einem Mitgliede des Konsistoriums inmitten einer Sitzung desselben geäußert, machte ein außerordentliches Aufsehen. Es wurde dem Kurfürsten hinterbracht. Dieser, der wie es scheint, unserm Fromm wohlwollte, verlangte nur, „daß das Scandalum hinweggenommen und die Äußerung von seiten des Propstes als eine Übereilung anerkannt werde“. Aber hierzu konnte sich Fromm nicht verstehen. Er schrieb an den Kurfürsten, er habe anfangs, da er noch auf Toleranz zwischen den beiden Parteien gehofft, das Unheil, das nun herauskomme, nicht vor Augen gesehen und habe zugegeben, so viel das Gewissen nur zugeben könne. Nunmehr sei er, *re diu et accurate pensitata*\*, der Ansicht, daß die begehrten Reverse von den Lutherischen nicht mit gutem Gewissen ausgestellt werden könnten. „Ich bitte“, so schließt er, „um Gottes und so vieler geängstigten Gewissen Willen, Ew. Churfürstliche Durchlaucht erbarme sich doch und überhebe sowohl die Prediger als die Ordinandos des Reverses, und lasse uns doch in Gnaden widerfahren, was den Päpstlichen nicht versaget wird.“

Nach dieser Erklärung wurde Fromm aus dem Konsistorium entlassen. Die Brücken zwischen ihm und den Reformierten waren abgebrochen, und was das schlimmste war, das Luthertum, das abwartend draußen stand, war so abgeneigt wie möglich, demjenigen, der so lange sein wenigstens scheinbarer Gegner gewesen war, jetzt goldene Brücken zu bauen. Es gab nur ein Mittel, eine kirchliche Gemeinschaft wieder zu gewinnen, und dies Mittel hieß: Widerruf, Lossagung von aller Synkretisterei und Glaubensvermischung. Fromm, vergeblich nach einem andern Ausweg suchend, war bereit, unter das Joch hinwegzugehen, aber er wollte das beschämende Wort des Widerrufs wenigstens nicht in Berlin, nicht innerhalb seiner alten Umgebung sprechen. Auch stand Stosch mit den Frommschen Briefen im Hintergrund und wartete auf einen eclat\*\*. Diesen „Eclat“, auch wohl sonstige „Weiterungen“ (denn die Mißstimmung bei Hofe war groß) wollte Fromm unter allen Umständen vermeiden. So verließ er denn heimlich die Stadt am 20. Juli 1666, in der er jahrelang, wie selbst seine Gegner nicht zu bestreiten wagen, segensreich gewirkt hatte.

Er ging nach Wittenberg, wo er in die Hände des strengen Abraham Calow fiel. Dieser unterzog ihn einer Prüfung und nahm

\* nachdem er die Sache lange und genau erwogen hätte. \*\* Aufsehen.



ihn endlich in die streng-lutherische Gemeinschaft wieder auf, nachdem der scheinbar Bekehrte den in Sachsen gebräuchlichen Religionseid geschworen und dieselbe Formula Concordiae unterschrieben hatte, gegen die er während der Jahre seiner besten Kraft als gegen einen Druck und Zwang der Gewissen (wie später gegen die Reverse) geeifert hatte.

Die Umkehr, hart wie sie war, hätte wenig zu bedeuten gehabt, wenn sie ehrlich gemeint gewesen wäre. Aber sie war nicht ehrlich gemeint und konnte es nicht sein. Alles was unserm Fromm jemals als Bedrückung und Unfreiheit, gleichviel von welcher Seite, erschienen war, erschien ihm jetzt nicht minder so, und lediglich müde und matt dem Ansinnen Abraham Calows nachgebend folgte er mehr dem Zuge einer stumpfen Verzweiflung, als einer neuen, freudigen Überzeugung. Er, der Freiheit für jeden gewollt hatte, mußte sich schließlich selbst in die Unfreiheit tun.

Daß ihn Wittenberg wenig befriedigte, erwies sich bald. Die Superintendentur in Eisenberg, im Sächsischen, war vakant geworden, und alles deutete darauf hin, daß ihm dieselbe zufallen werde; aber diese Aussicht, statt ihn zu erheben, drückte ihn vollends nieder. Abraham Calow und Formula Concordiae, Wittenberg und starres Luthertum, alles lag bergeschwer auf ihm, schwerer denn je zuvor und — seine Seele sehnte sich nach Freiheit. Wenn nicht nach Freiheit so doch nach Ruhe. Er hatte das Bedürfnis dem Hader zu entfliehen. Und er floh wirklich. Eine Reise vorschützend machte er sich von Abraham Calow heimlich fort und ging mit seiner Frau und fünf Kindern in aller Stille nach Prag. Zu Anfang des Jahres 1668 legte er daselbst in einer Kirche der Jesuiten das katholische Glaubensbekenntnis ab. Nicht lange darauf wurde er in den gewöhnlichen Abstufungen zum Priester geweiht. Sein Übertritt machte Aufsehen, sowohl innerhalb der protestantischen wie auch in der katholischen Welt, und ein Jesuit namens Tanner entwarf einen ausführlichen Bericht über die Feierlichkeiten, die bei seinem (Fromms) Übertritt stattgefunden hatten. Die Protestanten begnügten sich Spottverse auf ihn zu machen, und einer stellte aus seinem Namen Andreas Fromm das Anagramm zusammen: den fraß Roma. Fromm selbst lebte noch eine Reihe von Jahren und starb 1685 als Kanonikus zu Leitmeritz in Böhmen. Während dieser seiner letzten Epoche, die, wenn nicht die glücklichste, so doch jeden-



falls die friedlichste Zeit seines Lebens war, soll er nach Ansicht von Otto Schulz (des bekannten Berliner Schulrats und Herausgebers der Paul Gerhardt'schen Lieder) die Lehninschen Weissagungen geschrieben und die Muße, die ihm der Katholizismus gewährte, zu einem Beurteilungsgedicht der protestantischen Hohenzollern benutzt haben. Ich kann diese Ansicht nicht teilen<sup>3</sup>.

Ebensowenig kann ich die Ansicht derer gutheißen, die unsern ehemaligen Propst von St. Petri zu einem zweideutigen, mindestens zu einem schwachen Charakter haben stempeln wollen. Er war einfach ein Mann, der in einer Zeit, die in kirchlichen Dingen durchaus ein „Entweder, Oder“ verlangte, sich mit Wärme (ich verweise auf sein schönes Gutachten an den Kurfürsten) für ein „Weder, Noch“ entschied. Er war ein feinfühligler Mann, dem alles Gröbliche und Rücksichtslose widerstrebte, er war ein freisinniger Mann, dem alles tyrannische Wesen, gleichviel ob es Hof oder Geistlichkeit, Volk oder Regierung übte, widerstand. Als der lutherische Zelotismus drückte und peinigete, neigte er sich, wie wir gesehen haben, dem glatteren

<sup>3</sup> Ausführlicher über die Lehninsche Weissagung spreche ich bei Gelegenheit von „Kloster Lehnin“ in einem spätrn Bande dieser Wanderungen. Hier nur so viel, daß bekanntlich der Streit noch immer schwankt, ob die Lehninsche Weissagung wirklich von einem Lehniner Mönche ums Jahr 1300, oder aber als Falsifikat (Fälschung) in einer späteren Epoche geschrieben wurde. Die meisten Stimmen vereinigen sich dahin, daß die sogenannte Prophezeiung am Schluß des 17. Jahrhunderts in den letzten Lebensjahren des Großen Kurfürsten oder doch nur wenig später verfaßt wurde; darin gehen aber alle jene Stimmen wieder auseinander, wer der Verfasser gewesen sei. Jeder, der sich mit dieser Frage beschäftigt hat, hat auch seine eigene Hypothese und seinen eigenen Kandidaten aufgestellt. Der Kandidat unseres Otto Schulz heißt: Andreas Fromm. Drei Beweise bringt er für die Verfasserschaft des letztern bei: 1. er hatte vor vielen andern die Fähigkeit und 2. vor vielen andern die Veranlassung (Groll, Bitterkeit) dazu; endlich 3. war er der spezielle Freund Martin Seidels, in dessen Bibliothek man (nach Seidels Tode) das Manuskript der „Weissagung“ vorfand. — Diese drei Punkte sind geschickt zusammengestellt, aber sie genügen keineswegs. Nach der ganzen Charakteranlage Andreas Fromms liegt wenig Grund zu der Annahme vor, daß er seine Sicherheit und seine Muße zu einem Angriff auf die Hohenzollern (die dem Unfrieden und den Zänkereien gerade ebenso abhold waren wie er selbst) hätte benutzen sollen. Das lag nicht in ihm. Außerdem sprechen Einzelheiten, besonders in den acht Zeilen, die sich auf Georg Wilhelm und den Großen Kurfürsten beziehen, gegen diese Annahme teils durch das, was sie sagen, noch mehr durch das, was sie nicht sagen.



und mehr weltmännischen Calvinismus zu; als die Reformierten Gewissenszwang zu üben begannen, stellte er sich wieder — nicht der Dogmen halber, sondern als freier Mann — auf die lutherische Seite. Es fehlte ihm, wenn nicht umgekehrt dies gerade sein Vorzug war, an dogmatischer Strenge; aber er hatte die schönsten Seiten des Christentums: die Liebe und die Freiheit. Wäre er eine schwache oder gar eine zweideutige Natur gewesen, hätte er sein irdisches Wohl über sein ewiges gesetzt, so hätten wir die Wandlung, die ihn wieder zu den Lutherischen zurückführte, oder ihn wenigstens bewog, im Konsistorium ihren Anwalt zu machen, sich nie an ihm vollziehen sehen. Seine Briefe an Stosch hatten ihn bereits halb in das Lager der Calvinisten übergeführt, und er brauchte auf dem betretenen Wege nur einfach weiterzuschreiten, um einer glänzenden Laufbahn sicher zu sein. Die Reformierten hätten ihn freudig begrüßt, die Lutheraner ihn ohne Verwunderung scheiden sehen. Er tat es nicht — er hatte den Mut, auf halbem Wege stillzustehen, sich zwischen die Parteien zu stellen. Er wußte, daß sein Schicksal in Stoschs Händen lag, aber er sprach dennoch in voller Sitzung des Konsistoriums sein „*Vim patitur ecclesia Lutherana*“, weil über alle Klugheit und alle Berechnung hinaus sein Herz immer bei den Unterdrückten war. Daß er sich dem Abraham Calow auf kurze Zeit überantwortete, anstatt gleich den Schritt in den Ruhehafen des Katholizismus zu tun, mag man als eine Schwäche tadeln, aber die Mutter dieser ängstlich nach dem Ziele tappenden Verirrung war die — Verwirrung. Pastor Reinhart, einer von den hartköpfigsten Lutheranern jener Epoche soll freilich, lange bevor die geschilderte Katastrophe kam, über unsern Fromm geäußert haben: „der Kerl sieht aus wie ein Jesuit, und er wird auch noch einer werden“ — aber wir möchten aus diesem Kraftspruch, der ohne Not zu einer Art Prophezeiung gemacht worden ist, einfach den Schluß ziehen, daß unser Andreas Fromm von St. Petri ein Mann von glatteren Formen war als Elias Sigismund Reinhart von St. Nikolai. Abrißens existiert bekanntlich auch heute noch kein Geistlicher, und wenn er an der Grenze der Lichtfreundschaft stände, dem nicht irgendwann einmal nachgesagt worden wäre: „er sähe aus wie ein Jesuit und würde auch noch einer werden“.

Andreas Fromm flüchtete in den Katholizismus. Die aus Gewissenhaftigkeit und Eigensinn, aus Überzeugungstreue und engherziger



Philisterei geborenen Zänkereien jener Epoche trieben ihn an ein Ziel, an das er in den glücklichen Jahren seines Wirkens nicht einmal gedacht haben mochte. Konsistorialrat Martin Friedrich Seidel (Fromms besonderer Freund) schrieb über ihn: „Wollte Gott, es wäre dieser Fromm mit Glimpf und gütlichen Mitteln bei unserer Lutherischen Kirche behalten und von solchen extremen Schritten abgehalten worden. Ich muß ihm das Zeugnis geben, daß ihm Gott stattliche Gaben verliehen hatte.“ Und selbst Otto Schulz, der sonst eher als Ankläger denn als Verteidiger unseres Fromm auftritt, schließt mit den Worten: „Seine innerste Gesinnung war christlich; nichts als das Gezänk im Innern der evangelischen Kirche und das Schwanken, sowohl in der Lehre als in der Verfassung, haben ihn aus der Kirche herausgetrieben.“

## 5

## Kronprinz Friedrich in Ruppin

Die Wetter waren verzogen,  
Die Sonne wieder schien —  
Es spannt sich ein Regenbogen  
Auf dem dunklen Grunde Küstrin.

Das der Thronbesteigung des großen Königs vorhergehende Jahrzehnt, also der Zeitraum von 1730—1740, pflegt nach einer Geseß gewordenen Annahme in zwei ungleiche Hälften geteilt zu werden, in die düstern Tage von Küstrin und in die lachenden Tage von Rheinsberg.

Diese Einteilung, die sich noch durch den Reiz des Gegensatzes empfiehlt, mag der ganzen Welt ein Genüge tun; nur die Stadt Ruppin hat ein Recht, dagegen zu protestieren und eine Dreiteilung in Vorschlag zu bringen. Zwischen den Tagen von Küstrin und Rheinsberg liegen eben die Tage von Ruppin.

Es ist wahr, die Ruppiner Episode ist unscheinbarer, undramatischer; kein Bayardorden wird gestiftet und kein Ratt tritt auf das Blutgerüst, aber auch diese stilleren Tage haben ihre Bedeutung. Versuch' ich es, ihnen in Nachstehendem ihre Existenz zurückzuerobern.



Am 26. Februar war Kronprinz Friedrich von Küstrin in Berlin wieder eingetroffen; zwölf Tage später (am 10. März) folgte seine Verlobung. Aller Zwiespalt schien vergessen. „Obrißlieutenant Fritz“, über dessen Haupt vor nicht allzu langer Zeit das Schwert geschwebt hatte, war wieder ein „lieber Sohn“ und Oberst und Chef eines Regiments. (Seit dem 29. Februar 1732.) Dies Regiment, das bis dahin kompanieweise in den kleinen Städten der Priegnitz und des Havellandes, in Perleberg, Pritzwalk, Lenzen, Wittstock, Kyritz und Nauen in Garnison gelegen und nach seinem frühern Chef den Namen des von der Goltzschen Regiments geführt hatte, wurde jetzt zu größerer Bequemlichkeit für den Kronprinzen, oder behufs besserer Kontrolle in zwei Garnisonen, Ruppin und Nauen, konzentriert. Das Regiment selbst erhielt den Namen „Regiment Kronprinz“, später von 1744 an „Prinz Ferdinand“, unter welchem Namen es die Kämpfe des Siebenjährigen Krieges, den Zug in die Champagne und endlich die Schlacht bei Jena mitmachte. Ich berichte über dies Regiment weiterhin ausführlich in einem eignen Kapitel.

Bratring, in seiner Geschichte Ruppins, schreibt, daß im Jahre 1732 das zweite Bataillon des Prinz-von-Preußen-Infanterieregiments nach Ruppin verlegt worden sei. Dies ist in doppelter Beziehung nicht ganz richtig. Es gab damals noch gar kein Prinz-von-Preußen-Infanterieregiment und konnte keins geben, denn es gab noch keinen Prinzen von Preußen. Erst 1744 wurde Prinz August Wilhelm zum Prinzen von Preußen ernannt und seinem Regiment der entsprechende Name „Prinz-von-Preußen-Infanterieregiment“ zuerteilt. Sein Regiment hieß bis dahin das Prinz Wilhelmsche Regiment. Dies stand allerdings bis 1732 zu Neuruppin in Garnison; es kam aber — und dieser Irrtum ist der gewichtigere — in genanntem Jahre nicht nach Ruppin, sondern wurde umgekehrt von Neuruppin nach Spandow fortverlegt, um dem einrückenden Regiment Kronprinz (bis dahin von der Goltz) Platz zu machen.

Wenn wir, wie im Nachstehenden geschehen soll, die Entschlüsse und Erlasse des königlichen Vaters zusammenstellen, die jener Zeit der Wiederversöhnung angehören, und die sich sämtlich und ganz ersichtlich damit beschäftigen, dem wieder angenommenen Sohne sein Entrée und sein Leben in Neuruppin möglichst angenehm zu machen, so wird man von der Vorsorglichkeit und einer gewissen



Zärtlichkeit des Vaterherzens (eines Vaters, der 18 Monate früher mit dem Tode gedroht hatte) nicht wenig überrascht. So scheint es ihm zu Ohren gekommen zu sein, daß Ruppin eine ruhige alte Stadt sei und auf einem seiner Pöke, auf dem noch jetzt existierenden Neuen Markte, einen alten Militärgalgen für die Deserteure habe. Völlig feinen Gefühls erkennt er, daß solch ein Anblick gleich beim Eintritt in die Stadt an die ersten Küstriner Tage, an den November 1730 erinnern könnte, und in folgenden Erlassen trifft er Vorsorge, daß dem Auge des Sohnes solch Anblick erspart werden möge. „Der Galgen soll außer der Stadt herausgeschafft, auch die Pallisaden an die Mauer gesetzt und alle Schlupflöcher zugemacht werden. Muß alles gegen den 20. Juni fertig sein. Auch soll das Haus dicht bei des Obristen von Breech Quartier, so der Kronprinz zu Dero Quartier choisiret, gehörig aptiret werden.“ (Potsdam, Reskript vom 24. Mai 1732.) Aber nicht nur der häßliche Schmuck des Neuen Marktes soll fort, die ganze Stadt soll sich dem Einziehenden, dem neuen Mitbürger in ihrem besten Kleide präsentieren, und so heißt es in einer zweiten Order vom Tag darauf: „das Prinz Wilhelmische Regiment soll den 1. Juni aus Neu-Ruppin ausmarschiren. Dann soll gleich der Koth aus der Stadt geschafft und die Häuser, die noch nicht abgeputzt sind, sollen abgeputzt werden.“

Wir haben in Vorstehendem festzustellen gesucht, welches Regiment damals als „Regiment Cronprinz“ nach Ruppin und Nauen hin verlegt wurde; schwerer ist es, sich zu vergewissern, welches Bataillon in Ruppin und welches in Nauen lag. Wir finden darüber Widersprechendes. Am 22. April (1732) erläßt der König folgendes Reskript an den Kriegsrat Lütkens: „Das erste Bataillon des cronprinzlichen Regiments soll in Nauen und das andre Bataillon in Neu-Ruppin vom 1. Juli 1732 an einquartieret werden“, und im Einklang mit dieser Order schreibt derselbe Kriegsrat Lütkens noch am 20. Juni an den Ruppiner Magistrat: „So wird denn also das zweite Bataillon des besagten Regiments am 26. Juni in Ruppin einmarschiren.“ Aber der König oder der Kronprinz müssen plötzlich ihre Ansicht hierüber geändert haben, denn schon Anfang Juli heißt es in einem Briefe aus Ruppin: „Unsre neue Garnison ist eingerückt, das erste Bataillon des Regiments „Cronprinz“ ist hier, auch der Cronprinz selbst, der Obrist-Wachtmeister usw.“ Diese letztere



Angabe stimmt auch mit Preuß überein. Ingleichen bestätigen die Papiere, die mir zur Hand sind, die Angabe, daß von den fünf Kompanien des zu Nauen in Garnison liegenden Bataillons eine weggenommen und der Ruppiner Garnison zugeteilt wurde. In einem Reskripte vom 30. November 1733 heißt es: „Von den 5 Compagnien des Kronprinzlichen Regiments, die zu Nauen liegen, soll eine Compagnie und zwar die des von Calebus nach Neu-Ruppin verlegt werden.“ Dies geschah, weil Nauen zu klein war für eine so große Garnison. So viel von dem Regiment, dem der Kronprinz als Chef und Oberster vorgefetzt war.

Die nächste Frage ist: Wann traf der Kronprinz in Neuruppin ein? Preuß sagt: „bereits im April“. Dies scheint nur in gewissem Sinne richtig zu sein. Er war allerdings im April dort, aber wie wir annehmen müssen nur auf einen oder auf wenige Tage, nur ausreichend, um eine passende Wohnung zu suchen. Der König in dem oben zitierten Reskript vom 24. Mai schreibt: „Die Wohnung, die der Kronprinz zu seinem Quartier choisirt\*, soll aptiret\*\* werden“, woraus sich mit ziemlicher Gewißheit ergibt, daß er (der Kronprinz) selber da war, um eben die Wahl, die choix zu treffen. Aber ebenso sicher scheint es, daß er erst Ende Juni zu wirklichem Aufenthalte in Ruppin eintraf, denn nicht nur, daß den Behörden (oder Privaten) die für die „Aptierung“ der Oberst von Breech'schen Wohnung Sorge zu tragen hatten, ausdrücklich bis zum 20. Juni Zeit gelassen wurde, es schreibt auch der Fähnrich von Buddenbrock am 22. Juni: „Die neue Garnison wird am 26. d. erwartet und der Kronprinz wird im Breech'schen Hause logiren.“ Also er war noch nicht da und traf erst, mutmaßlich am gleichen Tage mit seinem Bataillon, gegen Ende des Juni am neuen Wohnort ein.

Das Palais, das er bezog, lag in der Nähe der Stadtmauer, nur durch einen Garten von ihr getrennt und war durch die Verbindung zweier Nachbarhäuser, der Wohnung des mehrgenannten Obristen von Breech und des Obristleutnants von Möllendorff, die bis dahin wahrscheinlich das Prinz Wilhelmsche Regiment geführt hatten, so gut es die Eile gestattete, hergestellt worden. An Komfort mochte Mangel sein, und dieser Umstand trug gewiß das seine dazu bei, daß zwei Jahre später das Rheinsberger Schloß gekauft und, nachdem

\* wählt. \*\* zurechtgemacht.



es hergerichtet war, zum entschieden bevorzugten Aufenthaltsort gewählt wurde.

Suchen wir nun festzustellen, wie der Kronprinz seine Ruppiner Tage zubrachte.

Was ihn nachweisbar zuerst und zumeist in Anspruch nahm, war die Ausbildung seines Regiments und die Verschönerung der Stadt. Die ernstliche Beschäftigung mit dem „Dienst“ fing an, ihm den Soldatenstand lieb zu machen. Er achtete auf Kleines und Großes; nichts erschien seinem Interesse zu gering. Standen Revuen vor dem Könige in Aussicht, so wurden beide Bataillone in Ruppin zusammengezogen, um dem Regimente durch gemeinschaftliche Manöver eine Haltung wie aus einem Guß zu geben. Der Kronprinz sah seine Anstrengungen belohnt. Sein Regiment bewährte sich gleich bei der ersten Revue so glänzend, daß es durch Erscheinung und Exerzitium allgemeine Bewunderung erregte. Die neue Uniform, in der es erschien, war der von des Königs Grenadier-Regimente ähnlich, aber mit silberner Stickerei und karmoisinfarbenen Aufschlägen<sup>1</sup>. Der strenge Vater war befriedigt.

Raum minder als der „Dienst“ beschäftigte ihn die Verschönerung der Stadt. Daß Ruppin bis diesen Augenblick sich seines „Walls“, einer prächtigen, mit schönen und zum Teil sehr alten Bäumen bepflanzten Promenade, erfreut, ist des Kronprinzen Verdienst. Hier erwies er sich von einem richtigen Gefühl geleitet ausnahmsweise als Konservator, während er ja im allgemeinen den Geschmack seiner Zeit teilte, die sich eitel darin gefiel, an die Stelle des poetisch Mittelalterlichen die Flachheit des Kasernenbaues, oder die Schnörkelei des Rokoko zu setzen. Drei Wälle hatten in alter Zeit die Stadtmauer zu weiterem Schutz umgeben. Schon während der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte man mit Abtra-

<sup>1</sup> Gleich nach seinem Eintreffen in Ruppin fand zu Ehren der neuen Uniform (das Golz'sche Regiment hatte bis dahin Blau und Gold getragen) folgende Szene statt. Der Kronprinz lud die Offiziere vor eins der Tore, wo sie einen brennenden Holzstoß fanden. Erfrischungen wurden gereicht. Als alles guten Humores war, begann der Prinz: „Nun meine Herren, da wir hier alle versammelt sind, so dächte ich, wir erzeigten der Golz'schen Uniform die letzte Ehre.“ Dabei zog er Rock und Weste aus und warf sie ins Feuer. Die Offiziere taten desgleichen. Unter lautem Gelächter folgten schließlich auch die Beinkleider. In neuer Uniform kehrte man in die Stadt zurück. Diese Szene ist charakteristisch für den Ton, der herrschte.



gung dieser Wälle begonnen und die zugeschütteten Gräben als Gartenland parzelliert. Kaum aber war der Kronprinz in Ruppin erschienen, so erkannte er, welchen Schmuck man auf dem Punkte stand, der Stadt zu rauben. Dies erkennen und dagegen einschreiten war eins.

Die *Miscellanea historica* unsres Gewährsmannes, des Dr. Bernhard Feldmann, geb. 1704 in Berlin, gest. 1776 in Neuruppin, enthalten darüber folgendes: „Schon 1732 inhibirte S. K. Hoheit die Abtragung der Wälle und conservirte also die noch übrigen, land- oder nordwärts vom Rheinsbergischen bis zum Berliner Thore gelegenen, so noch stehen und mit alten Rüstern, Eichen, Buchen, Haseln usw. bewachsen sind; auch ließ sie der Kronprinz noch mit vielerlei Sorten Bäumen bepflanzen und an ihrem Ende (beim Berliner Thore) mit einem schönen Garten zieren, wodurch der ‚Ball‘ zum angenehmsten, beschatteten Spaziergang voll Nachtigallen geworden ist.“

Kronprinz Friedrich hatte vier volle Jahre von 1732 bis 1736 seinen festen Wohnsitz in Ruppin, aber nur während des ersten Jahres gehörte er dem Ruppiner Stilleben mit einer Art Ausschließlichkeit an. Vom Juni 1733 an drängten sich die Ereignisse, die ihn oft monatelang und länger von „Haus und Garten, die ihm lieb geworden waren“, fernhielten. Seiner Vermählung im Juni 1733 folgte vier Monate später die Erwerbung Rheinsbergs, und eh noch der Umbau des Rheinsberger Schlosses, der ohnehin sein lebhaftes Interesse in Anspruch nahm, zur Hälfte beendet war, führte die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und dem Kaiser (im Sommer 1734) unsern Kronprinzen an den Rhein. Am 7. Juli war er in Wiesental, wo der Generalleutnant von Röder mit den preussischen Truppen im Lager stand. Aber „im Kaiserlichen Heere war nur noch der Schatten des großen Eugen“, der einundsiebzigjährige Held hatte sich überlebt. Philippsburg ging verloren, das tatenlose Hinundherziehen wurde unerträglich, und gegen Ende Oktober erblickten wir den Prinzen wieder daheim in seiner „geliebten Garnison“.

Zweierlei hatte ihm der lorbeerarme Kriegszug eingetragen: zunächst und allgemein einen Einblick in die Schwächen der kaiserlichen Armee, daneben speziell und allerpersönlichst — einen Freund. Dieser Freund war Chasot.



Wie das Jahr 1734 einen längern Aufenthalt am Rhein gebracht hatte, so brachte das folgende Jahr eine mehrmonatige Reise nach Ostpreußen. Uns aber beschäftigen diese Ausflüge nicht länger, sondern wir halten uns innerhalb der Bannmeile von Ruppin und suchen uns ein Bild dieser spätern Ruppiner Tage zu entwerfen.

Das Rheinsberger Schloß schmückt und erweitert sich mehr und mehr, der Tag der Übersiedelung jedoch ist noch fern, und die bescheidenen Ruppiner Räume müssen zunächst noch genügen. Die Stadtwohnung läßt viel zu wünschen übrig, aber die Sommermonate gehören dem „Garten am Wall“. Hier lebt er heitere, mußevolle Stunden, die Vorläufer jener berühmt gewordenen Tage von Rheinsberg und Sanssouci. Allabendlich nach der Schwere des Dienstes zieht es ihn nach seinem „Amalthea“<sup>2</sup> hinaus. Der Weg durch die unsaubern Straßen der alten Stadt ist ihm unbequem, so hat er denn für ein Mauerpfortchen Sorge getragen, das ihn unmittelbar aus dem Hofe seines „Palais“ auf den Wall und nach kurzem Spaziergang unter den alten Eichen desselben in die lachenden Anlagen seines Gartens führt. Da blüht es und duftet es; Levkojenbeete ziehen sich an den Steigen hin, Melonen werden gezogen, und auf leis' ansteigender Erhöhung, ziemlich inmitten des Gartens erhebt sich der „Tempel“, der Vereinigungsort des Kreises, den der Kronprinz hier allabendlich um sich versammelt. Das Souterrain enthält eine Küche, und der „Tempel“ selber ist einer jener oft abgebildeten Pavillons, die auf sechs korinthischen Säulen ein flachgewölbtes Dach tragen und in den Parks und Gärten jener Epoche als Eßzimmer sich einer besonderen Gunst erfreuten. Der Mond steht am Himmel, in dem dichten Gebüsch des benachbarten Walls schlagen die Nachtigallen, die Flamme der Ampel, die von der Decke herabhängt, brennt unbeweglich, denn kein Lüftchen regt sich, und keine frostig abwehrende Prinzlichkeit stört die Heiterkeit des Kreises. Noch ist kein Voltaire da, der seine Pikanterien mit graziöser Handbewegung präsentiert, noch fehlen die Algarotti, d'Argens und Lametrie, all die berühmten Namen einer späteren Epoche — Offiziere seines Regiments sind es zunächst noch, die hier der Kronprinz um sich versammelt: v. Kleist, v. Rathenow, v. Knobels-

<sup>2</sup> Amalthea, die Nymphe, welche den Jupiter mit der Milch einer Ziege ernährte, auch diese Ziege selbst; also hier etwa Milchwirtschaft, Meierei.



dorff<sup>3</sup>, v. Schenkendorff, v. Groeben, v. Buddenbrock, v. Wyllich, vor allem — Chasot<sup>4</sup>.

Das Leben, das er mit diesen Offizieren führte, war frei von allen Fesseln der Etikette, ja ein Übermut griff Platz, der unsern heutigen Vorstellungen von Anstand und guter Sitte kaum noch gefallen will. Fenstereinwerfen, Liebeshändel und Schwärmer abbrennen zur Angstigung der Frauen und Landpastoren zählte zu den beliebtesten Unterhaltungsmitteln. Man war noch so unphilosophisch wie möglich.

So kam der August 1736 heran; der Umbau des Rheinsberger Schlosses war beendet, und der Umzug, die Übersiedelung fand statt. Von da an beginnen die glänzenden, die vielgefeierten Rheinsberger Tage. Aber diese schönen Rheinsberger Tage, die das Ruppiner Leben verdunkelt haben, waren doch nicht so völlig das Ende des Ruppiner Interregnums, wie einer allgemeinen Vorstellung nach geglaubt wird. Vielmehr fand jetzt ein Austausch, eine Art Rückzahlung statt, und wenn von 1733 an die Ausflüge nach Rheinsberg Ruppin um die andauernde Anwesenheit des Kronprinzen gebracht hatten, so war von jetzt an Ruppin der Gegenstand und das Ziel beständiger, freilich zum Teil durch den „Dienst“ gebotener Besuche. Viele seiner Briefe geben Auskunft darüber, wie teuer ihm die Stadt war, in der er vier glückliche Jahre verlebt hatte. Entweder tragen jene Schriftstücke das Datum Ruppin und führen dadurch den Beweis längeren oder kürzeren Aufenthalts daselbst,

<sup>3</sup> Dieser v. Knobelsdorff ist nicht Georg Wenzeslaus v. K., der berühmte Baumeister und Freund des Königs, sondern Carl Siegmund v. K. aus dem Hause Bobergsberg. Er blieb bei Chotusitz (Gzaslau). Georg kam allerdings 1735 auf Besuch nach Ruppin, legte den Garten an und baute den „Tempel“, der auf einer Kuppel die Statue Apollons trug. Der Besuch wird nur wenige Wochen gedauert haben. So kurz indessen dieser Aufenthalt war, so war er doch lang genug, um ihn 1736 von Rom aus schreiben zu lassen: „Die Instrumentalmusik hat mich noch nie in Verwunderung gesetzt, und ich wünschte wohl, denen Römern ein Ruppinsches Concert hören zu lassen.“

<sup>4</sup> Chevalier Chasot, der während der Rheinkampagne (1734) im französischen Heere diente, hatte das Unglück, einen Anverwandten des Herzogs von Boufflers im Duell zu töten. Er floh deshalb in das Lager des Prinzen Eugen, zunächst nicht, um in Dienst zu treten, sondern nur um ein Asyl zu finden. Beim Prinzen Eugen lernte ihn der Kronprinz kennen, dem er später nach Ruppin hin folgte.



oder flüchtige Zeilen von Potsdam, Berlin und andern Punkten aus geschrieben, sprechen seine Sehnsucht aus nach seiner „geliebten Garnison“. So schreibt er im Juni 1737 von Berlin aus an Suhm: „Den 25. gehe ich nach ‚Amalthea‘, meinem Garten in Ruppin. Ich brenne vor Ungeduld, meinen Wein, meine Kirschen und meine Melonen wieder zu sehen“; und 1739 noch (am 16. Juni) heißt es in einem vom Ruppiner Garten aus datierten Briefe: „Ich werde morgen nach Rheinsberg gehn, um allda nach meiner kleinen Wirthschaft zu sehen; hier wollen keine Melonen reif werden, so gerne wie ich auch gewollt, daß ich meinem Gnädigsten Vater die Erstlinge des Jahres hätte schicken können.“

Diese beiden Briefe sind insoweit wichtig, als sie keinen Zweifel darüber lassen, daß Kronprinz Friedrich seinem „Amalthea“ zu Ruppin keineswegs den Rücken kehrte, vielmehr vom August 1736 an eine Art Doppelwirtschaft führte und an die Gärten und Treibhäuser, hier wie dort, die gleichen Ansprüche erhob. Sonntags las er in Ruppin seine Predigt, während Des Champs vor der Kronprinzessin und dem Hofe in Rheinsberg predigte.

Selbst noch unmittelbar nach der Thronbesteigung (im Sommer 1740) sah die Stadt Ruppin den nunmehrigen König Friedrich II. häufig in ihren Mauern, und bis zum Spätherbst desselben Jahres blieb es zweifelhaft, ob Ruppin oder Potsdam oder Rheinsberg der erklärte Lieblingsaufenthalt des neuen Königs werden würde. Großartige Gartenanlagen, die eben damals entworfen wurden, schienen für Ruppin zu sprechen, aber die weite Entfernung von der Hauptstadt führte endlich zu andern Entschlüssen. Die Terrassen von Sanssouci wuchsen empor und — Ruppin war vergessen. Es ist zweifelhaft, ob der große König in sechsundvierzigjähriger Regierung es jemals wieder gesehen.

Die Frage bleibt uns zum Schlusse übrig: Was wurde aus diesen Schöpfungen, großen und kleinen, die die Anwesenheit des Kronprinzen ins Dasein rief? Was haben 120 Jahre zerstört, was ist geblieben?

Zunächst das Stadtpalais. 1744 schenkte es der König an seinen jüngsten Bruder den Prinzen Ferdinand, der zum Chef des ehemaligen Kronprinzlichen Regiments ernannt worden war und in der Epoche, die dem Siebenjährigen Kriege vorausging, in Ruppin seine Garnison hatte. Auch nach 1763, und zwar bis 1787, wo das



große Feuer die Stadt zerstörte, scheint sich der Prinz, wenn nicht andauernd (er lebte meist in Friedrichsfelde bei Berlin), so doch vielfach bei seinem Ruppiner Regiment aufgehalten zu haben. Wenigstens muß ich das aus der Existenz zweier Bilder schließen, die als einzige Überbleibsel aus dem ehemals kronprinzlichen, später Prinz Ferdinandschen Palais, bis diesen Augenblick in Ruppin existieren. 1787 brannte dies „Palais“ nieder, und nichts wurde gerettet als die eben erwähnten zwei großen Bilder, Porträts der Königin Maria Antoinette und der Kaiserin Katharina. Beide Bilder (einem einfachen Ruppiner Bürger gehörig) rühren, wie aus dem hier dargestellten Lebensalter der beiden Fürstinnen unschwer zu berechnen ist, etwa aus dem Jahre 1780 her, denn Maria Antoinette erscheint als eine jugendliche Schönheit von einigen zwanzig, Katharina als eine mehr denn stattliche Matrone von über fünfzig Jahren. Aus dem einfachen Umstande, daß das abgebrannte Palais diese beiden Bilder überhaupt enthielt, zieh' ich den Schluß, daß Prinz Ferdinand bis 1787 häufiger in Ruppin gelebt haben muß; denn aus der kronprinzlichen Zeit von 1732 bis 1740 können natürlich die Bildnisse zweier Fürstinnen nicht stammen, von denen die eine damals ein Kind, die andere noch gar nicht geboren war. Privatpersonen aber waren damals in den aller seltensten Fällen in der Lage, die Wände ihres Zimmers mit den lebensgroßen Porträts fremder Fürstlichkeiten schmücken zu können. Was die Bilder selbst angeht, so macht das wohlerhaltene Porträt der schönen Habsburgerin einen sehr gefälligen Eindruck, während das Bildnis der Kaiserin Katharina mit dem Andreaskreuz auf der Brust nicht nur quantitativ durch Umwandlung aus einem ursprünglichen Kniestück in ein Bruststück, sondern weit mehr noch qualitativ durch einen plump aufgetragenen Firnis verloren hat. Die Umwandlung in ein Bruststück erfolgte, wie mir der Besitzer vertraulich mitteilte, durch einfache Anwendung einer großen Zuschneideschere und war nötig, weil die untere Partie bis zum Gürtel hinauf schwer gelitten hatte. Der Erzähler hatte keine Ahnung von dem Bedeutungsvollen seiner Rede, oder von der historischen Gerechtigkeit, die die große Zuschneideschere geübt.

Das „Palais“ selbst ist niedergebrannt, aber ein apart aussehendes Haus (das sogenannte Molliusche Haus) ist an derselben Stelle aufgeführt worden, wo 1732 die nachbarlichen Häuser des Obristen



Breedy und des Obristleutnants Möllendorf zu einer Art von prinziglichem Palais verbunden wurden. Die Straße, die zu diesem Hause führt, führt wie billig den Namen der Prinzenstraße, und der prächtige alte Lindenbaum, der wie ein grüner Schild seine Zweige vor dem poetisch dreinschauenden grauweißen Hause ausbreitet, schafft hier ein Bild, wie es dieser Stelle wohl paßt und kleidet.

Zwischen dem Hause und der Stadtmauer liegt jetzt ein Gärtchen. Wir passieren es und stehen vor der Mauerpforte, die den Kronprinzen allabendlich auf den schönen „Ball“ zu führen pflegte, wenn er nach dem Dienst und der Arbeit des Tages sich erhob, um im „Tempel“ den obenbenannten Freundeskreis zu versammeln.

Die Pforte ist jetzt vermauert, und es kostet uns einen Umweg, um die Außenseite der Mauer und den „Ball“ zu gewinnen. Seine schattigen Gänge führen uns jetzt nach „Amalthea“.

Hier im Garten ist noch manches, wie es war. Die Einrichtungen sind verändert, allerhand Neubauten sind entstanden, aber die Einfassungsmauer ist geblieben, und die hohen Platanen im Hintergrunde, die über die Mauer hinweg mit den draußen stehenden Bäumen Zwiesprach halten, sind noch lebendige Zeugen aus den friderizianischen Tagen her. Vor allem existiert noch der „Tempel“. Nicht sind es Säulen mehr, die das Kuppeldach tragen; ein solides Mauerwerk mit Tür und Fenstern ist an ihre Stelle getreten und bildet ein rundes Zimmer von mäßiger Größe, eben ausreichend zu einem Souper von sechs.

Wir sind die glücklich Geladenen. Der Wein lacht in den Gläsern, die Unterhaltung wächst an Frische und Leben, die Wandleuchter brennen, und durch die offenstehende Tür trifft Mondlicht und Abendkühle den froh versammelten Kreis. Es ist als wäre die alte Zeit wieder da, und ungesucht wird unser Beisammensein zu einer Darstellung, zu einer Szene aus: „Kronprinz Friedrich in Ruppin“, ein Stück, das noch geschrieben werden soll. Die passenden Kostüme fehlen freilich, denn an was erinnerten unsere Reiseröcke weniger, als an die silbergestickten Uniformen der Offiziere des Kronprinzlichen Regiments; aber was den Kostümen gebricht, das wird aufgewogen durch die künstlerische Treue der Kulissen und Requisiten. Wir haben die alte Zeit leibhaftig um uns her, nicht völlig die Zeit des Kronprinzen Friedrich, aber doch immer die friderizianische Zeit. Die Spiegel mit ihren Rahmen in Barock, die Tische mit ihren



ausgeschweiften Füßen, die Atlasgardinen, das Deckengemälde (eine „Geburt der Venus“ darstellend), alles erinnert an jene reizvolle, aus profaischen und poetischen Elementen wunderbar gemischte Zeit, die ihr Kleid in den Schlössern der Ludwige, ihren Gehalt aber in den Schlössern der Friedriche empfing. Und dort ist er selbst, der seinem Jahrhundert den Namen gab. Aus der Nische hervor leuchtet sein Auge, und um ihn her, an den Wandpfeilern entlang, schließt sich ein bunter Kreis von Zeitgenossen: Prinz Heinrich und Voltaire, Zieten und Lessing, Gluck und Kant.

Unsere Gläser klingen zusammen. „Es lebe die alte Zeit und was sie groß gemacht!“

Wir brachen auf und traten in den Garten. Die Nachtigallen schlugen auf dem „Wall“. Es klang wie ein Protest gegen die „alte Zeit“ und wie ein Loblied auf Leben und Liebe.

## 6

## General von Günther

Und Ihm,  
Von dem ich Ehre und irdisches Gut  
Zu Lehen trage und Leib und Blut,  
Ihm hab' ich mich ganz ergeben.

Johann Heinrich Günther, ein ausgezeichnete Führer leichter Truppen, der glorreich fortsetzte, was unter Zieten und Belling begonnen worden war, wurde im Sommer 1736, also in demselben Jahre, in dem Kronprinz Friedrich nach Rheinsberg übersiedelte, zu Neuruppin geboren. Er war aus bürgerlichem Stande. Sein Vater stand als Feldprediger beim Regiment Kronprinz und zeichnete sich durch Kanzelberedsamkeit aus.

Der Sohn, unser General Günther, gehört unbestreitbar zu den bedeutendsten Persönlichkeiten, die aus den Mauern Neuruppins hervorgegangen sind; dennoch bin ich nicht völlig sicher, daß unsere Darstellung vor dem alten Reitergeneral haltmachen und ihm die pflichtschuldigen Honneurs erweisen würde, wenn nicht im Lauf der Zeiten die Person Günthers durch das Geflüster „er sei ein illegitimer Sohn des Kronprinzen Friedrich“, ein gesteigertes Inter-



esse gewonnen hätte. Dies Gerücht (wir werden zu untersuchen haben, woraus entstanden) war sicherlich ohne alles Fundament, dennoch hat es sich erhalten, auch jetzt noch, wo die Glaubwürdigkeit desselben wenigstens stark erschüttert ist. Günthers Biograph der spätere Kriegsminister von Boyen, der während des polnischen Feldzuges als Adjutant des Generals auch in persönlich nahe Beziehungen zu demselben trat, spricht von der Mutter desselben als von einer „guten und frommen Frau“, eine Bezeichnung, die er vermeiden haben würde, wenn er irgendwelche Veranlassung gehabt hätte, jenes Gerücht als begründet anzusehen. Die Frage bleibt freilich: Wie konnte solch Gerücht überhaupt entstehen? Welche Scheingründe waren tätig, um einer müßigen Erfindung wenigstens das Kleid einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu leihen? Es ist wahr, man hat von einer frappanten Ähnlichkeit zwischen dem General und dem großen König gesprochen, hat in dem Aufsteigen eines Bürgerlichen und Feldpredigersohns bis zum Freiherrn und zum Generalleutnant den Beweis erblicken wollen, daß es mit dem also Ausgezeichneten „noch etwas Besonderes auf sich gehabt haben müsse“, aber man hat dabei übersehen oder übersehen wollen, daß eine frappierende Ähnlichkeit zwischen den Hohenzollern und den Offizieren ihrer Armee bis diesen Augenblick eine täglich wiederkehrende Erscheinung ist, und daß ferner die hohen Auszeichnungen, deren sich gegen das Ende seiner Tage hin unser General allerdings zu erfreuen hatte, ihm nicht vom großen Könige, sondern von den beiden Nachfolgern desselben, zumal von Friedrich Wilhelm III., zuteil wurden. Kurz heraus, die Sache ist eine Mythe, für deren Entstehung wir außer dem Umstand, daß das Oberst v. Breech'sche Haus, das der Kronprinz in Ruppin bewohnte, allerdings durch seinen bloßen Namen schon an die kurz vorhergegangenen intimen Beziehungen zur schönen Frau von Breech (in Tamsel bei Küstrin) erinnerte, keine andere Erklärung, als die Sucht des Menschenherzens finden können, hervorragende Persönlichkeiten durch Ausstaffierung mit sogenannten „interessanten Verhältnissen“ womöglich noch interessanter zu machen.

Nach dieser Abschweifung, die zur Aufklärung über einen oft erwähnten Punkt nötig war, fahre ich in Zusammenstellung des biographischen Materials fort, das ich imstande gewesen bin über unsern Helden zu sammeln.



Johann Heinrichs Jugendjahre, die er zunächst im Hause seiner verwitweten Mutter verlebte, scheinen Jahre der Entbehrung gewesen zu sein. Nichtsdestoweniger setzte die Mutter alles daran, ihn für das geistliche Amt zu erziehen, in dem der Vater des Knaben bereits Befriedigung und Auszeichnung gefunden hatte. Die Universität Halle bot dazu in mehr als einem Sinne die Mittel. Bald nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, wahrscheinlich im Jahre 1757, trat unser Günther seine theologischen Studien an der berühmten Hochschule an. Aber diese Studien wurden bald unterbrochen. War es, daß die wachsende Not des Vaterlandes den festen Willen heranreifte, Gut und Blut für die Sache des Königs einzusetzen, oder war es — wie eine andere Lesart lautet — die Überzeugung, daß vielleicht morgen schon ein Zwang da eintreten würde, wo heute noch die Möglichkeit eines freiwilligen Entschlusses war, gleichviel, der Eintritt in die preussische Armee erfolgte.

Ernst Moriz Arndt in seinen „Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn v. Stein“ erzählt den Hergang nach Mitteilungen, die er dem Geheimen Kriegsrat Scheffner (in Königsberg) zu verdanken scheint, im wesentlichen wie folgt:

„Bald nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges standen vier unter einander befreundete Jünglinge in den Listen der Hochschule Halle eingeschrieben. Sie hießen Scheffner, Neumann, l'Estocq und Günther. Alle vier haben sich später auf verwandtem Felde ausgezeichnet. Eines Abends beim Commers führte das Gespräch darauf hin, daß sie binnen kürzester Frist für die Armee gepreßt und eingekleidet werden würden. Nach einigem Hin- und Hererwägen reifte der Entschluß in ihnen, lieber gleich als Freiwillige in ein Husaren-Regiment einzutreten. Scheffner, nachdem er ehrenvoll gedient, lebte noch 1813 als Kriegs- und Domainenrath in Königsberg; Neumann wurde durch seine tapfere Vertheidigung Kosel's, l'Estocq durch seinen entscheidenden Angriff in der Schlacht bei Preussisch-Eylau berühmt; Günther aber glänzte, zumal während des polnischen Feldzuges von 1794, durch seine organisatorischen Talente und verdient in gewissem Sinne ein Vor-Scharnhorst genannt zu werden.“

Boyer stellt den Hergang minder poetisch dar. Darnach war es kein „berühmtes Husarenregiment“, in das unser Günther zunächst eintrat, sondern das „Kommissariat“, eine wichtige, aber doch im-



merhin ziemlich prosaische Sache. Er gab diese unkriegerische Stellung aber in Bälde auf, focht zunächst in dem Freibataillon von Angelesly, dann im sogenannten Trümbach'schen Korps und kam erst nach dem Schluß des Krieges als Stabsrittmeister zum Kürassierregiment Basold. Während des Krieges war er mehrfach verwundet worden. Die Beförderungen gingen jetzt langsamer denn je, und zwanzig Jahre verflossen, bevor er vom Stabsrittmeister bis zum Oberstleutnant avancierte. Als solcher erhielt er 1783 das Kommando über die schwarzen Husaren. Zwei Jahre später avancierte er zum Obersten, und 1788 ernannte ihn König Friedrich Wilhelm II. zum Chef des Bosniakenregiments.

Diese fünfundzwanzig Friedensjahre — der bayerische Erbfolgekrieg war kaum als ein Krieg zu rechnen — hatten unserm Günther wenig Gelegenheit gegeben, nach außen hin zu zeigen, von welchem Metall er war. Nur in einem allerengsten Kreise wußte man schon damals, was man an ihm besaß. In kleinen Garnisonstädten vergingen ihm die Jahre, 1789 ward er Generalmajor. An dem Champagnefeldzug und der Rheinkampagne nahmen die Truppen, bei denen Günther stand, nicht teil, und auch die letzten zehn Jahre seines Lebens würden mutmaßlich ohne kriegerische Lorbeern für ihn geblieben sein, wenn nicht Kosciuszko's Auftreten und der unprovokierte Angriff Madalinskis auf eine kleine südpreußische Landstadt (am 15. März 1794) das Signal zu einem kurzen, aber erbitterten Kampfe an den Ufern der Weichsel und Narew gegeben hätte. Die nun folgenden Sommermonate waren es, die unserm Günther Gelegenheit boten, sich als einen Parteigänger und Avantgardenfürher von ungewöhnlicher Begabung zu zeigen, als einen raschen und kühnen Reitergeneral, wie er seit den Tagen Zietens nicht dagewesen war. Droysen in seinem Leben Yorck's (Yorck war Offizier in Günthers Korps) schildert unsern General wie folgt: „An der Spitze seiner Bosniaken, in den hastigen Plötzlichkeiten des Parteigängerkrieges, war er in seinem Element, er selbst immer voran. Seine Schlaueit und körperliche Gewandtheit gaben ihm die Lust der Gefahr; er verstand es, sie bei seinen Leuten bis zur Tollkühnheit zu steigern, aber indem er es rücksichtslos mit jedem Feinde aufzunehmen schien, lag seiner Kühnheit die besonnenste Berechnung zum Grunde. So verstand er es, den Leuten die Zuversicht des Erfolges zu geben. Eine kurze Anrede — dann ging es



mit niederwerfendem Ungestüm auf den Feind. Kam es besonders hart, so hielt er wohl eine Ansprache wie die folgende: „Alles ist reiflich und behutsam erwogen; auch habe ich gethan, was zu allen Dingen den Segen bringt, habe Gott den Herrn um seinen allmächtigen Beistand angefleht, wenn wir aber doch nicht gewinnen, so hole euch verfluchte Kerle alle der Teufel, denn dann tragt ihr allein die Schuld.“

Nach Vorausschickung dieser allgemeinen Bemerkungen, die den Mann und den Geist, der in seiner Truppe lebendig war, sehr anschaulich schildern, wenden wir uns den Ereignissen selber zu, die ihm Gelegenheit gaben, solche Ansprache zu halten.

Die polnischen Besitzungen Preußens (das sogenannte Südpreußen) waren damals viel ausgedehnter als jetzt und im Verhältnis zu dem weiten, weder durch Kunst noch Natur befestigten Areal sehr schwach mit Truppen besetzt. Die nächste Aufgabe, die den Truppenführern nach Ausbruch der Feindseligkeiten zufiel, war die, eine unendlich langgezogene Grenze mit einer Armee zu decken, die kaum zehntausend Mann zählen mochte. Unser Günther erhielt den linken Flügel und hatte eine zwanzig Meilen lange Linie, die sich am Narew und seinen Nebenflüssen entlang von Ostrolenka bis Grajewo erstreckte, mit zehn Eskadrons und einem Bataillon zu verteidigen. Es schien fast unmöglich; das Land lag offen da, und der an Zahl weit überlegene Feind hatte es sichtbarlich in seiner Macht, überall nach seinem Belieben durchzubrechen. Hier war es, wo die Prinzipien sich glänzend bewährten, nach denen Günther eine Reihe von Jahren hindurch die ihm untergeordneten Reiterregimenter im Dienst geübt und in mehr als dem gewöhnlichen Sinne für den Krieg vorbereitet hatte. Der Kern dieses seines Prinzips hatte nämlich darin bestanden, die einzelnen Eskadrons, die von Stadt zu Stadt in den Grenzdistrikten Süd- und Ostpreußens in Garnison lagen, in einer beständigen Kriegführung mit- und untereinander zu erhalten. Es war immer Krieg. Wie eine Art Reise-general war er bald hier, bald da, stellte sich an die Spitze bald dieser, bald jener Schwadron und fiel, sei's Tag, sei's Nacht, über die Truppen eines andern Garnisonplatzes her. Dadurch hatte er in vielfähriger Übung ein Korps von seltener Schlagfertigkeit ausgebildet, eine Truppe genau der Art, wie sie jetzt erfordert wurde, wo es darauf ankam, eine Handvoll Leute über weite Strecken hin



gleichsam wie auszustreuen und auf ein gegebenes Zeichen im Nu wieder zu konzentrieren. Es war die Kunst, mittelst eines lebendigen, aus vielen Teilen zusammengesetzten Gliederstabs heut' auf zwanzig Meilen hin eine dünne Grenzlinie zu ziehn und morgen diesen lang ausgezogenen Stab zu einem kompakten und widerstandsfähigen Bündel zusammenzuklappen. In dieser Kunst erwies sich Günther als Meister. Später und eingebrachte Gefangene erhielten ihn über alle Pläne des Feindes in bester Kenntnis, und wo immer dieser den Durchbruch versuchen mochte (um dann im Rücken das Land zu insurgieren), fand er entweder den Niegel fest vorgeschoben, oder Günther ergriff die Offensive, warf sich auf die Anrückenden und schlug sie. War dies unmöglich, so imponierte er ihnen doch genugsam, um sie zum Rückzug zu bewegen. Die Gefechte bei Kolno und Demniki (am 9. und 18. Juli) werden nicht nur für die Lebensgeschichte Günthers bedeutsam, sondern namentlich auch für die Geschichte des „kleinen Kriegs“ ein paar Musterbeispiele bleiben.

Die Geschicklichkeit, mit der General Günther operierte, konnte nicht ermangeln, an höchster Stelle die Aufmerksamkeit auf einen so ausgezeichneten, so hingebenden und zu gleicher Zeit so vom Erfolge gekrönten Offizier hinzulenken. Und wiewohl erst der dritte General beim Korps, übertrug ihm der König, während die Streitkräfte in Südpreußen unter den Befehl des Generals Fyvat gestellt wurden, das Oberkommando über alle am rechten Weichselufer (so schreibt Boyen; es muß aber unbedenklich das linke heißen) stehenden Truppen, deren Bestimmung es war, mit den Russen unter Suwaroff gemeinschaftlich gegen Warschau vorzudringen und durch Einnahme der Hauptstadt den Herd des Aufstandes zu ersticken. So sah sich Günther, der bis dahin über den Parteigängerkrieg nicht hinausgekommen war, plötzlich an die Spitze einer „Armee“ gestellt und der Bestimmung gegenüber, selbständig und im großen Stil zu operieren. Freudig und mutvoll erfaßte er die ihm gewordene Aufgabe und sah im Geiste bereits eine zweite ruhmreiche Schlacht bei Warschau geschlagen, unter dessen Mauern die Brandenburger schon einmal gekämpft und den lange schwankenden Kampf zur Entscheidung gebracht hatten. Aber es war anders beschlossen; noch eh das Korps die Weichsel überschreiten konnte, traf die Nachricht von der Erstürmung Pragas ein. Warschau, zitternd



vor der eisernen Hand Suwaroffs, hatte seine Tore den Russen geöffnet. Der Krieg war zu Ende, und nach einer interimistischen Verwaltung der Provinz (Südpreußens) nahm der Friedensdienst und das Garnisonleben in kleinen Städten aufs neue seinen Anfang. Günther und die Bosniaken, deren Chef er blieb, kamen nach Tycoczyn. Von hier aus trat er in Briefwechsel mit dem damaligen Kirchenrat, späteren Bischof Dr. Borowski, demselben, der später dem unglücklichen jungen Königspaare (Friedrich Wilhelm III. und Luise) ein Trost, eine Stütze und überhaupt durch seine unwandelbare Treue und Zuversicht in der Geschichte jener Prüfungsjahre eine hervorragende Erscheinung wurde. Der Briefwechsel zwischen Günther und Borowski beginnt 1799 und dauert fast bis zum Tode des ersteren fort. Einzelne dieser Briefe sind in den „Preussischen Provinzial-Blättern“ (Königsberg 1836) veröffentlicht worden, Briefe, die uns den frommen und demütigen Sinn des Generals in schönstem Lichte zeigen.

Die Auszeichnungen drängten sich jetzt. 1795 wurde Günther Generalleutnant, zwei Jahre später erhob ihn Friedrich Wilhelm III. (gleich nach seiner Thronbesteigung) in den Freiherrnstand; endlich 1802, nach der Revue, erhielt er den Schwarzen-Adler-Orden. Aber nur eine kurze Spanne Zeit noch blieb ihm, sich dieser Ehren und Auszeichnungen zu erfreuen. Ein halbes Jahr später, am 22. April 1803, starb er. Als der Adjutant bei ihm eintrat, fand er den General am Schreibtisch, den Kopf auf die Seite geneigt — tot. Der Tod war als ein Längstewarteter an ihn herangetreten. Schon am Tage zuvor hatte er zu sterben geglaubt und bei einer Truppenvorstellung, die er selbst noch leitete, seinen Adjutanten gebeten, ihm zur Seite zu bleiben, um ihn auffangen zu können, wenn er vom Pferde stürze. Bis zuletzt war ihm das „Ich dien“ ein Stolz und ein Bedürfnis gewesen.

Günther war sechsundvierzig Jahre lang Soldat. Sein bescheidener Ruhm wurzelt in den kurzen Kämpfen von 1794. Wenn trotz dieser Kämpfe sein Name nicht heller glänzt, so liegt das in einer Verkettung äußerer Umstände, unter deren Ungunst manche hervorragende Kraft jener Zeit, und speziell jener polnischen Kämpfe, zu leiden gehabt hat. Der Krieg war unpopulär, die Teilung Polens eine Maßregel, der die Sympathien der Völker niemals zur Seite gestanden hatten, und die Schroffheit Suwaroffs, die des Guten



in derselben Weise zuviel tat, wie die oberste Leitung preußischerseits (freilich ohne Verschulden unseres Günther) des Guten zu wenig leistete, war nicht geeignet, dem ganzen Kampfe die Teilnahme zu erwecken, die ihm bis dahin gefehlt hatte. Man schämte sich fast des Krieges, man hatte keine Freude daran, und die einzelne Großtat litt unter dem Mißkredit, in dem das Ganze stand. Dies würde alles genugsam erklären, aber was den Ausschlag gab, war noch ein anderes. Kaum ist es nötig, es zu nennen. Der Untergang des alten Preußens und die Wiederaufrichtung eines neuen waren Weltereignisse, die diesen Vorgängen der neunziger Jahre auf dem Fuße folgten, und die wie eine mächtige Flut all die Marksteine einer kleineren Geschichtsepöche umwarfen und hinwegspülten. Es ist Aufgabe späterer Zeiten, solche in Trieb sand begrabenen Denksteine neu aufzurichten. Dazu sollten diese Zeilen ein Versuch sein.

Günthers eigentlichste Bedeutung scheint übrigens, nach dem übereinstimmenden Urteil seiner Zeitgenossen, vor allem in seiner Persönlichkeit gelegen zu haben. Boyen preist ihn auf jeder Seite, und da junge Adjutanten gewöhnlich diejenigen sind, die ihrem alten General (oft mit gutem Grund) am allerwenigsten voll Bewunderung entgegneten, so sind wir wohl zu dem Schluß berechtigt, daß in diesem Falle eine siegende Gewalt vorlag, die alles Bekritteln tot machte. Das Mysteriöse, das um und an ihm war, steigerte allerdings sein Ansehen nicht wenig. Es hieß von ihm, daß er wie ein Ordensbruder die drei Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams abgelegt habe. Daß dies von jedem geglaubt wurde, zeigt am besten, wie sein Leben war. Es galt dafür, daß er nie ein Weib berührt habe, drum sei er so gewaltig von Körper<sup>1</sup>. Das Gelübde der Armut hielt er nicht minder treu. Von

<sup>1</sup> Boyen hat auch in bezug hierauf eine etwas profaischere Version. Er schreibt: Günther zog sich früh aus dem Treiben der Welt und der Gesellschaft zurück. Was ihn zu dieser Zurückgezogenheit bestimmte, ob es schmerzlich zerrissene Lebensverbindungen waren (also unglückliche Liebe, aber nichts von einem Keuschheitsgelübde), mag dahingestellt bleiben. Auch der „Gewaltigkeit seines Körpers“ erwähnt Boyen nicht, gegenteils spricht er viel von der Kränklichkeit des Generals, die nur in dessen moralischer Kraft ihr Gegengewicht gefunden habe. Er war auch hierin ganz dem alten Bieten verwandt, der bekanntlich immer leidend und zuzeiten völlig hinfällig war.



seinem reichen Gehalt nahm er für seine Person nur 300 Taler; was von dem übrigen nicht für die Offizier Tafel und für Lohn und Bedienung daraufging, wurde den Armen gegeben. Die Tafel war reichlich besetzt, aber er selbst aß regelmäßig nur eine Soldatensuppe und ein einfaches Stück Fleisch. Als er einen jungen Offizier zum Nachbar flüstern hörte, daß der Alte sich seine frugale Kost sehr gut schmecken lasse, ward auch noch das Fleisch aus der Suppe getan. Wie er an Umsicht, Raschheit und verschlagener Tapferkeit ein Geistesverwandter des alten Zieten war, so war er es auch in Schlichtheit, Rechtschaffenheit, Unbestechlichkeit. Die Worte des Prinzen Heinrich, die den alten Husarengeneral so schön charakterisieren („er verachtete alle diejenigen, die sich auf Kosten unterdrückter Völker bereicherten“), passen ebenso auf Günther. Seine kurze Verwaltung Südpreußens war deshalb in mehr als einer Beziehung ein Segen für jene Landesteile. Seine Uneigennützigkeit erwarb ihm die Achtung von Freund und Feind, und selbst die polnische Bevölkerung näherte sich ihm und unterwarf sich in streitigen Fällen seiner Entscheidung. Von Suwaroff, den er öfter sah, wurde er in ausgezeichnete Weise empfangen. „Ich freue mich, heute einen wahren General kennenzulernen“ waren die ersten Worte, womit der damals im Zenit seines Ruhms stehende Praga-Erstürmer unsern General begrüßte; und als Günther mehrere Jahre später ein in Südpreußen zurückgebliebenes, völlig vergessenes russisches Magazin unaufgefordert an Suwaroff zurückliefern wollte, rief dieser verwundert aus: „Solch einen Glauben hab' ich in Israel nicht funden.“ Freilich, es war so un russisch wie möglich.

An Gehorsam, an Dienstreue war ihm keiner gleich. Seine stete Klage war, daß der König schlecht bedient werde. In vollem Maße gehörte er noch jenem Kriegerorden an, der sich während der Regierungszeit des großen Königs gebildet hatte, dessen erste und einzige Regel lautete „im Dienst des Vaterlandes zu leben und zu sterben“. Das Opfer war Gebot, war Leidenschaft. Preußen über alles. Noch wenige Wochen vor seinem Tode, als ihm erzählt wurde, daß die Grenadierbataillone die alten Grenadiermützen wieder erhalten hätten, rief er aus: „Gott gebe, daß mit den alten Mützen auch der alte Geist der Gleimschen Grenadiere wieder da sein möge, dann werden sie und Preußen unüberwindlich sein.“ Der Tod ersparte ihm die bittere Erfahrung, daß der „alte Geist“



unwiederbringlich verloren war. Seine letzten Momente habe ich bereits geschildert.

Es war ihm in einem der Pflicht und dem Dienst gewidmeten Leben versagt geblieben, die höchsten Aufgaben zu lösen, Aufgaben, zu denen er der Aussage aller derer nach, die ihm nahestanden, wohl befähigt war. Aber wenn ihm das Höchste versagt blieb, das Beste, Edelste lebte nicht nur in ihm, er betätigte sich auch darin. Mög' es dem Vaterlande nie an Männern fehlen, gleich ihm!

## 7

## Karl Friedrich Schinkel

Ehrwürdig dünkt euch gotische Kunst  
mit Recht; . .  
Doch schäg' ich mehr Einfaches, dem  
ersten Blick  
Nicht gleich enthüllbar. Platen

Unter allen bedeutenden Männern, die Ruppin, Stadt wie Grafschaft, hervorgebracht, ist Karl Friedrich Schinkel der bedeutendste. Der „alte Zieten“ übertrifft ihn freilich an Popularität und wird in dem seine Lieblingsgestalten treu hegenden Volksgemüt noch fortleben, wenn Schinkel und seine Schöpfungen in der Erinnerung der Nachwelt zu bloßen Namen geworden sein werden; die Volkstümlichkeit eines Mannes aber ist nicht immer ein Kriterium für seine Bedeutung. Diese gibt sich in der reformatorischen Macht, in dem Einfluß, den das Leben des Einzelnen für die Gesamtheit gewonnen, zu erkennen, und diesen Maßstab angelegt, entzieht sich fast die Möglichkeit eines Vergleiches zwischen dem „Vater unsrer Husaren“ und dem „Schöpfer unsrer Baukunst“. Hätte Zieten nie gelebt, so hätte unser Volksleben (was freilich nicht unterschätzt werden soll) eine poetische Figur weniger, im übrigen wäre alles wie es ist. Wäre Schinkel nicht geboren, so würde ein wesentliches Moment, vielleicht das wesentlichste, in der Gesamtentwicklung unsres künstlerischen Lebens fehlen. Man nehme ihn weg und — eine Lücke ist da. Ich komme auf diesen Punkt ausführlicher zurück.

Karl Friedrich Schinkel wurde am 13. März 1781 zu Neuruppin geboren. Wir wissen wenig von den ersten Jahren seiner Kindheit.



Wenn berühmte Männer in ihren alten Tagen sich entschließen, ihre Biographie zu schreiben, so ist es nichts Seltenes, daß die ersten Kapitel, die sich mit ihrer Kindheit beschäftigen, die allerinteressantesten werden. Die alten Herren, nachdem sie am Tisch von Fürsten und Herren gefessen und sich genugsam von der Wahrheit überzeugt haben, daß alles eitel sei, lehren dann mit rührender Vorliebe zu den Spielen ihrer Kindheit zurück und verweilen lieber dabei, als bei dem Ordens- und Ehrenempfang ihrer späteren Jahre. Anders verhält es sich, wenn Berühmtheiten es verschmähen oder vergessen, ihre Lebensschicksale niederzuschreiben, und nur das zu unsrer Kenntnis kommt, was andre von ihnen wissen. Diese „Anderen“ wissen in der Regel wenig oder nichts von den Kinderjahren des berühmten Mannes; sie lebten damals kaum, und der Berühmte hat die vielleicht hübschesten Kapitel seines Lebens mit ins Grab genommen. So ist es mit Schinkel. Er hat seine Biographie nicht geschrieben, und wiewohl seine inzwischen herausgegebenen „Briefe und Tagebücher“ ein Material von seltener Reichhaltigkeit für das spätere Leben Schinkels bieten, so schweigen diese Briefe doch über die Kinderjahre. Ich habe an seinem Geburtsorte nachgeforscht; es leben noch Personen, die ihn als Kind gekannt haben, und ich gebe in Nachstehendem, was ich über ihn erfuhr: Sein Vater war Superintendent in Ruppin und starb infolge der Anstrengungen, die er während des großen Feuers, das im Jahre 1787 die ganze Stadt verzehrte, durchzumachen hatte. Auch die Superintendentenwohnung wurde in Asche gelegt, so daß von dem Hause, darin Schinkel geboren wurde, nichts mehr existiert. Es stand ungefähr an derselben Stelle, an der sich die jetzige Superintendentenwohnung befindet, aber etwas vorgelegen, auf dem jetzigen Kirchplatz, nicht an demselben. Die Mutter Schinkels (eine geborne Rose und der berühmten gleichnamigen Gelehrtenfamilie, der die Ehe-miker, resp. Mineralogen Valentin, Heinrich und Gustav Rose zugehören, nahe verwandt) zog nach dem Tode ihres Mannes in das sogenannte Predigerwitwenhaus, das damals vom Feuer verschont geblieben, sich bis diesen Tag in alter Unversehrtheit erhalten hat. In diesem Hause, mit dem alten Birnbaum im Hof, über dessen Bretterzaun die hochaufgestapelten Holzscheite in den dahinterliegenden, altmodischen Garten blicken, hat Schinkel seine Knabenzeit vom sechsten bis vierzehnten Jahre zugebracht.



Aus seiner frühesten Jugend ist nur folgender kleiner Zug aufbewahrt worden. Sein Vater zeichnete ihm öfter allerlei Dinge auf Papier, namentlich Vögel. Der kleine Schinkel saß dann dabei, war aber nie zufrieden und meinte immer: „Ein Vogel sähe doch noch anders aus.“ Sein Charakter nahm früh ein bestimmtes Gepräge an; er war bescheiden, zurückhaltend, gemütvoll, aber schnell aufbrausend und zum Zorn geneigt. Eine echte Künstlernatur. Auf der Schule war er nicht ausgezeichnet, vielleicht weil jede Art der Kunstübung ihn von früh auf fesselte und ein intimeres Verhältnis zu den Büchern nicht aufkommen ließ. Seine musikalische Begabung war groß, nachdem er eine Oper gehört hatte, spielte er sie fast von Anfang bis zu Ende auf dem Klaviere nach. Theater war seine ganze Lust. Seine ältere Schwester schrieb die Stücke, er malte die Figuren und schnitt sie aus; am Abend gab es dann Puppenspiel.

In seinem vierzehnten Jahre zog seine Mutter nach Berlin, und Schinkel kam nur noch besuchsweise nach Ruppin, besonders nach Krenzklin, einem nahebei gelegenen Dorfe, an dessen Pfarrherrn seine ältere Schwester verheiratet war. Nach Krenzklin hin, das sei schon hier bemerkt, adressierte er auch seine Briefe aus Italien, wohin er im Jahre 1803 seine erste Reise antrat. Dies Dorf und sein Predigerhaus blieben ihm teuer bis in sein Mannesalter hinein.

Das Berliner Leben unterschied sich zunächst wenig von den Tagen in Ruppin. Hier wie dort eine Wohnung im Predigerwitwenhause, mutmaßlich beschränkt genug, hier wie dort Besuch des Gymnasiums. Auch auf der Berliner Schule, dem Grauen Kloster, ging es nicht glänzend mit dem Lernen, die Kunst hatte ihn bereits in ihrem Bann und drängte, wie früher auf dem Ruppiner Gymnasium, so auch hier andre Interessen mehr oder weniger in den Hintergrund. Er zeichnete mit Eifer, und wir sind so glücklich, einige dieser seiner ersten Versuche zu besitzen. Es sind Porträtköpfe (Membrandt, Friedrich der Große und ein Unbekannter), alle drei aus dem Jahre 1796 und mit großer Sauberkeit von dem damals fünfzehnjährigen Schinkel ausgeführt. Diese Blätter, wertvoll wie sie uns jetzt erscheinen müssen, waren indes nichts andres als Zeichnungen nach Vorlegeblättern, wie sie, ohne daß sich später ein Schinkel daraus entwickelt, tagtäglich gemacht zu werden pflegen. Er entbehrte trotz des künstlerischen Dranges noch jeder Klarheit über seinen Beruf; der eigentlich zündende Funke war noch



nicht in seine Seele gefallen. Daß er der Kunst und nur ihr angehöre, dies Bewußtsein kam ihm erst später — freilich bald.

Es war im Jahre 1797 auf der damals stattfindenden Ausstellung, daß ein großartiger, vom jungen Gilly herrührender, phantastischer Entwurf eines Denkmals für Friedrich den Großen den tiefsten Eindruck auf ihn machte und ihn empfinden ließ, wohin er selber gehöre. Er verließ die Schule (1798), wurde in das Haus und die Werkstatt beider Gillys, Vater und Sohn, eingeführt und begann seine Arbeiten unter der Leitung dieser beiden ausgezeichneten Architekten. Eine enthusiastische Verehrung für den Genius des früh hingeschiedenen jüngeren Gilly blieb ihm bis an sein Lebensende.

Es existieren Arbeiten aus dieser ersten Schinkelschen Zeit, unverkennbare Proben seines großen Talents. Die Mehrzahl derselben, meist Landschaften in schwarzer Tusche oder Gouache, befinden sich in Händen des Herrn von Nathenow in Berlin, der auch die oben angeführten drei Köpfe, die frühesten Arbeiten Schinkels, in seiner Sammlung besitzt. Weitere Blätter aus dieser Epoche gehören Herrn von Quast auf Radensleben; ein andres Blatt, ein Familienbegräbnis darstellend, besitze ich selbst<sup>1</sup>. Alle diese Arbeiten, soweit sich überhaupt Vergleiche ermöglichen, zeigen den Gillyschen Einfluß; kein Wunder, auch das Genie schafft nicht lediglich aus sich selbst, und Schinkel entbehrte noch der lebendigen Anschauungen, die ihm hätten die Kraft zu freier Entfaltung geben können. Jedenfalls war das Verhältnis Schinkels zu Gilly von kürzester Dauer; schon nach zwei Jahren, am 3. August 1800, starb dieser lebenswürdige und geistreiche Künstler. Er hinterließ ihm zweierlei: den ausgesprochenen Wunsch, seine Arbeiten durch ihn (Schinkel) vollendet

<sup>1</sup> Der Bau, den es darstellt, ist nach zwei Seiten hin von dunklen Baupartien eingeschlossen; links hin öffnet sich der Blick auf eine kleine Landschaft; die dem Beschauer zugekehrte Langseite des Mausoleums trägt die Inschrift: „Tranquillitati“ (Die zur Ruhe gelangten) und darunter ein sauber ausgeführtes Basrelief, Pluto und Proserpina, zu deren Füßen ein Bittender kniet. Es ist in chinesischer Tusche ausgeführt und rechts in der Ecke „Schinkel 99 fecit“ bezeichnet. Dies immerhin interessante Bildchen (9 Zoll breit, 5 Zoll hoch) befand sich in Händen des Küsters in Darrich, eine halbe Meile von Krenshlin, dem es wahrscheinlich als ein Erinnerungstück aus der Krenshliner Pfarre zugefallen war. Er hat es mir später überlassen.



zu sehn, dann — die Sehnsucht nach Italien. Im Durchblättern der Gillyschen Mappen hatte der jugendliche Schüler desselben vom ersten Augenblicke an erkannt, wo das Richtige, das Nacheiferenswerte einzig und allein zu finden sei.

Arbeiten, übernommene und eigene, hielten unsern Schinkel noch fast drei Jahre lang in der Heimat fest; endlich im Frühjahr 1803 kam die lang ersehnte Stunde, und seine Fahrt ins „schöne Land Italia“ begann. Er machte diese Reise an der Seite seines Freundes, des Architekten Steinmeyer, und nach längeren und kürzeren Aufenthalten an den alten deutschen Kunststätten: Dresden, Augsburg, Nürnberg, Wien, betrat er Italien zu Anfang August desselben Jahres, um es bis nach Sizilien hin zu durchwandern. Seine Briefe und Reisetagebücher geben Auskunft darüber, mit welcher empfänglichen Sinn, zugleich mit welcher Gereiftheit des Urteils er die Kunstschätze Italiens studierte und Land und Leute beobachtete. Vor allem sprach das Land zu ihm von seiner malerischen Seite, das Architektonische trat zurück, und ein Blick auf die zahlreichen Landschaftszeichnungen, die dieser Reiseepoche angehören, bestätigt durchaus die Ansicht Waagens, daß Schinkel, wenn er statt der Bekanntschaft Gillys des Architekten, die Bekanntschaft eines Malers von gleichem Talent gemacht hätte, in solchem Falle wahrscheinlich ebenso hervorragend als Maler geworden wäre, wie er es als Baumeister wurde. Musik, Skulptur, Malerei, Baukunst — für alle hatte er eine ausgesprochene Begabung und für die Malerei in so hervorragender Weise, daß nicht nur mit Recht von ihm gesagt worden ist, „er habe architektonisch gemalt und malerisch gebaut“, sondern daß ihn auch die Neigung zur Schwesterkunst treu durchs Leben geleitete.

Italien bot diesem malerischen Zuge die reichste Anregung, und die tägliche Beschäftigung führte alsbald zu einer Meisterschaft in der Behandlungsweise, die alles Unselbständige aus der Gillyschen Schulzeit her, wenn davon noch Reste da waren, vollständig abstreifte. In den früheren Sachen (bis 1803) zeigte die Behandlung bald etwas Steifes, bald, besonders im Erdreich, etwas Wolliges; während seiner italienischen Reise aber eignete er sich eine eigentümliche Behandlungsweise an, die ihn durch eine erstaunliche Breite und Kraft im Vordergrunde (wobei ihm die meisterhaft geführte stumpfe Rohrfeder treffliche Dienste leistete) in den Stand setzte,



die Wirkung vollständiger Bilder zu erreichen. Seine großen Ansichten von Messina, Palermo, der Ebene von Partenico usw., die alle dem Jahre 1804 angehören, wurden später von Goethe „groß und bewundernswürdig“ genannt<sup>2</sup>. Schinkel pflegte die Hauptlinien solcher landschaftlichen Aufnahmen am Tage sehr flüchtig, aber in der Perspektive höchst sorgfältig auf das Papier zu werfen und diese Umrisse dann mit der staunenswertesten Treue, von einem nie irrenden Gedächtnis unterstützt, abends im einzelnen auszuführen<sup>3</sup>.

<sup>2</sup> Goethe war überhaupt voller Anerkennung für Schinkel. 1820 war letzterer (in Gesellschaft von Rauch und Friedrich Tieck) in Weimar auf Besuch, und Goethe, dem vorzugsweise diese Reise gegolten hatte, schrieb über diese schönen Tage: „Von Jugend auf war meine Freude mit bildenden Künstlern umzugehen. Herr Geh.-Rath Schinkel machte mich mit den Absichten seines Theaterbaues bekannt und wies zugleich unschätzbare landschaftliche Federzeichnungen vor, die er auf einer Reise in's Tyrol gewonnen hatte. Die Herren Tieck und Rauch modellirten meine Büste, ersterer zugleich ein Profil von Freund Knebel. Eine lebhafteste, ja leidenschaftliche Kunstunterhaltung ergab sich dabei, und ich durfte diese Tage unter die schönsten des Jahres rechnen.“

<sup>3</sup> Es scheint fast, daß alle hervorragenden Künstler die oft aus Wunderbare grenzende Gabe besitzen, das allerflüchtigst Wahrgenommene auf viele Jahre hin, um nicht zu sagen für immer, in ihrer Vorstellung zu bewahren. Das Gesehene fällt wie ein Lichtbild in ihre Seele und fixiert sich daselbst. William Turner sollte zu einer bestimmten Gelegenheit die „Landungsbrücke von Calais“ zeichnen, und man erwartete, er werde hinüber fahren, um das Bild nach der Natur anzufertigen. Er war aber ein oder zwei Jahre vorher nach Paris gereist und hatte sich, auf dem Dampfschiffe stehend, ohne die geringste Ahnung davon, daß ihm solche Aufgabe je zufallen würde, die Szenerie von Calais (bloß dadurch, daß sein Auge einen Moment darauf ruhte) so vollständig eingepreßt, daß er das bestellte Bild, und zwar in frappantester Naturwahrheit, aus dem Kopfe malen konnte. — Ein andres Mal zeichnete er mit raschen Strichen einen Dreimaster aufs Papier, den er länger als zwanzig Jahre vorher auf der Reede von Spithead hatte tanzen sehn. Das Schiff existierte noch (in Portsmouth oder Plymouth), und man verglich die Zeichnung damit. Zum Staunen aller ergab sich, daß Turner sogar die Zahl und Stellung der Stückpforten völlig richtig wiedergegeben hatte. — Auch aus dem Kreise Berliner Künstler wird Ähnliches berichtet. Der polnische Graf Cz. verliert plötzlich sein einziges Kind, eine Tochter von zehn bis zwölf Jahren. Er ist untröstlich und will wenigstens eine Büste oder Statuette von der Hingeschiedenen besitzen. Er wendet sich, wenige Tage später, an einen unsrer Bildhauer; dieser aber muß ablehnen, als er zu seiner Ver-



Während der ganzen Reise prävalierte in ihm der Maler. Er war unzweifelhaft als Architekt nach Italien gezogen, aber nur wenige seiner Briefe aus jenen Reisejahren beschäftigen sich mit Architektur. Selbst die herrlichen Tempeltrümmer von Girgenti regten überwiegend die dichterische Phantasie des Landschaftsmalers an; zu baukünstlerischen Betrachtungen über die hehren Überreste hellenischen Altertums gelangte er nirgends, und die Renaissancebauten Ober- und Mittelitaliens ließen ihn ebenfalls kalt. Am meisten Eindruck machte die sarazenische Baukunst auf ihn, und ihre phantastischen Reize umstrickten ihn überall von Venedig bis Sizilien — es sprach sich auch hierin seine Neigung zum Malerischen aus.

Die italienische Reise, wie jede Reise, hatte freilich auch ihre Schattenseiten, ihre Plagen und ihre Sorgen. Eine humoristischere Feder als die Schinkels würde uns davon ein anschauliches Bild entworfen haben, aber immer etwas auf dem Kothurn, steigen seine Schilderungen nur selten ins Genrehafte hinab. Es widerstand seiner Natur, die kleinen Leiden des Daseins zu betonen, und nur mitunter klang es durch. Die Betturinfahrt nach Rom und die ersten römischen Tage (im Spätherbst 1803) zwangen ihm einen Notzschrei ab. „Bände könnt' ich schreiben über das Thema — so heißt es in einem der ersten Briefe — wie einem eine schöne Reise durch Gauner und Schurken verdorben werden kann. Der Aerger über die infamsten Betrügereien hat mich unfähig gemacht, das tausendfach Schöne mit voller Theilnahme zu genießen. Die dicke, immer uns hindernde Maschine von einem Bedienten (den Sie aus Venedig kennen) war mit einem abscheulichen Kerl von Betturin verschworen, um uns zu Grunde zu richten. Nun hab' ich das Fieber und bin abgesspannt und ermattet.“

So schrieb Schinkel unmittelbar nach seiner Ankunft. Aber die wunderung erfährt, daß nur eine Kreidezeichnung, die schon vor sechs oder acht Jahren angefertigt wurde, vorhanden sei. Auf dem Heimwege begegnet der Bildhauer seinem Freunde dem Maler M. und erzählt ihm die eben erlebte Szene, die ihn sehr ergriffen hatte. Als der Maler den Namen des Grafen hört, hält er im Gehen inne und fragt: „War das nicht Graf Cz., dem wir vor acht oder zehn Tagen am „großen Stern“ begegneten? Er fuhr mit einer Dame, rückwärts saß ein schönes Kind?“ „Das war er“, antwortete der Bildhauer. „Nun, dann läßt sich vielleicht helfen.“ Der Maler zeichnete alsbald einen Kopf, der vollständig ähnlich befunden wurde, und nach dieser Zeichnung entstand die Büste.



Situation, anstatt sich an Ort und Stelle „in der ewigen Roma“ zu bessern, wurde von Tag zu Tag nur schwieriger; das Geld blieb aus, und unser Fieberkranker, dem kräftige Speisen verordnet waren, mußte von Semmel und Weintrauben leben. Wer weiß, was geworden wäre, wenn nicht der Hauswirt, voll jenes Bartsinns, von dem die Italiener trotz aller Betturine doch auch ihre Proben geben, sich ins Mittel gelegt und von freien Stücken offeriert hätte, „bis auf weiteres mit seiner Küche vorliebnehmen zu wollen“. Dies geschah und — endlich kam das Geld. Schinkel und sein Reisegefährte (Steinmeyer) bestellten nun eine gebratene Ente, worauf der Italiener lachend erwiderte: *capisco, i danari son' venuti* \*.

Die Rückreise nach Deutschland ging über Paris, dessen jedoch in den betreffenden Briefen nur flüchtig Erwähnung geschieht; die Sehnsucht, nach fast zweijähriger Abwesenheit, stand wieder nach der Heimat, und Ende Januar 1805 war er zurück.

Hier bot sich für seine Wirksamkeit als praktischer Architekt vorläufig wenig. Durch die unglückliche Katastrophe, welche im folgenden Jahre hereinbrach, wurde vollends die Aussicht auf solche Laufbahn auf eine Reihe von Jahren hin vereitelt. Dies war ein Unglück; Waagen indes äußert die Ansicht, daß das, was anfänglich unbedingt als eine schwere Fügung des Schicksals erscheinen mußte, schließlich der mehrseitigen Entwicklung Schinkels förderlich gewesen sei und auf seine reifere Ausbildung zum praktischen Architekten den wohlthätigsten Einfluß ausgeübt habe.

Wir lassen dies dahingestellt; wir verzeichnen unsrerseits nur die Tatsache, daß unser Ruppiner Superintendentensohn, den wir uns alle längst daran gewöhnt haben als Architekten und nur als solchen zu kennen und zu bewundern, daß Schinkel, sage ich, zum Teil der eigenen Neigung, vor allem aber dem Zwang gebieterischer Umstände nachgebend zehn Jahre lang (1805—1815), wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise ein Landschaftsmaler war. Er malte große hochpoetische Landschaften in Öl, vor allem jenen reichen Zyklus perspektivisch-optischer Bilder (meist für die Gropius'schen Weihnachtsausstellungen), worin er fast aus allen Teilen der Welt das Schönste und Interessanteste vor den staunenden Augen seiner Landsleute entrollte: Ansichten von Konstantinopel, Nil-

\* Ich verstehe, das Geld ist angekommen.



gegenden, Kapstadt, Palermo, Taormina mit dem Atna, den Vesuv, die Peterskirche, die Engelsburg und das Kapitol in Rom, den Mailänder Dom, das Chamoniertal, den Markusplatz, den Brand von Moskau, die Leipziger Schlacht, Elba, St. Helena usw. Vor allem verdienen hier auch die für das kleinere Gropius'sche Theater gemalten „Sieben Wunder der alten Welt“ einer besonderen Erwähnung. Er entwarf sie im Jahre 1812, und gaben ihm speziell diese Arbeiten eine erwünschte Gelegenheit, neben der vollen Entfaltung seines malerischen Geschicks, sich als genialen Architekten aufs glänzendste zu bewähren. Franz Kugler nannte diese Arbeiten „die geistreichsten Restaurationen der Wunderbauten des Altertums“.

Auch Staffeleibilder in großer Zahl entstanden um diese Zeit: Landschaften in Öl, Gouache, Aquarell und Sepia. Er entwickelte auf diesem Gebiet (der Landschaftsmalerei) eine Vielseitigkeit, wie die Kunstgeschichte sonst kein Beispiel gewährt, so daß er nach der Meinung Waagens als der mutmaßlich größte Landschaftsmaler aller Zeiten dastehen würde, wenn er die Technik der alten Meister besessen hätte und seine ganze Kraft diesem Fache hätte zuwenden können. Denn er vereinigte das lebhafte und innige Gefühl für die bescheidenen, anspruchslosen Reize einer nordischen Natur, welche uns die Bilder eines Ruysdael, eines Hobbema so anziehend machen, mit dem Liniengefühl und dem Sinn für zauberhafte Beleuchtung eines Claude Lorrain. Andere seiner Bilder erinnern durch eine gewisse Klassizität und kühle, harmonische Farbenwirkung an die Landschaften Nikolaus Poussins.

Was uns, die wir die Mark durchreisen und beschreiben, dabei mit besonderer Genugtuung erfüllt, ist der Umstand, daß die herrlichen Gegenden des Südens, in welchen er so lange geschwelgt hatte, ihn nicht unempfänglich für die bescheidenen, aber eigentümlichen Reize seiner märkischen Heimat gemacht hatten. Er verachtete unsere Landschaft keineswegs, wie so viele tun, die sich dadurch das Ansehn feineren Kunstverständnisses zu geben vermeinen. Neben Palermo oder Taormina malte er „die Oderufer bei Stettin“, und selbst „Stralau und die Spree“ erschienen seinem Künstlerauge nicht zu gering. Alle unsere großen Landschaftler haben in diesem Punkte empfunden wie Schinkel; ich nenne nur Blechen, anderer jüngerer (z. B. Niefstahl) zu geschweigen.



Vieles von den zahlreichen Arbeiten jener Epoche — namentlich alles bloß Dekorative, für eine bestimmte Gelegenheit Entworfenene — ist verlorengegangen; anderes ist in den Schlössern und Herrenhäusern der Mark zerstreut, in denen ich, wie z. B. in Neuhardenberg, Steinhöfel, Radensleben, Friedrichsfelde einer ganzen Anzahl von Gouache- und Ölbildern begegnet bin, von denen sich selbst die eifrigsten Schinkelsammler nichts träumen lassen. Wie manches aber auch dem Auge entzogen oder gar verlorengegangen sein mag, das Wesentlichste, das er als Landschaftler geleistet, ist unsrer Hauptstadt erhalten geblieben, und die Wagnersche Sammlung (nunmehr Nationalgalerie) bietet uns täglich Gelegenheit, einen Einblick in die reiche schöpferische Kraft unsres Schinkel auch als Maler zu tun. Die Technik ist seitdem eine andere geworden, und die Schinkelsche Farbe, wie nicht geleugnet werden soll, hat zum Teil etwas Kalkig-Müchternes, das uns heutzutage befremdlich ansieht, wo wir an die Farbenzauber der Achenbachs und anderer ihnen nach verwandter gewöhnt worden sind; aber als stilisierte Landschaften sind sie schwerlich seitdem ihrem inneren Gehalt nach übertroffen worden.

Bis hierher haben wir uns fast ausschließlich — ein paar baukünstlerische Jugendarbeiten aus der Gilly-Zeit abgerechnet — mit Schinkel dem Maler beschäftigt. Der Friedensschluß von 1815 aber machte unter den Landschaftsmaler einen Strich, und von nun ab tritt der Baumeister für uns in den Vordergrund. Es fällt diese Wandlung der Verhältnisse (nachdem er übrigens schon 1810 in die Oberbau-Deputation berufen war) mit seiner Ernennung zum Geheimen Oberbaurat zusammen. Man darf fast sagen, er wurde lediglich auf Vertrauen und Diskretion hin in diese Stellung eingeführt, denn noch war es ihm versagt geblieben, durch irgend etwas Praktisches, durch einen ausgeführten Bau von Bedeutung, die Aufmerksamkeit oder gar die Bewunderung der Fachleute auf sich zu ziehen.

Fünfundzwanzig Jahre lang, in runder Zahl von 1815 bis 1840, war er nun als Baumeister im großen Stille tätig, und in eben diesem Zeitraume glückte es ihm, „Berlin in eine Stadt der Schönheit umzugestalten“, wie seine Verehrer sagen, jedenfalls aber unsrerer Hauptstadt im wesentlichen den Stempel aufzudrücken, den sie bis diese Stunde trägt. Denn auch das, was nach ihm gebaut worden ist, ist Geist von seinem Geist. Wenige Beispiele (wenn



überhaupt) dürften sich finden lassen, daß es einem Baumeister in dieser Weise vergönnt gewesen wäre, eine ganze Stadt wie neugeboren aus seiner Hand hervorgehen zu sehen. Bei Hamburg, München, Petersburg, die sich sofort aufdrängen, liegen die Dinge doch anders; und selbst die London-City (die in gewissem Sinne als eine Schöpfung Christopher Wrens betrachtet werden darf), bietet nur Ähnliches, nichts Gleiches.

Es verlohnt sich zu zeigen, worin der Unterschied liegt.

Wenn man in London auf der Blackfriarsbrücke steht und neben der Kuppel von St. Paul, die in nächster Nähe aufsteigt, die zwei- und fünfzig Türme überblickt, die bis an den Tower hin und darüber hinaus das Häusermeer der City überragen, so darf man sagen, dies in Nebel und Sonne zauberhaft daliegende Stück London ist das Werk Christopher Wrens — alles war niedergebrannt, und auf dem Trümmerschutt des alten Londons fiel ihm die Aufgabe zu, ein neues London aufzurichten. Aber dennoch, wie schon angedeutet, stellt sich auch hier bei manchem Verwandten der Situation eine sehr wesentliche Verschiedenheit heraus. Was Wren für die London-City tat, war unendlich mehr und unendlich weniger. Wren hat, wenn man die City als ein Ganzes auffaßt, als ein daliegendes Stück Landschaft in Stein, diesem architektonischen Landschaftsbilde seine bestimmte Physiognomie gegeben, was man von Schinkel, in bezug auf die Stadt, die er, partiell wenigstens, baulich umwandelte, ganz und gar nicht sagen kann. Für die Gesamterscheinung Berlins nach außen hin ist es gleichgültig, ob Schinkel gelebt hat oder nicht. Ein Blick auf Berlin vom Kreuzberg oder von der Inselbrücke aus würde in allem wesentlichen derselbe sein, wenn auch die Schinkelschen Bauten fehlten. Wenn nun somit einerseits der Einfluß Wrens den Schinkels zu überbieten scheint, so stellt sich doch, wenn wir in die Städte eintreten, statt sie von außen her als ein Totalbild zu betrachten, das Verhältnis umgekehrt. Eingetreten in die Städte, beschäftigt mit ihren Details, finden wir, daß Wren, den die großen Aufgaben des Kirchenbaues beschäftigten, ohne Einfluß auf die Einzelphysiognomien der Straßen und Häuser geblieben ist, während dasselbe Berlin, das nach außen hin kaum einen einzigen Schinkelschen Zug verrät, in seinem Innern, von Straße zu Straße, den Stempel Schinkels trägt. Inwieweit dies der Fall ist, das wird am ehesten erhellen, wenn ich einfach aufzähle, welche



Häuser und Paläste, welche Brücken und Plätze wir der fünfundzwanzigjährigen baukünstlerischen Tätigkeit unseres Schinkel verdanken.

Es sind: die Königswache, die Domkirche (Restauration), das Kreuzberg-Monument, das Monument für den General von Scharnhorst auf dem Invalidenkirchhof, das Schauspielhaus, das Potsdamer Tor und die Wachthäuser rechts und links, das alte Museum samt Lustgarten und Springbrunnen, die Schloßbrücke samt ihren Statuen, die Friedrich-Werdersche Kirche, die vier Kirchen in Wedding und Moabit, vor dem Rosentaler Tor und auf dem Gesundbrunnen, die Palais der Prinzen Karl und Albrecht, die neuen Pachtofsgebäude, das Graf Hedernsche Palais, die Einfahrt in die Neue Wilhelmstraße, die Sternwarte am Endeplatz, die Bauerschule.

Bedeutsam wie diese Bauten sind — vorzüglich für den, der die Geschichte derselben verfolgt und die Schwierigkeiten in Anschlag bringt, die sich der Ausführung mal für mal entgegenstimmten — so geben sie doch nur zum kleinsten Teil eine Vorstellung von der umfassenden und geradezu Staunen erregenden Tätigkeit, die Schinkel zunächst innerhalb der Hauptstadt und ihrer Umgebung<sup>4</sup>, dann mit Rücksicht auf das ganze Land entfaltete.

Wenn wir uns annähernd ein richtiges Bild davon entwerfen wollen, welcher Art und welchen Umfanges sein Schaffen war, so müssen wir nicht allein das im Auge haben, was er widerstrebenden Gewalten gegenüber aus Berlin wirklich machte, sondern vor allem auch, was er daraus machen wollte; so müssen wir in den Kreis seiner schöpferischen Tätigkeit das mit hineinziehen, was in hundert ausgeführten Blättern auf dem Papiere lebt, aber an der Ungunst der Zeiten scheiterte. An der Stelle, wo jetzt das Potsdamer Tor steht, den größten Teil des Leipziger und des Potsdamer Platzes überdeckend, sollte sich die große Friedenskathedrale zur Erinnerung an die Freiheitskriege erheben. Die Linden entlang gedachte er in Statuen und Erinnerungsmalen eine monumentale Siegesstraße zu ziehen, und an Stelle des alten Domes sollte ein

<sup>4</sup> In Potsdam führte Schinkel folgende Bauten aus: das Kasino, Schloß Glienick, die Nikolaiikirche, das Kavalleriehaus auf der Pfaueninsel, die Brücke zu Glienick, Charlottenhof, Schloß Babelsberg (teilweis). In Tegel: das Schloßchen; in Stralau: die Kirche. Dazu verschiedene Villen in der Umgegend von Berlin.



wirklicher Dom hoch in die Luft steigen, glänzend genug, um sich den andern Prachtbauten jenes Platzes würdig anzureihen. So waren die Pläne, nur die Mappen Schinkels geben Auskunft darüber, was damals alles gedacht und entworfen, was alles — weit über die bloße Phantasterei hinaus — ernstlich erstrebt wurde. Das wenigste trat ins Leben. „Er diente einem sparsamen König in einer geldarmen Zeit.“

Diese Mappen, die eigentlichste Hinterlassenschaft Schinkels, sind es überhaupt, die weit über das bloß Architektonische hinaus, gleichviel nun, ob es Plan blieb oder ausgeführt wurde, uns ein Bild der Gesamttätigkeit des Meisters erschließen, die fast alle Gebiete des künstlerischen Lebens umfaßt. Gab es eine neue Spontinische Oper, wer anders als Schinkel konnte die Dekorationen, gab es ein fürstliches Begräbniß, wer anders als Schinkel konnte die Zeichnung zu Monument oder Grabstein entwerfen? Das ganze Kunsthandwerk — dieser wichtige Zweig modernen Lebens — ging unter seinem Einfluß einer Reform, einem mächtigen Aufschwung entgegen. Die Tischler und Holzschneider schnitzten nach Schinkelschen Mustern, Fayence und Porzellan wurden schinkelsch geformt, Tücher und Teppiche wurden schinkelsch gewebt. Das Kleinste und das Größte nahm edlere Formen an: der altväterische Ofen, bis dahin ein Ungeheuer, wurde zu einem Ornament, die Eisengitter hörten auf, eine bloße Anzahl von Stangen und Stäben zu sein, man trank aus Schinkelschen Gläsern und Pokalen, man ließ seine Bilder in Schinkelsche Rahmen fassen, und die Grabkreuze der Toten waren Schinkelschen Mustern entlehnt. In dieser Welt Schinkelscher Formen leben wir noch; die wenigsten unter uns wissen es, aber dies Nichtwissen ändert nichts an der Tatsache. Wie in der Baukunst selbst, so leben auch in den zahlreichen Zweigen des Kunsthandwerks die Schinkelschen Traditionen fort. Seine Schule blüht und durchdringt, so weit ein künstlerischer Einfluß reichen kann, unser Leben.

Seine Tätigkeit, wie sie sich über alle Kunstgebiete erstreckte, so rastlos war sie auch; selbst am Teetisch, dem Gang der Unterhaltung folgend, zeichnete er mit Feder und Bleistift vor sich hin. Nur Reisen, immer ersehnt und immer willkommen, unterbrachen von Zeit zu Zeit den Gang der Geschäfte, das Gleichmaß des Schaffens. Freilich auch diese Reisen waren wieder Arbeit, aber doch immerhin



eine Erfrischung, wie nichts anderes sie ihm gewährte. 1820 war er in Jena und Weimar, um Goethe zu besuchen, „an dessen persönlichem Umgang er sich erquickte“; 1824 riß er sich abermals auf fünf Monate los, um in Gesellschaft des Professors Waagen Italien zum zweiten Male zu besuchen. Wir verweilen aber lieber bei einer im Frühjahr und Sommer 1826 nach Paris, England und Schottland hin, in Begleitung seines Freundes Deuth, gemachten Reise, weil wir in den Briefen und Blättern, die uns ziemlich reichhaltig speziell über diese Reise vorliegen, am meisten Frische, Behagen und gute Laune und das reifste und zutreffendste Urteil über Dinge und Zustände zu finden glauben. Die Schilderungen sind von einer merkwürdigen Präzision. So schreibt er aus dem „Ossian-Lande“, von Staffa und Jona zurückkehrend, an seine Frau:

„Die Fahrt ging durch den Sound of Mull zwischen der Insel Mull und der Halbinsel Morven hindurch, die mit hohen Küsten ihre Gipfel fast in ewigem Nebel verstecken. Doch gab es hier und da herrliche Sonnenblicke, wo dann die Gebirge, die aus Fels und Sumpf bestehen, in ihrer ganzen Nacktheit bis zur Spitze gespensterhaft hervortreten. Viele einzelne Felseninseln und Vorgebirge strecken sich in's Meer und tragen hier und da einmal einen alten Thurm oder ein Castell; sonst gewahrt man, an den schroffen, wilden Küsten entlang, nur Hütten aus schwarzem Stein, schlecht zusammengepackt und mit Stroh gedeckt, über welches ein mit Steinen beschwertes Netz von Stricken aus Heidekraut gelegt ist, um gegen Sturm zu schützen. Auffallend dabei ist es, wie modisch die armen Einwohner dieser Hütten in mancher Beziehung sich kleiden. Namentlich der Kopfschmuck. In Lumpen gehüllt und barfuß, stülpen die Weiber dennoch ein feines Häubchen oder einen Hut mit Krausen und Band über das ungekämmte Haar.“

Dann die Beschreibung Staffas. „Um zwölf Uhr etwa hatten wir Staffa erreicht. Man sieht beim Anfahren die ganze Architektur des Basalts und landet bei der Fingals-Höhle. Nur die eine der beiden hübschen Töchter“ (auch Schinkel findet die Töchter Englands immer hübsch und mit Recht) „war mitgegangen, während die Mutter und Schwester wegen Seefrankheit in Tobermory hatten zurückbleiben müssen. Das Meer ist in der Höhle, die wie eine Kirche erscheint, sehr tief und hebt sich im Hintergrunde mit jeder einströmenden großen Welle über zwölf bis funfzehn Fuß in die Höhe,



wobei denn das donnernde Brausen nicht aufhört. Unsre deutschen Reisegenossen sangen im Hintergrunde eine Harmonie, die im Wogengeräusch wie Orgeltöne klang, zumal die ganze Höhle selbst einer großen Orgel gleicht und die funfzig Fuß hohen Basaltsäulen ganz regelmäßig, wie Pfeifen, nebeneinander stehen. Die Decke wölbt sich spitzig aus nicht ganz formirten wilden Massen zusammen. Das Meer erscheint hinten in der Höhle sehr grün, und dadurch entsteht in dem ganzen schwarzen Basaltgestein für das Auge die Empfindung vom schönsten Purpur. Nachdem wir uns an diesem großartigen Naturspiele hinreichend ergötzt hatten, gingen wir die gefährvollen Wege auf den abgebrochenen Säulen zurück; dann erstiegen wir, den Felsen hinauf, die mit dünner Erdschicht überdeckte, obere Fläche der Insel. Einige wilde Pferde und ein paar Kühe, die einzigen Bewohner dieses Eilands, rissen beim Anblick der aus der Tiefe heraufkletternen Gesellschaft mit wüthender Schnelligkeit nach der entgegengesetzten Seite aus, wobei mir Walter Scott's Schilderungen im Piraten einfielen. Man hat angefangen, ein kleines steinernes Hüttchen als eine Art von Wirthshaus oben zu bauen." (Es existiert nicht mehr.)

Solchen Schilderungen pflegte Schinkel, mitten in die flüchtige Schreiberei des Briefes hinein, eine ebenso flüchtig entworfene Skizze des Gesehenen beizufügen, und es ist ein großes Verdienst Alfreds von Wolzogen, bei Herausgabe der Schinkelschen Briefe dem Text diese Zeichnungen mit beigegeben zu haben. Wer das Glück hat, diese wilden, hochpoetischen Gegenden der schottischen Westküste zu kennen, wird frappiert sein, in diesen wenigen, rasch mit Tinte hingekritzelten Skizzen das alte Ossian-Land wieder lebendig vor sich aufsteigen zu sehen.

Auch den Briefen aus England — das sei gleich hier bemerkt — sind solche Federzeichnungen beigegeben, flüchtige Skizzen, die durch die überaus geniale Art der Behandlung an ähnliche Arbeiten des schon einmal zitierten William Turner erinnern, Turner, der — wie er überhaupt mannigfach Verwandtes mit Schinkel aufweist — ihm auch darin gleichstand, daß er mit zwölf Strichen und ebenso vielen Punkten ein ganzes Landschaftsbild zu geben verstand. Die Schinkelsche Skizze von Manchester (siehe Aus Schinkels Nachlaß, Band II, S. 114) ist mir nach dieser Seite hin immer wie ein kleines Wunderding erschienen. Ebenso scharf aber wie er zu sehen



verstand, so scharf und zutreffend wußte er auch zu urteilen, und die kurzen kritischen Bemerkungen, die sich durch diese England-Briefe hindurchziehen, sind von höchstem Interesse. „Mr. Connel, Mr. Kennedy und Mr. Morris“, so schreibt er, „haben Gebäude sieben bis acht Etagen hoch, und so lang und tief wie das Berliner Schloß. Man sieht Gebäude stehen, wo vor drei Jahren noch Wiesen waren, aber diese Gebäude sehen so schwarz aus, als wären sie 100 Jahr in Gebrauch. Die ungeheuren Baumassen, blos von einem Werkmeister, ohne alle Architektur und nur für das nackte Bedürfnis allein aus rothem Backstein aufgeführt, machen einen höchst unheimlichen Eindruck.“ In Liverpool ist er vortrefflich zu Mittag (wie immer) und schläft gut, kehrt aber doch mit dem Eindruck heim, „daß Liverpool zwar eine enorme, aber im Ganzen doch eine unansehnliche Stadt sei“.

Diese Ruhe und Sicherheit in der Betrachtung der Dinge ist es, was diesen Briefen einen solchen Reiz verleiht. Alles Große, Reiche, Schöne findet eine willige, nirgends mäkelnde Anerkennung; zugleich aber steht der hingebenden Freude über das Geschaute ein unerschütterliches Urteil zur Seite, das sich nicht beirren und weder durch Scheinkünste, noch durch Massen oder Zahlen imponieren läßt. Schinkel selbst zählte später diese Reise zu seinen liebsten Erinnerungen.

Die Art, wie Schinkel zu reisen pflegte, gewährte ihm (ich deutete dies schon an) immer eine große geistige Erholung, eine körperliche aber kaum; denn er, dessen ganzes Wesen so durchaus auf das Geistige gerichtet war, daß er sich mit allen physischen Bedürfnissen so kurz und mäßig wie nur immer möglich abfand, hatte dann am allerwenigsten ein Ohr für die Forderungen des Körpers, wenn sein Geist (wie immer auf Reisen geschah) doppelte und dreifache Nahrung empfing. So kam es, daß seine ursprünglich robuste Natur vor der Zeit zu wanken begann, und von 1832 an sah er sich fast alljährlich genötigt, statt zu Reisen für Auge und Herz, zu Badekuren seine Zuflucht zu nehmen. Marienbad, Karlsbad, Kissingen wurden abwechselnd gebraucht. Auch im Sommer 1839 war er wieder in Kissingen gewesen, hatte von dort aus München besucht, wo die eben damals entstandenen griechischen Landschaften Rottmanns noch einen überaus harmonischen Eindruck auf ihn gemacht hatten, und allen Nachrichten nach, die eintrafen, schien er



ein Genesener und bei heiterster Stimmung zu sein. Aber schon bei seiner Rückkehr nach Berlin zeigte sich eine große Erschöpfung. Er nahm noch teil an allem, indes die Mattigkeit wuchs; auch ein Ausflug im nächsten Sommer versagte den Dienst, und schwer krank kehrte er am 7. September (1840) nach Berlin zurück. Eine allgemeine Apathie kam über ihn, der Puls zeigte kaum noch fünfzig Schläge in der Minute, und eine Verdunkelung des einen Auges gab zur Befürchtung des Schlimmsten Veranlassung. Ein Aderlaß (vielleicht irrtümlich) wurde angeordnet, aber schon nach wenigen Minuten sank er in eine tiefe Ohnmacht, um nie wieder zum vollen Bewußtsein zurückzukehren. Und doch lebte er noch länger als ein Jahr.

„Ich habe ihn“, so erzählt sein Biograph, „in diesem Zustande nur selten gesehen. Der Anblick war mir zu schmerzlich. Da ich aber bei Thorwaldsens Anwesenheit im Jahre 1841 diesem die Entwürfe für die Malereien in der Museumshalle (die wir jetzt al fresco daselbst besitzen) zeigte, wurde er, lange dabei verweilend, so von deren Schönheit ergriffen, daß er dem Verlangen, auch ihren hoffnungslos daniederliegenden Urheber einen Augenblick zu sehen, nicht widerstehen konnte. Als ich mit ihm an das Bett trat, fixierte ihn Schinkel sehr aufmerksam und sagte, ihn erkennend, leise: „Thorwaldsen!“ Dann nach einer kleinen Pause: „Sie gehen nach Rom?“ Er versuchte noch mehr zu sprechen, doch Thorwaldsen, überwältigt von dem Gefühl, den Freund, den er früher in Rom so frisch und lebenskräftig gesehn, von dessen geistiger Tätigkeit er noch soeben herrliche Beweise geschaut, in solchem Zustande zu erblicken, flüsterte mir zu: „Ich kann es nicht mehr aushalten“ und wandte sich, indem die Tränen seinen Augen entstürzten, von ihm ab. Der Vergleich des hilflos daliegenden Schinkel, dessen Alter ihm noch eine Reihe von Jahren zu leben erlaubt hätte, mit dem kräftigen, in aller Fülle der Gesundheit vor ihm stehenden, so viel ältern Thorwaldsen<sup>5</sup>, hatte etwas unbeschreiblich Erschütterndes.“

<sup>5</sup> Thorwaldsen starb drei Jahre später, und ihm war freilich ein schönerer Tod gegönnt. Er war mit Dehlenschläger im Kopenhagener Theater; ein nationales Stück, dessen Titel ich vergessen habe, wurde gegeben. An einer schönen, ergreifenden Stelle, als aller Augen auf die Bühne gerichtet waren, fühlte Dehlenschläger, wie das weiße, mächtige Haupt Thorwaldsens langsam, beinahe leblos schon, auf seine Schulter niederfiel und sich erhebend, rief er mit mächtiger Stimme in die Bühne hinein: „Still! Thorwaldsen stirbt.“ Und alles wurde still.



Dies war im Sommer 1841. Das Leben zog sich noch bis in den Herbst desselben Jahres hin. Im September erfolgte ein Blutssturz, der Vorbote des Todes. Ein Fieber stellte sich ein, das ihn nicht wieder verließ; am 9. Oktober starb er.

Am 12. Oktober wurde er auf dem Friedhofe der Dorotheenstädtischen oder Friedrich Werderschen Gemeinde (vor dem Oranienburger Tore) bestattet. Es ist derselbe Friedhof, auf dem auch Fichte, Hegel, Franz Horn, Schadow, Beuth und Borsig ihre Ruhestätte gefunden haben. Ein unabsehbares Gefolge hatte sich angeschlossen, da alle Gewerke, die in irgendeiner Beziehung zu der Ausführung architektonischer Werke stehn, mit erschienen waren. Professor Stier hielt eine begeisterte Rede.

Das Grabmal, das ihm, das Jahr darauf, auf dem Friedhofe errichtet wurde, war eine Nachbildung des Hermbstädtischen Monuments, das Schinkel selbst einige Jahre früher entworfen hatte. Man folgte dabei dem Räte Beuths, der sich wiederholentlich dahin geäußert, „man könne dem hingeschiedenen Freunde kein besseres Denkmal geben, als seine eigenen Arbeiten“. Das Monument ist etwa sechs Fuß hoch, aus Granit und Bronze aufgeführt und trägt, neben Namen und Daten, die Inschrift:

Was vom Himmel stammt, was uns zum Himmel erhebt  
Ist für den Tod zu groß, ist für die Erde zu rein.

Wir wenden uns jetzt der Frage nach der äußern Erscheinung Schinkels, nach seinem Charakter und (soweit diese Frage nicht schon berührt wurde) nach seiner Kunst-reformatorischen Bedeutung zu.

Zunächst seine äußere Erscheinung. Er war von mittlerer Größe und schlankem Körperbau; zu seiner gesunden Gesichtsfarbe paßte das früh schon silbergrau erglänzende, lockige Haupthaar vortrefflich. Meist trug er einen blauen Überrock und jederzeit weißeste Wäsche. Er war nicht schön; aber der ernst-milde Ausdruck seines unregelmäßig geformten Gesichts, dabei sein schöner, elastischer Gang verrieten den Mann höherer Begabung. Am treffendsten hat ihn Franz Kugler geschildert: „Wenigen Menschen war so, wie ihm, das Gepräge des Geistes aufgedrückt. Was in seiner Erscheinung anzog und auf wunderbare Weise fesselte, darf man nicht eben als eine Mitgift der Natur bezeichnen. Schinkel war kein schöner Mann,



aber der Geist der Schönheit, der in ihm lebte, war so mächtig und trat so lebendig nach außen, daß man diesen Widerspruch der Form erst bemerkte, wenn man seine Erscheinung mit kalter Besonnenheit zergliederte. In seinen Bewegungen war ein Adel und ein Gleichmaß, in seinem Munde ein Lächeln, auf seiner Stirn eine Klarheit, in seinem Auge eine Tiefe und ein Feuer, daß man sich schon durch seine bloße Erscheinung zu ihm hingezogen fühlte. Größer aber noch war die Gewalt seines Wortes, wenn das, was ihn innerlich beschäftigte, unwillkürlich und unvorbereitet auf seine Lippen trat.“

Die Anzahl der Bildnisse, die wir von ihm besitzen, ist ziemlich zahlreich. Wolzogen zählt acht Skulpturen (Büsten, Reliefs, Statuetten) und zwanzig eigentliche Bilder (Zeichnungen, Stiche, Porträts usw.) auf. Dazu kommt die große Bronzestatue von Drake, die seit einigen Jahren neben den Statuen von Beuth und Thaar auf dem Platz vor der Königlichen Bauerschule steht. Ich leiste darauf Verzicht, die einzelnen Porträts Schinkels hier namhaft zu machen, nur das sei hervorgehoben, daß dem Wolzogenschen Werke, und zwar in vorzüglicher photographischer Nachbildung, vier Bildnisse Schinkels aus seinen verschiedenen Lebensepochen beigegeben sind. Es sind dies: 1. der 22jährige Schinkel nach einem Ölbilde von Johann Carl Roeßler (Rom 1803); 2. der 34jährige Schinkel nach einer Kreidezeichnung von ihm selbst; 3. der 43jährige Schinkel nach einem Ölbilde von Begas (Berlin 1824); 4. der 52jährige Schinkel nach einem Ölbilde von Carl Schmid aus Aachen. Hieran reiht sich ein fünftes Bild, Holzschnitt, das einer kleineren Arbeit Wolzogens „Schinkel als Architekt, Maler und Kunstphilosoph“ beigegeben ist und nach einem von Krüger gemalten, dem Grafen Raczinsky zugehörigen Bilde angefertigt wurde. Auch das sei noch hinzugefügt, daß sich das Porträt Schinkels auf den Reliefbildern der Blücherstatue von Rauch und des Beuth-Denkmal's von Riß befindet<sup>6</sup>.

<sup>6</sup> Schinkels Porträtfigur an der Blücherstatue befindet sich auf dem Seitenfelde rechts, dem Opernhause zu. Es ist ein Soldat, der sich nach der Schlacht an sein Pferd lehnt, während Verwundete und Erschöpfte um einen großen, über dem Feuer hängenden Kessel herumsitzen. — Auf dem Beuth-Denkmal ist Schinkel derjenige, der sich (Seitenfeld rechts) mit dem Entwurf des Musters zu einem Gewebe beschäftigt.



Was den Charakter Schinkels angeht, so hat ihn niemand trefflicher geschildert als Waagen, der ihm so viele Jahre hindurch in Kunst und Leben nahestand. Er sagt von ihm:

„An die Spitze der zahlreichen Vorzüge dieses reich begabten Naturells stelle ich seine hohe sittliche Würde, seine seltene moralische Kraft, seine noch seltener Selbstverleugnung und außerordentliche Herzensgüte.

Durch diese Eigenschaften erhielt er für alle Lebensbegegnisse eine sichere Haltung, für öfters bedenklich erscheinende Lebensentschlüsse (z. B. jung und mittellos die große Reise nach Italien anzutreten), für die schwierigsten, langwierigsten, oft unangenehmsten Arbeiten eine eiserne Ausdauer. Nie habe ich eine so entschiedene, ja fast grausame Herrschaft des Geistes über den Körper beobachtet, als es bei ihm der Fall war. Nirgends indessen sprach sich seine Selbstverleugnung schöner aus, als wenn Lieblingspläne von ihm, welche er in allen Theilen mit voller Hingebung streng durchgebildet hatte, entweder gar nicht zur Ausführung kamen, oder doch mannigfach verändert und beschnitten wurden<sup>7</sup>. Wie lebhaft auch der Schmerz war, den er bei solchen Gelegenheiten empfand, so erzeugte er doch nicht jene so leicht begreifliche Verdrossenheit, welche in ähnlichen Fällen meist das Interesse an einer Aufgabe aufhebt oder mindestens schwächt; er nahm vielmehr von Neuem seine ganze Kraft zusammen, um Alles zu retten, was unter den beschränkenden Um-

<sup>7</sup> In solchen Momenten war ihm der kunst sinnige Kronprinz ein Trost und eine Erhebung. „Kopf oben, Schinkel; wir wollen einst zusammen bauen“, das war die Zauberformel, vor der alle Trübsal schwand. Charlottenhof „das in Rosen liegt“ war nur ein Anfang; ganz andere Dinge waren geplant und harrten ihrer Ausführung. Ob das Einvernehmen dasselbe geblieben wäre, wenn Schinkel die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. um mehr als wenige Monate überlebt hätte, steht dahin. Fast möchten wir es bezweifeln. Der König war eben König und Schinkel, wenn auch in vielem nachgiebig, war doch sehr fest in seinen Kunstprinzipien. Die einzige Begegnung, die sie noch hatten, verlief nicht ermutigend. Schinkel, wenige Tage nach der Thronbesteigung bereits zum Könige berufen, war nicht da; er war ohne Urlaub nach Ruppin gereist. Als er erschien, wurde er mit den Worten empfangen: „Sie haben sich wohl vor dem Kanonendonner gefürchtet, der meinem Volke meine Thronbesteigung verkündete.“ Gewiß wäre alles wieder eingeklungen; aber, wie immer auch, der König war eben — der Kronprinz nicht mehr.



ständen zu retten war, ja er entwickelte öfter daraus wieder eigenthümliche Schönheiten.

Er bildete an seinen Werken mit einer ungeschwächten Liebe fort. Dessenungeachtet war er nichts weniger als blind für dieselben eingenommen. Mit echter Bescheidenheit betrachtete er sie immer nur als mehr oder minder gelungene Annäherungsversuche an eine in ihm lebendig gewordene Kunstidee. Ein unbedingtes und allgemeines Lob verletzte ihn daher; dagegen spiegelte sich seine Zufriedenheit auf die lebenswürdigste Weise auf seinem Gesichte, wenn Jemand von selbst den Sinn seiner feineren künstlerischen Intentionen auffand und hervorhob. Er hatte daher auch in seinen spätesten Jahren mit der Kunst keineswegs abgeschlossen, sondern befand sich immer im freisten und frischesten Vorwärtstreben. In der regen Begierde etwas Neues zu lernen, in der Biegsamkeit und Empfindlichkeit seines Geistes für Aufnahme neuer, künstlerischer Eindrücke ist er immer ein Jüngling geblieben. Wie streng er aber in jeder Beziehung sich selbst beurtheilte, so mild, so liebevoll anerkennend war er gegen Andere. Nur innere Unwahrheit, falsche Ostentation, hohles Aufblähen, leerer Dünkel, geistige Trägheit, Oberflächlichkeit und Gemeinheit waren Eigenschaften, welche im Leben wie in der Kunst zu sehr mit seiner innersten Natur in Widerspruch standen, als daß sie nicht sein Mißfallen, bisweilen seinen lebhaften Tadel hervorgerufen hätten. Und in diesem Punkte, Wesen von Schein, Wahrheit von Lüge zu unterscheiden, besaß er eben vermöge seiner großen Reinheit einen sehr feinen, in unsren Tagen leider immer feltner werdenden Sinn. Sein ganzes Wesen war so durchaus auf das Geistige gerichtet, daß man von ihm, im Gegensatz zu denen, die nur leben um zu essen, ohne Uebertreibung sagen konnte: er aß nur um zu leben. Was man andern gewöhnlicheren Menschen mit Recht zum hohen Verdienst anrechnet, die größte Uneigennützigkeit, die strengste Rechtlichkeit, verstand sich bei einem so hohen, durchaus edlen Charakter, wie Schinkel, von selbst, und nur selten ist mir im Leben eine Natur begegnet, auf welche Goethe's schöne Worte über Schiller: „Und fern von ihm in wesenlosem Scheine, lag, was uns alle bändigt, das Gemeine“ in so vollem Maße ihre Anwendung gefunden hätten.“

So viel über seinen Charakter. Wir wenden uns jetzt ausschließlich dem Künstler zu und legen uns zunächst die zwei Fragen vor:



1. Bestimmte die Antike, in deren Geist er zu bauen trachtete, von Anfang an seine Richtung? 2. Inwieweit beherrschte ihn diese Richtung überhaupt? Gehorchte er ihr ausschließlich, oder erkannte er Mängel und Grenzen innerhalb derselben an?

Zunächst ad 1. Die Hellenik war nicht ein Patengeschenk, das irgendeine griechische Fee unserem Schinkel gleich bei seiner Geburt mit in die Wiege gelegt hätte, sie war ein mühevoll Erobertes, das er erst nach langem Suchen fand. Es ist wahr, daß sich in allen Schinkelschen Bauwerken, die vorzugsweise vor unsrer Seele stehen, wenn wir von Schinkel sprechen, kaum ein Schwanken, kaum eine prinzipielle Unsicherheit nachweisen läßt, aber wir müssen uns hüten hieraus, wie aus dem zufälligen Umstande, daß einige seiner frühesten Jugendarbeiten (aus der Gillys-Zeit) einen gewissen antikisierenden Charakter tragen, den Schluß zu ziehen: „Er war immer Hellene; schon der achtzehnjährige Schinkel stand auf demselben Grund und Boden, auf dem er dreißig Jahre später während der Blütezeit seines Schaffens stand.“

Diese Annahme ist eben durchaus unrichtig. Seitdem wir eine völlige Schinkelliteratur haben, seitdem zuletzt noch das mehrgenannte Wolzogensche Werk uns Einblick verschafft hat in den Entwicklungsgang des Meisters, haben wir auch Gewißheit darüber erlangt, daß Schinkel im Jahre 1816, als er die neue Wache zeichnete, nicht einfach wieder da anknüpfte, wo er, als er das Gillysche Haus verließ, stehengeblieben war, sondern daß dieser bewußten Aufnahme dessen, was er dreizehn Jahre früher ohne volles künstlerisches Bewußtsein praktisch geübt hatte, ernste Kämpfe vorausgingen, Kämpfe, die auch in den ersten Jahren einer vollbewußten Tätigkeit noch nicht abgeschlossen waren und sich — freilich einer immer klareren Überzeugung von der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges Raum gebend — hinzogen bis in die letzten Jahre seines Lebens.

Ohne bei den italienischen Briefen Schinkels verweilen zu wollen, die genugsam zeigen, daß ihn damals die mittelalterlich-sarazenischen Bauten weit mehr interessierten als die griechischen Tempel, für die er doch in erster Reihe hätte schwärmen müssen, — verweisen wir an dieser Stelle lediglich auf die Pläne und Zeichnungen zu der großen (schon erwähnten) Friedenskathedrale, die auf dem Leipziger Platz errichtet werden sollte. Die Beschäftigung mit diesem Kathedralenbau fällt in das Jahr 1817 und 1818, und die



Hellenik hatte um diese Zeit noch so wenig ausschließlich Besitz von ihm genommen, daß er — wie die ausgeführtesten Zeichnungen uns belehren — diesen Erinnerungsbau nicht als einen griechischen Tempel oder etwas dem Verwandtes, sondern als einen großen gotischen Dom (zugleich mit einer Kuppel) ausführen wollte. Also 1818 noch der Hellene Schinkel als Gotiker.

Dieser Bau kam nicht zur Ausführung, und es scheint allerdings, als ob sich die Anschauungen Schinkels von jener Epoche an der Gotik immer mehr ab- und der Antike immer mehr zugewandt hätten; aber — und hiermit gehen wir zu unsrer zweiten Frage über — auch in dieser seiner späteren Epoche, in der sein Urtheil über das vorzugsweis Schöne und deshalb vorzugsweis Wünschenswerte der Antike allerdings wohl unerschütterlich feststand, auch in dieser seiner reifsten Zeit ließ er sich von der Vorliebe für das Griechentum niemals so beherrschen, daß er dasselbe in bestimmten Fällen nicht den einfach-natürlichsten Erwägungen unterzuordnen gewußt hätte. Mit andern Worten, seine Begeisterung wurde nie zu Prinzipienreiterei und Donquichotterie. Vielsach liegen die Beweise dafür vor. Ähnlicher Einseitigkeiten, wie z. B. der Professor Hirt, der, als es sich um die Errichtung eines Lutherdenkmals handelte, einfach erklärte, daß dasselbe nur im griechischen Stil geschehen könne, „da das Gotische durchaus der Barbarei angehöre“ — ähnlicher Einseitigkeiten war er unfähig, ja er hatte, wie in allem, so auch hierin ein feinstes Unterscheidungsvermögen dafür, wieweit die griechische Kunst reichte und wieweit nicht, was sie voll besaß und was nicht. Als es sich darum handelte, ein Projekt zu einem Mausoleum für die Königin Luise zu entwerfen, entschied er sich höchst bemerkenswerterweise für Anwendung des gotischen Stils und schrieb eigens: „Die harte Schicksalsreligion des Heidentums hat hier das Höchste nicht schaffen können. Die Architektur des Heidentums ist in dieser Hinsicht bedeutungslos für uns; wir können Griechisches und Römisches nicht unmittelbar anwenden, sondern müssen uns das für diesen Zweck Bedeutsame selbst erschaffen. Zu dieser neuzuschaffenden Richtung der Architektur gibt uns das Mittelalter einen Fingerzeig.“ Auch in diesem Briefe wieder betonte er mehrfach die „überlegenen Schönheitsprinzipien des heidnischen Altertums“, aber er war feinsinnig genug, um zu fühlen, daß diesen „überlegenen Schönheitsprinzipien“ nicht die Gesamtheit unsres modernen Le-



bens, weder in seinen höchsten geistigen Forderungen (wie in der Kirche), noch in seinen hundertfach neugestalteten praktischen Bedürfnissen untergeordnet werden könne. Er selbst hat sich darüber vielfach verbreitet und mustergültige Worte niedergeschrieben. Die Schönheit der Hellenen sollte uns im großen und ganzen beherrschen, aber sie sollte uns nicht in dem Kleinram des Lebens, da wo sie nicht ausreichte oder nicht hingehörte, tyrannisieren.

Die Tatsache bleibt freilich bestehen und soll bestehen bleiben, daß Schinkel in griechischem Geiste baute. Was er begann, hat seine Schule fortgeführt.

Die Frage ist aufgeworfen worden — und mit dieser Betrachtung schließen wir — ob unsrer Stadt durch die Bevorzugung der Antike ein besonderer Dienst geleistet worden ist, oder ob es nicht vielleicht ein Gewinn gewesen wäre, wenn Schinkel an dem Scheidewege, an dem er bis 1818 stand, sich schließlich anders entschieden und eine Kunstreform im gotischen statt im griechischen Geiste beschlossen hätte. Die Antwort wird notwendig verschieden lauten, je nachdem die Frage an die Vertreter dieser oder jener Schule innerhalb der Baukunst gerichtet wird. Wir unsrerseits glauben uns Glück wünschen zu dürfen, daß die Entscheidung Schinkels so getroffen wurde, wie er sie traf, und nicht anders. Denn jener Schule, deren Ausgangspunkt die Antike ist, gehört die Zukunft. Es ist unzweifelhaft, daß ein Mann von Schinkels eminenten Begabung durch eine beliebige andre Wahl, also auch ganz besonders durch Wiederbelebung der Gotik das, was uns als die natürliche Entwicklung der Dinge erscheinen will, hätte aufhalten können. Aber selbst Schinkel würde dadurch nichts anderes geschaffen haben als ein gotisches Interim. Der Eklektizismus — der heutzutage in allen Künsten, sicherlich aber in der Baukunst vorherrscht und der, weil er beständig zu Prüfung und Vergleich auffordert, die kritische Begabung weit über alles andre hinaus ausbildet — mußte schließlich dabei ankommen, unter dem Verschiedenen, das sich ihm bot, das Einfachere, das Korrektere, das Stil- und Gesetzwollere, vor allem das Ausbildungsfähigere zu adoptieren. Wenn Schinkel nicht dabei anlangte, so wurde der Sieg der Antike innerhalb der modernen Baukunst allerdings vertagt, aber ausbleiben konnte er nicht. Es ist das Verdienst Schinkels, nach mannigfachem Ringen und Kämpfen sich zuerst über diese Dinge klar geworden zu sein. Die Wiederbelebung



der Gotik (wenn wir vom Kirchenbau absehen) würde immer nur eine Episode, um nicht zu sagen eine Kuriosität innerhalb der modernen Baukunst geworden sein. Schinkel hat uns vor dieser Episode bewahrt.

Auf dem Friedrich Werderschen Kirchhof ragt sein Denkmal auf; wir haben es vorstehend beschrieben und seine Inschrift zitiert. Andre Erinnerungsmale werden folgen. Sein schönstes Gedächtnis aber lebt in der Schule fort, die er gegründet, und deren alljährlich wiederkehrendes Erinnerungsfest (das Schinkelfest) ein lebendiges Zeugnis ablegt von der Liebe zu dem geschiedenen Meister und von seiner Bedeutung.

Wenn beim Wein die Herzen klopfen  
 Und das Fest zum Liebe drängt,  
 Ziemt sich's, daß die ersten Tropfen  
 Man den großen Toten sprengt;  
 Segnend waltet ihr Gedächtnis  
 Über uns, Gestirnen gleich,  
 Und in ihrer Kraft Vermächtnis  
 Fühlen wir uns groß und reich.

## 8

## Michel Proken

Deutsch und verständlich! Euer Erzellenz schalten  
 und walten im Lande! Das ist meine Stube!  
 Halten zu Gnaden. Schiller

Aus meiner frühesten Jugend entsinne ich mich seiner. Er war damals erst ein Bierziger, hieß aber schon der „alte Proken“. Aufrecht stand er in der großen Rundtür seines Gasthofes und sah die Straße hinunter mit einer ruhigen Sicherheit, wie sie den König Polykrates gekleidet haben würde:

Dies alles ist mir untertänig,  
 Gesteh, daß ich glücklich bin.

Und er war glücklich; er herrschte kraft seiner Kraft: die Stadt gehorchte ihm. Er trug einen Rock von altdeutschem Schnitt mit



ungeheuren Knöpfen und einen Kamm auf dem Scheitel. In den Nacken hinein fielen ihm die weißen Locken, und sein mächtiger Kopf, der durch die Pockennarben eher gewann als verlor, erinnerte an das Kurfürstenbild auf der langen Brücke. Michel hieß er, und er war der deutsche Michel in optima forma\*; Proß hieß er (die Ruppiner zogen diese Abkürzung des Namens vor), und proßig war er trotz einem. Wie jeder Landesteil in einer bestimmten Figur kulminiert, die nun typisch wird, so die Grafschaft Ruppin in Michel Proßen. Denn er war ein Autochthone dieser Landschaftsecke zwischen Rhin und Dosse, dafür bürgt uns Dorf Proßen, aus dem seine Ahnen so sicher stammten, wie die Zietens aus Dorf Zieten oder die Shadows aus Dorf Shadow stammen.

Ein deutscher Bürger, wenn er diesen Namen verdienen soll, muß dreierlei haben: einen Besitz und ein Recht und drittens ein Gefühl der Freiheit, das erst aus beiden fließt. So war es im Mittelalter in den Reichs- und Hansestädten.

Aber als das Königreich Preußen ins Dasein sprang, stand es überall in deutschen Landen ziemlich schlecht mit dieser Dreierlei; hier fehlte Besitz, dort Recht, und das Gefühl der Freiheit konnte nicht aufkommen. Was davon da war, waren bloße Überreste aus anderen Zeiten her. Nirgends aber lagen die Dinge kümmerlicher als in der Mark, weil nirgends die Besitzverhältnisse kümmerlicher lagen. Besitz ist nicht notwendig Schöpfer der Freiheit, Despotien sind despotisch auch dem Reichthum gegenüber, aber der umgekehrte Satz ist richtig: keine Freiheit ohne Besitz. Zehn Morgen Sandland sind kein Besitz. Der Ackerbürger des vorigen Jahrhunderts war ein ärmlicher, in die Stadt verschlagener Bauersmann, der unmittelbar unter den Druckapparat des absoluten, überallhin eingreifenden Staates gestellt, sich nicht einmal der Täuschung einer Freiheit hingeben konnte, die für den zerstreut an Sumpf und Sand hin wohnenden Landbewohner gelegentlich noch vorhanden war.

So war die Regel. Aber nach der Lehre vom Gegensatz bildet nicht nur jede Regel ihre Ausnahme aus, sondern die Ausnahmefälle gestalten sich auch um so extremer, je extremer die Regel selber ist. Inmitten der häßlichsten Menschen findet man Erscheinungen wunderbarer Schönheit, Askese blüht in Zeiten sittlichen Verfalls, und in Epochen der Unfreiheit und bürgerlichen Verkommenheit sprie-

\* in bester Gestalt.



ßen die Beispiele höchster Bürgertugend auf. Der Druck wird hier zum Segen. An der Entfaltung jedes Übermuts gehindert, gedeiht in solchen Gegensatz- und Ausnahmefällen der echteste Mut, die Selbstsucht wird gehindert ins Kraut zu schießen, und ein Einzel-Idealzustand der Freiheit wird unter dem allgemeinen Walten der Unfreiheit geboren. Ja um dieser Unfreiheit willen und infolge derselben.

So glücklich lagen nun bei unserem Michel Prozen die Dinge freilich nicht. Er war nichts weniger als eine Idealfigur, am wenigsten nach der Seite der Freiheit hin. Durchaus herrisch von Natur, wurzelte das trohige Stück Bürgertum, das er vertrat, nicht — wie wir dies im modernen politischen Leben zu finden gewohnt sind — in geklärten Anschauungen, in dem Enthusiasmus eines frei fühlenden, das Große und Allgemeine im Auge habenden Herzens, sondern in dem Eigensinn und Eigennutz eines festen, sich selbst zum Mittelpunkt habenden Egoisten. Er war ein Bürger, wie aus deutsch-mittelalterlichen Tagen her, wo man die Freiheit nicht um der Freiheit willen, sondern um seiner selbst willen liebte. Alles in Selbstsucht getaucht, aber anziehend, fesselnd, wie alles was aus Natur und Leidenschaft emporwächst. Dieser Gruppe von Gestalten gehörte Michel Prozen zu. Nichts von Idee und Prinzip, desto mehr von Charakter.

So war er von Jugend auf. Als 1806 ein französischer General im Gasthause seines Vaters wohnte, gab es Anstoß, daß unser Michel, damals halberwachsen, sich weigerte, die französischen Offiziere zu grüßen. Als Strafe ward ihm schließlich zudiktirt, bei Tische hinter dem Stuhl des Generals zu stehen und diesen zu bedienen. Er gehorchte, aber verharrete in seinem Trotz. Dreißig Jahre später führte derselbe Charakterzug, der darin bestand, keiner Grundempfindung seiner Seele, berechtigt oder nicht, je Saum und Zügel anzulegen, zu einem ähnlichen Zerwürfnis mit dem Ruppiner Offizierkorps, an dessen Spitze damals der durch Tapferkeit, Originalität und Anekdoten gleich berühmte Oberst v. Petery stand. Michel Prozen ließ dies Zerwürfnis fortbestehen trotz des materiellen Schadens, der ihm daraus erwuchs.

Er war ebenso populär wie er derb war. Und das will viel sagen. Die bloße Grobheit an sich vermag dies nicht zu wirken; ist sie aber, wie es bei Prozen der Fall war, entweder mit Humor und



Originalität, oder andererseits mit Mut und Gesinnung gepaart, so erobert sie allemal die Herzen. Mannigfach sind die Anekdoten, die über ihn im Schwange gehen. Kellstab, damals auf der Höhe seines Ruhmes, kam nach Ruppin, um seine Schwester zu besuchen. Er erschien zu Fuß und bat in Michel Prozens Gasthaus um ein Zimmer. „Mein Gasthof ist nicht für Leute mit Känzel und Regenschirm.“ Bei anderer Gelegenheit vor Gericht zitiert und in Gegenwart des Klägers zu zwei Taler Strafe verurteilt, weil er sich an diesem (einem Klempnergesellen) mit einer Ohrfeige vergriffen hatte, applizierte er demselben sofort eine zweite und zahlte vier Taler.

Ein Mann von solchem Gefüge war nicht nur in aller Mund, er gab auch den Ton an. Wenn über Nacht der erste Schnee gefallen war, stellte er sich am andern Morgen an die Ecke seines Gasthauses und weckte die Stadt durch das weithin schallende Knallen seiner Schlittenpeitsche. Dann dehnte sich der Ruppiner und sagte: „Nun ist Schlittenzeit.“ Aber noch ehe er den seinigen einspannen konnte, fuhr schon Michel Prozen mit Schneedecken und Schellengeläut durch die breiten Straßen der Stadt.

Ganz und gar eine deutsche Figur, in vielem ein Landsknechtshauptmann vom Wirbel bis zur Zeh, hatte er auch den tief im germanischen Wesen liegenden Zug zum Hasard. Wie unsere Urväter, von denen Tacitus erzählt, spielte er um all und jedes, nur das Ganze setzte er nicht ein, nicht Freiheit und Leben. Piquet und Whist en deux\* zählten zu seinen Lieblingsbeschäftigungen, und wenn sein Gegner um den Einsatz verlegen war, ging es je nach Laune und Zahlungsmöglichkeit um Gänse und Klafter Holz.

Er war populär aber nicht eigentlich beliebt. Um beliebt zu sein, dazu war er zu gefürchtet; niemand war sicher vor ihm, Hand und Mund gleich schlagfertig. Dazu entbehrte er jener Freigebigkeit und Generosität, auf die hin die Schlagfertigkeit unter Umständen schon etwas sündigen kann. Gelegentlich war er gutmütig, aber seine Gutmütigkeit glich bloßen Anfällen, wie von Gicht oder Podagra. Wie alle Despoten war er launenhaft.

Die letzten Jahre seines Lebens söhnten mit manchem aus. Im März 1848 stand er fest zu König und Gesetz, auch später noch. Er hatte vom Spießbürgertum zu viel gesehen, als daß er sich von der

\* zu zweit.



Herrschaft desselben eine „neue Ara“ hätte versprechen können. Er lachte und — war größer denn zuvor.

So kam der Dezember 1855. Eines Morgens lief es durch die Stadt: Michel Proß ist tot. Das halbe Ruppiner folgte seinem Sarge, und das ganze hat ihm in den beinahe zwanzig Jahren, die seitdem vergangen sind, ein Andenken bewahrt. Was verlebte, ist vergessen, was gefiel, ist in dankbarer Erinnerung geblieben. Er erinnert einerseits an Schadow, andererseits an Geist von Beeren, denn auch darin war er deutsch, speziell norddeutsch, daß sein ganzes Wesen mit Schabernack und Till-Eulenspiegelereien versetzt war.

Das Grabdenkmal, das ihm auf dem „alten Kirchhof“ errichtet wurde, gibt die einfachen Daten seiner Geburt und seines Todes.

Ein gutes Porträt von ihm befindet sich in Händen des Kaufmann Kunz.

## 9

## Gustav Kühn

„Bei Gustav Kühn  
In Neuruppin.“

In der Mitte der Stadt gegenüber dem Häuserviereck, drin Schinzel und Günther und auch der Held unsres letzten Kapitels Michel Proßen das Licht der Welt erblickten, erhebt sich ein kleines, nur drei Fenster breites Häuschen, dem ein neu aufgesetztes Stockwerk nur wenig zu gesteigertem Ansehn verholfen hat. Auf dem schmalen Hofe aber drängen sich die Hintergebäude, und jeder Zoll breit Erde ist benutzt. Hier erinnert die Beschränktheit und zu gleicher Zeit die ängstliche Ausnutzung des Raums an die Einrichtung und den Geschäftsbetrieb englischer Zeitungslokalitäten. Die Ähnlichkeit ist da, aber was sind die Londoner Blätter im Vergleich zu jenen bunten Blättern, die aus dieser kleinen Ruppiner Offizin hervorgehn? Was ist der Ruhm der Times gegen die zivilisatorische Aufgabe des „Ruppiner Bilderbogens“? Die Times, die sich mit Recht das „Weltblatt“ nennt, sie gleicht doch nur dem anglikanischen Geistlichen, dem hochkirchlichen Bischof, der an schmalen Küstenstrichen entlang in den großen, reichbevölkerten Städten unsrer Antipoden seine Wohnung aufschlägt und seines Amtes wartet. Der Gustav Kühnsche Bilderbogen aber ist der Herrnhutsche Missionar, der



überallhin vordringt, dessen Eifer mit der Gefahr wächst, der die eine Hälfte seines Lebens in den Rauchhütten der Grönländer und die andre Hälfte in den Schlammhütten der Fellahs verbringt. Chamisso erzählt in seiner „Reise um die Welt“, daß er nach selbstgemachter Erfahrung Kokebue für den verbreitetsten Schriftsteller halten müsse, denn er sei (wohlbemerkt schon 1818) auf der Insel Tahiti einem Bande Kokebuescher Komödien begegnet. Aber was will das alles sagen gegen die Verbreitung jener farbenbunten Bogen, die mit der wohlbekanntem Notiz „bei Gustav Kühn in Neuruppin“ über die Welt flattern. Gebiete, die Barth und Overweg, die Richardson und Livingstone erst aufgeschlossen — der Kühnsche Bilderbogen war ihnen vorausgeeilt und hatte von einer Welt da draußen erzählt. Er flieht die Gegenden, drin der Kupferstich und das Obbild vorwalten, aber wo die Glaskoralle und der Zahlpfenning ein staunendes Ach und die Begierde hervorrufen, in den engeren und weiteren Bezirken des Königs von Dahomey — da ist er zu Haus. Den Maranon und den Orinoko aufwärts, wo die Kolibris wie Blüten und die Blüten wie Schmetterlinge sich schaukeln, dort, wo alles Glanz und Farbe ist, tritt er kühn und siegreich auf und stellt die Kolorierkunst seiner Schablone — die unangefochten von den neuen Gesetzen der Farbenzusammenstellung ihre ehrwürdigen Traditionen fortsetzt — siegreich in die Zauber der Tropennatur hinein. Auf den Inseln der schottischen Westküste war es mir selbst vergönnt, diese Landsleute, diese Boten aus der engeren Heimat zu begrüßen. Die Wunder der Fingalshöhle, die Gestalt König Fingals selbst, die wie ein Nebelphantom auf der öden Klippe von Morven stand, war nicht mächtig genug gewesen, diese Sendboten abzuhalten; sie waren eingezogen in die Hütten der Macleans und Macdonalds.

Lange bevor die erste „Illustrierte Zeitung“ in die Welt ging, illustrierte der Kühnsche Bilderbogen die Tagesgeschichte, und was die Hauptsache war, die Illustration hinkte nicht langsam nach, sondern folgte den Ereignissen auf dem Fuße. Kaum daß die Tranchen vor Antwerpen eröffnet waren, so flogen in den Druck- und Kolorierstuben zu Neuruppin die Bomben und Granaten durch die Luft; kaum war Paskewitsch in Warschau eingezogen, so breitete sich das Schlachtfeld von Ostrolenka mit grünen Uniformen und polnischen Pelzmützen vor dem erstaunten Blick der Menge aus;



und tief sind meinem Gedächtnis die Dänen eingeprägt, die in zinnoberroten Röcken vor dem Dannewerk lagen, während die preussischen Garden in Blau auf Schleswig und Schloß Gottorp losrückten. Dinge, die keines Menschen Auge gesehen, die Zeichner und Koloristen zu Neuruppin haben Einblick gehabt in alles, und der „Birkenhead“, der in Flammen unterging, der „Präsident“, der zwischen Eisbergen zertrümmerte, das Auge der Kunst hat darüber gewacht. Andre ähnliche Unternehmungen sind seitdem ins Dasein getreten, der Münchner Bilderbogen hat seine Reise um die Welt gemacht, Winkelmann und Söhne haben durch zahlreiche Abbildungen von Stauffacher, Franz Moor und der Jungfrau von Orleans der dramatischen Kunst die Schleppe getragen, aber was immer ihre Erfolge gewesen sein mögen, sie haben sich schlechter auf den Geschmack des großen Publikums verstanden und haben die rechte Stunde mehr denn einmal versäumt. Da liegt es. In jedem Augenblick klar zu erkennen, was oben aufschwimmt, was das eigentlichste Tagesinteresse bildet, das war unausgesetzt und durch viele Jahrzehnte hin Prinzip und Aufgabe in der Ruppiner Offizin. Und diese Aufgabe ist glänzend von ihr gelöst worden, so glänzend, daß ich Personen mit sichtlichem Interesse vor diesen Bildern habe verweilen sehn, die vor der künstlerischen Leistung, wenn dieselbe als solche an sie herangetreten wäre, einen unaffektierten Schauer empfunden haben würden; aber die Macht des Stoffs bewährte sich siegreich an ihnen, und sie zählten (wie ich) mit leiser Befriedigung die Leichen der gefallenen Dänen, ohne sich in ihrem künstlerischen Gewissen irgendwie bedrückt zu fühlen.

Die Frage ist aufgeworfen worden nach dem Recht dieser Bilder, ob sie nicht den Geschmack verwilderten, anstatt ihn zu bilden. Es ist auch wohl hinzugesetzt worden, daß Leistungen der Art in künstlerisch gesegneten Zeiten und bei feiner gearteten Völkern eine bare Unmöglichkeit wären. Mag sein. Nach der künstlerischen Seite hin ist man unbedenklich gezwungen, diese Dinge jedem beliebigen Angriff preiszugeben, aber sie haben eine andre, nicht minder wichtige Seite. Sie sind der dünne Faden, durch den weite Strecken unsrer eignen Heimat, litauische Dörfer und masurische Hütten und Weiler mit der Welt da draußen zusammenhängen. Die letzten zwanzig Jahre mit ihrem rasch entwickelten Zeitungswesen, mit ihrer ins Unglaubliche gesteigerten Kommunikation, haben darin



freilich viel geändert, aber noch immer gibt es abgelegene Sumpf- und Heideplätze, die von Delhi und Kahnpur, von Magenta und Solferino nichts wissen würden, wenn nicht der Kühnsche Bilderbogen die Vermittlung übernehme. Seine Uhr ist noch nicht abgelaufen, und das schmale Haus in der Ruppiner Friedrich-Wilhelm-Straße hat noch immer seine Bedeutung.

## 10

## „Civibus aevi futuri“

Es trägt Verstand und rechter Sinn  
Mit wenig Kunst sich selber vor. Faust

Stoß deinen Scheit drei Spannen in den Sand,  
Gesteine siehst du aus dem Schritte ragen,  
Es ist, als habe hier, am Torfmoor hin,  
Natur die Trödelbude aufgeschlagen.

Annette von Droste-Hülshoff

Unter den wenigstens durch Ausdehnung hervorragenden Gebäuden der Stadt nimmt das Gymnasium mit den ersten Rang ein. Es wurde nach dem Brande von 1787 auf einem Plage, der für wenigstens drei Kölner Dome ausreichend gewesen wäre, errichtet und empfing die Inschrift, die ich diesem Kapitel vorgesezt habe: Civibus aevi futuri\*.

Die Ruppiner lateinische Schule zählt zu den ältesten der Mark, und vor etwa einem Jahrzehnt (1865) konnte bereits das 500-jährige Bestehen dieser Alma mater\*\* gefeiert werden. Festgedichte in erheblicher Strophenanzahl erschienen, die das Wachsen der Schule von Jahrhundert zu Jahrhundert begleiteten und dem Ruppiner Bürger, namentlich des Reformationszeitalters, das ehrende Zeugnis ausstellten, daß er „durch Beifall, Lob und reiche Spenden die herzubrückenden Jünger des Wissens tatenstark gemacht“ und das Ansehen der Schule durch ganz Brandenburg hin begründet habe:

„Der Schule Ruf hallt durch die ganze Mark.“

So war es im 16. Jahrhundert und — so war es auch im 19. noch. Nur der Ruf, „der immer noch durch die Marken hallte“,

\* Den Bürgern eines künftigen Geschlechts. \*\* Pflegstätte der Wissenschaft.



war mittlerweile ein anderer geworden. Wohl war die Anstalt ein Wissensquell geblieben, aber was vorzugsweise, wenigstens in den Tagen meiner eigenen Jugend, ihren märkischen Ruf begründete, war doch weitaus der Umstand, daß diese Ruppiner Wissensquelle auch zugleich eine besondere Trostesquelle war. Hier hatte der „Wilde“ sein Refugium, hier fühlte der am bekannten Klippenstrand Gescheiterte wieder Hoffnung und sah das Rettungsboot vom Lande stoßen. Mancher dem Untergehen nahe ist hier durch liebevoll zugeworfene Schwimmgürtel sich und dem Leben erhalten geblieben. Gott sei Dank, so füge ich hinzu, und zwar aus einer ausgesprochenen Vorliebe heraus, die ich für alle diese Anstalten „von der milderen Observanz“ hege. Sie sind ein notwendiger Ausgleich für den andernorts geübten Rigorismus; denn ich perhorresziere den Satz, und werde ihn bis zum letzten Lebenshauch bekämpfen, daß der Normalabiturient oder überhaupt der durch sieben Examina gegangene Mensch die Blüte unseres Geschlechts repräsentiere. Das Beste, was wir haben, ist ohne diese vorgängigen Proben geleistet worden. Seid gepriesen ihr Schlupflöcher, wo eine untrainierte Menschenseele noch Chancen hat, sich durchwinden zu können.

Die bei Gelegenheit der Jubelfeier (1865) erschienenen „Annalen“ ermöglichen uns einen historischen Überblick, den wir aber nicht allzuweit rückwärts ausdehnen. Vor etwa 100 Jahren erlangte die Schule unter dem Doppelrektorate von Lieberkühn und Stuve eine Art europäische Berühmtheit. Beide — Anhänger der Schule Basedows — leisteten Bedeutendes in Erweckung eines frischen Geistes in der Jugend und „die mit Vorliebe gepflogene Anthropologie erzeugte eine praktische Diätetik, die viele Schüler, selbst in den Häusern ihrer andersdenkenden Eltern, dazu bestimmte, freiwillig allem Luxus und aller Verwöhnung, so beispielsweise dem Kaffee, dem Bier und Wein zu entsagen. Sie tranken Wasser, schliefen und badeten kalt und gefielen sich in jeglicher Abhärtung des Körpers“.

Aber dies alles war nur Episode. Die Lieberkühn-Stuvesche Herrschaft währte nur wenige Jahre von 1777 bis 1786; ein Jahr darauf brannten Stadt und Schule nieder, und als 1791 unser jetziges „Civibus aevi futuri“ aus der Asche erstand, rückten neue Prinzipien und neue Prinzipien in das Gymnasium ein.



Während des ersten Drittels dieses Jahrhunderts regierte Thormeyer, der Schulmonarch wie er im Buche steht. Ich habe selbst noch bei meiner Aufnahme in das Gymnasium ein Cornelius-Nepos-Kapitel unter seinen Augen und noch mehr unter seinen Nüstern überseht, und was Thackeray in seinem *Vanity Fair*\* erzählt, „daß ihm immer noch von Zeit zu Zeit Mr. Birch in seinen Träumen erscheine“, das kann ich auch von meinen Beziehungen zum alten Thormeyer sagen. Es war eine Kolossalfigur mit Löwenkopf und Löwenstimme, lauter Schreckensattribute, die dadurch wahrlich nicht an Macht verloren, daß man sich schauernd erzählte, „er sei überhaupt nur von Stendal nach Ruppin versetzt worden, weil er sich an ersterem Ort an seinem Ephorus hart vergriffen habe“. Das Wort „vergriffen“ hatte für meine zwölfjährige Knabenphantasie etwas ganz besonders Schauerliches.

Ich muß bei diesem Manne noch einen Augenblick verweilen, weil sich mir, um das Modewort zu gebrauchen, einige „kulturbistorische Bemerkungen“ dabei aufdrängen und sich an einer Erscheinung, wie die seinige, die gerade noch bis in die neue Zeit hineinragte, der außerordentliche Unterschied zwischen jetzt und damals vorzüglich studieren läßt. Wird alles Gewicht auf das Autoritative gelegt — und ich räume ein, daß dasselbe ein nicht zu unterschätzendes Element in Sachen der Erziehung bildet — so haben wir seitdem offenbare Rückschritte gemacht; soll aber von gesundem Sinn, von Schönheit und jener hohen Freiheit die Rede sein, die doch bei allem Lernen und Wissen immer die Hauptsache bleibt, und ohne die die ganze Bekanntschaft mit Plato keine Viertelmeße Kirschchen wert ist, so haben wir nicht nur Fortschritte gemacht, sondern es existiert überhaupt gar keine Verbindung mehr zwischen damals und heut. Thormeyer galt als ein geistreicher Mann. Möglicherweise, daß er es auf seine Weise gewesen ist, aber diese Weise ist derart, daß uns Nachgeborene alles nur wie Bombast oder ein hochgestelzter Galimathias berührt. Ein paar Beispiele: „Was für positive und negative Beschlüsse ein Schuldirektor zu fassen hat, hängt nicht von ihm und a priori\*\* ab — da weder das Dasein Friedrichs des Großen noch dessen Siebenjähriger Krieg sich a priori beweisen läßt —, sondern es hängt von dem Besonderen der Zeit und des Ortes ab.“ Dieser Satz, der sich durch einen mindest kühn

\* Markt der Eitelkeit. \*\* von vornherein.



gewählten Vergleich auszeichnet (denn zwischen der Vorwegbeurteilung eines kommenden Falles — für den eben Gesetze und Prinzipien da sind — und dem Vorwegbeweis eines noch in der Zukunft ruhenden Menschendaseins ist ein gewaltiger Unterschied), bietet nichtsdestoweniger nur einen Programmvorschmack dessen, was Thormeyer zu leisten imstande war. Voller haben wir ihn in seinen Büchern, so beispielsweise in seinem „Erbauungsbuch für studierende Jünglinge“. In diesem findet sich folgende Betrachtung über die Hände. „Die Hände sind an demjenigen Ort befestigt, wo sie alle ihre Geschäfte auf das geschickteste, beste und leichteste verrichten können. Denn hätten sie ihre Stellung hinten erhalten, so könnten ihnen bei der übrigen jetzigen Beschaffenheit des Leibes die Augen nicht zustatten kommen; befände sich aber die eine hinten und die andere vorn, so könnten sie einander nicht Hilfe leisten.“

So Thormeyer. Welche „Erbauung“ muß dem dürstenden Jüngling aus diesem Erbauungsbuche geflossen sein! Zu dem Behufe versenkte man sich in Anthropologie und Psychologie; das waren die Früchte, die am Baume höherer Erkenntnis wuchsen. Entsprechend dem allen war der Grad sittlicher Freiheit und stolzer Unabhängigkeit an dem Manne selbst; ein Donnerer in den Klassen, aber „devotest ersterbend“ jeder vorgesezten Behörde und ihren Trägern gegenüber, sie mochten sein wie sie wollten.

Thormeyer schied 1834 aus. Mit diesem Ausscheiden begannen andere, bessere Zustände; was am Ideal noch fehlen mochte, war zum Teil der Nachwirkung vorausgegangener Zeiten zuzuschreiben. Starke kam, von dem am Jubelfeste 1865 einer seiner Schüler Geheimer Rat von Quast sagen durfte: „Nie hat ein anderer Lehrer, auch von den berühmtesten keiner, ähnlich ergreifend und bestimmend auf mich eingewirkt.“ Dann folgte W. Schwarz, ein Mann von seltener organisatorischer Kraft, eine Autorität auf dem Gebiete märkischer Sage und Geschichte, dessen segensreichem Wirken die Anstalt unter anderm die Aufstellung und die Zugänglichmachung eines ihrer größten Schätze verdankt. Dieser Schatz ist: Das Zietenmuseum.

Das „Zietenmuseum“ entstand aus einer reichhaltigen Sammlung naturhistorischer, ethnographischer, namentlich aber vaterländischer Altertümer, die vom verstorbenen Grafen Zieten auf Wuz-



frau angelegt bereits Anfang der fünfziger Jahre infolge testamentlicher Verfügung an das Ruppiner Gymnasium übergegangen war. Die Verhältnisse gestatteten nicht gleich eine passliche Aufstellung; erst bei Gelegenheit der 500jährigen Jubelfeier ermöglichte sich eine solche, und zwar — vorzüglich gewählt — in der Aula des Gymnasiums. Dem Stifter zu Ehren erhielt die Sammlung den mehrerwähnten Namen: Zietenmuseum. Eben dieses, inzwischen durch mannigfache Schenkungen bereichert, gliedert sich in drei Abteilungen: 1. eine Bildergalerie; 2. ein ethnographisches und Naturalienkabinett und 3. eine Kollektion vaterländischer Altertümer. Über die zweite Abteilung geh ich hinweg. Nur über 1. und 3. einige Worte:

Die Porträtgalerie umfaßt die Bildnisse berühmter Männer aus Stadt und Land Ruppin, und zwar: des alten Zieten (Geschenk des Grafen von Zieten-Schwerin auf Wustrau), des Feldmarschalls von dem Kneesebeck (Geschenk seines Sohnes, des Majors von dem Kneesebeck auf Karwe), des Generalleutnants von Günther (Geschenk der Familie Ebell), des Generals von Wahlen-Zürgaß (Geschenk seines Großneffen, des Herrn Adalbert von Rohr), und endlich des berühmtesten Sohnes der Stadt Karl Friedrich Schinkel.

Die drei ersten, Zieten, Kneesebeck, Günther, sind Brustbilder in Öl, lebensgroß; Wahlen-Zürgaß eine höchst vorzüglich in Blei und schwarzer Tusche ausgeführte Zeichnung; Schinkel Büste. Bei jeder Versammlung in der Aula sieht sich der Schüler von den Bildnissen derer umgeben, denen er nachzueifern soll in Treue und Mut, in Wahrheit und Schönheit. Daß diese Vorbilder nicht Vorbilder überhaupt, sondern speziellste Heimatgenossen sind, steigert den Sporn, den sie geben und dadurch ihren Wert und ihre Bedeutung<sup>1</sup>.

Die Sammlung vaterländischer Altertümer, in Schränken und Glaskästen aufbewahrt, umfaßt etwa zweihundert Nummern, wovon hundert auf das Stein-, hundert auf das Bronzezeitalter kommen.

Was die erstere Hälfte, also die dem Steinzeitalter zugehörigen Gegenstände angeht, so scheint mir die Bedeutung derselben nur eine durchschnittliche zu sein. Eine Ausnahme machen diejenigen Nummern — sechs an der Zahl — die unfertig gebliebene Waffen und Geräte, sämtlich aus Feuerstein, darstellen. Irgendeine Störung

<sup>1</sup> Gegenüber den Bildnissen der Generale befinden sich die Porträts der drei letzten Direktoren: Thormeyer, Starke, Schwarz.



hinderte den Werkmeister an der Vollendung dieser Dinge, die nun insoweit zu den allerinteressantesten Funden zählen, als sie uns in die Technik einweihen, die vor anderthalb Jahrtausenden oder länger geübt wurde.

Die hundert Nummern aus dem Bronzezeitalter weisen unter jenen Dutzenden von Framen und Paalstäben, von Harpunen und Lanzenspitzen, aus denen jede derartige Sammlung zu bestehen pflegt, einige Unika oder fast Unika auf, von denen zwei ein besonderes Interesse der Forscher in Anspruch genommen haben: 1. der sogenannte „Kommandostab“ und 2. der dreirädrige Thors- oder Odinswagen.

Der „Kommandostab“, den ich übrigens immer noch nicht absolut abgeneigt bin, für die Steitart eines Häuptlings zu halten, wenn er sich auch zu der gleichnamigen Waffe des Mittelalters wie ein Galanteriedegen zu einem Ritterschwerte verhalten mag — wurde 1848 auf der Feldmark von Trieplatz gefunden<sup>2</sup>. Er hat etwa die Länge eines Arms, besteht aus purer Bronze und setzt sich aus Stiel, Beil und sechs kurzen Stacheln zusammen, von denen je drei zu

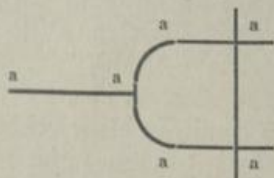
<sup>2</sup> Herr von Rohr auf Trieplatz, der herrschenden Ansicht sich anschließend, daß dieser „Kommandostab“ keine Waffe gewesen sei, schreibt mir darüber, wie namentlich auch über die Art der Auffindung, das folgende: „Die Talränder der Dosse treten an mehreren Stellen bedeutend zurück, wodurch Niederungen, Brüche gebildet werden. Diese — früher mit Espen, Eichen und Gestrüpp dicht bewachsen — dienten in Kriegszeiten als Schlupfwinkel. In den vierziger Jahren, nachdem ich zehn Jahre vorher das Gut übernommen hatte, begann ich damit, in dieser Niederung nach Torf graben zu lassen. Bei dieser Gelegenheit fanden meine Arbeiter sechs bis acht Fuß tief im schönsten Torf zwei bronzene Streitärte, zwei Armspangen von demselben Metall, zehn bis zwanzig Ellen Kupferdraht, vermoderte Baumstämme und Geweihe. Nach der Tiefe der Lage in dem vollkommen reifen Torf zu schließen müssen diese Gegenstände viele Jahrhunderte lang an dieser Stelle gelegen haben. Es erscheint mir klar, daß die Streitärte oder „Kommandostäbe“, wie man sie jetzt nennt, keine Waffen waren; ihre relative Gebrechlichkeit spricht dagegen. Sie wurden vielleicht von den Liktoren mit den Rutenbündeln den Kohorten vorgetragen, oder wie jetzt von den Führern als Feldmarschallsstab gebraucht. Den römischen Ursprung halte ich für unzweifelhaft, und die Auffindung hier spricht nicht dagegen. Die Römer haben sie hier freilich nicht hergebracht, aber die Deutschen selbst, entweder als Beute oder, zurückkehrend aus römischem Kriegsdienste, als Auszeichnung für das von ihnen Geleistete. Im Berliner Museum befinden sich noch einige solcher Kommandostäbe.



Seiten der Beilwandung stehen. Es ist eine Waffe von solcher Schönheit, zugleich von solcher Frische und Intaktheit der Erscheinung, daß man sie für eine drei oder höchstens fünf Jahrzehnte alte, eben erst vom feinsten Rost überflogene Arbeit eines modernen Meisters halten könnte.

Die Bedeutung dieses Stückes, das in verwandten Exemplaren vorkommen soll, liegt zumeist in seiner Schönheit. Anders verhält es sich mit dem zweiten Prachtstück der Sammlung, mit dem Odinswagen. Er galt jahrzehntelang für ein Unikum, und unter gewissen Einschränkungen, die ich in Nachstehendem hervorheben werde, ist er es auch geblieben.

Dieser bronzene Wagen wurde 1848 beim Frankfurt-Drossener Chausseebau ausgegraben und kam durch Kauf an den damals noch lebenden Grafen Zieten in Busstrau. Der Wagen, neun Zoll lang und viereinhalb Zoll hoch, besteht aus drei auf einer und derselben Achse gehenden Rädern und einer gabelförmigen Deichsel. Die Räder haben vier Speichen; die Deichselgabel, nach innen gekehrt, ruht auf der Achse des Wagens, der wie ein moderner Perambulator ein Stosswagen ist. Man könnte ihn auch, nur um die Gattung zu charakterisieren, mit einem dreirädrigen Schubkarren oder mit einem Pfluge vergleichen, der, statt von Pferden gezogen, lediglich durch die Kraft eines starken Pflügers gehandhabt wird. Form etwa so:



Was nun diesem ohnehin interessanten Gegenstande noch eine besondere Bedeutung leiht, sind die sechs Bögel, die auf Deichsel und Deichselgabel sitzen, und zwar auf den von mir mit a bezeichneten Stellen. Verschiedene Gelehrte auf dem Gebiete germanischer Altertumskunde: Jakob Grimm, Lisch, W. Schwarz, Kirchner, Rosenberg haben festzustellen gesucht, einmal, welcher Art diese Bögel seien, dann, welche Bedeutung sie haben möchten — sie sind aber, weder vor sich selbst noch untereinander zu einer Einigung darüber gelangt. Jakob Grimm, in einer Zuschrift an die Mecklenburgischen Jahrbücher, bezeichnet sie in erster Reihe als Gänse, in zweiter als Schwäne; Lisch hebt hervor, daß es möglicherweise Raben oder aber



Nachbildungen jener kleinen in Dänemark und Island vorkommenden Wasservögel seien, die dort den Namen Odens fugl, Odinsvögel führen. Ich meine, es können nur Gänse sein; noch größer ist die Ähnlichkeit mit jenen wilden Enten, die so oft in Scharen die nordischen Gewässer bedecken.

Der Wagen selbst, darin ist den Auslassungen Lischs nur zuzustimmen, kann unmöglich einem technischen Zweck gedient haben, er war also entweder Spielzeug oder Symbol. Das letztere ist das wahrscheinlichere. Kirchner vermutet in ihm einen Wagen Thors, der bei dem Kultus dieses Gottes in Priesterhand seine Verwendung fand; Lisch bezeichnet ihn als ein Symbol, beziehungsweise als ein Attribut Wodans oder Odins. Er hebt hervor: „Wir lesen nicht nur von den Wanderungen Odins, sondern auch von seinem Wagen, seinem Weg und Geleit.“

Diese Mitteilungen mögen hier genügen. Was immer auch die Meinung dieses Attributes war, der Wagen selbst, der wenigstens in dieser Ausrüstung einzig dasteht<sup>3</sup>, ist nicht nur ein Schatz für die Sammlung, sondern macht auch die Sammlung selbst wieder zu einem von der Wissenschaft zu beachtenden Gegenstande. Das größere Gewicht ist aber darauf zu legen, was die Schule selbst als geistiger Mittelpunkt einer ganz bestimmten Lokalität an anregender Bedeutung aus dieser Sammlung gewinnt. Denn genau so wie in der oben geschilderten Porträtgalerie liegt auch in dieser Kollektion von Altertümern etwas Anregendes darin, daß alles Beste und Eigenartigste, was die Sammlung bietet, entweder in dem immerhin engen Kreise der heimatischen Provinz oder gar in dem allerengsten der Grafschaft selbst gefunden ist. Eine Streitart, wie ich sie oben geschildert habe, ist allerorten interessant, aber sie

<sup>3</sup> Es existiert noch (siehe den sechzehnten Band der Mecklenburgischen Jahrbücher) ein im Jahre 1843 zu Peckatel bei Schwerin, und zwar in einem Regelgrabe gefundener, ebenfalls aus Bronze gegossener Wagen. Dieser Wagen hat indessen zweimal zwei Räder und einen derartig geformten Langbaum zwischen den zwei Achsen der Vorder- und Hinterräder, daß man sieht, die Bestimmung des Wagens ging dahin, irgend etwas, vielleicht eine Bronzevase zu tragen. Man darf also den im Zietenmuseum befindlichen Wagen allerdings als ein Unikum ansehen, da er sich von dem in Peckatel gefundenen nach Form und vielleicht auch nach Bestimmung wesentlich unterscheidet. — Ein dritter bei Warin in Mecklenburg ausgegrabener Bronzewagen ist wieder verlorengegangen.



ist es doppelt und dreifach, wenn sie auf dem Acker meines Gutsnachbarn ausgegraben wurde. Genau dies ist es, was die sonst tote Landschaft, den Elsengrund und das Torfmoor belebt und auch in den ödesten Heidestrich eine Welt voll Leben zaubert. Ich habe dies an mir selbst erfahren. Das Lächeln über die mir in meinen jungen Jahren immer höchst fragwürdig erscheinenden Semnonen des Tacitus, die in der Mark und in Pommern saßen, habe ich erst verlernt, nachdem ich mich mit den Ausgrabungsschätzen bekannt gemacht habe, die die als so prosaisch angesehene Torferde herausgegeben hat.

Es ist selbstverständlich, daß sich Torf und Sand nicht eigensinnig darauf kapriziert haben, nur Reservoir und Aufbewahrungsstätte für alle Schätze aus den Zeiten Odins zu sein; auch Späteres ist in diesen Torfboden versenkt worden, und auch von diesem Späteren birgt die Ruppiner Sammlung einiges von Interesse. Nur zwei dieser Gegenstände seien erwähnt: ein Haken (zum Ziehen der Ackerfurche) von Eichenholz, und eine eiserne sogenannte Göß-Hand.

Der Haken von Eichenholz, 4 Fuß 5 Zoll lang, wurde bei Entwässerung eines drei Morgen großen Pfuhs in der Nähe des Dorfes Dabergoß gefunden. Der Boden bestand oben aus einer 3 bis 5 Fuß tiefen Torflage, dann Ton, dann Humus, dann Kalk, dann Kiesgrund. Zwischen der Kalk- und Kieslage, im ganzen etwa 10 Fuß tief unter der Oberfläche, wurde im November 1822 der Haken gefunden, einige Wochen später auch das noch fehlende Stück, das seinerzeit augenscheinlich die Stelle des Hakeneisens vertreten hatte, da es sich schaufelförmig und aus hartem Holze gearbeitet erwies. Welcher Zeit dieses primitive Ackergerät angehört, dürfte schwer festzustellen sein<sup>4</sup>.

Die Göß-Hand ist wohl mindestens ein halbes Jahrtausend jünger. Sie wurde im Februar 1836 bei der Schiffbarmachung des Rhin innerhalb der Stadt Altruppin dicht neben der langen Brücke

<sup>4</sup> Ein Aufsatz in den „Märkischen Forschungen“ bezeichnet diesen Haken als uralt. Die Tiefe, in der er gefunden wurde, sowie drei steinerne Streitärte, die neben ihm lagen, scheinen ihn allerdings bis in die früheste Zeit zurückzudatieren; dennoch unterhalte ich Zweifel dagegen und möchte ihn nicht früher setzen als die späte Wendenzeit. Ein neuerdings erschienenes Buch: Andree, Wendische Wanderstudien, Stuttgart 1874, bestärkt mich in dieser Annahme. Es heißt darin S. 147: „Der Deutsche arbeitete mit einem schweren Pfluge, der Slave mit einem leichten Haken.“



gefunden. Diese eiserne Hand ist zum Festschnallen am linken Arm eingerichtet und hat, der Maschinerie nach, wahrscheinlich zur Führung des Zügels mit der Linken gedient. Der Rost hat an einzelnen Stellen das Innere offengelegt, und man sieht mit Hilfe dieser Öffnungen die kleinen Räder des Mechanismus, der sich in seiner Gesamtheit gut genug erhalten hat, um die gekrümmten und beweglichen Finger in jede beliebige Stellung bringen und in dieser fixieren zu können. Dies wird durch Schieben an einer Daumplatte und mittels zweier Knöpfe an der Handwurzel bewirkt.

Der letzte Gegenstand, über den ich berichten möchte, hängt verstaubt und verspinnwebt an einer Fensterwand und hat gleich wenig gemein mit dem Bronzewagen Odins, wie mit der eisernen Hand irgendeines märkischen Götz. Es ist dies eine Kokokoschöpfung, eine etwa 8 zu 4 Zoll große Zeichnung (Kupferstich), die folgende langatmige Unterschrift führt: „Berlins Menschenliebe kommt Ruppin in der Asche liegend zu Hülfe; — die Hoffnung zeigt ihr Den, der es wieder erheben wird, Engel des Himmels freuen sich dieser Wohlthaten. Den abgebrannten Ruppinern gewidmet von D. Chodowiecki.“

Eigentümlich wie diese Unterschrift, so das ganze Blatt. Die abgebrannte Ruppina liegt am Boden, der extravaganten Fülle ihrer Formen nach so unterstützungsbedürftig wie nur möglich. Nichtsdestoweniger erscheint Berolina, angetan mit Lorbeer und Mauerkrone, um der nackten, wenn auch freilich wohlkonservierten Schwester ihr Gabenfüllhorn entgegenzutragen. Es scheint indessen, daß Berolina als solche geschwanzt und erst das Erscheinen der Menschenliebe abgewartet hat, die nunmehr halb zuredend, halb tatsächlich drängend, die Zögernde vorwärts schiebt. Diese drei Figuren bilden die eine Gruppe, neben welche sich, gut miteinander verbunden, eine zweite Gruppe stellt. Die auf Wolken ruhende Hoffnung (in Wahrheit eine Pompadour, die sich auf Polstern streckt) zeigt auf die Porträtbüste Friedrich Wilhelms II., Palmen wachsen rätselhaft dazwischen, und zu Häupten schweben Engel, die in nächster verwandtschaftlicher Beziehung zu Amorin und Amoretten stehen.

Ein wunderliches Blatt: sinnreich, amüſant und von guter Technik; vor allem, was ich nicht gering anſchlage, kühn und naiv zugleich. Dennoch wirkt das Ganze nur komisch und stimmt weit mehr zum Lachen als zur Teilnahme. Eine merkwürdige Verschmelzung



von Genie und Philistrosität, von künstlerischer Freiheit und politischer Befangenheit. Im ganzen für mein Gefühl wenig erquicklich; mehr Karikatur als Kunst.

Chodowiecki gilt als ein Meister ersten Ranges; das Rokoko wird wieder Mode; zu drei Vierteln hat es sich bereits das Terrain erobert. Gut. Aber hart wäre es dennoch, wenn nach Schinkel wir wieder dahin kommen sollten, daß Verolina — die „Menschenliebe“ wie eine Stoflokomotive hinter sich — der nackt in Asche liegenden Ruppina ein Füllhorn in Gestalt einer Pfefferkuchentüte bringt.

## 11

## Am Ball

Hier ist all mein Erdenleid  
Wie ein trüber Duft zerflossen;  
Süße Todesmüdigkeit  
Hält die Seele hier umschlossen.  
Lenau

Um die Stadt her, zwischen dem Rheinsberger und dem Tempeltor, zieht sich der „Ball“, ein Überrest mittelalterlicher Befestigung, jetzt die Promenade der Ruppiner, mit alten Eichen und jungem Nachwuchs dicht bestanden.

Die Septembersonne tut ihr Bestes, aber das Laub ist noch dicht genug, ihrem Zutritt zu wehren; ein Dämmer liegt auf den Steigen, nur hier und da ein lichter Streifen, auf dem die Blätter Schatten langsam hin und her tanzen, denn die Luft regt sich nur eben und bewegt nur leise die Wipfel der Bäume.

Ein Dämmer auf allen Steigen; aber nach rechts hin zwischen den Stämmen hindurch blüht und flimmert es, und wie ausgegossen liegt das Licht auf einem ummauerten Park, dessen eine Seite nahezu die Böschung des Walles berührt. In Septembertagen lockt es einen bereits aus dem Schatten ins Licht; die Pforte des Parkes steht weit auf, und an der sonnigsten Stelle Platz nehmend, saug' ich die Wärme ein, um das Frösteln loszuwerden, das mich auf meiner Ballpromenade beschlichen hatte.

Entzückend Bild! Aus dem Rasengrunde unmittelbar vor mir wachsen Fliederbüsche und Hagebuttensträucher auf, jene wildüberwuchert von eigenem Blattwerk, diese kahl und windzerfahren. In



diesem sonnigen Augenblick freilich hängen die roten Früchte still am Gezweig, und zwischen den Ästen spannen sich Spinnewebe aus und schillern in allen Farben des Regenbogens. Hinter dem Buschwerk die Mauer und dann Gemüsegärten, Dill und andere Dolden in langen Reihen, und dann Stoppelfelder weit, weit, und am Horizont ein duftiges Blau und in dem Blau die schwarze Schindelspitze einer Dorfkirche.

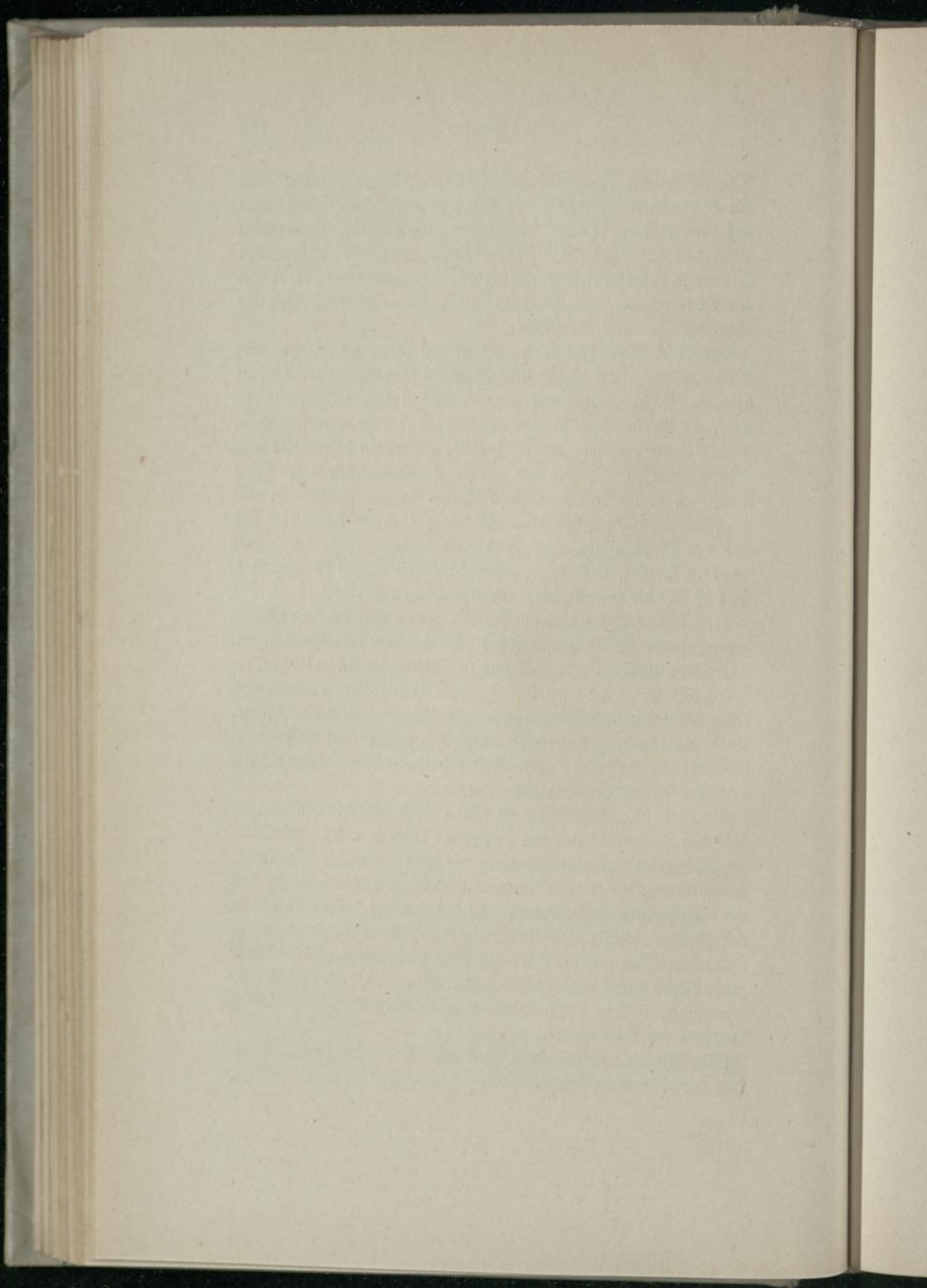
Der Blick schweift über die weite Fläche hin, aber er kehrt doch immer wieder in die nächste Nähe zurück und weilt auf dem Rasengrunde, der sich zwischen dem Glieder und den Hagebuttensträuchern zieht. Es ist ein Teppich, aber ein Teppich, der so eigentümlich in Falten liegt; die Erde wellt sich leise, als wären hier Beete und Steige gewesen, die nun der Rasen gemeinschaftlich unter seine Hand genommen hat. An einigen Stellen ein Zypressenstrauch, halb verwildert, halb eingegangen, und daneben ein Stück Stein, das aus den Grasbüschen eine Hand hoch aufragt. Nicht der Zufall warf es hierher. Erst kaum erkennbar, weil Moos es umkleidet, sehe ich jetzt die scharfe Kante eines behauenen Steins.

Was ist es? Wäre noch ein Zweifel, die in Weiden- und Eschengrün stehende zweite Hälfte dieses Parkes würde Gewißheit geben. Unter den Bäumen hin, halb nur in Blätterschatten geborgen, erheben sich die alten Wahrzeichen solcher Stätten: Urnen und Aschekrüge, Gitter und Grüste, abgestumpfte Säulen und rostige Kreuze. An den Kreuzen nur zweierlei deutlich erkennbar: der Schmetterling und die gesenkte Fackel. Beides halb erblindet, aber die sich neigende Sonne goldet beides wieder auf.

Sonntag ist's. Wie still, wie schön! Auch was die Stille stört, läßt den Augenblick nur um so schöner erscheinen. Über die Feldwege hin ziehen gepukte Menschen, die Kinder verlaufen sich in den Stoppelacker, die letzten Blumen zu pflücken, und von rechts her, wo ein Gasthaus unter Linden steht, klingen jetzt heitere Klänge zu mir herüber. Musik! Die Kinder auf dem Acker vor mir hören mit Blumenpflücken auf und drehen sich im Ringelreihen. Die Sonne glüht noch einmal auf, Sommerfäden ziehen, und ein gelbes Platanenblatt, nicht vom Winde, nur vom Herbst gelöst, fällt leis und langsam vor mich nieder.

Wie still, wie schön! Du „Park am Wall“, welche beneidenswerte Stätte, um zu ruhn.

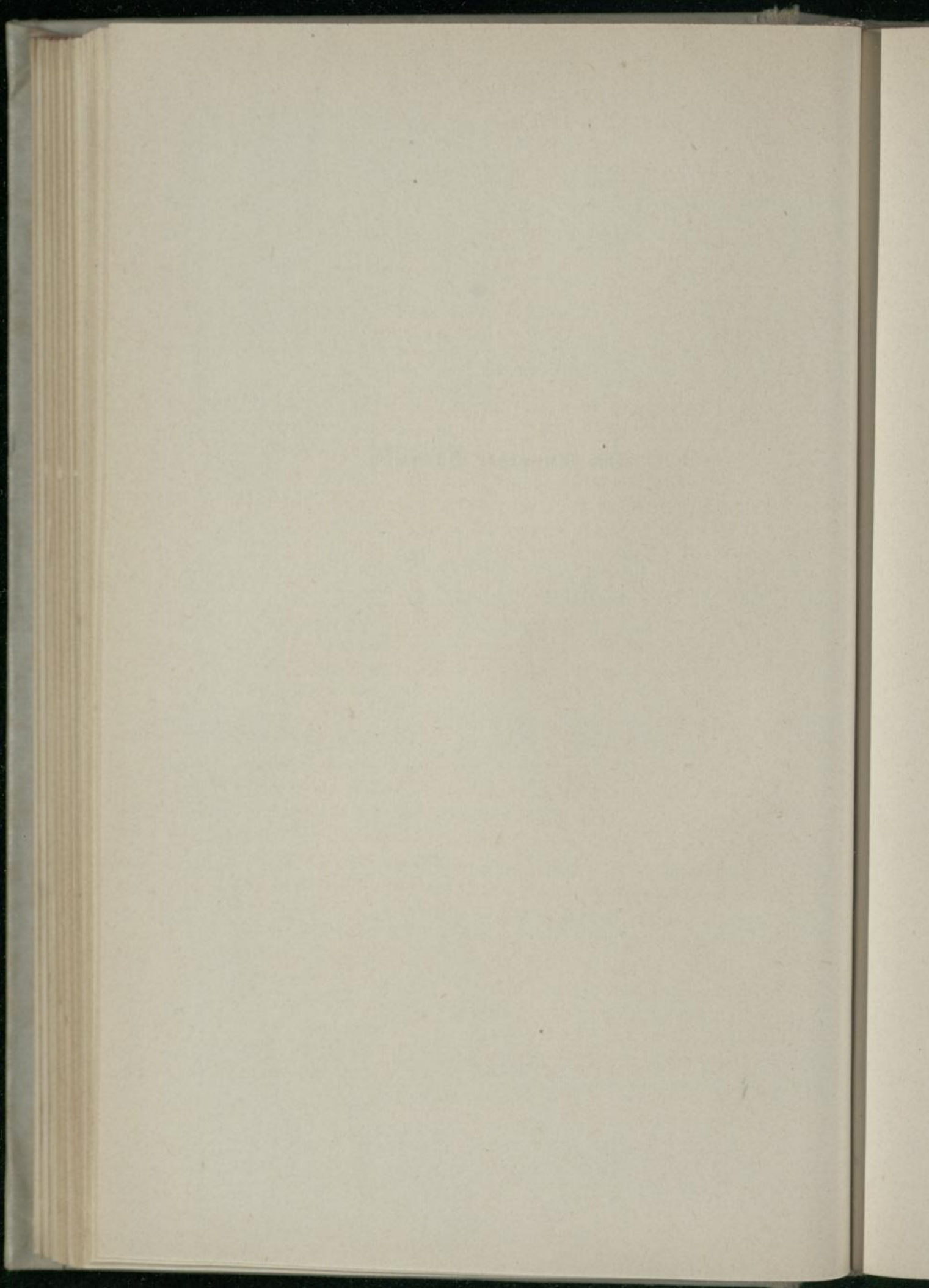






Die Ruppiner Garnison







## Regiment Prinz Ferdinand

1740—1806

Unüberwundnes Heer,  
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben.  
— Ewald von Kleist

Bei Jena, da hatte der Preuße verspielt,  
Die Franzosen hatten wie Teufels gezielt,  
Und viel preußisch Blut war gestossen.  
George Hefekiel

**I**n Ruppin, vor dessen Toren der alte Sieten und Feldmarschall von dem Knessebeck geboren wurden, knüpft sich auch die Geschichte zweier Regimenten, die demselben in einem Zeitraum von 130 Jahren nahezu ausschließlich angehörten. Es sind dies: das Regiment Prinz Ferdinand von 1740 bis 1806 und das Regiment Nr. 24 von 1820 bis jetzt. Ich beginne mit Regiment Prinz Ferdinand.

### Die Gründung des Regiments; Uniformierung, Kanton und Garnison

Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung ging Friedrich II. an die Umgestaltung, beziehungsweise Neubildung von Regimentern. So entstand auch aus dem 2. Bataillon des Regiments Nr. 15 (das bis dahin den Namen Regiment Kronprinz geführt hatte und nunmehr zum „Regiment Garde“ erhoben wurde) das Regiment Nr. 34. Der König verlieh es 1742 seinem jüngsten Bruder Ferdinand, der — ein vielleicht nie dagewesener Fall — durch vierundsechzig Jahre hin, bis zur Auflösung der alten Armee, der Chef eben dieses Regimentes verblieb. Es führte nach ihm den Namen: Regiment Prinz Ferdinand. Die Offiziere, die ihm bei seiner Errichtung zugewiesen wurden, hatten bis dahin teils ebenfalls dem Regimente Nr. 15, teils dem Regiment Nr. 6 angehört. Regiment Nr. 6 waren die berühmten „großen Blauen“, das Potsdamsche Rieseregiment Friedrich Wilhelms I. [Es modeln sich hiernach einige der auf S. 60 gemachten Angaben.]

Wie das Regiment unmittelbar nach seiner Errichtung beschaffen war, darüber fehlen alle sicheren Notizen. Die Taten des Regiments während der beiden schlesischen Feldzüge sowohl, wie während



des Siebenjährigen Krieges sind aufgezeichnet worden, wenn auch nur in Kürze; aber weder über Zahl und Zusammensetzung, noch über Uniformierung und Kommando des Regiments existieren bis zum Jahre 1785 bestimmte und spezielle Angaben.

Erst in der Stammliste des eben genannten Jahres heißt es: Regiment Prinz Ferdinand hat ponceaurote offene Aufschläge, Kragen und Klappen, zitronengelbe Unterkleider (Hose und Weste). Die Offiziere haben Aufschläge, Kragen und Klappen von feinem Plüsch, eine breite gebogene Tresse um den Hut und Achselbänder. Die Grenadiermützen sind oben blau und haben unten weißes Blech<sup>1</sup>.

Dementsprechend also war die Erscheinung des Regiments in den letzten Lebensjahren Friedrichs des Großen. Unter seinem Nachfolger wurde die Uniform geändert; ob dies unmittelbar nach dem Thronwechsel oder erst nach der Rückkehr aus der Rheinkampagne (1795) geschah, ist nicht mit Bestimmtheit festzustellen gewesen. Im letzten Lebensjahre Friedrich Wilhelms II. war laut Stammliste von 1797 die Uniform des Regiments die folgende: ponceaurote Aufklappen, blaue Aufschläge und Kragen. Die Offiziere haben unter den Klappen drei, auf der Tasche drei und auf dem Aufschläge drei schmale gestickte silberne Knopflöcher; hinten einen gestickten kleinen Triangel und um den Hut eine schmale silberne Tresse, mit einer großen silbernen Agraffe und schwarzer Kokarde. — In das „Triangel“-Abzeichen ließe sich allerhand hineingeheimnissen, doch leiste ich darauf Verzicht.

Wiederum sechs Jahre später unter Friedrich Wilhelm III. finden wir eine abermalige Änderung der Uniform. „Regiment Prinz Ferdinand — so heißt es in der Stammliste von 1803 — hat ponceaurote Kragen, Klappen und Aufschläge. Die Offizieruniform ist mit achtzehn verschlungenen silbernen Schleifen mit losen Puscheln (wie beim Regiment Nr. 10) besetzt; um den Hut eine schmale silberne Tresse. Die Gemeinen haben auf dem Rock sechs weiße wol-

<sup>1</sup> Die Fahne des Regiments war blau mit dem weißen Johanniterkreuz, weißem Mittelschild und blauem Legendenbände. Die Legende selbst wie auf allen friderizianischen Fahnen: pro gloria et patria (für Ruhm und Vaterland). Das Johanniterkreuz in der Fahne des Regiments hatte darin seinen Grund, daß Prinz Ferdinand seit 1762 Herrenmeister des Johanniterordens war. Bis dahin führte das Regiment Markgraf Karl Nr. 19 das Johanniterkreuz in der Fahne.



lene Bandschleifen, wovon zwei unter den Klappen und zwei hinten stehen.“

Dies wird genügen, um zu zeigen, daß die sogenannte „alte Armee“ wie in ihrem Wert, so auch in ihrer Erscheinung keineswegs immer dieselbe war. Das was 1740 geboren wurde und 1806 zugrunde ging, war mittlerweile auf- und niedersteigend durch viele Phasen gegangen und stellte nicht ein bestimmtes Bild, sondern viele Bilder dar.

Auch die Kanton- und Garnisonsverhältnisse des Regiments blieben im Laufe von sechsundsiechzig Jahren nicht genau dieselben.

Was zunächst den Rekrutierungsbezirk (Kanton) angeht, so heißt es in der Stammliste von 1785: „Das Regiment Prinz Ferdinand hat seinen Canton im Ruppinschen Kreise und in einem Theile der Priegnitz, dazu in den Städten Ruppin, Nauen, Lindow und Rheinsberg.“ Achtzehn Jahre später haben sich diese Dinge geändert, der Bezirk hat sich erweitert, und wir finden in der Stammliste von 1803: „Regiment Prinz Ferdinand hat seinen Canton in Theilen des Ruppinschen und Uckermärkischen Kreises, dazu in einem Theile der Priegnitz. Es gehören ihm zu: 366 Dörfer, so wie die Städte Alt- und Neu-Ruppin, Lindow, Nauen, Rheinsberg, Lychen, Neustadt a. D., Freienstein, Wilsnack und Templin.“

Sein Hauptgarnisonsort war immer Ruppin, doch scheinen zeitweilig auch in den andern Städten der Grafschaft kleine Kommandos gelegen zu haben. 1803 standen die beiden Musketierbataillone in Ruppin, die beiden Grenadierkompanien in Templin und das 3. Bataillon in Nauen.

Wir gehen nun zur Aufzählung der Aktionen über, an denen das Regiment teilnahm.

#### Das Regiment Prinz Ferdinand während des Siebenjährigen Krieges

Die voraufgehenden beiden Schlesischen Kriege gaben dem Regimente nur zweimal Gelegenheit, sich zu bewähren; es focht bei Chotusitz (Ezaslau) am 17. Mai 1742 und bei Kesselsdorf am 15. Dezember 1745. Weitere Details werden nicht berichtet.

Auch die Nachrichten über die Beteiligung des Regiments an den Schlachten des Siebenjährigen Krieges fließen nicht reichlich, doch werden einige eingehendere Angaben gemacht.



1756 waren die Grenadiere mit bei Lowositz (1. Oktober); die Musketierbataillone befanden sich unter den Truppen, die zur Einschließung des Lagers bei Pirna zurückgeblieben waren. Hier blieben sie bis zur Kapitulation der Sachsen am 15. Oktober.

1757 im Mai und Juni lag das Regiment vor Prag, an der Belagerung der Festung teilnehmend. Am 7. September fochten die Grenadiere bei Moys (wo Winterfeldt fiel), die Musketiere in der Schlacht bei Breslau am 22. November. Bei Leuthen, 5. Dezember, war das ganze Regiment.

1758 teilten sich die Bataillone; das eine war bei der Belagerung von Olmütz, das andere gehörte mit zur Bedeckung des großen Munitionstransportes für die Belagerer. Dieser Teil des Regiments wurde bei Domstädtel angegriffen, verteidigte sich aber mit so viel Bravour, daß ein Teil der Wagen gerettet wurde.

1759 wird das Regiment nicht genannt. Es scheint also ebenso wenig wie bei Zornsdorf und Roszbach (1758) so auch bei Kunersdorf nicht mit engagiert gewesen zu sein.

1760 ist das Glanzjahr des Regiments. Die Grenadiere wurden bei Landshut, 23. Juni unter Fouqué, nahezu aufgerieben, der Rest in Gefangenschaft geschleppt; die Musketiere fochten am 15. August in der Schlacht bei Liegnitz und scheinen neben dem Regiment Anhalt-Bernburg den Hauptanteil am Siege gehabt zu haben. Der König verlieh allen Kapitänen den *Pour le mérite*, dazu ein Geschenk von 100 Friedrichsd'or. Namentlich dies letztere, bei den damaligen Kassenzuständen, deutet darauf hin, daß es dem Regimente an diesem Tage gelungen sein mußte, sich die Zufriedenheit des Kriegsherrn in einem besonders hohen Grade zu erringen. Andererseits (auch das mag Erwähnung finden) werden nicht viele in der Lage gewesen sein, von dieser besonderen Huld des Königs Nutzen zu ziehen; denn es heißt in aller Kürze: „Die Musketierbataillone waren beinah völlig ruiniert worden.“

Die Schlacht bei Liegnitz war die einzige, die dem Regiment zu besonders ruhmreicher Betätigung Gelegenheit gab. Es mag deshalb gestattet sein, bei dieser überhaupt glänzenden und zugleich poetisch-eigentümlichen Aktion einen Augenblick zu verweilen und eine kurze Schilderung derselben zu geben.

„Es war eine ungemein schöne Sommernacht. Der gestirnte Himmel hatte kein Wölkchen, und kein Lüftchen wehte. Niemand schlief.



Die Soldaten hatten sich zwar mit ihrem Gewehr im Arm gelagert, allein sie waren munter, und da sie nicht singen durften, so unterhielten sie sich mit Erzählungen. Die Offiziere gingen spazieren, und die Generale ritten herum, um alles Nötige zu beobachten. Was den König angeht, so hat Gleim die Situation gegeben:

Auf einer Trommel saß der Held  
Und dachte seiner Schlacht,  
Den Himmel über sich zum Zelt  
Und um sich her die Nacht.

Es fing eben an zu dämmern, als sich Laudon näherte, der mit seiner 30 000 Mann starken Armee den linken Flügel der Preußen im Lager angreifen wollte. Bald aber wurde er mit Erstaunen gewahr, daß er die ganze Armee des Königs vor sich habe, dessen zweites Treffen auf ihn sogleich losfiel, und ihn von einer in der Nacht aufgeführten Batterie begrüßte. Das erste Treffen hatte Friedrich zur Beobachtung Dauns bestimmt, der seinem rechten Flügel gegenüberstand. Laudon, der sich auf die Unterstützung seines Oberfeldherrn verließ, wich dem Kampf nicht aus, sondern bot den Preußen die Spitze und überließ den Ausgang der Tapferkeit seiner Truppen und dem ihn so oft begleitenden Glück. Er ließ seine Kavallerie auf die preußische einbrechen, die aber zurückgeworfen und in Moräste getrieben wurde. Nun erst rückte unsre Infanterie vor und schlug nach einem hartnäckigen Kampfe (an dem die Regimenter Prinz Ferdinand und Anhalt-Bernburg in erster Reihe teilgenommen zu haben scheinen) die österreichische Infanterie aus dem Felde. Die letztere machte noch einen Versuch, mit einer ganzen Kolonne durch das vor der preußischen Front gelegene Dorf Panten zu rücken, allein die Unseren steckten es durch Haubitzengranaten in Brand und zwangen den Feind, das Gefecht auf den linken Flügel einzuschränken.

Daun, auf dessen Erscheinen Laudon gerechnet hatte, kam ohne sonderliches Verschulden zu spät, da der Wind so ungünstig für ihn stand, daß der Kanonendonner nicht gleich anfangs gehört wurde, trotzdem die Entfernung nur eine gute halbe Meile betrug.

Laudon, der alles getan und sich persönlich der größten Gefahr ausgesetzt hatte, zog sich nun zurück und überließ dem Könige das Schlachtfeld mit einem Verlust von 10 000 Mann, 23 Fahnen und



82 Kanonen. 6000 Oesterreicher waren gefangen, 4000 tot oder verwundet. Bei Friedrichs Heere zählte man 1800 Tote und Verwundete, die zu erheblichem Teile auf die beiden genannten Regimenter entfielen.

Die Auszeichnungen, die dem Regimente Prinz Ferdinand zuteil wurden, hab' ich bereits namhaft gemacht; anders, aber nicht geringer, war der Lohn, der dem Regiment Anhalt-Bernburg zufiel. Dieses Regiment hatte sich kurz vorher bei der Belagerung von Dresden (wo es bei einem Ausfall des Feindes zurückgeschlagen worden war) die Ungnade des Königs zugezogen: die gemeinen Soldaten hatten zur Strafe die Seitengewehre, die Unteroffiziere und Offiziere die Huttressen verloren. Dies wurde als ein solcher Schimpf empfunden, daß das ganze Regiment entschlossen war, bei nächster Gelegenheit die verlorene Ehre wieder zu erkämpfen oder zugrunde zu gehen. Diese nächste Gelegenheit war: Liegnitz. Der König, dem nichts entging, hatte gesehen, welche Opfer gebracht worden waren. Nach der Blutarbeit ritt er bei dem Regiment vorbei. Die Offiziere schwiegen; vier alte Soldaten aber fielen dem König in den Sägel, umfaßten seine Knie und flehten um die verlorne Gnade. „Ja, Kinder, ihr sollt sie wieder haben, und alles soll vergessen sein!“ Noch am selben Tage erhielten die Soldaten ihr Seitengewehr und die Offiziere ihre Tressen zurück.

Die Schlacht bei Liegnitz hatte nur zwei Stunden gedauert<sup>2</sup>. Um fünf Uhr früh war alles vorüber. Um neun Uhr marschierte bereits die ganze Armee den Russen unter Tschernitscheff entgegen. Noch am selben Tage wurden drei Meilen zurückgelegt.

<sup>2</sup> Am hundertjährigen Gedächtnistage der Schlacht bei Liegnitz ist auf einem Höhenzuge in der Nähe des Dorfes Panten — wie es heißt an eben der Stelle, wo sich der König während der Schlacht befand — eine Erinnerungssäule errichtet worden. Sie ist von Granit, trägt zunächst einen Teller, auf diesem ein Kapitell in Form eines umgestülpten Topfes und auf dem Kapitell einen Adler von geringer Schönheit. Das ganze mehr gut gewollt als gut getan. Die Inschrift lautet: Zur Erinnerung an den 15. August 1760. Dorf Panten liegt links in der Tiefe, nach rechts hin ein Wäldchen, das schon in der Schlacht — wiewohl keiner dieser Bäume bis 1760 zurückreicht — eine Rolle gespielt haben soll. In Entfernung einer Meile nach Osten zu zieht sich ein gegenübergelegener, die ganze Gegend beherrschender Höhenzug; auf ihm Schloß und Kirche von Walsstatt, ein prächtiger Rokokobau, weithin sichtbar und wie Point de Vue, so zugleich auch die Hauptzierde der Umgebung von Liegnitz.



Archenholz, dem die vorstehende Schlachtschilderung im wesentlichen entlehnt ist, tut des Regimentes Prinz Ferdinand — dessen glänzende und ausschlaggebende Beteiligung an der Liegnitzer Affäre historisch feststeht — nicht Erwähnung. Überhaupt gehört unser Ruppiner Regiment nicht zu denen, die seitens dieses trefflichen Geschichtschreibers (dessen Darstellung des Siebenjährigen Krieges ich erneut mit allergrößtem Interesse gelesen habe) bevorzugt worden sind. Die Regimenter Ikenpliz und Manteuffel, Schwerin und Winterfeldt, Prinz Heinrich und Anhalt-Bernburg, vor allem das Regiment Forcade werden wiederholentlich genannt, auch andere noch, aber dem Regiment Prinz Ferdinand ist nicht eine Zeile gewidmet. Die Billigkeit erheischt hinzuzusetzen, daß mit Ausnahme der Liegnitzer Schlacht die Aktion des Regiments nirgends eine hervorragende gewesen zu sein scheint. 1761 war es noch in Polen und Pommern, namentlich vor Kolberg tätig, 1762 nahm es an der Belagerung von Schweidnitz teil. Dann kam der Friede. Über das Garnisonleben, das nun eintrat, spreche ich erst weiterhin davon ausgehend, daß die Formen dieses Lebens nach der Rheinkampagne nicht wesentlich anders waren als nach dem Siebenjährigen Krieg.

#### Das Regiment Prinz Ferdinand während der Rheinkampagne 1793 und 1794

1792 war das Regiment mit unter den Truppen, die am 19. August 42 000 Mann stark die französische Grenze überschritten und etwa drei Wochen später in die Champagne einrückten. An der Spitze des Regiments stand damals Oberst v. Koschitzky<sup>3</sup>, der wahrscheinlich schon aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges her dem Regimente angehörte, wenigstens finde ich in der ältesten, mir bekannt gewordenen Rangliste: „Zustand der preussischen Armee, 1778“ v. Koschitzky als ältesten Kapitän.

<sup>3</sup> Die Kommandeure des Regiments seit 1778 waren die folgenden: 1778 Oberst von Kalkreuth, 1779 Oberst von Lange, 1784 Oberst von der Marwitz, 1788 Oberstleutnant von Hundt, 1789 Oberstleutnant von Koschitzky. Die beiden folgenden und zugleich letzten Kommandeure waren: von Tschammer und von Bömcken. Wir kommen im Text auf sie zurück. Von anderweiten Offiziersnamen aus dieser Epoche nennen wir: von Kospoth, von Thadden, Graf Schmettau, von Gloeden, von Cocceji, von Seydlitz, von Byern, du Rosay, du Trossel, von Clausenitz (der Militärschriftsteller).



Sehr wahrscheinlich war das Regiment mit bei Valmy (20. September 1792), doch fehlen in den Aufzeichnungen, die mir darüber zugänglich waren, alle weiteren Angaben. Erst 1793 während des eigentlichen Rheinfeldzuges geschieht des Regimentes speziell Erwähnung. Es war bei der Kanonade von Ginsheim, später bei der Blockade und Belagerung von Mainz. Die Erstürmung der Zahlbacher Schanze und nach der Übergabe von Mainz die zweimalige Wegnahme des Kettricher Hofes geschah durch das Regiment, welches auch bei der Diversion in die Vogesen die Avantgarde machte. Das 2. Bataillon vertrieb den Feind vom Igelberge bei Lembach.

1794 wurde die Leibkompanie des Regimentes „auf dem Sande“ von einem weit überlegenen Feinde angegriffen, sie hielt aber das Feuer desselben mehrere Stunden standhaft aus, ohne ihren Posten zu verlassen. Das ganze Regiment war bei dem Angriff auf Lautern und Trippstadt. Ferner war das 1. Bataillon bei Johannis-kreuz. Es warf den mit überlegener Macht angreifenden Feind und hielt ihn so lange auf, bis eine allgemeine Retraite erfolgte.

So die spärlichen Aufzeichnungen aus jener Zeit, die wohl nur mit Hilfe von Kriegsministerialakten oder von Briefen und Tagebüchern erweitert werden können. Andere Truppenteile, trotzdem das Regiment Prinz Ferdinand keineswegs zu den „unliterarischen“ gehörte, sind nach dieser Seite hin vom Glück begünstigter gewesen. So beispielsweise das Regiment Herzog von Braunschweig in Halberstadt. Aus der Feder Karl Friedrichs von dem Knesebeck (des späteren Feldmarschalls), der dem letztgenannten Regimente angehörte, existieren zahlreiche Briefe, die speziell über die Kriegsergebnisse von 1792 bis 94 die interessantesten Mitteilungen machen, aber Regiment Prinz Ferdinand, unter dessen jüngeren Offizieren sich ein Bruder Karl Friedrichs von dem Knesebeck befand, mußte auf solche Auszeichnung verzichten. Die Taten, die unberichtet bleiben, sind nicht viel besser wie ungeschehen.

#### Das Regiment Prinz Ferdinand während der Friedensjahre von 1795 bis 1806

1795 kehrte das Regiment vom Rhein in seine alte Garnison zurück. Oberstleutnant von Eschammer, der es nach dem Rücktritt Koschitzkis während des größeren Teils der Kampagne geführt hatte,



avancierte zum Obersten, von Gloeden, du Rosay, von Seydlitz, von Byern waren um diese Zeit die vier Majore des Regiments. Von Tschammer blieb Kommandeur bis 1800 oder 1801; in diesem Jahre ging das Kommando an Major von Böhmen oder Bömken (beide Schreibweisen kommen vor) über, der auch, inzwischen zum Obersten avanciert, 1806 das Regiment bei Auerstedt führte.

Die Friedensjahre, die zwischen 1795 und 1806 lagen, scheinen meist glückliche Jahre gewesen zu sein. Die Stadt, nach dem Brande von 1787, stand schöner wieder auf, und die lichtvollen Straßen und Plätze, die damals im frischen Anstrich ihrer Häuser noch mehr heiter als monoton wirkten, gaben dem ganzen Leben ein freundliches Gepräge. Die glückliche Eigenart der Personen, die an der Spitze der Bürgerschaft wie der Garnison standen, wirkte zu diesem günstigen Resultate mit. Oberst von Tschammer<sup>4</sup>, so scheint es, gehörte in die Reihe jener Offiziere der alten Armee, die Pflege des Schönen, Sinn für die Wissenschaften und Eifer für das allgemeine Wohl mit straffer Haltung im Dienst zu verbinden wußten. Er rief eine Garnisonsschule ins Leben, gewährte der Stadt bei ihren Anlagen und Verschönerungen mannigfache Hilfe, und war der erste, der in dem damals Tschammerschen (jetzigen Genzschens) Garten die frederizianischen Erinnerungen zu pflegen begann.

Ein neuer Geist fing an, sich unter dem Einfluß französischer Ideen und Siege zu regen, aber freilich ragte das Alte vielgestaltig

<sup>4</sup> Im Feldzuge von 1806, über den wir weiterhin ausführlicher sprechen, wird sein Name oft erwähnt. Er kommandierte eine Brigade im Röchelschen Korps, nahm aber laut Order in Weimar zurückbleibend an der Schlacht bei Jena nicht teil. Am 21. Oktober, als unsere geschlagenen Armeen sich in und um Magdeburg gesammelt hatten, wurde General von Tschammer mit Führung einer Division betraut. Diese Division marschierte in der Hohenloheschen Hauptkolonne und bestand aus: Brigade Böhme: Grenadierbataillone Borcke, Dohna, Lofthin, Gaudi, Osten und aus Brigade Elsner: Grenadierbataillon Hahn, 1. Bat. Arnim, Regiment Hohenlohe, Regiment Braunschweig und Reste des Regiments Winning. Alle diese Truppen neben andren (vgl. weiterhin) kapitulierten eine Woche später bei Prenzlau. General von Tschammer hatte bis zuletzt sich Umsicht und Entschlossenheit gewahrt. 1800 oder 1801 bei seiner Ernennung zum General war er Chef des altmärkischen Regiments Nr. 27, Garnison Stendal und Gardelegen, das nun Regiment von Tschammer hieß. Von Tschammer selbst starb 1809 als Kommandant des Berliner Invalidenbataillons.



in das Neue hinein, und während die Stichworte der Freiheit von Mund zu Mund gingen und Humanität und Toleranz den Inhalt jeder Ressourcen-Rede bildeten, regierten draußen der Zopf und der Stock unverändert weiter, und an nicht wenig Tagen im Jahr tat sich die bekannte Gasse auf und der Delinquent mußte sie durchlaufen. Uns überkommt ein Schauer jetzt, wenn wir die Einzelheiten dieser Vorgänge beschrieben lesen, aber wie Pastor Heydemann in seiner „Geschichte Ruppins“ sehr richtig bemerkt: „Die Rücken waren damals härter.“ Die Prügelstrafe war allgemein, die Eltern schlugen ihre Kinder, die Lehrer ihre Schüler, und wie es beim Nähr- und Lehrstande war, so durst' es, ohne viel Aufhebens, auch beim Wehrstande sein. Man war an solche Prozeduren gewöhnt und hielt die rauhe Behandlung der Soldaten für ganz in der Ordnung. Ja, die davon Betroffenen selbst sahen es in diesem Sinne an und versagten ihren Vorgesetzten keineswegs ein gewisses Maß von Zuneigung, wenn sich nur Gerechtigkeit mit der Strenge paarte.

In der Tat, unsere nachträgliche Beurteilung all dieser Dinge trifft nicht voll das Richtige und zwar um so weniger, als wir nicht vergessen dürfen, aus welchen Elementen sich die damalige Armee zwar nicht ausschließlich, aber doch zu erheblichem Teile zusamm setzte: rohe Gesellen, die nicht eins von den zehn Geboten hielten, verlorene Söhne, deren Moral so weit reichte wie ihre Furcht, und Ausländer, die zu allem andern auch noch das Gefühl gefellten: was uns umgibt sind Fremde oder Feinde.

Ein Vorkommnis, das Heydemann erzählt, ist höchst charakteristisch für die Naturwüchsigkeit damaliger Zustände. Man führte Schäferspiele auf und schrieb Idyllen<sup>5</sup>, aber man war weder nervös noch sentimental. Die Geschichte selbst aber ist die folgende.

Ein Soldat, ein heftiger, leicht aufbrausender Mensch, bewarb sich um die Gunst eines Mädchens, das in der Offizierküche diente.

<sup>5</sup> Aller Wahrscheinlichkeit nach gehörte das Regiment Prinz Ferdinand, wie schon angedeutet, zu den Regimentern von „feinerem Ton und literarischen Mäßen“. Dazu wirkte mit, daß ein königlicher Prinz der Chef und ein anderer der Nachbar des Regiments war. Prinz Ferdinand, in der nach ihm benannten Straße, bewohnte wenigstens zeitweilig sein Ruppiner Palais, und Prinz Heinrich zog die Offiziere des Regiments mannigfach in seinen Rheinsberger Kreis. Namentlich das letztere hatte großen Einfluß, denn Prinz Heinrich liberalisierte auch.



Sie lehnte seine Anträge, die ehrlich gemeint waren, ab. Eines Tages, als sie vom Bäcker gegenüber den für den Offiziertisch bestimmten Braten holte, trat der Soldat mitten auf der Straße an sie heran und fragte, ob sie noch nicht entschlossen sei, ihn zu heiraten. „Nein.“ Im selben Augenblick empfing sie einen Messerstich in den Hals. Sie ließ (auch charakteristisch) den Braten nicht fallen, schritt weiter, setzte die Schüssel auf den Tisch und sank dann ohnmächtig zu Boden. Die Wunde war nicht tödlich, aber der Soldat, der sich mittlerweile auf der Wache selbst gemeldet hatte, mußte auf Tod und Leben laufen. Er überwand die furchtbare Strafe und diente weiter, während das Mädchen nach Potsdam übersiedelte. Eben dahin kam auch der Soldat — ein Zufall fügte es so. Hier erneuerten beide ihre Bekanntschaft, Mordversuch und Gassenlaufen waren vergessen, und vor dem Altar der Garnisonkirche besiegelten sie den Bund ihrer Herzen.

Die Hauptvorkommnisse des Ruppiner, wie jedes damaligen Garnisonlebens, waren die Desertionen. Die ganze Bevölkerung, namentlich auch der Nachbardörfer, wurde dabei in Mitleidenschaft gezogen. Ruppin lag für etwaige Fluchtversuche sehr günstig, da, wie ein Blick auf jede Spezialkarte zeigt, mehrere mecklenburgische Gebietsteile derartig eingesprenkelt im Preussischen liegen, daß der Weg bis beispielsweise zur Enklave Nekeband kaum zwei Meilen betrug. Nekeband war gleichbedeutend mit Freiheit. In vielen hundert, ja im Lauf der Jahrzehnte vielleicht in vielen tausend Herzen hat sich damals alles Denken und Wünschen um die Frage gedreht: Werden wir Nekeband erreichen oder nicht? Alles was sich nur ersinnen ließ, um das Desertieren unmöglich zu machen, wurde angewandt. Das Hauptmittel war: Verheiratung. Der Arm der Frau hielt fester als der Arm des Gesetzes. Aber nicht alles konnte und wollte heiraten. Da galt es denn andere Maßregeln zu ersinnen. Nicht nur durchstreiften Patrouillen die Stadt während der Nacht, sondern auch Unteroffiziere, die dazu beordert waren, gingen von Haus zu Haus und riefen die in Bürgerquartieren liegenden Soldaten an, um sich zu überzeugen, daß sie noch da seien. Wurde aus diesem oder jenem Grunde dem Anruf nicht geantwortet, so blieb nichts anderes übrig, als den Wirt zu wecken und nun an die einzelnen Schlafstellen heranzutreten. Erwiesen sich aber diese Vorsichtsmaßregeln all umsonst, und war es dem einen oder andern ge-



lungen, dennoch zu entkommen, so wurde eine Kanone, die draußen am Wall stand, mehrere Male abgefeuert. Man konnte die Schüsse in Katerbow, einem dicht vor Negeband gelegenen preussischen Dorfe hören. Was Friedrich der Große von ganz Preußen gesagt hat, es müsse immer en vedette\* sein, das galt doppelt und dreifach von Katerbow. An Katerbow hing viel. Es war die letzte Instanz, und erst wenn der Flüchtling die Linien des Katerbower Landsturmes glücklich hinter sich hatte, war er frei. In Ruppin selbst aber ließ man es nicht bei den Alarmschüssen bewenden, die Deserteurglocke auf der Klosterkirche wurde geläutet, und entdeckte man die Stelle, wo der Entronnene über die Mauer gestiegen war, so verfielen die beiden zunächststehenden Schildwachen auch der Strafe des Gassenlaufens.

Um Gassenlaufen noch über das Desertieren hinaus drehte sich ein gut Teil des allgemeinen Interesses; es gehörte — wie ja auch die Hinrichtungen — zu den derberen Volkslustbarkeiten. Das Bedürfnis nach Sensation, das jetzt in „Armada“ oder in dem „Vermischten“ unserer Zeitungen seine Nahrung findet, fand damals in den Hergängen des Lebens selbst seine Befriedigung. Es liegen uns minuziöse Schilderungen vor, wie nun die Prozedur eingeleitet und seitens des Profoses die von ihm geschnittenen Ruten — um derentwillen er der „Regimentsfederschneider“ hieß — an die in der Gasse stehenden Soldaten verteilt wurden; aber wir leisten auf Wiedergabe dieser häßlichen Dinge Verzicht und erfreuen uns lieber an humoristischen Zügen, die uns aus den Zeiten jenes militärischen Terrorismus berichtet werden. Aus allen geht hervor, daß man nicht eingeschüchtert war und noch Muße fand zu Übermut und guter Laune. Selbst zu Wortspielen.

Einer der Soldaten hieß Winter. Es war um die Zeit, wo das Tauwetter begann; die Eiszapfen schmolzen an den Dächern. Winter, der sich schon schlüssig gemacht hatte, die nächste Nacht zu entspringen, sah seinen Hauptmann im Fenster liegen. Der Hauptmann rauchte und freute sich der Märzsonne. Winter grüßte hinauf und rief: „Herr Hauptmann, ich glaube der Winter geht ab.“ „Das glaub' ich auch“, klang die Antwort. Am andern Morgen war Winter fort. Er war über den gefrorenen See nach Wuthenow entkommen.

\* auf der Wacht.



Ein anderer verkleidete sich als Schornsteinfeger. In rußiger Kleidung, eine schwarze Leiter auf der Schulter, den Besen in der Hand, war er glücklich zum Tor hinausgekommen und schritt nun gradeswegs auf das Mecklenburgische zu. Da kommt ihm ein Nezebander Bauer nachgefahren und fragt: Schornsteinfeger wohin? „Nach Nezeband, da brennt ein Schornstein, den ich löschen soll.“ „Das ist am Ende bei mir.“ „Das kann wohl sein.“ Der Bauer ließ nun den vermeintlichen Schornsteinfeger aufsteigen und jagte auf Nezeband zu, wo sich der Gerettete für gute Fahrt freundlich bedankte.

Sehr ansprechend ist die folgende kleine Geschichte, mit der wir diesen Teil des Kapitels schließen wollen. Ein Mann, der später als Lehrer und Oberküster eine bekannte Persönlichkeit in Neuruppin war, gehörte in seiner Jugend dem Regiment Prinz Ferdinand an. Er hatte eine Braut und wünschte sich zu verheiraten, da man aber — er zählte zu den „Vertrauten“, die viel Freiheit hatten — seines Bleibens ohnehin sicher zu sein glaubte, so wurde seitens des Obersten der unerläßliche Konsens verweigert. Die Folge davon war: Desertion. Unser Freund schritt also auf Nezeband zu. Er hatte den halben Weg bereits zurückgelegt, als er das Prusten von Pferden hinter sich hörte und gleich darauf einen Wagen neben sich sah, in dem in höchsteigner Person der Oberst saß. Wohin? fragte dieser. „Nach Nezeband, Herr Oberst, da will ich mir Tuch kaufen.“ „Da will ich auch hin; setz dich auf den Bock.“ So fuhr der Oberst den Deserteur nach Nezeband hinein. Als sie vor dem Krug hielten, sprang der Soldat vom Wagen, trat an den Kutschenschlag und sagte: „Herr Oberst, ich melde mich als Deserteur.“ Der Oberst wettete nun durch alle Register durch; endlich aber legte er sich aufs Kapitulieren. „Was soll's? Stell deine Bedingungen.“ „Generalpardon, Herr Oberst, und den Konsens zu heiraten.“ „Beides sollst du haben; steig nur wieder auf und fahre mit zurück.“ Und so geschah es. Er kam mit seinem Obersten, als ob nichts vorgefallen wäre, wieder in Ruppin an und empfing ohne Strafe die gewünschte Erlaubnis.

#### Das Regiment Prinz Ferdinand

bei Auerstedt, 14. Oktober 1806

Der Krieg gegen Frankreich war endlich beschlossene Sache; am 9. August erging die Mobilmachungsbefehl, am 31. August verließ



das Regiment Prinz Ferdinand Neuruppin, um es nicht wiederzusehen. Nur Individuen kehrten zurück, kein Regiment.

Der Marsch ging zunächst auf Magdeburg, das samt Umgegend den Sammelplatz für die märkischen und magdeburgischen Truppen bildete. Der Herzog von Braunschweig in seiner Eigenschaft als Oberkommandierender verlegte am 13. September sein Hauptquartier nach Halle und setzte die bei Magdeburg versammelten Truppen, darunter auch unser Regiment Prinz Ferdinand, am 15. auf Naumburg in Bewegung. Am 21. und 22. wurden bei letztgenanntem Orte die Kantonierungen bezogen.

Die Hauptarmee 57 000 Mann stark bestand aus den Divisionen Schmettau, Wartensleben, Prinz von Dranien und aus einer abermals zwei Divisionen starken Reserve. Die Schlacht bei Auerstedt wurde im wesentlichen mit den erstgenannten drei Divisionen, also mit etwa 30 000 Mann geschlagen; den beiden Reservedivisionen — die zweifellos imstande gewesen wären, die Niederlage in einen Sieg zu verkehren — fiel nur die Aufgabe zu, den Rückzug zu decken. Sie hatten hierbei, einzelne Abteilungen abgerechnet, nur geringe Verluste.

Dies vorausgeschickt, wenden wir uns der so verhängnisvoll gewordenen Bataille zu. Feindlicherseits kommandierte Marschall Davout, unsererseits Herzog von Braunschweig. Hüben und drüben traten drei Divisionen, und zwar echelonartig, in den Kampf ein. Unsere Division Schmettau stieß bei Hassenhausen auf die französische Division Gudin; dieses Dorf, nach kurzer Besitzergreifung unsererseits, ging wieder verloren und nun wurde Hassenhausen der Punkt, um den sich ein mehrstündiges, mörderisches Gefecht drehte. Wer Hassenhausen hatte, hatte den Sieg. Der Division Schmettau folgend, griff diesseitig die Division Wartensleben ein, aber auch der Feind führte jetzt die Division Friant in den Kampf. Alle unsere Versuche, das Dorf wieder in unseren Besitz zu bringen, scheiterten; die Regimenter Alvensleben und Kleist, jenes von der Schmettauschen, dieses von der Wartenslebenschon Division, litten schwer, so standen die Dinge, als auf unserer Seite die Division Prinz von Dranien auf dem Kampfplatze eintraf. Schon vor ihrem Erscheinen (Brigaden Lützow und Prinz Heinrich) war der Herzog von Braunschweig tödlich verwundet worden, und soweit noch in dem überhandnehmenden Wirrsal von Kommando die Rede sein



konnte, war dasselbe auf den König selber übergegangen. Im richtigen Erkennen, worauf es ankam, dirigierte er die Division Draznien ebenfalls gegen Hassenhausen und zwar derart, daß die Brigade Lüchow am rechten Flügel der daselbst fechtenden und durcheinandergelassenen Truppenteile, die Brigade Prinz Heinrich, nach vorgängiger Wegnahme des Dorfes Poppel am linken Flügel eingreifen sollte.

Bei der Brigade Prinz Heinrich befand sich neben dem Grenadierbataillon Rheinbaben und dem Regiment Puttkamer auch unser Regiment Prinz Ferdinand. Wir folgten dem Vorgehen dieser Brigade.

Die Brigade trat an; das Grenadierbataillon Rheinbaben nahm die Lête. Unter persönlicher Führung des Obersten Prinzen Heinrich<sup>6</sup> ging es gegen das ihm als nächstes Angriffsobjekt bezeichnete Dorf Poppel vor. Die Grenadiere vertrieben den Feind mit dem Bajonett, wurden aber beim Heraustreten aus dem Dorfe durch ein so heftiges Gewehrfeuer empfangen, daß sie sich in Unordnung durch Poppel und das ihnen zur Unterstützung nachgesandte zweite Bataillon Puttkamer wieder zurückzogen. Dieses letztere Bataillon wurde nunmehr von feindlichen Chasseurs angefallen, schlug aber den Angriff ab, und als der Rest der Brigade, also das erste Bataillon Puttkamer und das erste und zweite Bataillon Prinz Ferdinand, in gleicher Höhe anlangte, zog sich der Feind — wahrscheinlich das 108. französische Linienregiment — zurück.

Das Grenadierbataillon Rheinbaben blieb jenseits Poppel, die übrigen vier Bataillone der Brigade Prinz Heinrich aber gingen in gerader Richtung auf das durch drei französische Regimenter (21., 85. und 12.) teils direkt besetzte, teils in der linken Flanke soutenierte Hassenhausen vor, und zwar dergestalt, daß sie sowohl

<sup>6</sup> Der alte berühmte Prinz Heinrich, der in Rheinsberg lebte, war bereits 1802 gestorben. Von den Brüdern des großen Königs lebte nur noch der jüngste: Prinz Ferdinand, der Chef unseres Regiments. Oberst Prinz Heinrich, von dem wir oben im Text berichten, war ein jüngerer Bruder Friedrich Wilhelms III. und verbrachte nach Beendigung der napoleonischen Kriege den größten Teil seines Lebens in Italien; er starb zu Rom 1846. — Der weiterhin genannte Prinz August war ein Sohn des Prinzen Ferdinand und Bruder des bei Saalfeld gebliebenen Prinzen Louis Ferdinand. Prinz August, der 1813 im Kleistschen Korps eine Brigade führte, wurde später der Reorganisator der preussischen Artillerie.



gegen das Dorf selbst, wie links desselben anrückten und bald in ein heftiges Artillerie- und Gewehrfeuer gerieten. Die Verluste mehrten sich rasch, und als in diesem kritischen Moment auch französischerseits eine dritte Division — die Division Morand — mit elf frischen Bataillonen in den Kampf eintrat, wichen die Unseren auf der ganzen Linie. Prinz Heinrich hielt mit seinen vier Bataillonen bis zuletzt; an ihn schlossen sich wieder einige vorgebrachte Bataillone der Division Schmettau und das Grenadierbataillon Hanstein. Er versuchte mit ihnen noch einmal zu avancieren, sah sich aber bald isoliert und gezwungen, durch das mittlerweile vom Feinde wieder eroberte Poppel zurückzugehen. An die Spitze seiner Bataillone sich stellend, bahnte er sich den Weg mit dem Bajonett.

Die Grenadierbataillone Rheinbaben und Knebel unter Prinz August von Preußen nahmen an diesem Angriff teil. Das Pferd des Prinzen Heinrich wurde erschossen, der Prinz selbst beim Sturze desselben bedeutend verletzt. Oberst Scharnhorst gab ihm sein eignes Pferd und passierte das durch den Angriff beider preussischen Prinzen gewonnene Poppel mit einem Gewehr in der Hand. Zwischen Poppel und Taugwitz drängte sich nun der ganze linke Flügel zusammen. Der Rückzug ging gegen Auerstedt und seitwärts gegen Reisdorf, teils aufgelöst, teils wieder einigermaßen geordnet<sup>7</sup>.

<sup>7</sup> Nicht glücklicher erging es den zwei Grenadierkompanien des Regiments Prinz Ferdinand, die mit den Grenadieren vom Regiment Braunschweig-Dels (ebenfalls zwei Kompanien) das Grenadierbataillon Hülsen bildeten. Dies Grenadierbataillon Hülsen gehörte zu einer der beiden Reserve divisionen, denen, wie schon oben hervorgehoben, nicht die Aufgabe zufiel, die Schlacht wiederherzustellen, sondern nur den Rückzug zu decken. Hierbei hatte die Brigade Malschitzky, zu der das Grenadierbataillon Hülsen gehörte, einige nicht unerhebliche Verluste. Die eben genannte Brigade stand bei Eckardsberga, das Regiment Zenge auf der Höhe, welche gegen Lisdorf abfällt, die Schützen des Regiments links im Puchholz, das Grenadierbataillon Hülsen in dem Busch rechts gegen die Gerichtshöhe. In dieser Stellung — der Rückzug der in Front stehenden Divisionen hatte bereits begonnen — wurde die Brigade durch das 48. und 111. französische Linienregiment angegriffen. Die Schützen des Regiments Zenge (im Puchholz) litten bedeutend; endlich wurde auch das Grenadierbataillon Hülsen unter starkes Feuer genommen. Und noch immer war kein Befehl zum Rückzug eingetroffen. General Malschitzky ließ kehrt machen; man zog über die steile Höhe des vordern Eckardsberges ab, wobei die Truppen auseinander kamen. Feindliche Tirailleurschwärme drängten nach; General Malschitzky wurde verwundet und gefangen; das Re-



Die Verluste waren groß. Von der gesamten Infanterie, die gegen Hassenhausen gestanden hatte, war beinahe die Hälfte tot oder verwundet. Auch das Regiment Prinz Ferdinand hatte dementsprechend gelitten. Tot waren: Major von Selasinsky, Stabskapitän von der Hagen, Premierleutnant von Goeke.

Das Regiment Prinz Ferdinand  
bis zur Kapitulation von Pasewalk, 29. Oktober

Wie Magdeburg Rendezvous vor Eröffnung der Feindseligkeiten gewesen war, so war es jetzt Sammelplatz für die bei Jena und Auerstedt geschlagenen, nunmehr nach dem Tode des Herzogs von Braunschweig beide dem Fürsten von Hohenlohe unterstellten Armeen. Auch unser Regiment Prinz Ferdinand nahm auf Magdeburg seinen Rückzug<sup>8</sup>. Dem von Hoepfnerschen Werke „Der Krieg von 1806 und 1807“, das wie für die Schlacht bei Auerstedt so auch für das unmittelbar folgende meine Hauptquelle bildet, entnehme ich nachstehende in der umfangreichen Gesamtdarstellung jener Vorgänge zerstreuten Notizen.

In der Nacht vom 15. auf den 16. Oktober marschierten die Musketierbataillone des Regiments nach Sondershausen, dann geschieht derselben auf ihrem Rückzuge bis an die Elbe (Magdeburg) mehrere Tage lang keine Erwähnung. Am 21. finden wir sie bei Parchau in der Nähe von Burg, am 22. in Nielebock (Kreis Jerichow), am 23. in dem Bismarckschen Schönhausen (ebenfalls Kreis Jerichow), am 24. in Schrepkow (Ostprignitz), am 25. in Wittstock, hart an der mecklenburgischen Grenze.

Diesen ganzen Marsch vom 21. bis 25., also von Parchau bis Wittstock hatte das Regiment, das um diese Zeit nur noch die Stärke eines Bataillons gehabt zu haben scheint, im Brigadeverbande gemacht und zwar innerhalb der Brigade Hagen (Kommandeur Oberst von Hagen), die aus folgenden Truppenteilen bestand: Regiment

---

giment Jenge und die Grenadiere unter Major v. Hülsen warfen sich in Unordnung auf Reisdorf zurück.

<sup>8</sup> Die beiden Grenadierkompanien des Regiments, die, wie wir wissen, das halbe Grenadierbataillon Hülsen bildeten, nahmen ihre Richtung auf Erfurt. Dort haben sie wahrscheinlich am 16. Oktober schon mitkapituliert.



Treuenfels, Regiment Prinz Ferdinand (in Stärke eines Bataillons), ein Bataillon Zenge, ein Bataillon Pirch.

Diese Brigade Hagen war samt mehreren Kavallerieregimentern dem General Schwerin unterstellt, der eine der vier Rückzugskolonnen der gesamten Hohenloheschen Armee kommandierte. Diese vier Rückzugskolonnen — es ist nötig einen Augenblick hierbei zu verweilen — waren die folgenden:

1. Hauptkolonne, drei Divisionen stark. Bei dieser Kolonne befand sich Fürst Hohenlohe in Person, sowie Oberst von Massenbach.
2. Arrièregarde, der Hauptkolonne folgend, unter General von Blücher.
3. Rechte Seitenkolonne unter General von Schimmelpfennig.
4. Linke Seitenkolonne unter General Graf Schwerin.

Die Hauptkolonne war also zugleich die Zentrumskolonne. Sie marschierte über Ruppin, Gransee, Schönermark auf Prenzlau und kapitulierte hier.

Die Arrièregarde, General von Blücher, folgte bis Boyzenburg in der Uckermark. Hier erfuhr der genannte General die am selben Tage (28.) erfolgte Kapitulation der Hohenloheschen Hauptkolonne und bog sofort links-rückwärts aus, um einem gleichen Schicksal zu entgehen. Er erreichte Lübeck und besetzte es. Am 6. November stürmten die Franzosen die Stadt. Am 7. erfolgte die Kapitulation des Blücherschen Korps bei Ratkau.

Die rechte Seitenkolonne, General von Schimmelpfennig, hielt sich am Rhinluche hin, passierte Progen, Waldow, Langen, Rütznick und Guten-Germendorf und hatte am 26. Oktober das Gefecht bei Zehdenick. Nach diesem Gefecht hörte alle Führung auf; aber dies gestaltete sich eher zum Guten als zum Schlimmen, und so traf es sich, daß von dieser schlecht oder gar nicht geführten Kolonne mehr Truppenteile über die Oder entkamen als von irgendeiner anderen.

Die linke Seitenkolonne, General Graf Schwerin (die unsere) zog sich von Wittstock aus, an der preußisch-mecklenburgischen Grenze hin, über Mirow, Altstrelitz-Wesenberg, Hasselförde und Rutenberg bis Pasewalk, wo sie nach unsagbaren Strapazen eintraf. Besonders hatte die Infanteriebrigade Hagen während dieser Märsche



gelitten. Die Leute stürzten vor Hunger und Erschöpfung tot nieder. Der 26. oder 27., an dem man sechs Meilen marschierte, kostete der Brigade ein Drittel ihres Bestandes.

Um vier Uhr nachmittags am 28. Oktober — ich gebe nun Details, soweit solche zu finden waren — rückte die Infanteriebrigade Hagen in Pasewalk ein; die Kavallerie bezog ein Bivak in der Nähe der Stadt. Gegen Abend erfuhr man die am selben Tage erfolgte Kapitulation Hohenlohes bei Prenzlau. Die Gemüter aller wurden dadurch nur noch mehr herabgestimmt. Oberst von Hagen, der um diese Zeit an Stelle des Generals Graf Schwerin das Kommando der ganzen Kolonne, Kavallerie wie Infanterie, geführt zu haben scheint, berief alle Stabsoffiziere zu einer Konferenz. Man kam überein, daß trotz äußerster Erschöpfung der Mannschaften am anderen Tage um vier Uhr früh aufgebrochen werden solle, um über Löcknitz Stettin zu erreichen. So schied man.

In der Nacht indes glaubte der Major Prinz Gustav von Mecklenburg-Schwerin von Henckel-Kürassieren, welcher die Postenkette um den Bivak kommandierte, im Mondenschein in einiger Entfernung Bewegungen auf der Prenzlauer und Stettiner Straße wahrgenommen zu haben. Er ritt nach Pasewalk hinein und meldete dem Obersten von Hagen, die Kavallerie werde immer mehr vom Feinde eingeschlossen. Der Oberst fragte den Prinzen, was dabei zu tun wäre, da die Pferde der Kavallerie zu ermattet seien, um ein Gefecht anzunehmen. Der Prinz fand nur in der Kapitulation einen Ausweg. Diese Ansicht des Prinzen bestärkte in dem Obersten von Hagen, der durch die unsäglichen Beschwerden physisch und moralisch gänzlich entkräftet, durch die Kapitulation von Prenzlau aber tief gebeugt war, den Entschluß, auch zu kapitulieren. Und so geschah es am andern Morgen. Die Bedingungen, die französischerseits durch den Großherzog von Berg gewährt wurden, gingen dahin, daß die Truppen das Gewehr strecken, die Offiziere auf ihr Ehrenwort entlassen und die Gemeinen in die Kriegsgefangenschaft abgeführt werden sollten. Es kapitulierten an dieser Stelle im ganzen 185 Offiziere und 4043 Mann, wovon 110 Offiziere und 2086 Mann auf die Kavallerie: Leibkarabiniers, Heising-, Holzkendorf-, Bunting- und Henckel-Kürassiere entfielen.

Der Rest 75 Offiziere und 1957 Mann war Infanterie von der Brigade Hagen, wie schon hervorgehoben: Regiment Treuenfels, je



ein Bataillon Pirch und Zenge, und Trümmer vom Regiment Prinz Ferdinand.

Diese Trümmer unseres Ruppiner Regiments wurden nun wie alles andere, was kapituliert hatte, in Ausführung des betreffenden Paragraphen in die Gefangenschaft abgeführt. Ruhmlos wie das Ende der alten berühmten Armee war auch das ihrer Teile. Das Schicksal des ganzen bestimmte das Los des einzelnen. Ein Gericht vollzog sich, zu groß, zu gewaltig, als daß die Krittelei der Menschen sich noch tadelnd und besserwissend daran versuchen sollte. Dennoch bleibt wahr, was General von der Marwitz später in seinen Memoiren über Prenzlau und Pasewalk schrieb: „Diese Kapitulationen gaben das Signal zu allem was folgte. Sie überlieferten die Festungen des Staates. ‚Der König hat keine Armee mehr, was helfen ihm die Festungen?‘, so dachte jeder pflichtvergeßene Kommandant. Sie pflanzten den Kleinmut in alle Herzen; sie streuten die Vorstellungen von Verrat unter das Volk und verbreiteten den jede Tatkraft lähmenden Gedanken, daß doch alles verloren sei... So wie eine große mannhafte Tat fortwirkend Größeres erzeugt und aus Männern Helden macht, so sind auch mit der Vollbringung einer schmähligen Tat deren Folgen nicht abgeschlossen; sie bleibt verdammt, fortwährend Mattes und Schwaches zu erzeugen; sie wirkt wie ein schleichendes Gift und macht Männer zu Weibern.“

### Nachspiel

Die Trümmer des Regiments Prinz Ferdinand hatten bei Pasewalk kapituliert und wurden in größeren und kleineren Trupps in die Gefangenschaft abgeführt. Viele befreiten sich unterwegs, und ihre Erzählungen bildeten, bis die Ereignisse des Jahres 1813 dazwischentraten, die bevorzugte Unterhaltung auf der Bierbank und am häuslichen Herd. Manches davon hat Prediger Heydemann in seinem schätzenswerten Buche aufgezeichnet.

„Einer“, so erzählt Heydemann, „hatte darauf gerechnet, daß die Gefangenen von Pasewalk über Berlin geführt werden würden. Dort gedachte er zu entspringen und bei seiner Schwester Zuflucht zu suchen. Aber die Gefangenen mußten über Templin, Dranienburg und Potsdam marschieren. Kurz vor Potsdam wurden sie an



Stelle der französischen Chasseurs, die nicht so scharf Wache hielten, von den Nassau-Usingern und Hessen-Darmstädtern übernommen, die sehr streng mit ihnen verfahren. Man las ihnen vor, daß jeder Gefangene, der auf der Flucht ergriffen würde, ohne Weiteres die Kugel vor den Kopf bekäme. Und so geschah es auch bei Wittenberg. Dort wurden zwei arme wieder eingefangene Flüchtlinge vor der Front erschossen. Meistens mußten die Gefangenen Nachts unter freiem Himmel liegen; das Schuhzeug war zerrissen; in Fulda (human genug) wurden zweihundert Paar Schuhe ausgetheilt. An eben diesem Ort erkrankte auch der Gefangene, über dessen Schicksale wir hier berichten; er beschloß, trotz Krankheit, weiter mit zu marschiren und die nächste Gelegenheit zum Entspringen wahrzunehmen. In Steinau wurde er mit seinen Mitgefangenen in eine Kirche gesperrt. In eben diese kam ein alter Mann, um den Gefangenen Essen zu bringen. An diesen nun wandte sich unser Prinz-Ferdinand-Musketier mit der Bitte, ihn zu befreien. Der fragte ihn, welchen Glaubens er sei. Er antwortete ihm, er sei ein Lutheraner. ‚Gut,‘ sagte er, ‚dann will ich Dir helfen. Ich habe sieben Kinder; wer weiß, wer ihnen einmal hilft.‘ Er brachte ihm darauf alte Kleidungsstücke. Unser Gefangener war gerade dabei, sie anzuziehen, da wurde befohlen, daß jeder Fremde die Kirche augenblicklich verlassen solle. Der alte Mann mußte nun hinaus und nahm die Uniform mit, der umgekleidete Gefangene aber kroch unter eine Bank. Da mußte er die ganze Nacht liegen. Er befand sich in einer schrecklichen Lage und nahm seine Zuflucht zum Gebet. ‚Befiehl Du Deine Wege‘ sagte er in allen seinen Versen zu wiederholten Malen vor sich her, bis er Trost und Ruhe fand. Nach langem Harren brach der Morgen an. Da kam, unter vielen andern Leuten, auch der alte Mann wieder mit zwei Töpfen in der Hand, als wenn er den Gefangenen etwas zu essen bringen wolle. Aber sie enthielten nichts. Er gab sie nun unserem umgekleideten Soldaten und dieser ging mit ihnen, wie wenn die Gefangenen sie leer gegessen hätten, unerkannt zur Kirche hinaus. Bald folgte der Alte und führte ihn in sein Haus, wo er ihn in einem Heustall versteckte, bis der Abmarsch von Freund und Feind stattgefunden hatte. Erst acht Tage nach Ostern traf der glücklich Entkommene wieder in Muppin ein; ein volles halbes Jahr war seit dem Capitulationstage vergangen.“



Solcher Geschichten werden mehrere berichtet; ich habe die anziehendste ausgewählt. Der Rest der Gefangenen passierte die französische Grenze und wurde zum größten Teile in und um Nancy interniert, andere sahen sich bis an die Pyrenäen geschleppt. Nachrichten von ihnen trafen in der Heimat nicht ein (nur von einem einzigen Briefe aus Nancy wird erzählt), und die Ungewißheit über ihr Schicksal schuf Sorge in vielen Herzen. Auch äußere Not blieb nicht aus; namentlich sahen sich die Offiziersfrauen, für die es in jenen Unglücksjahren weder Pensionen noch Unterstützungen gab, oft bittersten Verlegenheiten gegenüber. Und nicht einer jeden ließ Gott eine so wunderbare Hilfe zuteil werden, wie der Frau von Reck. Ihr Gatte war gefangen nach Nancy abgeführt worden; sie selber glaubte, er sei gefallen. Durch die Klugheit und aufopfernde Treue seines Bedienten war der Handkoffer gerettet worden und in die Hände der Frau v. R. gekommen. Sie wagte aber nicht, ihn zu öffnen, weil sie eine zu schmerzliche Aufregung davon befürchtete. In immer wachsender Not entschloß sie sich endlich dazu, wahrscheinlich um den Inhalt des Koffers zu Gelde zu machen. Welch Erstaunen, als sie, sorglich zwischen die Wäsche gepackt, fünfzig Friedrichsd'or entdeckte, die ihr Mann von seinem Ersparten da hineingelegt hatte. Das half über die Not vieler Monate hinweg. Endlich traf auch ein Brief aus Nancy ein; jener einzige bereits erwähnte, der überhaupt Auskunft über das Schicksal der Gefangenen gab. Die Menschlichkeit eines Franzosen hatte ihn dem Verbot zum Troß befördert.

Nach drei Jahren kehrten die Reste vom Regiment Prinz Ferdinand in ihre heimische Grafschaft zurück; alle, die noch fähig waren, Waffen zu tragen, namentlich alle jüngeren Offiziere traten, als Preußen sich erhob (also wiederum vier Jahre später), in die siegreichen Korps von Bülow, Dorek und Kleist. Mancher hat noch bei Lützen und Leipzig die Schuld von Auerstedt und Pasewalk wettzumachen gewußt. Aber es geschah in neugebildeten Regimentern; das Regiment Prinz Ferdinand war hinüber; ja endlich schien selbst die Erinnerung an dasselbe so gut wie erloschen.

Nur einmal noch, mehr als ein halbes Jahrhundert nach Auerstedt, wurde der alten Garnison gedacht. Es war anfangs der sechziger Jahre; alle Glocken gingen und die, die es noch nicht wußten, erfuhren auf ihre Frage: Die alte Frau von Hagen wird begraben.



Sie war dreiundachtzig Jahr. Als sich der Zug in Bewegung setzte, folgte die halbe Stadt, und an der Gruft der alten Dame, die treu befunden worden war wie wenige, wurden die alten Zeiten wieder lebendig. Am 31. August 1806 war das Regiment Prinz Ferdinand ausgezogen; mit ihm Hauptmann von Hagen, erst seit Wochen vermählt. Erstes Marschquartier war Fehrbellin gewesen. Von hier aus hatte der Hauptmann eine noch verspätet im Superintendentengarten blühende Rose als letzten Liebesgruß an seine Gattin geschickt. Seitdem kein Brief, kein Zeichen mehr. Der 14. Oktober kam und — Hauptmann von Hagen war unter den Toten, die am Abend des Tages am Dorfrand von Hassenhausen lagen.

Die Rose, sein einzig Vermächtnis, hatte ein treues Herz durchs Leben begleitet. Jetzt war auch dieses still, und über dem Herzen und jenem halb zu Staub gewordenen letzten Liebesgruß aus dem Fehrbelliner Superintendentengarten wölbte sich derselbe Hügel.

Das war die letzte Erinnerung an Regiment Prinz Ferdinand.



## Das Regiment Nr. 24 (Großherzog von Mecklenburg-Schwerin)

Sei ruhig, bin in Gottes Hut,  
Er liebt ein treu Soldatenblut.

Dem Versuch einer Geschichte des Regiments „Prinz Ferdinand“, wie ihn das vorige Kapitel brachte, lasse ich in Nachstehendem die Geschichte unserer „24er“ folgen, also desjenigen Regiments, das von 1820—1870 beinahe ununterbrochen die Ruppiner Garnison bildete. Soweit die Jahre 1813, 14 und 15 in Betracht kommen, habe ich meiner Darstellung vorzugsweise das vorzügliche Buch von Zychlinskis „Geschichte des 24. Infanterieregiments“ zugrunde gelegt.

Das jetzige Regiment Nr. 24, das während der Feldzüge von 1813 und 14 den Namen: „12. Reserveinfanterieregiment“ führte (erst im Mai 1815 erhielt es die Nummer 24), wurde innerhalb der Waffenstillstandswochen zu Anfang Juli aus drei Reservebataillonen errichtet, und zwar aus dem

4. Reservebataillon des Leibinfanterieregiments, Major von Herrmann;
4. Reservebataillon des 2. Westpreuß. Infanterieregiments, Major von Laurens;
7. Reservebataillon, Major von Sepelin.

In dieser Reihenfolge bildeten sie das 1., 2. und 3. Bataillon des neuerrichteten Regiments, zu dessen Kommandeur der Major von der Goltz ernannt wurde. Das Regiment kam zum Yorckschen Korps, und zwar zur 8. Brigade, Brigade Hünerbein, die sich — soweit die Infanterie in Betracht kommt — aus dem brandenburgischen Infanterieregimente (jetzt Grenadierregiment Nr. 12), aus dem 14. schlesischen Landwehrregiment und unserem 12. Reserveinfanterieregiment zusammensetzte.

Am 3. August, Königs Geburtstag, wurden alle drei Bataillone, also die Bataillone von Herrmann, von Laurens, von Sepelin zum



ersten Male vereinigt; am 11. August fand am Zobtenberge eine große Parade vor dem Könige und dem Kaiser von Rußland statt. Der spätere Oberstleutnant von Görtschen, der als eben ernannter junger Offizier diese Parade mitmachte, gibt davon folgende Schilderung:

„Voll höchster Erwartung marschirten wir am Morgen des 11. nach dem Paradeplatze, wo wir das Antlitz unseres theuren Königs sehen und sein ermuthigendes ‚Guten Morgen‘ hören sollten. Die Treffen waren aufgestellt; die Cavallerie stand im ersten, die Infanterie im zweiten Treffen, unsere 8. Brigade am linken Flügel. Jetzt sah man links einen Wald von Federbüschen sich entwickeln und in dem Raum zwischen den beiden Treffen nach dem rechten Flügel der Infanterie wogen. Offiziere, Unteroffiziere, Jäger und Soldaten reckten sich auf den Zehen aus den Colonnen empor. Der Wald von Federbüschen nahte nunmehr abermals. Das Commando zum Präsentiren wurde jetzt auch von dem Chef der 8. Brigade, General Hünerbein, gegeben. Aus voller Brust stimmte Jeder in das Hurrah ein. Noch immer folgten Federbüsche auf Federbüsche an der Front vorüber. ‚Hast Du ihn gesehen?‘ riefen die Nebenleute einander ganz laut zu, und andere antworteten ebenso laut über die Glieder und Züge hinweg mit ja oder nein. Die Formation zum Vorbeimarsch wurde nunmehr befohlen. Mit gespanntester Neugier, aber freilich auch mit desto geringerer Haltung und Richtung, passirten wir an der langen Suite vorüber. Ich selbst kehrte mich, als wir in die Nähe der beiden stattlichen Reiter kamen, die einige Schritte vor der langen Reihe der zuschauenden russischen und preussischen Offiziere hielten, kurz nach meinem Zuge um, und rief den Jägern zu: ‚Das ist Er.‘ Und dann hörte ich, wie sie einander zuflüsterten: ‚Das ist Er, Er, der den Degen gezogen hat; Selbst, in eigener Person hat er uns dem Kaiser vorgeführt.‘ Auf dem Rückmarsch nach dem Lager erscholl es überall: ‚Das war Er, Er hat das Schwert selbst gezogen! Er führt uns selbst; wie sollten wir da nicht siegen!‘“

### Das 12. Reserveinfanterieregiment

1813

Am 11. August Parade, am 14. setzte sich die ganze schlesische Armee in Bewegung und rückte aus ihrem Lager bei Strehlen gegen



den Bober vor. Nach Ablauf einer Woche begannen für unser Regiment die Gefechte: am 21. August bei Seifersdorf, am 23. bei Goldberg, am 26. Schlacht an der Raabach. Bei diesem ersten größeren Engagement verweilen wir in der Kürze.

#### Die Schlacht an der Raabach

Es kann uns nicht obliegen, eine Schilderung dieser Schlacht überhaupt zu geben. Nur das Nötigste, wobei uns eine Kenntnis des Terrains, die wir uns neuerdings (1872) verschaffen konnten, zustoßen kommt.

Das Terrain, auf dem die Schlacht geschlagen wurde, liegt südlich von Liegnitz. Es ist ein Plateau, nach Süden steil abfallend, das an eben dieser Stelle (Süden) von der wütenden Neiße, nach Westen zu von der Raabach begrenzt und umfaßt wird. An der Südwestecke, wo die von Ost nach West fließende wütende Neiße in die von Süd nach Nord fließende Raabach einmündet, biegt jene, die Raabach, kurz vor dem Einmündungspunkte dieser (der Neiße) auf 2000 Schritt östlich aus und schafft dadurch auf der entsprechenden Strecke einen Wasserdoppellauf. Neiße und Raabach, sonst in rechtwinkliger Stellung zueinander, laufen hier auf eine kurze Strecke hin parallel, nur ein schmaler Wiesen- und Weidengrund zwischen beiden. Dieser Umstand wurde für die Franzosen besonders verderblich; General Sacken warf das Neysche Korps in die Raabach, General Yorck das Macdonaldsche Korps in die Neiße. Da speziell hier aber der Wasserdoppellauf zu passieren war, so hatte das Macdonaldsche Korps die größeren Verluste. Im ganzen kann man das Terrain, auf dem die Schlacht unsererseits angenommen wurde, nur mit tiefem Mißtrauen betrachten und muß das Kopfschütteln Yorcks einigermaßen gerechtfertigt finden. Nur wenn wir guten Grund hatten, uns dem Feinde überlegen zu fühlen, hatten wir auch guten Grund, ihm auf so diffizilem Terrain eine Schlacht zu bieten. An solchem „guten Grunde“ fehlte es aber durchaus. Man stand drei Korps gegen drei Korps, und bei gleicher Zahl hatten damals die Franzosen die Chancen des Erfolges für sich. In der That schwankte die Schlacht mehr als einmal, und bessere Führung beim Feinde vorausgesetzt, hätte uns sehr wohl das Los zufallen können, den Plateau-Abhang hinunter und in die angeschwollenen



Wässer der Neiße und Raßbach hineingeworfen zu werden. „Alles Glück, nichts als Glück“, resignierte sich schließlich der alte Yorck. Andere mögen entscheiden, inwieweit er recht hatte.

Die Schlacht verlief nun wie folgt. Sacken hatte den rechten, Langeron den linken Flügel; Yorck schob sich zwischen beide ein. Langeron in der Tiefe haltend führte nahezu ein selbständiges, übrigens keineswegs glückliches Gefecht. Die Entscheidung erfolgte auf dem Plateau, auf dem Yorck und Sacken standen, Yorck links, Sacken rechts, Front gegen Westen. Ebenfalls in Front floß die Raßbach, in der linken Flanke (am Plateau-Abhang) die wütende Neiße.

Die Formation des Yorckschen Korps war dahin erfolgt, daß die Brigaden Hünerbein und Horn das erste Treffen bildeten, Brigade Herzog Karl von Mecklenburg im zweiten Treffen, Brigade Steinmeh in Reserve.

Brigade Hünerbein (die unsere) hatte den linken Flügel und lehnte mithin an den Abhang, zu dessen Füßen die Neiße fließt. Die äußersten linken Flügelbataillone waren das zweite und dritte unseres Regiments, das dritte unmittelbar hinter dem zweiten; (das erste rechts neben dem dritten). Im allgemeinen läßt sich sagen, daß unser Regiment den linken, das brandenburgische Infanterieregiment (jetzt Nr. 12) den rechten Flügel der Brigade bildete. Die Tete hatten die Bataillone Laurens und Othegraven, jenes von unserem, dieses vom brandenburgischen Infanterieregiment.

Die Brigade Hünerbein trat zuerst in den Kampf ein. Drei feindliche Bataillone, vier Geschütze in Front, rückten an. Das kupperte Terrain führte zu einer momentanen Teilung dieser drei Bataillone, eines trat auf das Plateau hinauf, während die beiden anderen noch auf der Schrägung des Abhanges marschierten; zwischen beiden die vier Geschütze. Jetzt Halt! und Karree. Man stand einander auf wenige hundert Schritt gegenüber. Hier deployiert die Brigade Hünerbein, dort die drei ebensovielen Vierecke bildenden französischen Bataillone. Das Bataillon Othegraven warf sich mit Hurra auf das vereinzelt auf dem Plateau haltende Bataillon und schlug es mit dem Kolben zusammen. In zehn Minuten lag alles tot am Boden. Das aus dem zweiten Treffen vorbrechende Buzlauer Landwehrbataillon nahm zwei Geschütze; unsere am äußersten linken Flügel haltenden Bataillone von Laurens und von Zepelin



warfen sich ebenso<sup>1</sup> auf die am Abhang marschierenden zwei französischen Karrees, wie sich das Bataillon Dthegraven auf das andere Viereck geworfen hatte, und trieben alles, was nicht dem Kolben und Bajonett erlag, den Abhang hinunter in die wütende Reisse hinein. Das zweite Bataillon nahm hierbei die noch fehlenden zwei Geschütze.

So wurde durch die Brigade Hünerbein, ganz speziell durch die Bataillone von Dthegraven, von Laurens und von Sepelin die Schlacht glänzend eröffnet. Was noch folgte: Kavallerieattacke (erst siegreich, dann gescheitert) des Obersten von Jürgaß, dann Aufnahme der zurückgehenden Reiterei durch die zweite Brigade Herzog Karl von Mecklenburg, schließlich das Vorrücken der ganzen Linie, rechts Sacken, links Dord gegen das verzettelt auf dem Plateau stehende Macdonaldsche Korps, sind Momente, die jenseits unserer Aufgabe liegen. Die Brigade Hünerbein und mit ihr unser Regiment nahm an diesen Hergängen keinen Teil, mindestens keinen hervorragenden. Die Bataillone verharren in ihrer Stellung am

<sup>1</sup> Bei diesem Vordringen unserer beiden Bataillone litten dieselben außerordentlich durch Gewehrfeuer, das sie von links her empfingen. Am Fuße des Abhangs hart an der wütenden Reisse und durch Buschwerk dem Blicke nahezu entzogen, steckten feindliche Tirailleurs. Gegen diese warf sich aus eigenem Antrieb Leutnant von Gaza mit dem 4. und 5. Zuge seines (des 3.) Bataillons, vertrieb sie und setzte sich seinerseits in den Büschen fest. Hier befand er sich auf dem Terrain, auf dem eine Stunde später die Reiterschlacht hin und her wogte. Erst von preussischer Kavallerie übergeritten, sah er sich mit seinen Leuten plötzlich unter den Säbeln siegreich vordringender französischer Husaren. Er suchte die Hiebe zu parieren, bis endlich ein derberer Hieb, der durch die Kette und den Adler des Tschakos ging, ihm diesen vom Kopf schlug. Drei Hiebe auf den Kopf und einer in den Arm folgten augenblicklich. Leutnant von Gaza mußte sich gefangengeben und bald darauf sehen, wie die Franzosen, in deren Hände er geraten war, mehrere gefangengenommene Preußen mit Pistolen, die sie des Regens wegen bisher unter dem Dolman verborgen gehalten hatten, niederschossen. Schon glaubte er diesem Schicksale, das ihn gleichfalls bedroht hatte, entgangen zu sein, als plötzlich ein einzelner zurückgebliebener Husar zu Fuß auf ihn zulief und in gebrochenem Deutsch fluchend, ihn mit der Pistole durch den Hals schoss. Leutnant von Gaza fiel wie tot nieder, kam aber wieder zu sich, als beim allgemeinen Vorrücken preussische Kameraden ihn an dieser Stelle fanden. Die Schußwunde durch den Hals war in fünf Wochen heil, die Hiebwunden aber waren noch offen, als Leutnant von Gaza am 1. Dezember mit Ersatzmannschaften von Breslau aus der Armee folgte.



Rande des Plateaus. Sie erlitten hier zeitweise noch Verluste durch die Kanonade, die sich von hüben und drüben fortsetzte. Der Regimentskommandeur Major von der Goltz hielt vor der Front unseres ersten Bataillons. Dicht vor ihm schlug eine Granate ein. Sein Adjutant bemerkte, daß es wohl das geratenste sein dürfte, den gefährlichen Standpunkt zu verlassen. Von der Goltz erwiderte: „An meinem Beispiel hängt alles.“ In demselben Augenblick traf ihn ein Sprengstück der Granate und warf ihn tot vom Pferde.

Der Gesamtverlust des Regiments an diesem Tage betrug 213 Mann, im Vergleich zu den opferreichen Kämpfen, die noch bevorstanden, eine geringe Zahl.

Major von Laurens übernahm noch auf dem Schlachtfelde an Stelle des gefallenen von der Goltz das Kommando des Regiments.

Auch bei der Ratzbachschlacht wiederum mußte ich die Wahrnehmung machen, wie schwer es ist, über den Gang eines Gefechts Sicheres und Übereinstimmendes zu erfahren. Die Schlachtbeschreibungen aus der Zeit Friedrichs des Großen sind bloße Skizzen; irgendein entscheidender Moment wird in den Vordergrund gestellt, alles andere bleibt im Dunkel. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß selbst die Kriegsministerialakten imstande sind, dies Dunkel zu lichten. — In betreff der Schlachten der Befreiungskriege fehlt es nicht an Material, aber — welche Widersprüche! So liegen mir in diesem Augenblicke, außer dem, was die Nachschlagebücher bieten, vier Beschreibungen der Schlacht an der Ratzbach<sup>2</sup> vor, die zum Teil in den wichtigsten Punkten voneinander abweichen! Wie die Brigaden untereinander und dann wieder wie die Bataillone jeder einzelnen Brigade gestanden haben, darüber ist es ganz unmöglich, Bestimmtes zu erfahren. Einige lassen das Neysche Korps eine Rolle spielen, nach andern erschien es so gut wie gar nicht; ein Bericht spricht von vier Geschützen beim ersten französischen Angriff, ein anderer von drei Batterien. Am meisten Übereinstimmung herrscht noch in betreff unserer Brigade, der Brigade Hünerbein, und ganz

<sup>2</sup> Diese vier Beschreibungen sind: 1. Der ziemlich detaillierte Text zum Schlachtenatlas. 2. Eine Beschreibung, die auf dem Schlachtfelde verkauft wird (natürlich Abdruck irgendeiner offiziellen Relation). 3. Droysens Schilderung im „Leben Yorcks“ und 4. Zychlinskis Schilderung in Geschichte des 24. Infanterieregiments.



speziell darüber, daß das Bataillon Dhegraven und „zwei andere Bataillone“ (die aber nur in Zychlinskis Buch genannt werden) die Schlacht glänzend einleiteten.

Der Schlacht an der Raßbach folgte als nächstes strategisch wichtiges Ereignis der Elbübergang bei Wartenburg am 3. Oktober. Dazwischen lag eine Anzahl von Gefechten, die zum Teil blutiger verliefen als der Raßbachtage. Es waren: am 4. September Gefecht bei Hochkirch, am 15. bei Lang-Wolmsdorf, am 20. bei Groß-Hartha, am 21. bei Bischofswerda. Namentlich das erstgenannte (Hochkirch) kostete dem dritten Bataillon, das hier seitens unsres Regiments allein in Aktion trat, große Opfer. Es verlor von 479 Mann 108. Unter den Gefallenen war der Kommandeur Major von Zepelin. Den Elbübergang machte unser Regiment, ohne in das Gefecht mit verwickelt zu werden. So schritt man auf Leipzig zu, dem blutigen Tage von Möckern entgegen.

#### Die Schlacht bei Möckern, 16. Oktober

Napoleon, von dem Heranrücken (von Norden her) der schlesischen Armee unterrichtet, stellte derselben das 6. Korps unter Marmont entgegen. Marmont lehnte seinen linken Flügel an Möckern und die Elster, den rechten an den Rietschkebach bei Eutritzsch. Der linke Flügel war der strategisch wichtigere, weil er die nächste Straße nach Leipzig deckte. Um Dorf Möckern und die hart daneben gelegene Höhenposition drehte sich vorzugsweise der Kampf. Hier setzte das Yorcksche Korps seine beste Kraft ein, auch unser Regiment. Das 2. Bataillon focht in der Avantgarde Major von Hiller und war unter den Truppen, die nach dem mörderischen Kampf Dorf Möckern nahmen und behaupteten; das 1. und 3. Bataillon richteten wie das Gros des Korps ihre Angriffe gegen die östlich vom Dorf gelegene Höhe von Möckern. Über beide Kämpfe ein kurzes Wort:

#### Das 2. Bataillon im Dorfe Möckern

Alle Häuser und Scheunen waren verrammelt und mit Schießscharten versehen, die Tirailleurs prallten ab; jetzt wurden vier Bataillone zum Angriff vorgezogen.

Unser 2. Bataillon und ein Landwehrebataillon hatten die Fete. Der Feind, sechs Bataillone stark, stand hinter den Siegelshau-



nen des Dorfes. Trotzdem avancierten die Unfern bis auf 150 Schritt und wechselten Bataillonsfalven mit dem Gegner. Nunmehr ging dieser zum Angriff über, und unser 2. Bataillon mußte zurück. Inzwischen waren die Bataillone der zweiten Linie nachgerückt, und mit diesen vereint gingen die Unfern aufs neue gegen Möckern vor. Das Dorf wurde mit dem Bajonett genommen; jenseit des Dorfes aber standen feindliche Reserven, empfingen unsere nachdringenden Bataillone mit Kartätschenfeuer und trieben sie in Unordnung zurück. Gesammelt und wieder vor. Zum zweiten Male wurde Möckern genommen und diesmal behauptet. Aber inmitten des Dorfes selbst dauerte der Kampf noch fort, als die Angriffe von außen her bereits nachzulassen begannen. Es blieb nichts anderes übrig, als jedes Haus, darin zurückgebliebene Abteilungen des Feindes sich eingenistet hatten, einzeln zu nehmen. Dies geschah. Blut auf jeder Schwelle. Ein chaotisches Getümmel; alle Bataillone, die hier vorgegangen waren, fochten aufgelöst durcheinander.

#### Das 1. und 3. Bataillon gegen die Höhe von Möckern

Gegen die östlich vom Dorf gelegene Höhe von Möckern waren inzwischen die Brigaden Steinmeß und Karl von Mecklenburg avanciert; die Bataillone fielen rottenweise. Jetzt erging Befehl auch an die Brigaden Horn und Hünerbein, sich von Lindental aus (das sie vorher besetzt hatten) rechts zu schieben und bei Möckern behufs Wegnahme der Höhe mit einzugreifen. Eine allgemeine Begeisterung ergriff alle Gemüther; Generale, Offiziere, Soldaten, alle waren von dem Gedanken beseelt, daß hier nur zwischen Sieg und Tod zu wählen sei. Unser 1. Bataillon, wie fast alle Bataillone des zweiten Treffens, drängte aus der zweiten in die erste Linie vor, die feindliche Stellung wurde durchbrochen, Viereck auf Viereck niedergemacht. Leutnant und Adjutant des dritten Bataillons von Johnston<sup>3</sup> zeichnete sich hierbei durch glänzende Bravour aus, Leut-

<sup>3</sup> Die Johnstons sind Schotten. Es mag dabei die Bemerkung Platz finden, daß wir eine verhältnismäßig große Zahl berühmter schottischer Namen in unserem Offizierskorps hatten und haben. Obenan steht Feldmarschall Keith. Zur Zeit befinden sich 8 Douglas, 6 Gordons, 6 Johnstons, 4 Winsloes, 3 Macleans und außerdem verschiedene Leslies und Hamiltons, auch Campbell, Bothwell und Butler in der Armee. Wahrscheinlich ist die Reihe der schottischen Namen hiermit nicht erschöpft.



nant Goflar (1. Bataillon) folgte, wiewohl verwundet, mit seiner Schützenabteilung dem weichenden Feinde.

Dem letzteren — später Oberst und Kommandant von Schweidnitz — verdanken wir eine glänzende Schilderung des Tages von Möckern, soweit unser Regiment, speziell das 1. Bataillon in Betracht kommt. Wir lassen diese Schilderung unter Weglassung einiger Nebensächlichkeiten folgen:

„Die Reveille am 16. Oktober brachte uns zugleich die sichere Aussicht, daß es heute zur Schlacht kommen würde. Es war ein feierlicher Morgen. Gewehr und Munition wurden nachgesehen und letztere aus den Wagen kriegsmäßig ergänzt. Jeder brachte seine Habe und sein Bindezeug in Ordnung, und alles Überflüssige (namentlich Karten) wurde fortgeworfen.

Es war schon voller Tag, als das Korps gegen Leipzig aufbrach, wir hatten vollständig abgekocht. Die Gewehre wurden beim Anreten geladen. Wir bewegten uns anfänglich in der gewöhnlichen Marschordnung; als es aber das Terrain neben der großen Straße erlaubte, formierten wir, unser 1. und 3. Bataillon, Angriffskolonnen. Die Avantgarde — in ihr unser 2. Bataillon — war schon im heftigsten Feuer. Dies beschleunigte unsere Bewegungen in der Richtung gegen die Höhen von Möckern. Wir kamen bald in ein heftiges Granatfeuer, blieben aber unaufhaltsam im Vorgehen bis zu einer Terrainfalte, wo wir vor den feindlichen Wurfgeschossen einigen Schutz fanden, und während eines kurzen Haltes Atem schöpfen und unsere schon etwas gelichteten Rotten voll machen konnten. Eine einzige Kanonenkugel schlug hier in unser Bataillon (das 1.) und tötete den Sekondeleutnant Knopfi, mit dem ich mich kurz vorher wegen seines reglementswidrigen Platzes in der Kolonne gestritten hatte. Er usurpierte den Platz, der mir zukam, und wurde dafür statt meiner mit dem Tode bestraft. Ich habe mich darüber lange nicht beruhigen können.

Das erste Treffen sollte beim zweiten Durchbrechen durch das zweite den feindlichen Tirailleurschwärmen keine Schützen weiter entgegenstellen; Bajonett und Salve sollten nur entscheiden. Dies wurde pünktlich ausgeführt. Als für uns der Moment zum ersten Bajonettangriff eintrat, stiegen unsere Stabsoffiziere vom Pferde, und nun hörte eigentlich alles Kommando auf. Wir hatten die junge französische Garde und Marinebataillone unter Marmont



gegen uns, und im Verlauf des weiteren Vordringens, unter unbarmherzigem Kleingewehr- und Kartätschfeuer, waren wir ihren Kolonnen häufig ganz nahe auf den Leib gerückt. Sie wichen in größter Ordnung zurück, um immer wieder Front zu machen und uns zu empfangen. So standen die Dinge, als plötzlich eines der diesseitigen Bataillone (übrigens nicht unseres Regiments) kehrt machte, wodurch die benachbarten in beiden Treffen mit zurückgerissen wurden. Die Intervallen gingen verloren, die Treffen vermischten sich, und es war dies ein für die Offiziere aller Grade verzweiflungsvoller Augenblick. Da half kein Befehlen und Bitten. Es wurde scharf darunter gesuchtelt. Ich selbst ließ mich in meiner jugendlichen Ekstase zu einem Fußfall verleiten. Erfolgloses Bemühen! Einem sechzehnjährigen Tambour unseres 1. Bataillons war es vorbehalten, die Ordnung wiederherzustellen. Er sprang aus dem verworrenen Knäuel und schlug, ganz allein vorgehend, aus Leibeskräften mit einem Trommelstock den Sturm marsch. Das half! Unser Bataillon machte Front, avancierte und sah sich bald von den anderen eingeholt. Das verlorene Terrain wurde um so leichter wiedergewonnen, als der Feind in Befürchtung eines diesseitigen Kavallerieangriffs gar nicht gefolgt war. Der Major von Otheграven vom brandenburgischen Infanterieregiment (jetzt Nr. 12) hat diese Handlung des Tambours als Zeuge zur Sprache gebracht. Sein Lohn war späterhin das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. Der Name dieses Tapfern ist mir entfallen, aber in meiner Erinnerung hat er sich als ein Hauptheld jenes Tages erhalten.

Mit dem Dunkelwerden war auf dieser Seite von Leipzig der Sieg erfochten, und General von Horn ließ das Leibregiment einen großen Kreis schließen und einige Hoboisten: Nun danket alle Gott! blasen. Da die Brigaden ganz nahe beieinander standen und die Gewehre zusammengesetzt hatten, während es bei den Vortruppen noch immer knallte, so drängte sich alles zusammen, und ich werde den ungeheuren Eindruck nie vergessen, den es auf die Herzen aller Anwesenden hervorbrachte, als der General, nachdem das Lied verklungen, sich mit uns allen auf die Knie warf und entblößten Hauptes ein lautloses Gebet verrichtete. — Das war ein freiwilliger Gottesdienst!

Nachdem die Bivaks für die Nacht bezogen, wurde Appell gehalten — ein trauriger Appell! Wir hatten wohl zwei Drittel unserer



Leute eingebüßt. Unser vortrefflicher Regimentskommandeur Major von Laurens war an der rechten Hand schwer verwundet zurückgebracht worden. Major von Pfindel, ein lustiger, mitten in der Schlacht singender Stabsoffizier, war zu Tode getroffen und starb bald nachher in Halle.

Am großen Bivakfeuer unseres Generals von Hünerbein wurde verzehrt, was jeder von uns bei sich führte, und ich selbst ruhte dann in sanften Fieberträumen ungestört bis zur Reveille, während mir und einem andern Kameraden der halbnackte Leichnam eines französischen Offiziers ein vortreffliches Kopfkissen gewährte.

Der Morgen des 17. Oktober war regnicht und kalt. Jeder Lebende und Gesunde freute sich aber dankend seines Daseins, und das Frühstück — schwarzer Kaffee mit Rum ohne Zucker — mundete herrlich; das halb verschimmelte Kommissbrot schmeckte wie Marzipan.

Der alte Hünerbein ging mit uns auf dem nahegelegenen Terrain des Schlachtfeldes umher und wendete mit seinem Krückstock die schon ihrer Kleider beraubten Leichen von Freund und Feind, wenn sie, wie gewöhnlich, auf dem Bauche lagen und mit ihren Zähnen ins Gras gebissen hatten, um ihre Physiognomien zu sehen. Hier war es, wo wir die erschütternde Szene erlebten, daß unser Premierleutnant von Kessel seinen getöteten Bruder vom brandenburgischen Regiment erkannte und ihn durch Soldaten des 1. Bataillons in ein Grab verscharren ließ.“

So Oberst Goplar über den „Tag von Möckern“, den er als junger Offizier mitgemacht hatte.

Die Verluste waren enorm, selbst die von Bionville und St. Privat verschwinden daneben. Sie stellten sich wie folgt: 1. Bataillon 415 Mann stark, verlor 235; 2. Bataillon 513 Mann stark, verlor 387; 3. Bataillon 389 Mann stark, verlor 136. Gesamtverlust, einschließlich von 15 freiwilligen Jägern 773 Mann. Dazu 12 Offiziere. Major von Laurens (schwer verwundet) erhielt das Eiserne Kreuz 1. Klasse. Nur 559 Mann stark zog unser Regiment dem Rheine zu. Es wuchs aber unterwegs.



## Das 12. Reserveinfanterieregiment

1814

## Der Rheinübergang in der Nacht zum 1. Januar

Erst in der Silvesternacht, scharf auf der Scheide der beiden verhängnisvollen Jahre, in der Mitternachtsstunde, welche Offiziere und Soldaten in heiterer Feier bei Spiel und Tanz herangewacht hatten, traf in den Kantonnements der Befehl ein, in aller Stille und Eile nach Saub aufzubrechen. Der Rheinübergang stand also bevor. Das Regiment sammelte sich im Tale und stellte sich dort innerhalb der Brigade Hünerbein, der man zur Entschädigung für Wartenburg den Vortritt lassen wollte, in geschlossenen Kolonnen auf. Es war sternklar und scharfer Frost; man hörte das Rollen der Diligence, die nach Koblenz hinabfuhr, das Plätschern von Rheinkähnen, die von Lorchhausen und Lorch herangerudert wurden, das Geräusch des beginnenden Brückenbaues, das Auffahren einer zwölfpfündigen Batterie. Drüben blieb alles still und schien entweder ahnungslos oder aber auf Hinterlist zu sinnen. Endlich — die Spannung war aufs höchste gestiegen — begann von 2½ Uhr ab die Einschiffung der Avantgardeninfanterie auf den herbeigeschafften Kähnen. Den Übergang eröffneten 200 Füsiliere des brandenburgischen Infanterieregiments, demnächst folgte unser 2. Bataillon, diesem die anderen der Brigade. Das Licht im Douanenhäuschen jenseits brannte. Die Überfahrt währte eine Viertelstunde. Alles blieb still, bis man das verbotswidrige Hurra hörte, mit welchem die brandenburgischen Füsiliere das linke Rheinufer begrüßten. Gleich darauf fielen die ersten Schüsse aus dem Douanenhäuschen. Während die gedachten Füsiliere ein unbedeutendes Tirailleurgefecht zu bestehen hatten, landete auch unser 2. Bataillon, 271 Köpfe stark. Major Graf Brandenburg dirigierte die 6. und 7. Kompanie unter Führung des Hauptmanns Wiegand auf die große Straße nach Bacharach zur Ablösung jener Füsiliere, die 5. und 8. Kompanie unter Kommando des Majors von Blücher aber seitwärts auf die Straße nach Oberwesel, von woher kleine feindliche Detachements herbeigeeilt waren, die mit anderen Abteilungen aus Bacharach sich vereint hatten und der weiteren Landung sich entgegenzustellen versuchten. Die Felsecke auf der Chaussée zwischen dem Douanenhäuschen und Bacharach war das Ziel, welches der



Feind mehrere Male mit Nachdruck zu erreichen suchte. Zuletzt gegen 8 Uhr morgens, als mit den beiden Musketierbataillonen des brandenburgischen auch das 1. und 3. Bataillon unseres Regiments, jenes 379, dieses 393 Mann stark, gelandet waren und sich auf der Chaussee aufgestellt hatten, stürmten wiederum einige hundert Franzosen aus Bacharach heraus, rückten bis zu der erwähnten Felsecke vor, placierten dort zwei Geschütze und feuerten aus diesen einige Kugel- und Kartätschenschüsse, jedoch gänzlich ohne Erfolg. Unser 2. Bataillon, dem eine Kompanie des 3. als Soutien nachgesandt wurde, verjagte den, so schien es, in der Verzweiflung kühnen Gegner, nahm Bacharach und setzte sich darin fest, bis es nach einigen Stunden Order erhielt, über Steeg nach dem Dorfe Rheinböllen zu marschieren. Nachdem der Feind Bacharach geräumt hatte, erstiegen unser 1. und 3. sowie das 1. Bataillon des brandenburgischen Regiments einzeln, auf beschwerlichsten, durch Schluchten sich schlängelnden Fußsteigen den Talrand und besetzten das Dorf Henschhausen, wo demnächst die ganze Brigade sich sammelte. Das Ersteigen der Höhen war um so beschwerlicher, als der Morgen inzwischen Glatteis gebracht hatte. Dieses veranlaßte ein häufiges Ausgleiten, welches denn auch nicht ohne Folgen blieb: der interimistische Regimentskommandeur Major von Herrmann beschädigte sich durch einen unglücklichen Sturz vom Felsen so sehr, daß er zurückbleiben und später wegen Invaldität seine Verabschiedung nachsuchen mußte.

Der Marsch der Brigade ging nun südlich der Mosel zunächst auf Saarbrücken, das am 7. Januar erreicht wurde, dann ins Lothringische hinein. Am 11. stand man bei St. Avold, am 18. (nach vorgängigen Kantonnements bei St. Julien, Grimont, Borny) überschritt man bei Pont à Mousson die Mosel und wurde den zur Einschließung von Metz bestimmten Truppen vorläufig zugeteilt. Das 1. Bataillon kam nach Moulins-les-Metz und Longeville, das 2. und 3. Bataillon in die Nähe von Plappeville; lauter Namen, die seitdem wieder in unserem Ohr und Herzen lebendig geworden sind.

Der Aufenthalt vor Metz dauerte nur kurze Zeit; schon am 26. trafen russische Truppen als Ablösung ein. „Die Unseren wurden dadurch von einem Dienst befreit, der an Toten und Verwundeten



zwar keine, wohl aber infolge der letzten Märsche in der naßkalten Witterung und auf Wegen, die das Wasser des geschmolzenen Schnees zollhoch bedeckte, zahlreiche Verluste an Kranken herbeigeführt hatte.“ Aufgabe laut Disposition war gewesen, das formidable Metz womöglich einzunehmen, was beim Yorckschen Korps, das bekanntlich eine schonungslose Kritik gegen alle Anordnungen des Blücherschen Hauptquartiers übte, vielleicht nicht ohne Grund die „Champagner-Disposition“ genannt wurde.

Am 26. Januar brachen unsere Bataillone auf und marschierten in Gemeinschaft mit den übrigen Truppen, die bis dahin Metz eingeschlossen hatten (Yorcksches Korps) auf St. Mihiel. Von dort aus gingen sie auf Commercy, Ligny, St. Dizier, Vitry, also hart an der jetzigen Straßburg—Pariser Eisenbahnlinie hin, um zunächst (damals wie heute) Chalons sur Marne zu erreichen. Die beiden andern Korps der Blücherschen Armee Sacken und Langeron waren bereits voraus. Am 3. Februar standen die Brigaden des Yorckschen Korps vor Vitry.

Am folgenden Tage wurde die Bewegung auf Chalons sur Marne fortgesetzt. Die 8. Brigade langte gegen Mittag vor der Festung an und stellte sich in Schlachtordnung auf, während die 2. in den zwischen der Marne und der von St. Menehould kommenden Chaussee gelegenen Vorstädten sich hartnäckig schlug. Später, als der Kampf über diese Straße hinaus nach der Rheims'ers Vorstadt geführt werden sollte, mußte die 8. Brigade zur Unterstützung der hier beabsichtigten Angriffe um 4 Uhr nachmittags an der gedachten Chaussee, durch einen Windmühlenberg gedeckt, eine Stellung in Kolonnen nehmen. Schon sollte von hier aus der Sturm beginnen, als sich General von Yorck entschloß, von jedem Vorgehen der Art mit Rücksicht auf die Opfer, die es notwendig kosten mußte, abzustehen und die Stadt mit Granaten zu bewerfen.

Bald sah man Feuer aufgehen. Einige Zeit später ließ sich bei unsern Vorposten eine von einem französischen Offizier begleitete Deputation der Bürgerschaft anmelden, welche der General von Yorck auf dem Windmühlenberge empfing. Die Truppen, bei denen jene hatte vorbeipassieren müssen, harrten neugierig des Ausgangs der Unterredung.

Endlich kam eine Kapitulation zustande, und unsere 8. Brigade,



die jetzt an Stelle des Generals Hünerbein vom Prinzen Wilhelm geführt wurde<sup>4</sup>, rückte, als man am Morgen des 5. um 7 Uhr eine starke Explosion hörte, die durch das vertragswidrige Sprengen der Marnebrücke veranlaßt worden war, in die Rheims'er Vorstadt ein, wo man wie am Abend vorher in der Vorstadt St. Mihiel gefüllte Champagnerkeller fand und die schäumende Flüssigkeit, die man für Weißbier hielt, gierig hinunterstürzte. Die Folgen blieben nicht aus. Die Offiziere konnten nicht zeitig genug hindern, und so drang man endlich unter wildem Jauchzen in die Stadt selber ein.

Am 6. sollte der Marsch in der Richtung auf Montmirail fortgesetzt werden. Die 8. Brigade — in ihr unser Regiment — blieb in Chalons. Hier sollte dem Champagnerrausch eine sehr unangenehme Ernüchterung folgen. General von Yorck ließ um 10 Uhr vormittags Generalmarsch schlagen und die Truppen bis nach eingetretener Dunkelheit beim ärgsten Regen unter dem Gewehr stehen.

Es ging nun auf Montmirail; während der gleichnamigen Schlacht (am 11. Februar) stand unser Regiment in Reserve. Um die Mitte des Monats war die ganze Blüchersche Armee im „Lager von Chalons“ vereinigt; sie zählte jetzt vier Korps, nachdem auch General von Bülow eingetroffen war. Am 18. wurde aufgebrochen, der Hauptarmee unter Fürst Schwarzenberg entgegen, mit der vereinigt die entscheidenden Schläge erfolgen sollten. Es ging auf Paris.

Unter Gefechten wurde Laon erreicht; am 9. März früh nahmen die Korps der Blücherschen Armee die durch das Terrain gebotene

<sup>4</sup> Um diese Zeit fanden innerhalb des Yorckschen Korps überhaupt Neuformationen statt, die größtenteils durch die schweren Verluste bedingt waren, die alle Truppenteile erlitten hatten. Auch die 8. Brigade, und innerhalb derselben unser Regiment, wurde von diesem Wechsel der Dinge betroffen. Unser 1. Bataillon mit dem Füsilierbataillon des brandenburgischen Infanterieregiments kombiniert kam unter den Befehl des Majors von Yorck, das 2. und 3. Bataillon (ebenfalls kombiniert) unter das Kommando des Majors von Blücher. Wir begegnen deshalb in der Folge bis zur Einnahme von Paris am 30. März 1814 immer nur den Bezeichnungen: Bataillon von Yorck und Bataillon von Blücher. Von den vier Stabsoffizieren, die das Regiment bei seiner Gründung gehabt hatte, waren 2 tot, 2 schwer verwundet: Major von Zepelin bei Hochkirch (4. September), Major von der Goltz an der Raabach gefallen, Major von Laurens bei Mückeln, Major von Herrmann beim Rheinübergang durch Sturz vom Pferde blessiert.



Aufstellung — das Yorcksche Korps in zwei Treffen, die Kolonnen dicht beieinander. Man hörte die Schlacht auf dem rechten Flügel (Sacken); dem Yorckschen Korps gegenüber aber zeigte sich kein Feind. Endlich nachmittags 4 Uhr erschien Marschall Marmont auf der Straße von Rheims. Die Batterien begannen ihr Spiel; so brach der Abend ein und mit ihm kam, sehr ganz unerwartet, der Befehl zum Angriff. Prinz Wilhelm, der jetzt eine Division führte, rückte im Sturmschritt gegen das brennende Dorf Athies, das Bataillon Yorcke mit seinen Schützen seitwärts voran durch ein nördlich des Dorfs auf dem Wege nach Chambry gelegenes Gebüsch. Es ward finster; nur das flammende Athies, die aufloodernden Bivakfeuer, die brennenden Lunten bei den in Position gebliebenen feindlichen Kanonen und die Sterne leuchteten. Unser Bataillon Blücher folgte links dem Bataillon Yorcke, beide drangen zugleich in die nordwestliche Ecke des Dorfs ein, stießen auf Tirailleure, die sie warfen, dann im Dorf selbst auf Massen. Kein Schußfiel; aber unter Trommelschall und Hurraruf stürzte man auf den Feind. Rechts weithin, immer ferner und ferner, antworteten die anderen Bataillone des Prinzen, sowie die der Division Horn und des Kleistschen Korps im wilden Echo. Der überraschte Feind floh im wilden Durcheinander. Man fand neben den eingestürzten Balken der brennenden Häuser die eben aufgesetzten Feldkessel. Einzelne Abteilungen suchten sich hinter Hecken, Büsche und Gartenmauern zu retten, schossen — wohl weniger mit bewusster Absicht, sondern als unwillkürlicher Ausdruck ihrer Überraschung — aus ihren Verstecken hervor. Zu ihrem Unheil; denn nun wurden sie aufgespürt und über den Haufen gerannt.

Der Mond ging auf und goß seine Streiflichter, gemischt mit denen des brennenden Dorfs, auf ein kurzes aber wildes Handgemenge, das zum Schluß dieses blutigen Tages an der Chaussee entstand. Der kurz zuvor einigermaßen wieder gesammelte Feind hatte, sich plötzlich umgangen sehend, in panischem Schrecken die Flucht ergriffen und war auf seinem Wege in unsere Bataillone geraten. Infolge dieses Zwischenfalles wurde es notwendig, daß die Division des Prinzen sich auf der Chaussee erst wieder formierte. Nur Füsilier wurden dem Feinde nachgesandt; mit ihnen gingen, vielleicht nur, weil sie nicht gleich zurückgerufen werden konnten, die Tirailleurs unseres Bataillons Yorcke. Diese verfolgten den Feind



noch eine Meile auf der großen Straße nach Berry-au-Bac, machten beim Durchsuchen von Gebüsch zahlreiche Gefangene, selbst Kavalleristen meist aber Verwundete, und fanden viele verlassene Geschütze.

Nach diesem Tage (9. März) hatte man auf ein rasches Vorwärts gerechnet, mindestens auf eine nachdrückliche Verfolgung, die imstande gewesen wäre, unsren Sieg zugleich zur entscheidenden Niederlage des Feindes zu machen. Aber beides unterblieb; man rückte in das Bivak bei Athies zurück, und erst am 18. kam wieder Bewegung in den großen Heerkörper. In den nächsten Tagen, oder doch vom 24. ab, empfand jeder: nun geht es wirklich auf Paris, und am 29. standen die Spitzen unsrer Armee angesichts der französischen Hauptstadt. Das Yorksche Korps hatte im Vormarsch die Tete gehabt, die ihm zukam. Denn bei ihm war der eigentliche Ernst des Krieges.

So kam der 30.

#### Schlacht vor Paris, 30. März.

Schon um 6 Uhr hörte man Kanonendonner von Pantin und Romainville her; um 8 Uhr wurde aufgebrochen; um 10 Uhr stand die Avantgarde des Yorkschen Korps in Höhe von Pantin, das Korps selbst dahinter. Lebhaft spielte die feindliche Batterie, die — in der nördlichen Ecke, welche der Durcqkanal zwischen Pantin und La Bilette bildet — hinter der Meierei Le Nouvray stand und die Straße, auf der man vorrückte, beherrschte. Diese Straße hatte mehrere Brücken. Während die Division Horn mit dem Kleistschen Korps rechts ab gegen Aubervilliers rückte, die Division des Prinzen Wilhelm aber, bei der sich unser Regiment befand, in Höhe von Pantin stehen blieb, wurden zwei Bataillone der Division, darunter unser Musketierbataillon Blücher, zur Unterstützung der Avantgarde vorgezogen. Im Lauffschritt, um dem Kartätschfeuer der bei Le Nouvray feuernden Batterie möglichst zu entgehen, wurde eine eiserne, über den Durcqkanal führende Brücke passiert und Le Nouvray selbst von unserem Bataillon Blücher besetzt, während andre Bataillone in Pantin einrückten. Die feindliche Batterie ging zurück, mit ihr verschiedene Bataillone, die bis dahin die Position gehalten hatten.



In diesem Augenblick erhielt Major Blücher Befehl, von Le Nouvray aus dem sich zurückziehenden Feinde, zur Beschleunigung seines Rückzuges, eine Kompanie nachzuschicken. Major Blücher sann einen Augenblick nach, wen er kommandieren solle; dem sonst so Kühnen mochte es doch zu verwegen scheinen, daß eine Kompanie angesichts mehrerer feindlicher Bataillone, die keineswegs in Unordnung sich zurückzogen, die Deckung der Gehöfte verlassen sollte. Hauptmann von Rathenow trat vor und erbat sich, unter freudiger Zustimmung seiner Kompanie, die Erlaubnis, vorgehen zu dürfen. Schützenzüge rechts und links schwärmten aus; der Feind wich jetzt in rascherem Tempo, und diesen Moment wählte von Rathenow, um mit der Kompanie vorzubrechen. Zu früh. Der Rest des Bataillons unter Major von Blücher wurde mit fortgerissen und kam erst zum Stehen, als die Karree bildenden feindlichen Bataillone die Anstürmenden mit mehreren Salven empfingen. Gleichzeitig eröffnete eine jenseit des Kanals aufgefahrene Batterie ihr Feuer gegen die Unfern, und so in Front und Flanke zusammengeschoffen blieben im Nu 210 von 343 Mann. Zwei Drittel waren tot oder verwundet. Der Rest, zurückeilend, suchte das schützende Vorwerk zu erreichen. Der Feind nach. Da rafften Hauptmann von Rathenow und Leutnant von Johnston ein paar Gruppen Fliehender zusammen, warfen sich den Verfolgern entgegen, hielten sie auf und retteten dadurch die Meierei<sup>5</sup>.

Das andere Bataillon unseres Regiments, Major von Borcke, nahm nur mit einem Schützenzuge an den mehr nördlich sich hinziehenden Kämpfen teil und hatte geringe Verluste.

Tags darauf, am 31. März, war „Einzug in Paris“. Linie und Landwehr blieben bekanntlich davon ausgeschlossen. Unsere Batail-

<sup>5</sup> Bei dem Zurückgehen des Bataillons war Unteroffizier Saame, ein ausgezeichnete Soldat, schwerverwundet liegen geblieben. Man meldete dem Hauptmann von Rathenow, der ihn ganz besonders schätzte, Saame habe nach seinem Kapitän gerufen und hinzugesetzt, der werde schon sorgen, daß er nicht in Feindes Hand falle oder verblute. „Freiwillige vor!“ rief Rathenow. Keiner meldete sich. Da eilte Rathenow selbst auf den Kampfplatz zurück, alsbald gefolgt vom Hauptmann von Bismarck. Sie fanden den sterbenden Kameraden und trugen ihn nach Le Nouvray zurück. Jetzt vermißte Bismarck seinen Säbel, den er zwischen den Toten hatte liegen lassen. Das ging nicht; also nochmals zurück. Mit einer leichten Schußwunde kam er davon; seinen Säbel hatte er wieder.



lone besetzten an diesem Tage die Barrieren de l'Etoile und du Bassin.

Am 30. Mai Friedensschluß. Bald darauf Rückkehr der Truppen in die Heimat.

#### Das 24. Infanterieregiment 1815

Unser Regiment — damals noch unter seinem alten Namen: 12. Reserveinfanterieregiment — war am 8. Juli 1814 in die ihm zugewiesene Garnison Luxemburg eingerückt. Major von Laurens, von seiner Verwundung hergestellt, trat wieder an die Spitze und schritt energisch zur Reorganisation des Regiments. Nicht eben zum Vorteil des letztern wurden viele Rheinländer in dasselbe eingestellt, was sich jetzt, nachdem sie aus „Ruß-Preußen“ längst zu loyalen Alt-Preußen geworden sind, ohne besonderen Anstoß sagen läßt. Sie wollten damals keine guten Preußen sein.

Die Reorganisation des Regiments war nur erst oberflächlich beendet, als eine kurze Meldung das Friedenswerk unterbrach: „Napoleon zurück von Elba!“ Also wieder Krieg. Am 27. Mai 1815 verließ unser Regiment — das nunmehr seit dem 1. Mai letztgenannten Jahres den Namen 24. Infanterieregiment führte — Luxemburg und marschierte in die Niederlande hinein, der französischen Grenze entgegen, um seine Stellung innerhalb der 1. Brigade des 1. Korps einzunehmen. Diese Stellung war zwischen Mons und Marchienne-au-Pont. Die Stärke des Regiments belief sich, alles in allem, auf etwa 2200 Mann und zwar: 1. Bataillon 21 Offiziere und 717 Mann, 2. Bataillon 19 Offiziere und 727 Mann, Füsilierbataillon 20 Offiziere und 694 Mann, Summa: 60 Offiziere und 2138 Mann.

Die 1. Brigade General von Steinmetz bestand aus dem brandenburgischen Infanterieregiment (Nr. 12), aus dem 24. Regiment und dem 1. westfälischen Landwehrregiment. Dazu das 6. Mlanenregiment und eine Fußbatterie. Am 7. war Revue der Brigade, am 8. Vorlesung der Kriegsartikel; am 9. kündigte sich der Feind an (man hörte Schießen von der Grenze her), aber sein Erscheinen verzögerte sich. Am 14. wurde unser Regiment auf der großen Straße nach Binch schlagfertig aufgestellt; am 15. fanden bereits einzelne Renkontres statt; so kam der Tag von Ligny, der auch unserm Regiment erhebliche Opfer auferlegte.



## Ligny, 16. Juni

Napoleon stand bei Fleurus mit vier Korps: Grouchy, Gérard, Vandamme und den Garden — Blücher eine Meile weiter nördlich, hart links an der von Fleurus auf die Chaussee Brüssel—Namur führenden Straße. Er hatte nur drei Korps zur Hand; das vierte Korps (Bülow) war noch zurück. Im Vertrauen auf die Unterstützung Wellingtons — die später, nach Lage der Sache, ausbleiben mußte — nahm er die Schlacht an. Diese hat man sich in gewissem Sinne ähnlich vorzustellen wie die Schlacht bei Bionville: drei an einer Chaussee liegende stark besetzte Dörfer, gegen die sich von Süden her drei Angriffskolonnen richteten. Was am 16. August 1870 die Dörfer Mars-la-Tour, Bionville und Rezonville waren, das waren am 16. Juni 1815 die Dörfer St. Amand, Ligny und Sombref. Gegen die rechten Flügelndörfer geschah an beiden Tagen nichts Erhebliches; wie sich der eine Tag bei Mars-la-Tour und Bionville entschied, so der andere bei St. Amand und Ligny.

St. Amand, Ligny, Sombref — so folgten die Dörfer einander von West nach Ost; da wir mit Front gegen Süden standen, von wo Napoleon angriff, so war St. Amand unser rechter, Sombref unser linker Flügel; Ligny Zentrum.

St. Amand war durch das Zietensche, Ligny durch das zweite, Sombref durch das Thielemannsche Korps besetzt.

Um 2 Uhr ging Napoleon vor. Vandamme, französischer linker Flügel gegen St. Amand, Gérard, Zentrum gegen Ligny, Grouchy, französischer rechter Flügel gegen Sombref. Nach mehrstündigem Hin- und Herschwanken entschied sich der Kampf dadurch, daß Napoleon, die Garden zur Unterstützung Gérards vorziehend, mit diesen unser Zentrum bei Ligny durchbrach. Blücher, sich an die Spitze einiger Kavallerieregimenter setzend, suchte die Schlacht wiederherzustellen; aber vergeblich. Geworfen, entging er nur wie durch ein Wunder der Gefangennahme.

Soviel über den Gang der Schlacht überhaupt.

Unser Regiment stand am diesseitigen rechten Flügel (Zietensches Korps), teils bei St. Amand, teils tausend Schritt weiter nördlich bei dem Dorfe St. Amand la Haye. Hier nahm es an den erbitterten Kämpfen dieses Nachmittags teil. Wir geben nun einige Details:



„Um 1½ Uhr durchschritt der greise Feldmarschall das Bivak der 1. Brigade (12. und 24. Infanterieregiment) und ermunterte die Soldaten mit ein paar kräftigen Worten: ‚Seht dort bei Fleurus, da zieht sich's zusammen. Nun gilt es, Kinder.‘“

Um dieselbe Stunde erhielt unser Füsilierbataillon, Major von Blücher, Order, in St. Amand einzurücken. Bis dahin hatte das Bataillon in einem Garten in Front des Dorfes gelegen. In Gemäßheit dieser Order war man eben beschäftigt, die südwestliche Lisière von St. Amand mit Tirailleurs zu besetzen, als der Gegenbefehl eintraf, statt in das Dorf, in die Reserve zu rücken. Das Bataillon verließ St. Amand und marschierte bis St. Amand la Haye, wo es östlich neben dem Dorfe Stellung nahm. Hier befand sich ein Backofen, von dessen Höhe aus über St. Amand hinweg nach Fleurus zu unsere Offiziere die Einleitungen zum Gefecht, wie sie auf französischer Seite stattfanden, deutlich verfolgen konnten.

Mittlerweile sahen unsere Musketierbataillone, die auf dem Höhenzuge unmittelbar nördlich von St. Amand standen, ebenfalls über dies Dorf hinweg und nahmen gleicherweise das Vorrücken der Bandammeschen Kolonnen wahr, die sich von Fleurus aus gegen St. Amand dirigierten. Dieses war nach Abzug unseres Füsilierbataillons durch das 29. Regiment besetzt worden. Bandamme griff mit Uebermacht an, bemächtigte sich des Dorfes und warf die 29er hinaus. Als er indessen Miene machte, aus dem nordöstlichen Rande mit Kolonnen zu debouchieren, ging ihm unsere 1. Brigade, rechts das 12. links das 24. Regiment, entgegen und drang mit einer glücklichen Attacke in das Dorf ein. Kaum war dieser Erfolg errungen, als frische feindliche Kolonnen St. Amand wieder zu nehmen trachteten. Dies gelang nicht. Unsere Musketiere gewannen sogar die südwestliche Lisière des Dorfes, nachdem sie, in immer mehr kleine Trupps zerstückelt, dem Feinde, der sich mit der größten Erbitterung schlug, Gehöst nach Gehöst, Haus nach Haus, Hecke nach Hecke hatten abtrogen müssen.

Aber der Feind führte jetzt abermals neue Bataillone gegen St. Amand vor. Unser Regiment mußte die südwestliche Lisière wieder aufgeben, da es an Patronen zu mangeln begann. Es kam wieder zum Gefecht im Dorf, wobei sich die Gegner jeden Fußbreit Erde mit abwechselndem Glücke streitig machten. Endlich traf unsererseits die 2. Brigade, Pirch, zur Ablösung ein. Schwierig war es,



die in lauter Trupps zerstreuten Mannschaften aus dem wütenden Kampfe zurückzuziehen. Endlich glückte es. Laurens bestimmte als Sammelplatz einen tief gelegenen Punkt zwischen Ligny und St. Amand la Haye; er selbst sammelte noch die letzten Braven. Leider sicherte diese Vertiefung nicht ausreichend gegen das Einschlagen von Geschossen, und beide Musketierbataillone erlitten hier noch erhebliche Verluste. Dem Leutnant von Wulffen riß eine Granate den Kopf weg, eine andere rasierte fünf Mann vom rechten Flügel der fünften Kompanie, eine dritte traf Laurens Pferd und schleuderte diesen aus dem Sattel.

Was nun noch folgte war, soweit unser Regiment in Betracht kommt, ein Hinundhermarschieren; es ging nach Sombref und wieder zurück.

Auf diesem Rückmarsch indes war es unserm Regimente noch beschieden, an dem in gewissem Sinne wichtigsten Moment des Tages teilzunehmen. Blücher selbst, um Ligny wiederzugewinnen, führte zum Schluß des Tages, wie schon erwähnt, noch mehrere Kavallerieattacken aus. Sie mißglückten sämtlich; Blücher stürzte und lag unterm Pferde. Die französischen Reiterungewitter donnerten über das Feld hin. In diesem Augenblick trafen unsere Musketierbataillone an dem Wasserlaufe ein, der hart an Mont Potriaux vorüberfließt. Laurens ließ Karree schließen und kommandierte: „Zweites Glied, Feuer!“ Dies wechselte darauf mit dem dritten Glied die Gewehre, und Laurens ließ eine zweite Salve geben. Beide hatten ihre Wirkung, die Reitermasse stob seitwärts und wurde von dem Punkte abgedrängt, wo Blücher unterm Pferde lag. Vielleicht wandten diese Salven eine Gefangennahme ab, die nach allgemeiner Annahme verhängnisvoll gewesen wäre.

Der Rückzug — Gneisenaus unsterbliches Verdienst — ging auf Wavre, das heißt den Engländern entgegen. Der Gesamtverlust, den unser Regiment an diesem Tage erlitt, belief sich auf 14 Offiziere und 340 Mann, die zur Hälfte auf das 2. Bataillon entfielen.

#### Belle-Alliance 18. Juni

Wie bei Ligny an tapferer Verteidigung, so nahm unser Regiment bei Belle-Alliance an der siegreichen Offensive, die die letzten Stunden dieses Tages brachten, teil. Es gehörte zu den Truppen,



die recht eigentlich die Schlacht entschieden. Ihr bloßes Erscheinen bedeutete den Sieg.

Es war etwa 6 Uhr, als die 1. Brigade von Steinneß auf dem Schlachtfelde eintraf. In diesem Moment waren die Engländer im Zurückweichen und getrennt vom Bülow'schen Korps.

Die 1. Brigade (und in ihr unser 24. Regiment) stellte — indem sie zum Angriff vorging, den Feind warf und dadurch den Engländern das Signal zu neuem Vorrücken gab — die Verbindung wieder her und entschied die Niederlage des französischen rechten Flügels. Auf einer von einem französischen Generalstabs-offiziere herrührenden Zeichenskizze finden wir an einer Stelle, wo zwei Bataillone an der Spitze des heranziehenden Zieten'schen Korps in den Plan eingezeichnet sind, zugleich die Worte: *Arrivée du corps du Général Zieten, qui decida la défaite de l'aile droite\**. Diese „zwei Bataillone“ sind die Musketiere unseres 24. Regiments.

Der Feind wich, setzte sich aber auf den dominierenden Höhen südwestlich von Smouhen. Unsere Musketierbataillone unter Laurens persönlicher Führung folgten; sie hatten die französische Garde gegenüber, die jetzt mit höchster Anstrengung unsere Vereinigung mit den Engländern zu vereiteln suchte. Unsere Tirailleurs wurden verstärkt und wieder verstärkt, bis zuletzt die halben Bataillone aufgelöst kämpften. Alles umsonst; der heftige Widerstand der alten Garde brachte den Angriff ins Stocken; ein Wanken begann, das ein Weichen zu werden drohte. In diesem Augenblick trat Laurens, wie es in den Berichten heißt, „mit seiner kräftigen Gegenwart“ ein; er schob das Füsilierbataillon nach links, um dadurch Verbindung mit dem rechten Flügel des 4. Korps zu gewinnen; gleichzeitig nahm er die Soutiens der Musketierbataillone zusammen und führte sie durch die Tirailleurschwärme hindurch zu neuem Angriff vor. Im Vorgehen wurde nach rechts hin Verbindung mit den Bergschotten gewonnen, die an dieser Stelle standen und kämpften. Vorwärts! Wohl schwankten einige, als es so gerade im Sturmschritt auf die alte Garde losging, die noch dazu durch eine vorteilhafte Stellung begünstigt war, aber siehe da, es gelang; der Feind wurde geworfen. Seit Beginn dieses Angriffs war kaum eine halbe

\* Ankunft des Korps General Zieten, welches die Niederlage des rechten Flügels entschied.



Stunde vergangen. Von Position zu Position in den Kessel zurückgedrängt zog sich die Garde von Frischemont auf la Belle-Alliance zu.

Der Nebel hatte sich inzwischen gänzlich geteilt. Noch einmal sah man die feindliche Kavallerie anrücken, jedoch bald halt- und kehrt- machen. Endlich verschwanden die französischen Kolonnen hinter Planchenoit.

Die prächtigste Sommernacht zog herauf, und ein glänzender Vollmond beleuchtete das Schlachtfeld, auf welchem die Engländer und Preußen nunmehr als Sieger vereint ruhen durften.

Unser Regiment vereinigte sich bei la Haye-Sainte und bezog daselbst ein Bivak, dicht neben ihm einige Bataillone Hochländer. Als man sich einigermaßen eingerichtet hatte, ließ Laurens die Hoboisten und Sänger vor die Mitte des Lagers treten und zuerst „Nun danket alle Gott“, dann „Heil Dir im Siegerkranz“ anstimmen. Als die Hochländer die bekannte Melodie hörten, die zugleich die der englischen Nationalhymne ist, fühlten sie sich freudig überrascht, fielen ein und sangen ihr „God save the King“, indem sie mit tränenvollen Augen ihren preussischen Waffengefährten in die Arme stürzten. Dann wurde noch lange in die Nacht hinein gejubelt und getanzt, obgleich der Boden von dem furchtbaren Regen der vorigen Nacht sehr aufgeweicht und durch die Kavallerieattacken gräßlich durchknetet war. Vierundzwanziger und Bergschotten im frohsten Durcheinander.

Die Verluste des Regiments waren mit Rücksicht auf das große Resultat gering zu nennen<sup>6</sup>: 137 Mann an Toten und Verwundeten, die, wie bei Ligny so auch hier, größtenteils auf die beiden Musketierbataillone entfielen.

#### Die Friedensjahre (1815—1848)

Am 2. November 1815 trat das Regiment den Rückmarsch in die Heimat an; es marschierte über Brüssel, Köln, Braunschweig,

\* Gott erhalte den König.

<sup>6</sup> So verhältnismäßig gering die Verluste des Regiments an diesem Entscheidungstage waren, desto größer waren sie in den halbvergessenen Kämpfen, die noch folgten. Am 29. Juni traf man in der Nähe von Paris ein; am 2. Juli hatten unsere Musketierbataillone die Gefechte bei Sevres und Issy. Dieselben kosteten uns 9 Offiziere und 322 Mann, jedes dieser Gefechte mehr, als Waterloo gefordert hatte.



Magdeburg nach Breslau und Meisse. In diesen Garnisonen wurde die Demobilisierung ausgeführt.

1817 trat das Regiment, das während seiner Anwesenheit in Schlesien auch dem 6. (schlesischen) Armeekorps angehört hatte, in das 3. (brandenburgische) Armeekorps über und wurde nach Frankfurt a. O. und verschiedenen benachbarten kleinen Städten gelegt. In Frankfurt und Umgegend stand das Regiment drei Jahre; im September 1820 rückte es in seine neuen Garnisonen Ruppin und Prenzlau ein. Die Musketierbataillone verblieben seitdem, kurze Zwischenfälle abgerechnet, in erstgenannter Garnison; das Füsilierbataillon, bis zur Armeereorganisation in Prenzlau, kam bei dieser Gelegenheit nach Havelberg; Prenzlau wurde Garnisonsort des Schwesterregiments, der 64er.

Die Regimentskommandeure der 24er waren von 1815 bis 1848 die folgenden: Oberstleutnant von Laurens bis 1816, Oberst von Romberg bis 1821, Oberst von Petery bis 1834, Oberst von Wulfen bis 1838, Oberst Ehlebus bis 1844, Oberst Ehrhardt bis 1848. — 1824 wurde der Erbgroßherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin Chef des Regiments, 1842 der Sohn Paul Friedrichs, der jetzt regierende Großherzog Friedrich Franz.

Vom September 1830 bis Juli 1832 war das Regiment in Erfurt vereint, da das 4. Armeekorps infolge der Julirevolution an den Rhein beordert war und das 3. Armeekorps in die Garnisonen des ersteren einrückte. Im Juli 1832 kehrten die Musketierbataillone nach Ruppin, die Füsilier nach Prenzlau zurück.

Anfang März 1846 rückte unser 1. Bataillon nach Frankfurt a. O., dessen Garnison ins Posensche beordert war, um an der Bekämpfung der dort ausgebrochenen Unruhen teilzunehmen. Die Abwesenheit währte nur wenige Wochen.

In der Mitte der dreißiger Jahre gehörte ein junger hannoverscher Offizierssohn dem diesseitigen Regimente an und begann in demselben seine glänzende militärische Laufbahn. Es war August von Goeben<sup>7</sup>.

<sup>7</sup> A. von Goeben trat im Januar 1834 in unser Ruppiner Regiment ein, wurde im Juli Portepeeführer, 1835 Sekondeleutnant 1836 verabschiedet. Er ging dann, wie bekannt, nach Spanien und diente in der Karlistischen Armee. Wie Goeben, so gehörte auch der bei Sedan gefallene General von Gersdorff — er kommandierte an diesem Tage das



## Das 24. Regiment im Jahre 1848 und 1849

Am 24. Februar 1848 die „Februarrevolution“ — der Thron Louis Philipps gestürzt, die Republik errichtet! In weniger als drei Wochen zog das revolutionäre Wetter über ganz Europa hin; überall schlug es ein, überall reichlicher Zündstoff. Auch bei uns. Es war nicht alles so, wie es sein sollte. Die Zusagen von 1815 her waren unerfüllt geblieben; bis 1840 hatte man in Geduld geharrt; dann hatte das Murren begonnen, das durch Experimente und Halbheiten nicht zu beseitigen gewesen war. Man sehnte sich und mit allem Recht nach einer freieren Gestaltung unseres öffentlichen Lebens; ein Druck war da, eine Luft, die das leichte Atmen hinderte; auch die Besten, wenn sie nicht unzufrieden waren, waren wenigstens unbefriedigt.

Aus dieser Stimmung heraus erwuchs unser „18. März“. Ohne den stillen Vorschub, den das gesamte Volksgefühl den Krawallern von Fach leistete, wäre dieser Tag nicht möglich gewesen. Wenigstens so nicht, wie er schließlich verlief.

Die junge Freiheit war geboren, aber sie konnte ihren unmittelbaren Ursprung nicht verleugnen; — mit jedem Tage wurde es klarer, daß sie von der Gasse stammte. Das vielzitierte „Schaumsprißen“ des freiheitlichen Geistes begann; die hohe Libertas\* trug das Kleid des Rehbüchlers. Unser Regiment war es, dem damals die Aufgabe zufiel, die Ausschreitungen der Hauptstadt im Zaum

11. Korps — einige Jahre lang, wahrscheinlich von 1849 bis 1853 dem 24. Regimente an. Er war damals Hauptmann. Im übrigen muß zugestanden werden, daß wenig Berühmtheiten aus unseren Ruppiner Regimentern: Regiment Prinz Ferdinand und Regiment Nr. 24 hervorgegangen sind, ganz im Gegensatz zur Grafschaft Ruppin, die so viel Ausgezeichnetes unserem Lande gab. Regiment Prinz Ferdinand kam durch Zufall um einen berühmten Namen. Knesebek, der spätere Feldmarschall, der als Nachbarskind (Karwe; vergleiche das gleichnamige Kapitel) eigentlich in das Ruppiner Regiment hätte eintreten müssen, kam nach Halberstadt ins Regiment Herzog von Braunschweig. Was das Regiment Nr. 24 angeht, so sind meines Wissens nur drei höhere, kriegsbewährte Offiziere aus seiner Schule hervorgegangen: General Malotki von Trzebiatowski (Dresden, Lobitschau), General von Zychlinski (Swiepwald, Beaumont) und Oberst von Papstein, der bei Düppel-Alsen ein Bataillon 24er, bei Königgrätz ein Bataillon 35er, bei Sedan die Gardefüsilier führte).

\* Freiheit.



zu halten, weniger durch direktes Eingreifen, als einfach durch seine Gegenwart. Die Übermütigsten wußten, daß wenigstens ein loyaler Faktor da war, mit dessen 3000 Bajonetten gerechnet sein wollte.

Sehr bald nach dem „18. März“ — schon am 30. desselben Monats — waren unsere 24er in langer Kolonne in die Hauptstadt eingerückt und hatten in den beiden Kasernen des zweiten Garderegiments, sowie in der Gardeartilleriekaserne Quartiere bezogen. Speziell diese Kasernen waren wohl mit Rücksicht auf die nahegelegene „Draniensburger Vorstadt“ gewählt worden. Der Sicherheitsdienst, wie bekannt, befand sich zu größerem Teile in den Händen der Bürgerwehr; nur einige wichtige Punkte waren unseren 24ern zugewiesen. Unter diesen befand sich das Zeughaus.

Eben dieses war auch am 14. Juni durch eine Füsilierkompanie unseres Regiments besetzt, als am Nachmittage genannten Tages sich jene Ereignisse vorbereiteten, die unter dem Namen der „Zeughaussturm“ bekanntgeworden sind. Ein sehr lehrreiches Kapitel in der Geschichte der Revolutionen, ein treffliches Beispiel dafür, daß Unternehmungen, die nachher einen gewissen Namensglanz und eine nicht wegzudisputierende historische Bedeutung gewinnen, oft nicht bloß durch die zweifelhaftesten, sondern auch durch die kümmerlichsten Mittel in Szene gesetzt werden. Hundert oder zweihundert verwegene Bursche, Bursche, die, was auch kommen möge, nur zu gewinnen haben, rottieren sich zusammen, und in weniger als einer halben Stunde sind aus den zweihundert zwanzigtausend geworden. Aber diese zwanzigtausend sind nichts als eine Täuschung; jeder will sehen und hören und vielleicht hinterher ein wenig renommieren, das ist alles; er denkt nicht daran, Hand anzulegen, wenn es Ernst wird, er will nicht kämpfen, nicht Gefahren sich aussetzen, er will nur mitschreien und mit unnütz sein, wenn die andern die Kastanien aus dem Feuer geholt haben. Diese „andern“ sind aber immer wenige, kaum jene zweihundert, die die Sache begannen. Wer dies im Auge hat, der wird solcher Bewegungen gemeinhin leicht Herr werden und meist ohne große Opfer hüben und drüben; aber an diesem freien Blicke gebricht es in revolutionären Zeiten fast immer. Jeder ist angekränkt, jeder erkennt der Auflehnung ein bescheidenes Maß von Berechtigung zu und — vor allem — jeder ist voll Mißtrauen in die Mittel und Werkzeuge, mit denen er in den Kampf eintreten soll. So wird die Entschlußkraft gebrochen. Das



letzte und schlimmste tun dann in der Regel noch die „Berater“. Unter ihnen sind immer einige, die mit der Angst des eignen Herzens die Herzen derer, bei denen im großen oder kleinen die Entscheidung liegt, anzustecken wissen. Mitunter sind es auch Mitverschworene.

So war es am 14. Juni. Geschwäh, Zureden, und als alles nicht ausreichte, offenbare Lüge brachen, ohne daß ein Schuß gefallen wäre, den Widerstand der Zeughausverteidiger, und die jubelnde Menge, darunter Kinder und Lehrburschen, drang in die Portale ein. Nicht lange sollten sie dieses Sieges froh werden; das 1. Bataillon unsres Regiments erhielt Befehl, das Zeughaus wiederzunehmen, und vom Kupfergraben wie vom Kastanienwäldchen aus rückten die Kompanien gegen die mehr und mehr gewachsene Menschenmenge an, die das Gebäude umlagerte. Die Menge wich, und durch sie hindurch drangen jetzt die 3. und 4. Kompanie (Hauptmann von Brause und von Stülpnagel) in das Zeughaus ein, säuberten den Hof, nahmen in der obren Etage dem Gesindel die geraubten Waffen wieder ab und jagten dasselbe die Treppe hinunter oder zu den Fenstern hinaus. Die 1. und 2. Kompanie (Hauptmann von Klosterlein und von Seel), die während dieser Zeit das Volk vom Eindringen in das Zeughaus abgehalten hatten, rückten nun ebenfalls in das Innere, um die Säuberung vollenden zu helfen. In Zeit von zwei Stunden war alles beendet und die Ordnung der Dinge wiederhergestellt.

So der Juni 1848. Ernster, bedeutsamer waren die Maiereignisse des folgenden Jahres, insonderheit der Straßenkampf in Dresden. Hier stand man einer wirklichen revolutionären Macht gegenüber; auf diese Kerntruppe der Revolution paßte nicht mehr das, was ich vorstehend von bloßen Krawallern und Tunichtguten gesagt habe, hier befehdeten sich zwei Prinzipien, von denen jedes seine Armee ins Feld stellte; die Ereignisse von damals sind halb vergessen, sie sollten es nicht sein. Sie gaben uns einen Vorschmack von dem, was kommen wird. Mögen dann die geordneten Gewalten so treu befunden werden wie unsre 24er.

Am 3. Mai war der Aufstand in Dresden ausgebrochen. An der Spitze standen: Tschirner, Todt, Heubner, Bakunin; die Barrikaden (so wird erzählt) waren nach Anleitung Sempers errichtet;



die revolutionäre Armee selbst bestand aus Turner-, Künstler- und Studentenkorps, aus Teilen der Schützengilde, der Bürgerwehr, aus formierten Abteilungen militärisch eingeübter Bergleute und aus fremden Revolutionärs von Fach, namentlich Polen. Es handelte sich hier also nicht um „Gesindel“, das bekämpft werden sollte, sondern um eine Elitetruppe, die nach Intellekt, Wissen und bürgerlicher Stellung erheblich höher stand als die uckermärkischen Füsilierere, die hier unsrerseits in den Kampf eintraten. Je bestimmter und ausgesprochener ich auf seiten dieser letzteren stehe, desto mehr geziemt es sich doch auch hervorzuheben, daß nichts falscher und ungerechter ist, als auf die Insurgentenscharen des Maiaufstandes verächtlich herabzublicken. Die Schuld lag bei den Führern. Auch hier übrigens ist noch zu sichten; neben Ehrgeizigen und Umstürzlern von Fach standen aufrichtig begeisterte Leute. Eine Republik herstellen wollen, ist nicht einmal notwendig eine Dummheit, am wenigsten eine Gemeinheit.

Das sächsische Militär war nicht stark genug, den Aufstand zu unterdrücken; am 5. oder 6. Mai gingen von Berlin aus das 1. und das Füsilierbataillon vom Alexanderregiment nach Dresden ab, um die sächsischen Truppen in ihrem Kampfe zu unterstützen. In der Nacht vom 7. zum 8. folgte unser 24er Füsilierbataillon. Am 8. früh traf es in Neustadt-Dresden ein und rückte um 1 Uhr mittags zur Ablösung der verschiedenen Detachements des Alexanderregiments über die Elbbrücke. Die halbe Altstadt war um diese Zeit bereits zurückerobert; aber in der im Besitz der Insurgenten verbliebenen Hälfte steigerte sich nunmehr der Widerstand, namentlich am Altmarkt, sowie in dem zwischen der Wilsdruffer-, Scheffel- und Schloßgasse gelegenen Häuserkarree.

Unsere Füsilierere begannen den Kampf sofort, nachdem sie vorher folgende Punkte besetzt hatten: 9. Kompanie (Hauptmann von Maltz) die Spiegelfabrik, das Turmhaus und die Drangerie; 10. Kompanie (Hauptmann von Großmann) das Gewandhaus; 11. und 12. Kompanie (Hauptleute von Poser und von Plessen) den Neumarkt.

Einige der anliegenden Häuser und Straßen wurden erstürmt (speziell in der Schustergasse floß viel Blut); der Hauptangriff aber wurde bis zum 9. morgens verschoben. Schon um 3 Uhr früh begann das Stürmen.



Die 9. Kompanie, die den rechten Flügel hatte, ging mit allen drei Zügen vor. Hauptmann von Malotki nahm das Postgebäude, Leutnant von Glasenapp das Engelsche Haus, Leutnant von Horn eine starke Barrikade an der Scheffel- und Wallstraßen-Ecke.

Die 10. Kompanie (linker Flügel) setzte sich vom Neuen Markt her in Besitz des Café français und richtete sich von hier aus gegen die ebenfalls mit Insurgenten besetzte Kreuzkirche.

Die 11. und 12. Kompanie (Sentrum) arbeiteten sich teilweise in den Häusern der Sporer- und Schössergasse gegen den Altmarkt vor, während andre Abteilungen, bei denen sich der Bataillonskommandeur Major Schrötter befand, die Hauptstraße hielten und die hier errichteten, mit der roten Fahne geschmückten Barrikaden wegnahmen.

Den Hauptkampf hatte die 9. Kompanie. Noch geraume Zeit nach diesen Vorgängen boten das Postgebäude und die angrenzenden Baulichkeiten, besonders in der Scheffulgasse, ein deutliches Bild des Kampfes, der hier getobt hatte. Die Verluste der Insurgenten waren groß; die der Unsrer — namentlich unter Zurechnung derer, die das sächsische Militär und das Alexanderregiment erlitten hatten — nicht gering.

Der ganze Hergang, rein auf seinen militärischen Gehalt hin angesehen, hatte gezeigt, welches Widerstandes eine Stadt fähig ist, wenn die Besatzung, die sie in sich birgt, den guten Willen hat, jeden Fußbreit zu verteidigen.

#### Der Straßenkampf in Iserlohn 17. Mai 1849

Am 11. Mai verließ unser Füsilierbataillon Dresden und vereinigte sich mit den andern Bataillonen des Regiments, um den in zwischen an einigen Orten Westfalens ausgebrochenen Aufstand niederzuschlagen. Das führte am 17. Mai zu dem Straßenkampfe in Iserlohn. Unsere Bataillone stürmten von drei Seiten her gegen die Stadt, nahmen die Barrikaden im ersten Anlauf und drangen in den Straßen trotz lebhaften Feuerns aus den Häusern ohne Aufenthalt vor. Eine der Barrikaden, die von der 4. Kompanie erstürmt wurde, war aus Postwagen erbaut, andre waren mit Geschützen versehen. An die Spitze der 12. Kompanie hatte sich der Kommandeur des Füsilierbataillons Oberstleutnant Schrötter



gestellt; weit vorausgesprängt traf ihn eine Kugel, und tödlich getroffen sank er aus dem Sattel. Diesen Schuß hatten die Aufständischen teuer zu bezahlen. Das Haus wurde erstürmt, und von drei Seiten her der Marktplatz erreicht. Die Feder sträubt sich, die Zahl der Opfer anzugeben. Auf seiten des Regiments waren nur zwei Tote, darunter der Oberstleutnant Schrötter<sup>8</sup>.

#### Der Feldzug in Pfalz und Baden

Inzwischen hatten sich die badenschen und zum Teil auch die bayerischen Truppen (soweit sie in der Rheinpfalz standen) dem Aufstande angeschlossen. An die Stelle ihrer Offiziere, die mit kaum nennenswerten Ausnahmen ihrem Eide treu blieben, traten vielfach Revolutionäre von Fach. Mieroslawski übernahm die Oberleitung.

Drei Korps setzten sich zur Bekämpfung der Aufständischen in Marsch. Das erste dieser Korps wurde vom General von Hirschfeld, das zweite vom General Graf Gröben, das dritte, aus deutschen Kontingenten gemischte, vom Generalleutnant von Peucker kommandiert. Den Oberbefehl über diese Armee übernahm der damalige Prinz von Preußen.

Unsere 24er kamen zum Hirschfeldschen, aus vier kleinen Divisionen bestehenden Korps, und zwar die Musketierbataillone zur 2. Division (Generalmajor von Webern), die Füsilier zur 4. Division (Generalmajor Brunzig Edler von Brun).

Die Kämpfe begannen in der Pfalz. Am 12. Juni rückten wir von Rheinhessen aus in dieselbe ein, und innerhalb einer Woche, während welcher bei Morschheim und Homburg am 13., bei Kirchheimbolanden und Dürkheim am 14. und 15., bei Rinntal am 17. kleine Gefechte stattgefunden hatten, war Rheinbayern (Pfalz) von den Insurgenten gesäubert. Sie zogen sich ins Badensche; dorthin folgten ihnen unsere Divisionen; am 20. Juni: Rheinübergang bei Germersheim.

Die nächsten zehn Tage umfassen nun den Badenschen Feldzug. Die 4. Division, so scheint es, trat anfangs mehr in Aktion als

<sup>8</sup> Oberstleutnant Schrötter wurde auf dem Iserlohner Kirchhof beigesetzt. In der Garnisonkirche zu Prenzlau ist ihm seitens der Kreisstände der Uckermark eine marmorne Gedächtnistafel errichtet worden. Für sein brillantes Verhalten in Dresden war ihm ein Regiment zugeordnet; die Ernennung, als sie in Iserlohn eintraf, fand ihn bereits tot.



die 2., wenigstens nahmen unsre Füsilier bis zum 29. an mehr Renkontres teil, als die Musketierbataillone. Am 21. Gefecht bei Wiesental, am 24. bei Neudorf, am 25. bei Durlach, am 28. Juni bei Michelbach und Gernsbach. Alle diese Begegnungen waren höchst unbedeutend; man trieb, wenigstens soweit unsere Kolonnen in Betracht kommen, den Gegner vor sich her; mehr ein Marschieren als ein Bataillieren. Nur zuletzt, als die Murglinie seitens der Aufständischen erreicht war, setzten sie sich hier zu einem letzten entschlossenen Widerstande fest. Dies führte am 29. und 30. zu den ziemlich blutigen Gefechten bei Kuppenheim, von denen das eine diesseits, das andre jenseits der Murg geschlagen wurde. An dem Gefechte diesseits der Murg (29.) nahmen unsre Musketierbataillone, an dem Gefechte jenseits der Murg (30.) unsere Füsilier teil. Besonders zeichnete sich am 29. das 2. Bataillon aus. Generalmajor von Webern sagt darüber in seinem Gefechtsbericht: „Das Erscheinen des Bataillons 24. Regiments war entscheidend; die Freudigkeit, mit der es ins Gefecht ging, ist über alles Lob erhaben, und bald war auch das verlorengegangene Terrain<sup>9</sup> und noch mehr gewonnen. Der Feind zog eilig über die Murg nach Kuppenheim ab.“

Die Gefechte am 30. (auch an andern Punkten, bei Dos, Iffezheim usw. war es zu Zusammenstößen gekommen) hatten über das Schicksal der Insurgentenarmee entschieden. Ein Teil derselben warf sich nach Rastatt hinein, das sie bis zum 23. Juli hielten; der Rest zerfiel in alle Winde.

Die Mehrzahl unserer Truppen kehrte unmittelbar nach Beendigung des Feldzuges in die Heimat zurück; unsre 24er aber wurden dem Okkupationskorps zugeteilt, das bis November 1850 in Baden verblieb.

<sup>9</sup> Das Gefecht stand eine Zeitlang nicht allzu günstig für uns; die badischen Truppen, auch einige Freischärlerabteilungen schlugen sich gut; dazu war Mieroslawskis Begabung eine unzweifelhafte. Unsere damalige Kriegführung ist mannigfach getadelt und derselben speziell nach der Seite hin, nach der wir uns 66 und 70 so glänzend bewähren sollten, jede Bedeutung abgesprochen worden. Vielleicht nicht ganz mit Unrecht. Aber die Schwierigkeiten waren groß und über alles genialisch Feldherrliche hinaus wurden die Gemüter damals von der Frage beherrscht: „Wie nah sind wir den badisch-militärischen Zuständen, oder wie weitab von ihnen?“ Die Treue bedeutete alles, die Strategie wenig. Das will erwogen sein.



Die Verluste in allen Kämpfen des Jahres 49 (Dresden, Iserlohn, Baden) stellten sich für unser Regiment wie folgt:

Dresden: 6 Tote, 13 Verwundete.  
 Iserlohn: 2 Tote, 4 Verwundete.  
 Baden: 3 Tote, 18 Verwundete.

Damals hatten diese Zahlen ein Gewicht; jetzt blicken sie uns bescheiden an. Bei Bionville gab es Minuten, die mehr kosteten als alle diese Kämpfe zusammengenommen.

Übrigens mag noch hervorgehoben werden, wie verschieden die Bataillone resp. Kompanien an diesen Verlusten partizipierten:

1. Bataillon: — tot, 1 verwundet.  
 2. Bataillon: 1 tot, 5 verwundet.  
 Füsilierbataillon: 10 tot, 29 verwundet.

Von diesen letzteren entfiel wieder nahezu die Hälfte (4 Tote, 14 Verwundete) auf die 9. Kompanie.

### Das 24. Regiment im Kriege gegen Dänemark

1864

Die Kämpfe von 1848 und 49 waren kein eigentlicher Krieg gewesen, mehr ein Wetterleuchten als ein Gewitter. Die Temperatur hatte sich nichtsdestoweniger abgekühlt, und eine abermalige Friedensperiode folgte, freilich zugleich auch eine Epoche der „Mobilisierungen“. Wer sie erlebt, weiß, daß es nichts Verstimrenderes und Lähmenderes gibt als diese beständigen Demonstrationen. Wer mobilisiert, muß auch schlagen. So wenigstens die Regel. Eine solche Rat- und Freudlosigkeit war über unser Volk gekommen, daß, als der Tod Friedrichs VII. und die sofort ausgesprochene Inkorporation Schleswigs in Dänemark zu neuen Mobilisierungen führte, niemand an den Ernst der Situation glauben wollte. „Es wird wieder nichts“, so hieß es. Nebenher ging die Befürchtung, daß alles, was etwa doch geschähe, zu Nutz und Frommen Dänemarks geschehen würde. Es kam anders. Eine Epoche glänzender Kriege nahm ihren Anfang. Zweimal war es unsern 24ern vergönnt, 1864 und 1870, in hervorragender Weise an diesen neuen Ruhmeszügen unseres Landes teilnehmen zu können.



Die 64er Situation war kurz die: Am 16. Januar wurde von seiten Preußens und Osterreichs ein Ultimatum an das dänische Gouvernement gestellt, worin die verbündeten beiden Regierungen Zurücknahme der sogenannten „November-Verfassung“, die die Inkorporation Schleswigs aussprach, forderten. Dänemark lehnte ab; ein österreichisches und ein preußisches Korps erhielten Order, sich in Holstein zu sammeln und die Eider zu überschreiten.

Das preußische Korps unter Prinz Friedrich Karl war ein kombiniertes und bestand aus einer westfälischen und einer brandenburgischen Division. Die letztere wiederum, die 6., unter General von Manstein setzte sich aus den Brigaden Canstein und Roeder zusammen. Brigade Canstein: 35er und 60er; Brigade Roeder: 24er und 64er. Später traten andere Truppen hinzu: die 5. Division, eine kombinierte Gardedivision, zuletzt eine schlesische Division; über alle diese gehen wir hinweg. Wir beschränken uns in nachstehendem auf die Aktion der Brigade Roeder.

Am 2. Februar stand diese, wie der Rest des Korps, an der Schlei, um bei Missunde den Übergang zu forcieren. Der Versuch scheiterte; auch unser Regiment hatte einige Verluste: Leutnant Hagemann war gefallen. Zwei Tage später wurde der Schleiübergang weiter abwärts ausgeführt; bei Arnis und Kappeln ging unser Korps auf Schiffbrücken über die Schlei. Am 7. wurde Flensburg besetzt, am 11. standen wir im Vorterrain von Düppel, etwa eine Meile von den Schanzen entfernt.

Es folgten nun jene beschwerlichen Wochen, die anfangs bloß eine Einschließung der Düppelposition, dann ein allmähliches Vorgehen gegen dieselbe brachten. Am 22. Februar wurde seitens unserer 24er (1. Bataillon) die Büffelkoppel, am 14. März Wester-Düppel, endlich am 17. März Kirch- und Oster-Düppel genommen. So kam — nachdem in der Nacht vom 29. auf den 30. März die Aushebung der ersten, in der Nacht vom 13. zum 14. April die der dritten Parallele stattgefunden hatte — der „18. April“ und mit ihm der so berühmt gewordene Sturm auf die Düppeler Schanzen.

Unsere 24er standen der Schanze V gegenüber. Die Formation der Angriffskolonnen war die folgende: 1 Schützenkompanie: Hauptmann von Salpius vom 64.; 1 Arbeiterkompanie: Hauptmann von Lobenthal vom 64.;  $\frac{1}{2}$  Pionierkompanie: Premierleutnant Lommaßsch. 2 Sturmkompanien 24er unter Hauptmann von Hüllessem



und Hauptmann von Sellin; 2 Reservekompanien, 24er und 64er, unter Hauptmann von Görschen und Hauptmann Windell.

Schanze V, wiewohl den Ausfallstufen nebst Schanze II und III am nächsten gelegen, lag nicht besonders günstig. Die Stürmenden hatten eine Seitwärtsbewegung (nach links hin) auszuführen und unter dem Feuer der Schanze und der Kommunikation zwischen IV und V die von dort vollständig beherrschte Chaussee zu passieren.

Die Kompanien stiegen rasch hintereinander aus der dritten Parallele hervor und avancierten in drei Linien. Die Schützenkompanie (von Salpius), die Arbeiterkompanie (von Lobenthal) und die erste Sturmkompanie (von Hüllessen) nahmen ihre Direction auf die dicht vom Feinde besetzte Kommunikation zwischen Schanze V und VI. Die zweite Sturmkompanie (von Sellin) und die erste Reservekompanie (von Goerschen) faßten Schanze V in der Front, die zweite Reservekompanie endlich (Hauptmann Windell) attackierte am weitesten rechts die Kommunikation zwischen V und IV.

Die zweite Reservekompanie (Windell), wie sie zuletzt aus der Parallele heraufgestiegen war, erreichte ihr Ziel auch zuletzt.

Die Kompanien von Sellin und von Goerschen, und ihnen vorauf die halbe Pionierkompanie unter Premierleutnant Lommaksch, hatten nach drei Minuten schon den Graben in Front der Schanze erreicht — hier aber geboten die Palisaden Halt. Es galt dieses Hindernisses Herr zu werden. Wer es konnte, überkletterte die Pfähle oder ließ sich hinüber heben; die große Masse stemmte sich gegen sie und wuchtete sie aus, wodurch Lücken entstanden, welche den Stürmenden den Weg auf die Brustwehr öffneten. Wie bei Schanze III, wo die Füsilier vom Leibregiment den Leutnant von Werdeck (eine reckenhafte Figur) mit Hilfe zusammengelegter Gewehre in die Schanze hineingehoben hatten, so trugen auch hier die Füsilier vom 24. Regiment ihren Hauptmann von Sellin im Triumph in die Schanze. Mancher fiel. Premierleutnant Lommaksch an der Spitze seiner Pioniere erhielt einen tödlichen Schuß; Leutnant von Falkenstein vom 24. wurde durch einen Doppelschuß verwundet. Sechs Minuten nach 10 Uhr war Schanze V in der Front erobert.

An dem erbitterten Kampfe, der der Erstürmung der Schanzen auf dem zwischen diesen und dem Sonderburger Brückenkopf ge-



legenen Terrain folgte, scheint die Brigade Roeder keinen Anteil genommen zu haben. Desto hervorragender war die Beteiligung dieser Brigade, und mit ihr des 24. Regiments, an der Eroberung von Alsen.

Die Eroberung von Alsen geschah am 29. Juni 1864. Das kombinierte Korps, 6. und 13. Division, stand an diesem Tage unter dem Befehl des Generals Herwarth von Bittenfeld. In der am Tage zuvor in Schloß Gravenstein ausgegebenen Disposition hieß es: „Der Ubergang geschieht mittels 160 Rähnen und durch den Pontontrain von vier näher zu bezeichnenden Punkten aus.“ Unsere 24er hatten, soweit die Brigade Roeder in Betracht kommt, den rechten Flügel. Das 1. Bataillon ging in 50 Booten vom Südenende des Satruper Holzes, das 2. Bataillon in 42 Booten von der „Siegelei“ aus über den Alsensund. Die Vorgänge bei beiden Bataillonen waren so ziemlich dieselben; trotzdem im wesentlichen die Ueberraschung glückte, waren die Verluste, die uns noch in den letzten Momenten trafen, nicht ganz unbedeutend. Wir geben hier einen Bericht aus den Reihen des 2. Bataillons.

„So lange man von Alsen sprechen wird, wird dieser Ubergang als ein tollkühnes Unternehmen gelten. Vielleicht barg diese Kühnheit das Geheimnis des Erfolges. Ich für mein Teil, bei aller Erkenntnis der Gefahren, denen wir entgegen gingen, hatte das vollständige Gelingen keinen Augenblick bezweifelt. Nun nehmt eine Karte zur Hand, um besser folgen zu können. Die Disposition für den 29. lautete etwa wie folgt:

„Um 12 Uhr nachts steht alles an den angewiesenen Plätzen. Anzug wie am Sturmtage; der Mann 80 Patronen. Schlag 2 Uhr setzt die Brigade Roeder als Avantgarde über den Alsensund. Das 1. Bataillon vom 24. Regiment nimmt den rechten Flügel in der Richtung auf Arnkiel, das 2. Bataillon vom 24. nimmt die Mitte, sechs Kompanien vom 64. Regiment nehmen den linken Flügel und steuern auf Arnkiel-Dere. Die ersten Kompanien, die das feindliche Ufer erreichen, stürmen die dortigen Schützengräben und Batterien. Wenn dies geschehen, wendet sich das 1. Bataillon vom 24. auf das abgebrannte Gehöft Arnkiel, das 2. Bataillon durchstreift die Fohlenkoppel bis zum südlichen Ausgang derselben; die 64er säubern den äußersten linken Flügel an der Augustenburger Förde und dringen ebenfalls bis zur Südlisière der Fohlenkoppel vor. Hier



warten 24er und 64er weitere Befehle ab.“ In diesen kurzen Angaben habt ihr die Disposition für den ersten Akt des Kampfes, dem wir (die Brigade Noeder) entgegengingen. Nun geb' ich euch die besonderen Erlebnisse der zweiten Kolonne.

Am 28. abends  $\frac{1}{2}$ 10 Uhr marschierten wir nach dreimaligem Hoch auf den König aus der Büffelkoppel. Um  $1\frac{1}{2}$  Uhr morgens machten wir halt dicht hinter einer am Strande gelegenen Ziegelei. Von hier aus sollten wir übergehen. Die Pioniere und die zu ihrer Hilfeleistung kommandierten Schiffer waren eben damit beschäftigt, die Boote ins Wasser zu bringen; eine mühevoll und nicht ganz geräuschlose Arbeit. Dennoch blieb am jenseitigen Ufer, welches man auf 800 Schritt im Dämmer erkennen konnte, alles in geheimnisvoller Stille. Nun macht euch fertig! 2 Uhr. Es kam der Befehl zum Einsteigen. Die Leute mußten, da viele unserer Boote nicht hart ans Ufer heranzubringen waren, bis an den Leib ins Wasser. Ein angenehmes Morgenbad. Die Patronen waren im Brotbeutel um den Hals gebunden. Ungeachtet aller dieser Hindernisse ging das Einsteigen rasch vonstatten. Unserer Kompanie (der 6.) war für diesen Tag ein kurhessischer Offizier, der Oberleutnant von Losberg (ein Neffe des Generals von Sanstein), der unserer Armee in den Krieg gefolgt war, zur Dienstleistung zugeteilt.

Drei Minuten nach 2 Uhr schwammen wir auf dem Alsenfund. Die 5. Kompanie und ein Teil der 6. hatten die Tete. Unser Boot war unter den vordersten. Wenn wir nach links hin blickten (nordwärts, nach Arnkiel-Dere zu), sah es im Morgendämmer aus, als schwämmen Jüge wilder Enten über den Sund. Alles still. Peinlichste Erwartung. Die Ruderer griffen rascher ein; da mit einem Male brach ein Donnerwetter über unsern Köpfen los. Granaten-, Kartätsch- und Gewehrfeuer begrüßte uns vom andern Ufer; Fanale brannten auf der ganzen Insel; das 1. Bataillon vom 60. Regiment, das vollständig aufgelöst an der Lisière des Satruper Holzes von dem Augenblick an, wo wir entdeckt waren, durch Schnellfeuer unseren Übergang decken sollte, knatterte jetzt über den Sund hin — man war von hinten kaum sicherer als von vorn. Trotz aller Gefahr das großartigste Feuerwerk, das ich all mein Lebtag gesehen habe. „Hurra, vorwärts, vorwärts!“ waren die ununterbrochenen Rufe. Es war zauberhaft. Die Kartätschen plätscherten um einen herum, daß das Wasser hoch aufspritzte. Eine Granate schlug einen



Rahn unserer Kompanie in Stücke, eine ganze Wand war weggerissen, im Moment gingen Boot und Mannschaften in die Tiefe. Alles schrie auf; die nächsten Boote wollten retten. „Vorwärts!“ donnerte eine Kommandostimme dazwischen. Es stand Größeres auf dem Spiel. Drei ertranken; andere tüchtige Kerls schwammen glücklich dem Ufer zu. Hut ab, vor diesen braven Musketieren.

Die 5. Kompanie war die erste am Ufer. Mit Hurra ging es die steile Uferwand hinauf, auf die Schützengräben zu. Was sich wehrte, wurde niedergemacht, andere gefangengenommen. Noch andere wichen der Fohlenkoppel zu, wir hinterdrein — es war wieder das reine Kesseltreiben. An der Lisière hielten wir, um Atem zu schöpfen. Aber fast im selben Moment kam General Roeder zu uns heran und rief uns, schon von weitem und rückwärts deutend zu, die Strandbatterie zu nehmen, an der wir in unserem Verfolgungseifer vorbeigestürzt waren, ohne ihrer zu achten. Nun also kehrt! Wahrhaftig, da krachte es von derselben Uferstelle aus, an der wir gelandet, oder doch keine 200 Schritt von ihr entfernt über den Allensund hin, als ob wir noch alle auf dem Wasser schwammen und nicht schon an der Lisière der Fohlenkoppel ständen. Aber es waren die letzten Schüsse aus dieser Schanze. In zehn Minuten war sie unser: drei schwere Geschütze samt einer Anzahl Espingolen, dazu 2 Offiziere und 50 Mann fielen in unsere Hände. Die Gefangenen wurden dem Ufer zugetrieben und dort von den rückkehrenden Booten aufgenommen. Wir schwenkten dann wieder rechts, bis wir unter fortwährend leichtem Gefecht (der Feind floh südlich auf Kjær und Bagmose zu) die Südlisière der Fohlenkoppel erreicht hatten. Hier machten wir halt; zur Rechten nach dem Allensunde hatten wir das 1. Bataillon unseres Regiments; zur Linken hin, der Augustenburger Förde zu, die sechs Kompanien vom 64sten. In dieser Stellung warteten wir die Befehle zum weiteren Vorgehen ab. Es mochte 3 Uhr geworden sein.

Diese Befehle trafen endlich ein. Unser 2. Bataillon 24er avancierte über Rönhof gegen das Dorf Kjær; hier stieß es auf eine der drei Kolonnen, mit denen die dänische Brigade Kaufmann zur Wiederherstellung des Gefechts von Ulkebüll aus vorgegangen war. Die hier in das Gefecht eintretende feindliche Kolonne bestand aus dem 1. Bataillon 18. und dem 2. Bataillon 3. Regiments und wurde von Oberst Kaufmann persönlich geführt. Die Dinge nahmen hier



momentan eine kritische Gestalt an, unser 1. Bataillon 24er war noch erheblich zurück. Wir lassen abermals einen Offizier vom 2. Bataillon sprechen: „Der Feind avancierte rasch, zahlreiche Schützenchwärme voraus. Nur zwei Kompanien, die 5. und 6., hatten wir in diesem Augenblick zur Stelle. Die 5. Kompanie rechts, die 6. zur Linken der großen Dorfstraße, erwarteten wir den Feind. Hauptmann von Görtschen von der 6. Kompanie übernahm den Befehl. Wir jubelten ihm zu; wir wußten, was wir an ihm hatten. Auf 100 Schritt ließ er die Kolonne herankommen, dann ‚Feuer‘. Es schlug dicht ein. Die Dänen suchten jetzt nach Deckung und sprangen rechts und links hinter die Knicks. Die Salven krachten nun ihrerseits, und Äste und Zweige flogen um uns her. Wir blieben ihnen nichts schuldig, aber es hatte keinen rechten Effekt; wir sahen zu wenig, nur dann und wann ein Käppi, eine Bajonettspitze. Das Mißliche unserer Situation war unverkennbar; entdeckte der Feind unsere Schwäche und warf sich mit Ungestüm auf uns, so rannte er wahrscheinlich unsere in Front stehenden Abteilungen über den Haufen. Er versäumte aber den rechten Augenblick. Unsere anderen Kompanien, eigentlich nur vereinzelte Züge, waren jetzt heran, und General Roeder gab Befehl, alle noch außer Gefecht befindlichen Abteilungen unseres Bataillons zu einer Kolonne zusammenzufassen und diese, mitten auf der Dorfstraße, gegen den vom Feind besetzten Knick zu führen. Dieser Angriff en colonne\* entschied das Gefecht; unter schweren Verlusten trat die dänische Kolonne ihren Rückzug an. Auch diesseits hatte dieser kurze Kampf viel Blut gekostet. Von den 7 Offizieren, die auf Befehl General Roeders die rasch formierte Kolonne gegen den vom Feinde besetzten Knick geführt hatten, waren 6 verwundet, dem siebenten war die Kugel durch den Armelausschlag gegangen.“

Dies war am 29. Juni. Drei Wochen später war der Krieg beendet; dann kam der „Einzug“, der erste seit 1815, der vom Volke bejubelt wurde.

#### Das 24. Regiment im Kriege gegen Oesterreich

1866

Genau zwei Jahre nach der Eroberung von Aßen, am 29. Juni 1866, hatten brandenburgische Regimenter einen neuen Ruhmes-

\* in Kolonne.



tag: Die 5. Division unter General von Tümppling stürmte die Brodahöhe bei Gitschin. Die 6. Division, der unser 24. Regiment angehörte, kam nicht zur Aktion.

Auch am 3. Juli, bei Königgrätz, stand die 6. Division unter General von Manstein in Reserve. Sie hielt in der Nähe des Königs, auf dem Höhenzuge diesseits der Bistritz, die Lipahöhe vor sich, zwischen den Höhen hüben und drüben: Sadowa und der Holawald.

In diesem kämpfte die 8. und 4. Division und litt schwer unter dem immer mächtiger werdenden Feuer der österreichischen Artillerie. Um Mittag, als unsere Lage immer kritischer und das Festhalten des Wäldchens immer fraglicher geworden war, gab sich ein Verlangen kund, vorzubrechen und mit der 6. Division, die noch völlig intakt war, über den Holawald hinaus gegen die Lipahöhe anzustürmen. Aber mit Recht wurde diesem Verlangen gewehrt. Wenn diese Position in und um Sadowa unhaltbar wurde, wenn der Feind uns warf, so mußten wir diesseits noch über frische Kräfte verfügen, die imstande waren, dem feindlichen Angriff zu begegnen. Ein unzeitiges Vorbrechen, wenn es nicht glückte (und wer mochte dessen sicher sein), legte uns Opfer auf und beraubte uns der Vorzüge einer hochgelegenen Defensivstellung. So wurde die 6. Division zurückgehalten; nur Teile der 11. Brigade, einzelne Bataillone des 35. und 60. Regiments gingen vor, passierten den Waldbrand und schickten sich an, die Höhe zu nehmen; aber große Verluste zwangen alsbald davon abzustehen. Die 12. Brigade, und mit ihr unser Regiment, blieb in ihrer Reservestellung bis zum Schluß des Kampfes; das um 2 Uhr stattfindende Eintreffen der Kronprinzlichen Armee bei Ehlum und Rosberitz hatte die Schlacht entschieden. Es wird erzählt, General von Manstein habe dem Könige liebevolle Vorwürfe gemacht, die Schlacht ohne ein rechtes Dazutun der 6. Division und speziell der „Düppel-Brigade“ (Regimenter 24 und 64) gewonnen zu haben, worauf der König gut gelaunt geantwortet haben soll: „Aber lieber Manstein, ich kann doch ihretwegen nicht noch 'mal anfangen.“

Von ernstern Renkontres folgten dem Tage von Königgrätz bekanntlich nur noch: Tobitschau und Blumenau (Preßburg). Auch an diesen beiden Gefechten, die von anderen Armeekorps bestanden wurden, nahmen unsere 24er nicht teil. Erst das Jahr 70 gab zu erneuter Bewährung Gelegenheit.



Das 24. Regiment im Kriege gegen Frankreich  
1870 und 71

Wie in den vorausgegangenen Kämpfen so gehörte auch im Kriege von 70 und 71 unser 24. Regiment zur 6. Division. Diese wurde jetzt vom Generalleutnant von Buddenbrock kommandiert, die 12. Brigade vom Generalmajor Grafen von Hacke, unser Regiment vom Obersten Grafen Dohna. Bataillonskommandeure: 1. Bataillon Major von Unruh, 2. Bataillon Major Rehtern, Füsilierbataillon Major von Sellin, derselbe, der schon vor Düppel eine Sturmkompanie gegen Schanze V kommandiert hatte.

Die beiden Glanzaktionen der 6. Division waren Bionville und Le Mans. Nur an diesen beiden Tagen kam sie ernsthaft ins Gefecht. Die größten Verluste innerhalb des Divisionsverbandes hatte unser Regiment.

Zwischen 9 und 10 Uhr traf die 6. Division (Buddenbrock) auf dem so berühmt gewordenen Plateau südlich von Flavigny und Bionville ein; rechts rückwärts von ihr stand die 5. Division (Stülpnagel) im Feuer. Schwere Stunden kamen. Flavigny und Bionville waren seitens unserer 6. Division genommen; 20er, 35er, 64er hatten bereits bedeutend gelitten; nur unsere 24er standen noch intakt in Reserve. So kam die Mittagsstunde. Die Überflügelung unsrer Stellung zunächst durch das französische 6., im weiteren Bogen durch das 3. und 4. Korps wurde immer sichtbarer; wenn der Feind ein links (westlich) von Bionville, hart an der Straße nach Mars-la-Tour gelegenes Wäldchen („die Büsche von Tronville“), die er bereits besetzt hatte, in Händen behielt, so war nicht nur die 6. Division, sondern das ganze III. Armeekorps in seiner Aufstellung umgangen und von unserem linken Flügel (Mars-la-Tour) abgetrennt. Dies zu hindern erhielt das 24. Regiment Befehl, aus seiner Reserveposition gegen die „Büsche von Tronville“ vorzugehen, diese zu nehmen und zu halten. Das Regiment unternahm diese Aufgabe, okkupierte den Wald, der wohl zunächst nur durch schwache Abteilungen der Division Tixier verteidigt wurde, und brach nordwärts aus der Lisière vor, um den Feind, der von der nahegelegenen „Römerstraße“ aus das Wäldchen beständig bedrohte, aus dieser seiner Position („Römerstraße“) zu delogieren. Dieser Versuch scheiterte, und der Feind ging nunmehr seinerseits



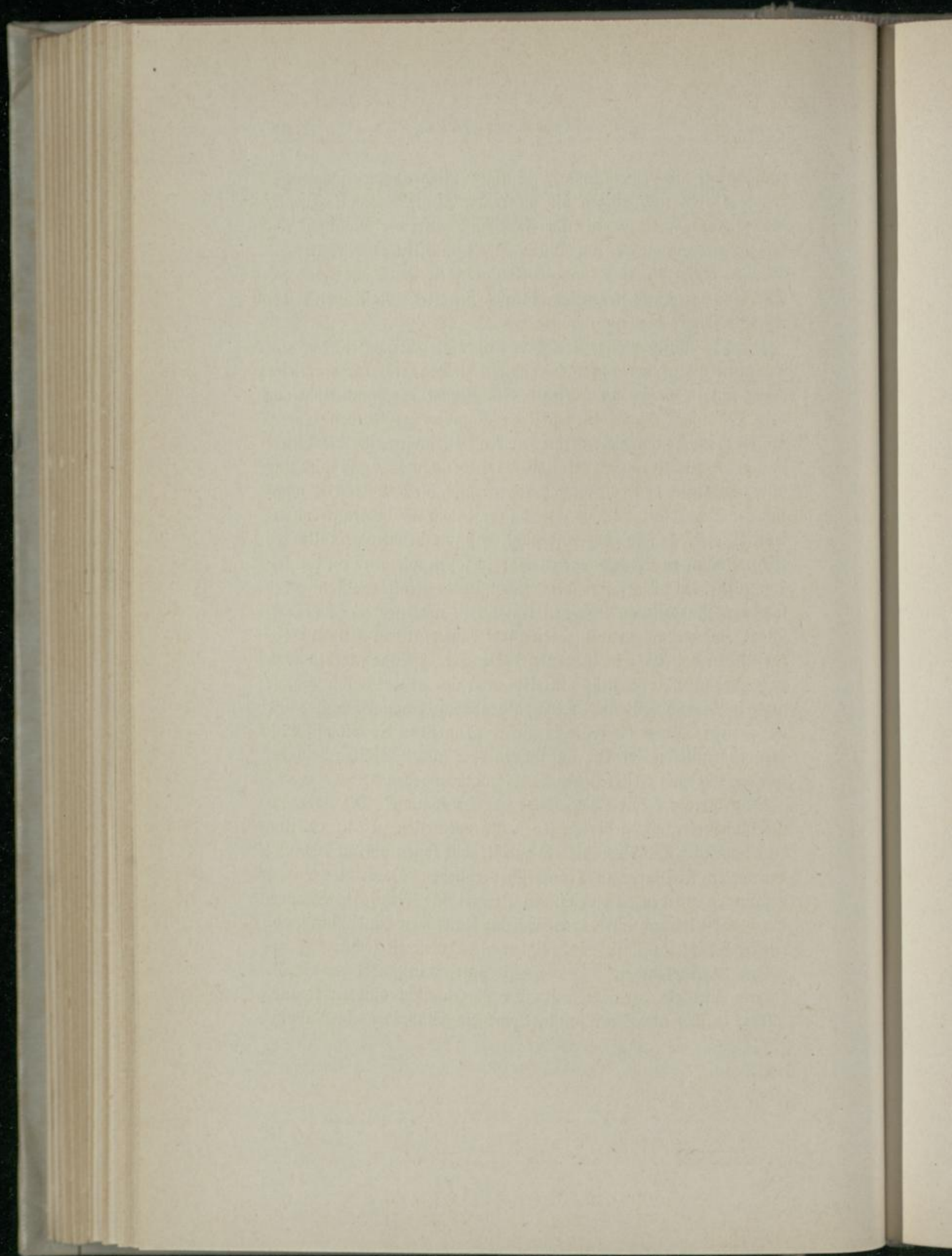
zum Angriff über; nach langem, blutigem Ringen wurden die Unseren geworfen und gingen bis hinter das Dorf Tronville zurück. Ganze Kompanien waren führerlos; ein Drittel der Mannschaften lag tot und verwundet am Walde. Dreizehn Offiziere, darunter die Majore Rechtern und von Sellin, wurden am Tage nach der Schlacht, hart links neben der Straße, bestattet. Major von Lüderitz war schwer verwundet.

Nicht so blutig verlief Le Mans; aber die Strapazen, die dem endlichen Siege vorausgingen, zählten zu den größten, die dieser Krieg unsern Truppen auferlegte. Ein Bericht, der unmittelbar vor dem Schlußakt dieses mehrtägigen Kampfes geschrieben wurde, schildert am besten die übergroßen Anstrengungen und die Stimmung, die dieselben begleitete: „Und wie der ganze Tag so wird uns auch der Abend des 10. Januar unvergeßlich bleiben. Es trat nämlich ein Schneefall ein, wie wir ihn sonst noch nie in Frankreich erlebt. Die Flocken so groß und dicht, daß wir in wenigen Minuten Schneemännern ähnlich waren. Und so saßen wir denn an demselben Wege, wo die erstarrenden Leichen vieler gefallenen Feinde den tapferen Widerstand derselben kundtaten, um mehrere Feuer geschart, und gedachten mit gegen Gott dankerfühltem Herzen unserer Lieben daheim; ein Gedanke, der in solcher Lage für den Soldaten der süßeste, der liebste ist. Um ungefähr 11 Uhr nachts brachte uns ein Marsch von einer guten halben Stunde hungrig, müde und am ganzen Körper fröstelnd in unsere Quartiere, die wir auf einigen erbärmlichen Fernen, auf Böden oder in den Ställen bezogen, um am Morgen weiter gegen Le Mans vorzugehen.“

Dem Kriege folgten die „Tage der Okkupation“. Die 24er, im Divisionsverbande, gehörten jenen Truppenteilen zu (4., 19. und eine bayrische Division), die bis zuletzt, will sagen bis zur Zahlung der letzten Milliarde in Frankreich verblieben. Dann bildeten sie zusammen mit den 64ern zwischen Verdun und Metz jenes Spalier, durch das hindurch alles, was noch im feindlichen Lande stand, abrückte. Zuletzt, aufschließend, folgten als Queue sie selbst.

Am 19. September 1873 zogen sie unter dem Jubel der Bevölkerung, den ein herniederstürzender Regen nicht hindern konnte, wieder in ihre alte Garnisonstadt ein: die „Ruppiner“ in Ruppin.

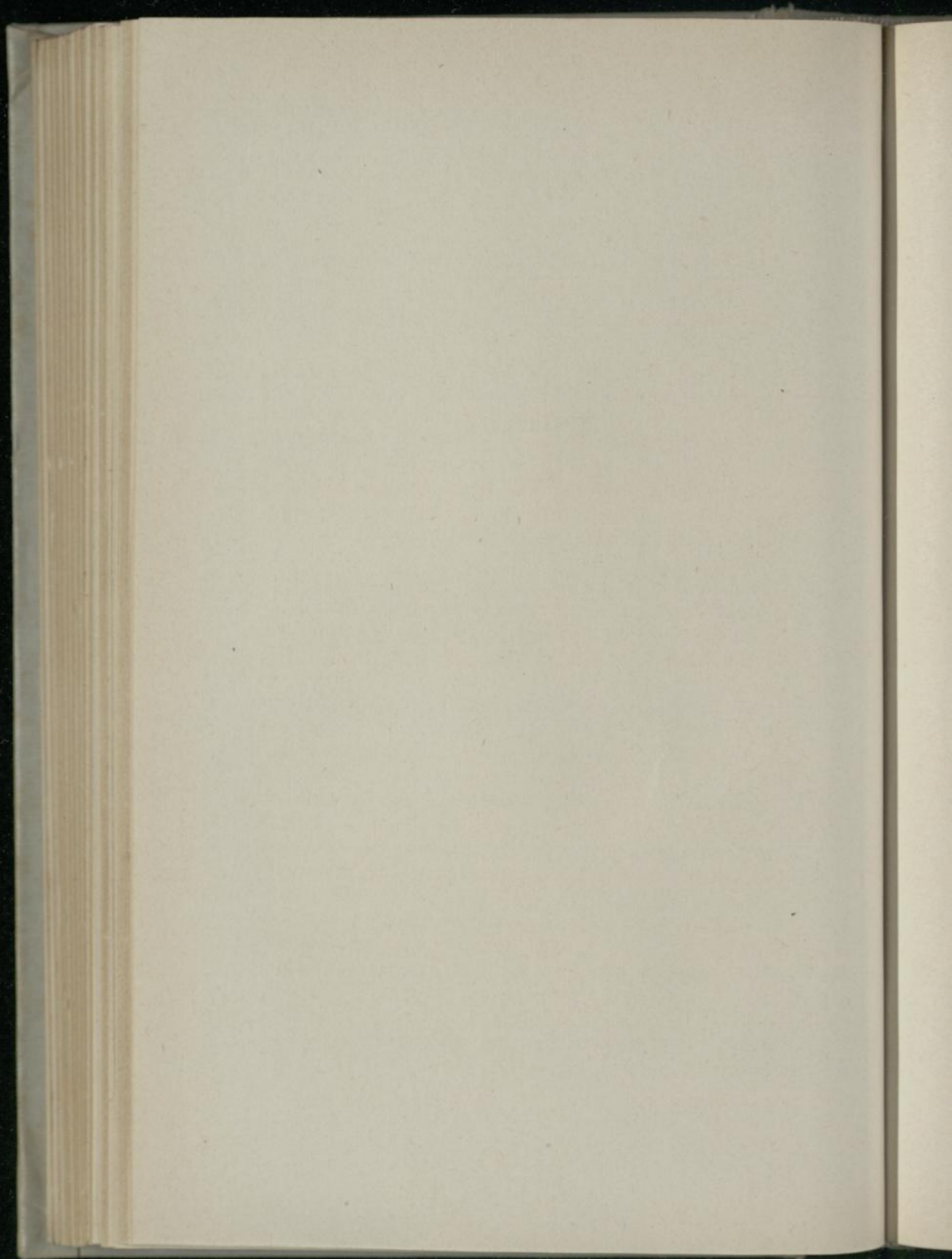






Rheinsberg







## Rheinsberg

### 1.

Die Kahlenberge. Französische Kolonistendörfer.  
Einfahrt in Rheinsberg. Der Ratskeller.  
Unter den Linden. Das Möskesfest

Die Stadt Rheinsberg von Berlin aus zu erreichen ist wirklich schwer. Die Eisenbahn zieht sich auf sechs Meilen Entfernung daran vorbei, und nur ein geschickt zu benutzendes Verbindungsnetz von Hauderer und Fahrpost (die bloßen Worte ängstigen das Gemüt!) führt schließlich den Reisenden an das ersehnte Ziel. Dies mag es zum Teil erklären, weshalb ein Punkt unsrer heimatlichen Mark so völlig unbesucht bleibt, dessen Naturschönheiten mindestens nicht verächtlich zu behandeln und dessen historische Erinnerung allerersten Ranges sind.

Wir haben es besser, wenigstens näher. Wir kommen von dem nur drei Meilen entfernten Ruppin und lassen uns durch die Sandwüste nicht beirren, die auf der ersten Hälfte des Weges vor uns liegt. Man passiert mehrere Hügelzüge, und sooft man fragt, „Wie heißt dieser Platz hier?“ so schallt die Antwort zurück, „Die Kahlenberge“. Diese Sandwüste wird hier und da durch ein Dorf aus alter, guter Zeit unterbrochen, dessen ärmliche Strohdächer ein spitzer Schindelturm überragt. Vielen fehlt auch dieser Turm. Einzelne dieser Dörfer (z. B. Braunsberg), in denen bei ähnlichem Boden, wie ihn Teltow hat, auch die Rübenzucht noch am ehesten gedeiht, sind von französischen Kolonisten bewohnt, die hier berufen waren, die Ufer der Rhone und Loire zu vergessen. Harte Aufgabe. Als wir Braunsberg passierten, lugten wir aus dem Wagen heraus, um „Köpfe zu studieren“ und uns an südlichen Rassegesichtern zu erfreuen. Wie heißt der Schulze hier? fragten wir mit halber Verlegenheit, weil wir nicht recht wußten, ob wir deutsch oder französisch sprechen sollten. „Borchardt“, schallte die Antwort zurück. Nun waren wir beruhigt. Auch die südlichen Rassegesichter sahen geradeso aus, wie die wendisch-deutsche Mischung sonstwo. Ubrigens kommen wirklich noch viele französische Namen in diesen Dörfern vor, und „unser Niquet“ z. B. ist ein Braunsberger.



Die Wege, die man passiert, sind im großen und ganzen so gut, wie Sandwege sein können; nur an manchen Stellen, wo die Feldsteine wie eine Ausfaat über den Weg gestreut sind, schüttelt man bedenklich den Kopf in Rückerinnrung an die bekannte Kabinettsorder Friedrichs des Großen, in der er mit Rücksicht auf diesen Weg und auf 195 Thlr. 22 Sgr. 8 Pf. zu zahlende Reparaturkosten, ablehnend schrieb: „Die Reparation war nicht nöthig. Ich kenne den Weg und muß mir die Kriegs-Camer voñr ein großes Beest halten, um mir mit solches ungereimtes Zeug bei der Nahse kriegen zu wollen.“ Der König hatte unrecht, trotzdem er den Weg kannte. Erst eine halbe Meile vor Rheinsberg wird es besser, und es beginnen stattlich-steife Pappelalleen, jene „Grenadierfronten“, wie Anastasius Grün sie genannt hat. Dabei geht es ein wenig bergab, und unser Kutscher glaubt ein übriges tun zu müssen. Im Trabe nähern wir uns einem hinter reichem Laubholz versteckten, immer noch rätselhaften Etwas und fahren endlich zwischen Parkanlagen links und einer Sägemühle rechts in Stadt Rheinsberg hinein.

Wir halten vor einem reizend gelegenen Gasthof, der noch dazu den Namen der „Ratskeller“ führt, und da die Rheinsberger Turmglocke eben zwölf schlägt und unser guter Appetit entschieden der Ansicht ist, daß das Rheinsberger Schloß mit all seinem Zauber doch am Ende kein Zauberschloß sei, das jeden Augenblick verschwinden könne, so beschließen wir, vor unserem Besuch ein solennes Frühstück einzunehmen und gewissenhaft zu proben, ob der Ratskeller seinem Namen Ehre macht oder nicht. Er tut es. Zwar ist er überhaupt kein Keller sondern ein Fachwerkhaus wie andere Häuser; aber eben weil er sich jedem Vergleich mit seinen Namensvettern in Lübeck und Bremen geschickt entzieht, zwingt er den Besucher, alte Reminiszenzen beiseite zu lassen und den Rheinsberger Keller zu nehmen, wie er ist. Er bildet seine eigene Art und eine Art, die nicht zu verachten ist. Wer nämlich um die Sommerszeit beim Ratskeller vorfährt, pflegt nicht unterm Dach des Hauses sondern unter dem Blätterdach von Linden und Kastanien abzustiegen, die in wirklicher Pracht einen vor dem Hause gelegenen Platz, den sogenannten „Triangelplatz“, umstehen. Man macht sich's bequem unter einer weiten, duftigen Laube und hat eine Kuppel über sich, die alsbald auch die Gewölbe des besten Kellers vergessen macht.



So wenigstens ging es uns. Lindenduft und Lindenblüte um uns her so setzten wir uns zu Tisch; zwei Rheinsberger, an deren Kenntniss und Wohlgeneigtheit wir empfohlen waren, gesellten sich zu uns, und während die Vögel immer munterer musizierten und wir in erträglichem Rotwein auf das Wohl der Stadt Rheinsberg anstießen, machte sich die Unterhaltung.

„Ja“, begann der eine, den wir den Morosen nennen wollen, „es tut not, daß man auf das Wohl Rheinsbergs anstößt: aber es wird wohl nichts helfen, ebensowenig, wie irgend etwas geholfen, was man bisher mit uns vorgenommen hat. Wir liegen außerhalb des großen Verkehrs, und der kleine Verkehr kann nichts bessern, denn was unmittelbar um uns her liegt, ist womöglich noch ärmer als wir selbst. Durch ein unglaubliches Versehen leben hier zwei Maler und ein Kupferstecher. Der Boden ist Sandland, Torflager gibt es nicht, und die Fischzucht kann nicht blühen an einem Ort, dessen sämtliche Seen für vier Taler preussisch verpachtet sind.“

Wer weiß, wo diese Bekümmernisse endlich noch gelandet wären, wenn nicht eine große Festfahne, die von einigen Kindern eben an uns vorbeigetragen wurde, alle Klagen unterbrochen und uns die Frage aufgebrängt hätte: Was ist das? „Das ist die Fahne vom Möskesfest, die man hat reparieren lassen“, erwiderte der andere unserer Rheinsberger Freunde, dessen gute Laune das Gegenstück zu der Morosität seines Nachbarn bildete, „der sie trägt, ist Fähnrich Wilhelm Hut, und der ihm zur Rechten geht, ist General Eduard Nekeband, sitzt seit Ostern in Quarta.“ Diese Äußerungen machten uns natürlich begierig, mehr zu hören, und wir erfuhren alsbald, was es mit dem Möskesfest auf sich habe. Da diese Feier der Stadt Rheinsberg eigentümlich ist, so darf ich wohl einen Augenblick dabei verweilen. Das Möskesfest ist ein Kinderfest, das alljährlich am Sonntag vor Pfingsten gefeiert wird. Möske bedeutet „Waldmeister“ (*asperula odorata*), und in alten Zeiten lief die Festlichkeit darauf hinaus, daß die Stadtkinder frühmorgens in den Wald zogen, Waldmeister pflückten, und damit heimkehrend den Altar und die Pfeiler der Kirche schmückten. Erst im Jahre 1757 nahm die Feier einen sehr verschiedenen Charakter an. Am 6. Mai war die Schlacht bei Prag geschlagen worden, und am 20. Mai traf die Nachricht vom Siege in Rheinsberg ein. Es war



Sonntag vor Pfingsten, also der Tag des Möskefestes. Die Siegesfreude, vielleicht auch der Umstand, daß Prinz Heinrich, der damals schon Besitzer von Rheinsberg war, durch Mut und Geschick die Schlacht zugunsten der Preußen entschieden hatte, schuf auf einen Schlag die bis dahin rein kirchliche Feier in eine militärisch-patriotische um. Was damals Impromptu war, ist geblieben. Das Möskefest ist eine Art Soldatenspiel geworden, das die Rheinsberger Jugend am Sonntag vor Pfingsten aufführt, und an dem die Alten (die alle einmal dasselbe Spiel gespielt haben) mit herzlicher Freude teilnehmen. Früh am Morgen schon ziehen vier Trommler mit der Schloßpauke und der Stadttrommel durch die Straßen und schlagen Reveille. Die Soldaten sammeln sich bei der Fahne. So geht's mit Musik vor das Haus des „Generals“. Hier dreimaliges Vivat dem General und seinen Angehörigen ausgebracht. Dann militärisch in Sektionen aufmarschiert und nun Abmarsch durch Stadt und Schloß hindurch nach dem schönen Boberowwalde. Hier beginnt nun das Waldmeisterpflücken. Nachmittags kommen die jungen Mädchen und besuchen mit ihren Angehörigen die jungen Soldaten im Waldbivak. Jetzt beginnen die Turnspiele und die Wettläufe; hinterher Preisverteilung an die Sieger, dann Tanz und Rückmarsch in die Stadt.

Unser Frühstück war abgetan und wir schickten uns an, dem Schloß, dessen gelbe Rückwände schon überall durch das Baumwerk hindurchschimmerten, unsern Besuch zu machen. Die vertrauliche Mitteilung beider Herren indes, daß der alte Kastellan (er ist 84, und man darf's ihm gönnen) um diese Zeit seinen Mittagschlaf zu halten pflege, bestimmte uns, einen Umweg zu machen und zuvor in die alte Rheinsberger Kirche hineinzusehen.

## 2

## Die Rheinsberger Kirche

Wir hatten bald alle Ursach, uns bei dem Mittagschlaf des alten Kastellans zu bedanken. Leicht möglich, daß wir ohne denselben an der Rheinsberger Kirche vorübergegangen wären. Und doch ist es ein alter, in mehr als einer Beziehung interessanter Bau. Die erste Anlage desselben datiert weit zurück; 1568 wurde sie durch



Achim von Bredow (die ganze Herrschaft Rheinsberg war damals Bredowscher Besitz) um zwei Drittel vergrößert. Man kann den Anbau noch jetzt von dem älteren Teil unterscheiden.

Diese Kirche ist der einzige Punkt in Rheinsberg, wo man auf Schritt und Tritt den Bildern zweier völlig gegensätzlicher Epochen begegnet und diesen Gegensatz als solchen empfindet. Die Prinz-Heinrich-Zeit und die Bredowsche Vorzeit treffen hier wie Wasser und Öl zusammen. In Schloß und Park stören die französischen Inschriften nicht; die Baulichkeit, die Gartenanlagen, alles erscheint wie aus einem Guß; und entweder vergessen wir, dem malerischen Reiz des Bildes hingegeben überhaupt, daß es ein preußisches Schloß ist, in dem wir uns bewegen, oder wir finden die Sprache gleichgültig, in der die Dinge an uns herantreten, etwa wie es Zuhörern, die beider Sprachen mächtig sind, von keinem Belang ist, ob sie den Shakespeare deutsch oder englisch spielen sehn. So ist es in Schloß und Park, aber nicht in der Kirche; in dieser hat das französische Pfropfreis den alten Stamm nicht überwinden können und muß sich nun damit begnügen, die Rolle des Parasiten an und neben demselben zu spielen.

Wir treten von der Seite her durch eine Art Vorbau ein. Gleich dieser Vorbau, der sein spärliches Licht nur mittels der offestehenden Tür empfängt, durch die wir eben eintraten, zeichnet sich durch den angedeuteten Gegensatz aus. Zur Linken, fast ein Viertel des ganzen Raumes ausfüllend erhebt sich ein grau getünchtes Backsteinmonument, das genau die Form und die Größe jener altmodischen Kachelöfen hat, denen man in Bauernstuben begegnet. Es ist das Grabdenkmal, das Prinz Heinrich dem Andenken seines Violinisten Ludwig Christoph Pitschner (geb. 5. März 1743, gest. 3. Dezember 1765) hat errichten lassen und trägt folgende Inschrift:

Un prince, Ami des Arts, secondant mon Genie —  
 Déjà l'École d'Italie  
 A l'Allemagne mon Berceau  
 Promet un Amphion nouveau:  
 Mais comme j'avançois dans ma carrière illustre  
 J'ai vu de mes beaux jours s'éteindre le flambeau  
 Sans passer le milieu de mon cinquième Lustre;  
 Muses! pleurez sur mon Tombeau.



Also etwa in freier Übersetzung:

Gepflegt, getragen durch fürstliche Gunst,  
 Versprach ich, ausübend italische Kunst,  
 Meiner Heimat zwischen Rhin und Rhein  
 Demnächst ein neuer Amphion zu sein.  
 Doch während ich leuchtend wuchs und stieg,  
 Stieg die Sonne meines Lebens herab.  
 Dem Tod gehört der letzte Sieg  
 Und die Muse weint an meinem Grab.

So reimte man damals in Rheinsberg. Dem Pitschnerschen Monument gegenüber aber stehen an der Wand entlang sechs aufgerichtete Grabsteine der Bredowschen Familie, drei Männlein und drei Fräulein, die bis vor kurzem im Schiff der Kirche lagen, und blicken mit Harnisch und Halskrause und mit ernst verwunderten Gesichtern zu dem Kachelofen hinüber, an dem sie mit Mühe den Namen Pitschner entziffern. Zum Glück verstehen sie nicht französisch, sie würden sonst noch ernsthafter dreinschauen.

Wir treten nun in die Kirche selbst. Sie ist vor kurzem restauriert worden und gewährt einen freundlichen Anblick. Die Hauptsehenswürdigkeit, die auch sogleich das Auge des Eintretenden auf sich zieht, ist das große Achim von Bredowsche Grabmonument (links neben dem Altar), desselben Achim von Bredow, der im Jahre 1568 die Kirche erneute und erweiterte. Es ist ein Denkmal von ganz ungewöhnlichen Dimensionen, das bei wenigstens zehn Fuß Breite gewiß die doppelte Höhe hat. Es beginnt über der Holzeinfassung des Chorstuhls und reicht fast bis zur Decke der Kirche hinauf. Das Monument, das ebensosehr für den Reichtum und kirchlichen Sinn der Familie wie für die Kunstfertigkeit des Steinmeßers spricht, der es hergestellt hat, besteht aus vier klar gegliederten Teilen. Zuoberst das Bredowsche Wappen, an beiden Seiten von allegorischen Figuren eingefasst; darunter zwei Basreliefs: links die Auswerfung des Jonas aus dem Walfischbauch, rechts die Auferstehung Christi; darunter in Lebensgröße die Bildnisse Achim von Bredows und seiner Gemahlin, einer gebornen Anna von Arnim; und endlich viertens unter diesen beiden Bildnissen folgende Inschrift:



O frommer Christ, urtheile mild  
 Der Du anschauest dieses Bild.  
 Fragst Du, wer ich sei im Grab?  
 Gewesen bin ich und Ist ab;  
 Verfolgung, Sorge, Kreuz ohn' Zahl  
 Die mir begegnet überall  
 Ich ritterlich obwunden hab'  
 Und ruhe nun in meinem Grab.  
 Auch mit Geduld der Welt Bosheit  
 Hab' ich ertragen allezeit  
 Nach Gottes Willen, welcher ist  
 Der allerbest zu jeder Frist —  
 Gelobt seyst Du, Herr Jesu Christ.

Welch einfach-schöne Worte; die ganze Schlichtheit und Kernigkeit jener Zeit kann einem nicht faßbarer entgegentreten.

Wie marklos nehmen sich dagegen die französischen Verse aus, die einer der Hofpoeten des Prinzen Heinrich zu Ehren eines Fräulein Elsener, einer Tochter des damaligen Rheinsberger Geistlichen gedichtet und unter Einfügung eines Aschenkrugs in einen der gotischen Pfeiler mit dünnen Buchstaben an die Konsole dieses Aschenkrugs geschrieben hat:

La vertu, la douceur, les charmes,  
 La firent aimer ici bas;  
 Aussi voit-on que son trépas  
 A chacun fait verser des larmes.

Wir liebten sie, weil sie lieblich vereint  
 Tugend, Sanftmut und Zauber der Wangen;  
 Jetzt nun, wo sie hinübergegangen,  
 Folgt ihr die Klage und jeder weint.

Wir werden noch an anderer Stelle, zumal an den Bauten und Büsten des Parks ähnlichen Versen begegnen, oft trivial, im günstigsten Falle sinnig, niemals erhebend. Ein philosophischer Nothelf an Stelle eines freudigen Glaubens. Inmitten des Parks, wo die alten Griechengötter von allen Seiten her durch das Grün der Zweige blitzen, freut man sich dieser Betrachtungen, weil sie zu allem übrigen passen; hier in der Kirche aber stören sie und würden



selbst dann noch stören, wenn sie bedeutender wären als sie sind. Man erkennt deutlich, daß die Kirche der gemiedene Schauplatz der Voltairianer war, eine Art gotisch gewölbter Keller, für den es sich nicht verlohnte, wenn wirklich mal eine Elsener oder gar ein Pitschner starb, eine besonders poetische Anstrengung zu machen.

Die Rheinsberger Kirche enthält noch eine Reihe kleiner Denk- und Sehenswürdigkeiten, die wir wenigstens in Kürze namhaft gemacht haben möchten. Da ist der Kristallglas-Kronleuchter, den die Rheinsberger Jungfrauen hier aufhingen und zum erstenmal mit Lichtern schmückten, als im Sommer 1763 in Gegenwart des Prinzen Heinrich das Friedensfest gefeiert wurde; da ist der alte, aus gebranntem Ton gefertigte, mit Wappen und Malereien verzierte Taufstein, den drei Geschwister Sparr (Franz, Anna und Sabina) in der Mitte des 16. Jahrhunderts der Kirche schenkten, und da ist, ziemlich aus derselben Zeit, die alte Kanzel, eine Stiftung der Anna Hahnin, Jobst von Bredows getreuer Witwe, mit allerhand Wappen der Bredows, Hahns und Schulenburgs. Gegenüber dieser Kanzel, an der schweren alten Eichentür, die von dem eingangs beschriebenen Vorbau in die Mitte der Kirche führt, stand am Pfingstsonntage 1737 König Friedrich Wilhelm I., als er nach Rheinsberg gekommen war, um seinen Sohn den Kronprinzen zu besuchen. Er war als frommer Christ, der keiner Predigt vorbeigehen wollte, lieber erst in die Kirche getreten, eh er den Sohn im Schloß überraschte. Der König war ein frommer Herr, aber freilich, wie alle Welt wußte, auch ein sehr gestrenger Herr, und der alte Geistliche (Johann Rossow), der das Glück oder Unglück hatte, den König von früher her zu kennen, erschrak beim Anblick Sr. Majestät dermaßen, daß ihm das Wort versagte, und er nur noch fähig war, mit zitternder Stimme den Segen zu sprechen. Der König drohte mit dem Stock, eine Aufmunterung, die begreiflicherweise völlig ihres Zwecks verfehlte. Johann Rossow starb bald nachher; ob infolge des Schrecks, steht wie billig dahin. Im übrigen muß Rheinsberg zu allen Zeiten eine gesunde Luft gehabt haben; von 1695 bis 1848, also in mehr als 150 Jahren, hat es nur vier Prediger gehabt.

Noch eines Kindergrabmals sei erwähnt. Es stammt ebenfalls aus der Alt-Bredowschen Zeit her und lehnt sich rechtwinklig an das umfangreiche Monument des Achim von Bredowschen Ehe-



paars, das ich oben beschrieben. Ich würde dieses kleineren Denkmals, das die mittelmäßigen Bildnisse zweier Kinder, eines Mädchens und eines Knaben von drei bis vier Jahren zeigt, gar nicht erwähnen, wenn nicht die in Rheinsberg gang und gäbe Erzählung, die sich an dieses Denkmal knüpft, einen Beleg für die sagenbildende Neigung im Volke und zugleich deutliche Anhaltspunkte dafür böte, wie und woraus Geschichten entstehen. Es wird einem nämlich erzählt, beide Kinder hätten am Ufer des Sees gespielt und wären durch einen nicht aufgeklärten Unfall ertrunken. In der Hoffnung, näheren Aufschluß darüber zu gewinnen, entzifferte ich die Umschrift beider Steine; das Mädchen war am 25. Februar, der Knabe am 4. März 1586, also acht Tage später gestorben. Die einfache Angabe der Sterbetage genügte hier völlig, um die Erzählung von dem gemeinschaftlichen Tode im See als ein bloßes Märchen hinzustellen. Aber eine eingehende Prüfung der Bildnisse selbst ergab mir auch bald den Ursprung der Fabel. Das lang herabhängende blonde Haar des Mädchens sah täuschend aus wie halbkrauses Lockenhaar, das im Wasser seine Lockigkeit verloren hat, und nur noch leise gewellt, vom Wasser zusammengehalten, wie eine kompakte Masse über den Nacken fällt. Der Anblick dieses Haars, das einfach deshalb so vom Wasser zusammengehalten aussieht, weil es der Steinmetz nicht besser und natürlicher machen konnte, hat augenscheinlich der kleinen Erzählung von den im See ertrunkenen Geschwistern die Entstehung gegeben.

Ihre größte Sehenswürdigkeit hat die Rheinsberger Kirche seit etwa fünfzehn Jahren eingebüßt; es war dies das alte Grabgewölbe, in dem sich die Särge der Familien von Eichstädt und Sparr, und besonders der Familie von Bredow befanden. Damals war diese Gruft noch zugänglich, jetzt ist sie vermauert, und nur am Schall des Tritts erkennt man noch, daß der Boden hohl ist, über den man schreitet. Als die Übermauerung vorgenommen werden sollte, lüftete man zuvor das Gewölbe, schaffte die alten Särge, wohl vierzig an der Zahl ans Tageslicht und öffnete die Deckel. So standen sie im Schiff der Kirche wochenlang. Vor demselben Altar, wo die Gestalten einiger Bredows in die großen Sandsteinplatten eingegraben waren, standen nun halb aufgerichtet die geöffneten Särge, und die Toten blickten geschlossenen Auges auf ihre eigenen Bildnisse herab. Nach längerer Zeit war das Gewölbe wieder ein-



gerichtet, und die alten Bewohner zogen wieder ein. Den Reigen eröffnete Achim von Bredow. Man hatte ihm eine Flasche mit in den Sarg gelegt, in der sich ein Zettel befand. Auf diesem Zettel stand zunächst, daß Träger dieses Herr Achim von Bredow sei, der in Genossenschaft von vielen Bredows, Eichstädt's und Sparrs hier 300 Jahre lang geschlummert, dann (behufs Lüftung seiner alten Wohnung) vier Wochen lang im Kirchenschiff zu Rheinsberg ausgestanden und im Maimonat 1844 seine alte Wohnung wieder bezogen habe. Dann eine Geschichte der letzten drei Jahrhunderte im Lapidarstil und darunter die Namen von Bürgermeister und Rat.

Während der Zeit, daß die geöffneten Särge im Schiff der Kirche standen, trug sich eine Geschichte zu, die mit ihrem Anflug von Gespenstischem die Gemüter der Rheinsberger wohl auf Wochen hin beschäftigen durfte. Unter den Toten befand sich auch eine Margarete von Eichstädt, eine schöne Frau, die bei jungen Jahren gestorben war. Die weißen Grabgewänder waren noch wohl erhalten; um den Hals trug sie ein reiches Geschmeide und einen schmalen Trauring am Ringfinger der rechten Hand. Tag und Nacht hatten Wächter bei den Toten gestanden; als die Zeit kam, wo die Särge wieder geschlossen werden sollten, bemerkte man, daß der Ring am Ringfinger Margaretes von Eichstädt fehle. Ein gewöhnlicher Diebstahl konnte nicht vorliegen; das reiche Halsgeschmeide war unberührt geblieben, nur der Ring fehlte. Wer trug ihn jetzt?

## 3

Das Schloß in Rheinsberg. Anblick vom See aus.  
Die Reihenfolge der Besitzer. Die Zimmer des  
Kronprinzen. Die Zimmer des Prinzen Heinrich

Die alte Glocke zu Rheinsberg, die in mehr charakteristischen als poetischen Alexandrinern die Inschrift trägt:

Des Feuers starke Wut riß mich in Stücken nieder,

Mit Gott durch Meyers Hand ruf ich doch Menschen wieder —  
schlägt eben vier und läßt uns die Vermutung aussprechen, daß selbst der Nachmittagschlaf eines Vierundachtzigjährigen nunmehr am Ende sein könne. Unser heiterer Freund antwortet mit einem ungläubigen „wer weiß“, ist aber nichtsdestoweniger bereit, die



Führung bis ins Schloß zu übernehmen und uns seinem „Gevatter“ vorzustellen. Unterwegs warnt er uns in humoristischer Weise vor den Bildererklärungen und Namensunterstellungen des Alten. „Sehen Sie, meine Herren, er hat eine Liste, auf der die Namen sämtlicher Porträts verzeichnet stehen; aber er nimmt es nicht genau mit der Verteilung dieser Namen. Einige Porträts sind fortgenommen und in die Berliner Galerien gebracht worden; aber Gevatter glaubt es nicht und stellt Ihnen nach wie vor Personen vor, die sich gar nicht mehr im Schlosse zu Rheinsberg befinden. Prinzess Amalie namentlich, die schon bei Lebzeiten so viel Schweres tragen mußte, muß jede Unbill über sich ergehen lassen, und jedes Frauenporträt, das der Wissenschaft der Antiquare und Kunstkenner bisher gespottet hat, ist sicher, als ‚Schwester Friedrichs des Großen‘ genannt zu werden. Sie werden sie in Hofkostüm, in Phantasieloküstüm und in Maskenloküstüm kennenlernen; besonders mach’ ich Sie auf ein Kniestück aufmerksam, wo sie in Federhut und schwarzem Muff erscheint; die Kehrseite des Bildes wäre Wohltat dagegen.“ (Dies merkwürdige Bild wird einem allerdings als mutmaßliches Porträt der Prinzessin Amalie, aus ihren alten Tagen her gezeigt; es ist aber, wie ich jetzt bestimmt weiß, das Porträt einer älteren Schwester, und zwar der Prinzessin Charlotte, die an den Herzog von Braunschweig verheiratet war. Im Neuen Palais zu Potsdam befindet sich ein Porträt der letztgenannten Prinzessin, das diesem Bildnis im Rheinsberger Schloß durchaus ähnlich ist.)

Unter solchem Geplauder haben wir die der Stadt zu gelegene Rückseite des Schlosses erreicht, schreiten durch das Portal hindurch, passieren den Schloßhof bis zum Rande des Sees, springen hier in ein bereitliegendes Boot und fahren, ohne uns umzublicken, bis mitten auf den Wasserspiegel hinaus. Nun machen wir kehrt und haben ein Bild von nicht gewöhnlicher Schönheit vor uns. Erst die stille Fläche des Sees, an seinem Ufer ein Kranz von Schilf und Wasserrosen, dahinter ansteigend ein grüner Gartenrasen und endlich das Schloß selbst, die Fernsicht schließend. Links dehnt sich der See in seiner ganzen Länge aus; wohin wir blicken, ein Reichthum von Wasser und Wald, die Bäume nur hier und da gelichtet, um uns irgendein Denkmal auf den stillen Grasplätzen des Parkes, eine Marmorfigur oder einen „Tempel“ zu zeigen.



Das Schloß war in alten Tagen ein gotischer Bau mit Turm und Giebeldach; erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts trat ein Schloßbau in französischem Geschmaç an die Stelle der alten Gotik und nahm dreißig Jahre später unter Knobelsdorffs Anleitung im wesentlichen die Formen an, die er noch jetzt präsentiert. Eine Beschreibung des Schlosses versuche ich nur in allgemeinsten Zügen. Es besteht aus einem Mittelstück (corps de logis) und zwei Seitenflügeln und gleicht in seiner Grundanlage dem Charlottenburger Schlosse auf ein Haar. Das letztere ist größer und hat den stattlichen Kuppelturm; dagegen besitzt das Rheinsberger Schloß statt eines bloßen Eisengitters zwischen den Flügeln eine geschmackvolle Kolonnade, die den Bau in sehr gefälliger Weise abschließt. Vor allem hat das Rheinsberger Schloß die Schönheit seiner Lage: Wasser, Wald und eine Fülle der reizendsten Fernsichten voraus. Mehr eine Eigentümlichkeit als eine Schönheit bilden seine zwei abgestumpften Rundtürme, die sich an die Seitenflügel anlehnen und deren einem es vorbehalten war, zu einer besonderen Berühmtheit zu gelangen.

Langsam nähern wir uns wieder dem Ufer, befestigen den Kahn an der Wassertreppe und schreiten nun den Weg zurück, den wir vor zehn Minuten mit absichtlicher Schnelligkeit passierten. Unter der Kolonnade machen wir noch einmal halt und rekapitulieren uns die Geschichte des Orts. Es ist nötig, sie gegenwärtig zu haben.

Die Herrschaft Rheinsberg war ein altes Besitztum der Bredows. Seit 1618 sind die Hauptdaten folgende:

Johst von Bredow verkauft Rheinsberg an Euno von Lochow, Domherrn zu Magdeburg 1618.

Der Große Kurfürst nimmt nach dem Erlöschen dieser Familie von Lochow Rheinsberg in Besitz und schenkt es dem General du Hamel 1685.

General du Hamel verkauft es sofort an den Hofrat de Beville.

Die Bevilles besitzen es, Vater und Sohn, bis 1734. Vom Sohn, dem Oberfleutnant Heinrich von Beville, kaufte es

König Friedrich Wilhelm I. und schenkte es an den Kronprinzen Friedrich 1734.

Der Kronprinz (Friedrich der Große), obschon nur bis 1740 dort, behält es als Eigentum bis 1744.



Im Jahre 1744 erhält es Prinz Heinrich von seinem Bruder als Geschenk, siedelt aber erst 1753 nach Rheinsberg über<sup>1</sup>.

Prinz Heinrich von 1753 bis 1802 († 3. August).

Prinz Ferdinand von 1802 bis 1813 († 2. Mai).

Prinz August von 1813 bis 1843 († 19. Juli).

Seit 1843 ist es wieder königlicher Besitz.

Wir passieren nun den Schloßhof, treten links auf den großen Flur und ziehen leise mit der Hand des Bittstellers an der Klingel des Kastellans. Er schläft wirklich noch; seine Frau aber, eine rüstige Alte, nimmt unverdrossen das große Schlüsselbund von der Wand und schreitet treppauf vor uns her.

Wollt' ich dem Leser zumuten, uns auf diesem Gange durch ein Labyrinth von Zimmern zu folgen, so würd' ich eine chaotische Verwirrung in seinem Kopfe anrichten und ihn die Bereicherung seiner Kenntnis mit diesem oder jenem Detail etwas teuer bezahlen lassen. Ich verfare also nicht chronologisch mit Rücksicht auf unseren zufälligen Marsch, sondern chronologisch mit Rücksicht auf die Geschichte selbst und bespreche vorzugsweise die Zimmer des Kronprinzen Friedrich und die Zimmer des Prinzen Heinrich.

Sunächst also die Zimmer des Kronprinzen, des nachmaligen „großen Königs“. Sie befinden sich in beiden Flügeln, wenn man wie billig den großen Konzertsaal mit hinzurechnet, in welchem unter Leitung der beiden Grauns und Bendas und unter Mitwirkung des Kronprinzen selbst die klassischen Kompositionen jener Epoche aufgeführt wurden. Dieser Konzertsaal befindet sich (immer vom Seeufer aus gesehen) im linken Flügel des Schlosses und wird nach vorn hin durch die Turmzimmer begrenzt. Seine hohen Fenster blicken einerseits auf den Schloßhof, andererseits auf das „Kavallerhaus“ und einen vorgeschobenen Teil der Stadt. Der Saal, etwa 40 Fuß lang und fast ebenso breit, ist vortrefflich erhalten; die Wände sind von Stuck und die Fensterpfeiler mit Spiegeln und

<sup>1</sup> Im Widerspruch hiermit steht allerdings, daß Prinz Heinrich im Jahre 1745 bereits seine Mutter, die verwitwete Königin Sophie Dorothea, hier in Rheinsberg empfing. Pöllniz gibt davon eine sehr eingehende Beschreibung. Vielleicht aber hatte sich der Prinz eigens und auf kurze Zeit nur nach Rheinsberg begeben, um seine Mutter daselbst empfangen zu können.



Goldrahmen reich verziert. Die eigentliche Sehenswürdigkeit indes ist das große Deckengemälde von Pesne, das derselbe nach einem den Ovid'schen Metamorphosen entlehnten Vorwurf im Jahre 1739 hier ausführte. Der Grundgedanke ist: „die aufgehende Sonne vertreibt die Schatten der Finsternis“ oder wie einige es ausgelegt haben „der junge Leuchteprinz vertreibt den König Griesegram“. Die Ausführung ist vortrefflich, und wie immer man über pausbäckige Genien und halbbekleidete Göttinnen denken mag, in dem Ganzen lebt und webt eine künstlerische Potenz, gegen die es nicht gut möglich ist, sich zu verschließen. Schinkel soll unter dem Einfluß dieses Deckengemäldes die große Komposition entworfen haben, die sich nunmehr al fresco in der Säulenhalle des Berliner Alten Museums befindet. — Was übrigens den Konzertsaal selber angeht, so fand innerhalb desselben im Sommer 1848, wo es schwer war, solche Gesuche abzulehnen, ein großes Ruppin-Rheinsbergisches Gesangsfest statt, das eigentümlich gestört wurde. Man vollführte einen Heidenlärm, bis plötzlich eine halbe Stuckwand sich löste und mitten in den entsetzten Sängerkreis hineinfiel. Alles stob auseinander. Das Mauerwerk des alten Schlosses hatte sich gegen die Unbill empört.

Dieser linke Flügel enthält außer dem Konzertsaal noch zehn oder zwölf kleinere Räume, von denen einige die Zimmer der Prinzess Amalie heißen, während der Rest sich ohne allen Namen begnügen muß. Die „Namenlosen“ sind die einzigen Räume des Schlosses, die noch eine praktische Verwendung finden. Hier logieren der Hausminister und die Oberbauräte, die dann und wann hier eintreffen, um nach dem Rechten zu sehen. Es macht einen ganz eigentümlichen Eindruck, wenn man auf einem langen Marsche durch lauter unbewohnte Zimmer, die immer nur die Vorstellung wecken, „hier muß der und der gestorben sein“, plötzlich in ein paar Räume tritt, die liebe Erinnerungen an die Tage eigenen Chambregarnie-Lebens in uns wecken. Die kleinen Bettstellen von Birkenmaserholz, die roten Steppdecken von allersimpelstem Kattun, die Waschoiletten mit dem Klappdeckel und die beinah faltenlosen Zihgardinen, als habe das Zeug in der Breite nicht gereicht, alles hat den schlichtbürgerlichsten Charakter von der Welt, und das eitle Herz wird angenehm von der Vorstellung berührt, daß man in Schlössern schläft wie anderswo.



Doch vergessen wir über diesem stillen Behagen nicht die eigentliche Aufgabe, die uns hergeführt, und wenden wir uns nunmehr jenem kleinen Arbeitszimmer zu, das mit größerem Recht als der Konzertsaal den Namen des großen Königs führt.

Dies Arbeitszimmer liegt im rechten Flügel des Schlosses, und zwar in dem kleinen Rundturm, der sich hart an den Flügel lehnt. Wir passieren eine lange Reihe von Zimmern, bis wir endlich in ein kleines halbdunkles Vorgemach treten, das sein Licht nur durch die Glastür eines unmittelbar vor ihm liegenden Zimmers empfängt. Dies halbdunkle Vorgemach enthielt die kleine Bibliothek, die Friedrich der Große bald nach seiner Thronbesteigung nach Potsdam schaffen ließ; das davorliegende Zimmer aber, von dem uns nur noch die Glastür trennt, ist das Arbeitszimmer selbst. Es ist klein, höchstens zwölf Fuß im Quadrat, hat aber nach drei Seiten hin eine entzückend schöne Aussicht über Wald und See. Vor 120 Jahren muß auch das Zimmer selbst einen durchaus heitern und angenehmen Eindruck gemacht haben. Es ist ein Achteck, das mit drei Seiten nach hinten zu in der Mauer steckt, während fünf Seiten frei und losgelöst nach vorn hin liegen. Das ganze Zimmer setzt sich aus alternierenden Wand- und Glasflächen regelrecht zusammen; vier Paneelwände, drei Nischenfenster und eine Glastür. Die Fensternischen sind sehr tief und haben Raum genug zur Aufstellung von Polsterbänken, die sich an beiden Seiten entlangziehen. An den Paneelwänden stehen altmodische Lehnstühle mit versilberten Beinen und schlechten, dunklen Kattunüberzügen. Über den Lehnstühlen, in ziemlicher Höhe, sind Konsolen angebracht, auf denen die Büsten Ciceros, Voltaires, Diderots und Rousseaus stehen. Die Holzbekleidung, namentlich in den Finsternischen, ist vielfach mit Spiegelglas ausgelegt; über der Eingangstür befinden sich die Zeichen des Freimaurerordens, und den Plafond bedeckt abermals ein Pesnesches Deckengemälde. Es stellt die Ruhe beim Studieren vor; ein Genius überreicht der sitzenden Minerva ein Buch, auf dessen Blättern man die Namen Horaz und Voltaire liest. Das Bild hat verhältnismäßig gelitten und kann überhaupt mit der glänzenden Schöpfung desselben Meisters im Konzertsaal nicht verglichen werden. In der Mitte des Zimmers steht der Arbeitstisch des Prinzen; vor demselben ein Lehnstuhl, nicht wesentlich anders wie seine vier Kollegen mit den versilberten Beinen. Der Arbeits-



tisch nimmt natürlich das Hauptinteresse in Anspruch. Er ist kaum so groß wie die modernen Damenschreibtische, denen man in jedem Haushalt begegnet. Die vergoldeten Füße sind in Rokokogeschmack, ebenso die Schubkästen, deren drei große und vier kleinere vorhanden sind. Die Schreibplatte liegt schräg und kann aufgeklappt werden. Sie war ehemals mit rotem Samt überzogen, hat aber nicht nur die Farbe, sondern den ganzen Samtstoff längst verloren. Der Samt wird bekanntlich auf eine Unterschicht von festem Zeug aufgetragen. Diese Unterschicht war noch ziemlich intakt vorhanden, als ich 1853 Rheinsberg zum erstenmal besuchte. Seitdem haben sich die Dinge sehr zum Schlimmeren verändert. Nicht die Hälfte mehr existiert von diesem Unterzeug, und man kann deutlich sehen, wie die Federmesser je nach der Charakteranlage des betreffenden mal größere, mal kleinere Karos herausgeschnitten haben. Wir lieben nicht die Kastellane, die einen durch ihren Dienstfeifer um die Möglichkeit eines ruhigen Genusses bringen; aber ebensowenig mag ich jenen das Wort reden, die in mißverständener Nachsicht ein Auge zudrücken, wo sie's aufmachen sollten.

Wir nehmen zögernd Abschied von diesem interessanten Zimmer, um uns nun den andern Räumlichkeiten des Schlosses, und zwar zunächst den Zimmern des Prinzen Heinrich zuzuwenden. Sie liegen im ersten Stock des Corps de Logis und bilden eine ununterbrochene Reihenfolge. Vor sechzig Jahren waren diese Zimmer noch in Gebrauch (der Prinz starb erst 1802), weshalb man sich nicht wundern darf, hier alles in einem Zustand leidlicher Wohlerhaltenheit zu finden. Den Anfang machen die sogenannten Prinz-Ferdinands-Zimmer, d. h. diejenigen Zimmer, die Prinz Ferdinand zu bewohnen pflegte, wenn er bei seinem älteren Bruder, dem Prinzen Heinrich, zum Besuche war. Vielleicht auch lebte er in den Jahren 1802 bis 1813 wenigstens zeitweilig hier und bewohnte dann diese Zimmer.

Hinter diesen sogenannten Prinz-Ferdinands-Zimmern folgt der Konzertsaal (nicht zu verwechseln mit dem Kronprinzlichen im linken Flügel), dann der sehr gut erhaltene Muschelsaal, endlich das Bibliothekzimmer. Neben der Bibliothek befindet sich das Schlaf- und Sterbezimmer des Prinzen Heinrich. Es ist ein großes, ziemlich dunkles Gemach, durch ein paar Säulen in zwei Hälften ge-



teilt. In der dunkleren Hälfte des Zimmers, halb durch die Säulen verdeckt, steht das Sterbebett, ein stattlicher, mit schweren Seidenvorhängen reich ausgestatteter Bau. Alte Staatsbetten machen in der Regel einen peinlichen Eindruck und erfüllen uns mit einem Dankgefühl, daß wir nicht in ihnen zu schlafen brauchen. Nicht so hier; nichts von Verschlossenheit der Farben, von vergilbtem Weiß und dumpfer Feuchte; alles frisch und farbig und voll beweglich lebensvoller Falten. Um dies Schlaf- und Sterbezimmer herum gruppieren sich einige kleinere, die nur durch ihre Schildeereien interessieren, meist Bilder in chinesischer Tusche von der Hand des Prinzen Heinrich selbst. Im großen und ganzen herrscht Mangel an guten Bildern; nur zwei oder drei hat man gelassen, um dem Auge des Beschauers eine Erholung zu gönnen. Unter diesen sind zwei Bildnisse des jungen Grafen Bogislaw von Tauenzien (des späteren Generals Tauenzien von Wittenberg) und ein Porträt der ersten Königin Sophie Charlotte, bei weitem die interessantesten.

Auch die Zimmer im Erdgeschoß an der rechten Seite des Corps de Logis sind nicht ganz ohne Interesse. Bilder, Büsten, Ausschmückungsgegenstände, die entweder noch aus den Zeiten des Prinzen Heinrich her sich in diesen Zimmern befinden oder von Verschönerungs wegen ihren Weg aus dem obern Stockwerk ins untere genommen haben, fesseln den Beschauer auf eine halbe Stunde. In einem Zimmer befinden sich die Büsten des Marquis de la Roche Aymon und seiner Gemahlin; daneben eine Büste des französischen Schauspielers Blainville. Der Marquis, auf den ich in einem späteren Kapitel zurückkomme, war nach Tauenziens Abgang Adjutant des Prinzen und nebenbei eine Art General en Chef des prinzlichen Heeres, d. h. jener im Sold des Prinzen stehenden Leibhusaren-Schwadron, die in Rheinsberg ihre Garnison und im Schlosse den Dienst hatte. Der Schauspieler Blainville, ein besonderer Liebling des Prinzen, gab sich selbst den Tod, als es der Kabale seiner Genossen gelungen war, ihm momentan die Gunst seines Herrn zu entziehen. Der Prinz soll diesen Verlust nie verwunden haben. Ein größerer Saal, neben jenem büstengeschmückten Zimmer, macht noch den Eindruck einer gewissen Wohnlichkeit, vielleicht weil er ein paar Spezialitäten enthält, die uns, etwa wie ein blankgeputzter Bogelbauer oder ein Tisch voll Nippfachen, die Nähe der Menschen selbst dann noch fühlbar machen, wenn auch ein halbes Jahrhundert zwi-



schen uns und ihnen liegt. Zu diesen Spezialitäten rechne ich natürlich nicht die stattliche Reihe guter Porträts, die an den Wänden hängen, sondern vor allem ein würfelförmiges Postament von dem Umfange eines großen Tabakskastens, das auf einem halb versteckten Ecktisch steht. Dieser Kasten muß bei einer bestimmten Gelegenheit als Untersatz für eine kostbare Blume gedient haben und von dem einen oder andern seiner Verehrer dem Prinzen überreicht worden sein. Noch jetzt umschließt der Kasten einen Blumentopf, aber die Blumen selbst sind von Papier. Die vier Wände enthalten reizende Aquarellbildchen, die diesen Kasten, mit Ausnahme des großen Pesneschen Deckenbildes und des Porträts der Sophie Charlotte, so ziemlich zu dem künstlerisch-interessantesten Gegenstand des Schlosses machen. Zwei Seiten weisen mit vieler Feinheit entworfene Arabesken auf; Front- und Rückseite aber enthalten zwei Schlachtenbilder en miniature, von denen das eine die Inschrift trägt: „Condé aux lignes de Fribourg\*“; das andere: „Henri à la bataille de Prague\*\*.“ Die Verbindlichkeit ist sehr fein, die Parallele gut gezogen, und was die Hauptsache ist — die Ausführung vortrefflich. „Condé aux lignes de Fribourg“ ist möglicherweise eine Kopie; ich entsinne mich dunkel, im Louvre oder in den Sälen von Versailles etwas nah Verwandtes gesehen zu haben. Auf dem Frontbilde „Henri à la bataille de Prague“ erhebt der Prinz eben den Degen, und den Kopf nach rechts hin halb zurückgewandt (um durch Wort und Blick die Nachfolgenden anzufeuern), führt er eben eine Grenadierkompanie zum Sturm. Das Bild ist voll Charakter und Leben.

## 4

Prinz Heinrich. Der Rheinsberger Park. Herr von Reichenstein und der verschluckte Diamant. Der Freundschaftstempel. Das Theater im Grünen.  
Das Grabmal des Prinzen

Außer den im vorigen Kapitel beschriebenen Zimmern des Kronprinzen und des Prinzen Heinrich enthält das Rheinsberger Schloß nichts, was der Erwähnung wert wäre. Wenn man wieder ins

\* Condé auf den Schanzen von Freiburg. \*\* Heinrich in der Schlacht von Prag.



Freie tritt, um über den Schloßhof hin dem Park und den Seeufern zuzuschreiten, so kann man die Frage nicht abwehren: Wie kommt es, daß dieser kluge, geistvolle Prinz Heinrich, dieser Feldherr sans peur et sans reproche\*, dies von den nobelsten Empfindungen inspirierte Menschenherz, so wenig populär geworden ist? Man mache die Probe in unseren Dorfschulen! Jedes Tagelöhnerkind wird den Zieten, den Seydlitz, den „Schwerin mit der Fahne“ kennen; aber der Herr Lehrer selbst wird nur stotternd zu sagen wissen, wer denn eigentlich Prinz Heinrich gewesen sei. Selbst in Rheinsberg, das der Prinz fünfzig Jahre lang besessen und vierzig Jahre lang bewohnt hat, ist er verhältnismäßig ein Fremder. Natürlich man kennt ihn, man nennt seinen Namen; aber man weiß wenig von ihm. Einige Alte entsinnen sich seiner, erzählen dies und das, aber die lebende Generation lernt Geschichte wie wir, d. h. liest lange Kapitel vom Kronprinzen Friedrich und seinem Rheinsberger Aufenthalt, und hat sich daran gewöhnt, den Konzertsaal und das Studierzimmer als die eigentlichen Sehenswürdigkeiten des Schlosses anzusehen; die Zimmer des Prinzen Heinrich, Prinz Heinrich selbst, alles ist bloße Zugabe, Material für die Rumpelkammer. Das Los, das dem Prinzen bei Lebzeiten fiel, das Geschick, „durch ein helleres Licht verdunkelt zu werden“, verfolgt ihn auch im Tode noch. An derselben Stelle, wo er ein halbes Jahrhundert lang gelebt, geherrscht, geschaffen und gestiftet hat, ist er ein halb Vergessener, bloß weil der Stern seines Bruders vor ihm daselbst geleuchtet hat. Ein Teil dieses Mißgeschickes wird bleiben; aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß die nächsten fünfzig Jahre Verdienst und Klang des Namens mehr in Harmonie bringen werden. Um es mit einem Wort zu sagen: Dem Prinzen hat der Dichter bisher gefehlt. Von dem Augenblick an, wo Lied, Erzählung, Schauspiel ihn unter ihre Gestalten aufnehmen werden, werden sich die Prinz-Heinrichs-Zimmer im Rheinsberger Schlosse neu beleben, und die Kastellane der Zukunft werden zu erzählen wissen, was in dieser und jener Fensterische geschah, wer den Blumenkasten überreichte, und unter welchem Kastanienbaume der Prinz seinen Tee trank und mit freudigem: „oh soyez le bien venu\*\*\*“ sich erhob, wenn Prinz Louis am Schloßtor hielt und lachend aus dem Sattel sprang.

\* ohne Furcht und Tadel. \*\* o seien Sie willkommen.



Historische Gestalten teilen ganz das Schicksal von Statuen. Die scheinbar begünstigteren stehen durch ein Jahrtausend hin immer leuchtend, immer bewundert auf dem Postamente des Ruhmes; andere werden verschüttet oder in den Fluß geworfen. Aber es kommt der Moment ihrer Wiedererstehung, und nun erst, neben den glücklicheren neuaufgerichtet, erwächst der Nachwelt die Möglichkeit des Vergleichs. Es muß zugegeben werden, und ich habe in dem Kapitel „die Kirche zu Rheinsberg“ in nicht mißzuverstehender Weise darauf hingewiesen, daß etwas prononciert Französisches in Sitte, Gewöhnung, Ausdruck, sowie das geringere Maß jener kurbrandenburgischen Derbheit, die wir an Friedrich dem Großen so vorzugsweise in Affektion genommen haben, der Popularisierung des Prinzen Heinrich stets hindernd im Wege stehen wird. Es fehlt aber auch noch viel bis zu jenem bescheideneren Teil, bis zu jenem engeren Zirkel von Popularität, auf den er unbedingten Anspruch hat. Seine Antworten werden selten in dem bekannten Stile des älteren Tauenzien sein, als dieser unter Androhung, daß man das Kind im Mutterleibe nicht schonen würde, aufgefordert wurde, Breslau zu übergeben. Aber wenn seine Antworten auch vielleicht niemals an das Schwert des Richard Löwenherz erinnern werden, der eine zolldicke Eisenstange auf einen Schlag zerhieb, so werden sie der Halbmondklinge Saladins um so ähnlicher sein, der das in die Luft geworfene Seidentuch im Niederfallen durchschnitt. Nur selten war er derb, rauh nie.

Wir sind nun in den Park getreten; er umzieht in weitem Halbkreis die links gelegene Hälfte des Sees und geht am jenseitigen Ufer desselben unmittelbar in die schönen Laubholzpartien des Boberowwaldes über. Der Park ist eine glückliche Mischung von französisch=englischem Geschmack, zum Teil planvoll dadurch entstanden, daß man die ursprünglich Le Notreschen Anlagen durch englische Partien erweiterte, zum Teil unabsichtlich dadurch geworden, daß sich das zwang= und kunstvoll Gemachte wieder in die Natur hineingewachsen hat. Die Parkanlage, wie sie sich jetzt präsentiert, soll hauptsächlich ein Werk des Herrn von Reizenstein, eines besonderen Protégés des Prinzen sein. Die Anlagen wurden während des Krieges ausgeführt, und Reizenstein kam durch Verleumdung anderer in Verdacht, unredlich gewirtschaftet zu haben.



Reizenstein konnte es nicht ertragen, dem Prinzen, dessen Vertrauen er gemißbraucht haben sollte, unter die Augen zu treten, und als er von der nah bevorstehenden Rückkehr desselben hörte, verschluckte er einen Diamant und tötete sich auf diese Weise. So erzählt sich das Volk. Es liegt aber auf der Hand, daß hier der nach dem Abenteuerlichen, dem Poetisch-Aparten haschende Sinn des Volkes eine komische Substituierung hat eintreten lassen. Ein Diamant (die taubeneigroßen sind bekanntlich rar) ist gerade so unschädlich wie ein Pflaumenkern, und es scheint mir ziemlich sicher, daß sich Reizenstein durch Essence d'Amandes (Bittermandelöl oder Blausäure) getötet hat, aus der, lediglich nach dem Gleichklang und gemäß poetisierender Volksneigung alsbald ein Diamant geworden ist.

Man passiert, mal dicht am Seeufer hin, mal wieder sich von ihm entfernend, die üblichen Schaustücke solcher Anlage: Säulentempel, künstliche Ruinen, bemooste Steinbänke, Statuen (darunter einige von großer Schönheit) und gelangt endlich, einige Partien zur Seite lassend, die wir auf dem Rückwege besuchen wollen, in den sogenannten Freundschaftstempel, der bereits im Boberowwalde, also am jenseitigen Ufer des Sees liegt. In diesem Freundschaftstempel pflegte der Prinz zu speisen, wenn das Wetter eine Fahrt über den See gestattete. Es war ein kleiner Kuppelbau, auf dessen Hauptkuppel noch ein Kuppelchen saß; den Eingang bildete ein Frontispiz. Frontispiz und Kuppeln existieren in diesem Augenblick nicht mehr; sie drohten Einsturz, und man hat beides abgetragen. In welcher Weise die Wiederherstellung erfolgen wird, vermag ich nicht zu sagen. Das Innere des ganzen „Tempels“ besteht eigentlich nur aus einem einzigen achteckigen Zimmer, um das sich, wie die Schale um die Mandel, ein etwas größerer achteckiger Außenbau legt. Es ist genau so, wie wenn man eine kleine Schachtel in eine große stellt und beide mit einem gemeinschaftlichen Deckel überdeckt. Der kleine achteckige Einsatz hat aber vier türbreite Einschnitte (die Türen selbst fehlen), und durch diese Einschnitte wird es möglich, die Inschriften zu lesen, die sich an der Innenwand des achteckigen Außenbaues befinden. Es sind ihrer sechzehn, die sich alle auf das Glück der Freundschaft beziehen, einzelne zwei, andere vier Zeilen lang und alle entweder mit S. oder B. unterzeichnet. Ich gebe zwei derselben:



Qui vit sans amitié, ne scauroit être heureux  
 Quand il auroit pour lui la fortune et les Dieux \*.

oder

Pourquoi l'amour est-il donc le poison  
 Et l'amitié le charme de la vie?  
 C'est que l'amour est le fils de la folie  
 Et l'amitié fille de la raison \*\*.

So sind sie alle, kleine Niedlichkeiten ohne tiefere Bedeutung, und doch an dieser Stelle ebenso ansprechend, wie sie als Grab- und Kircheninschriften (vgl. das Kapitel über die Rheinsberger Kirche) uns widerstrebend sind. Jetzt feiern die Kinder und jungen Leute ihr Möskesfest an dieser Stelle, bei welcher Gelegenheit sicherlich weniger philosophische Betrachtungen als die vorstehenden über das Glück der Freundschaft angestellt und die vorkommenden Fragen mehr zugunsten des obigen, ewig im Schwunge bleibenden „fils de la folie \*\*\*“ entschieden werden. Ein Möskesfest an dieser Stelle ist eine nicht üble Kritik und Ironie.

Vom Freundschaftstempel aus am Obelisken vorbei (den ich in meinem Schlusskapitel besprechen werde), schreiten wir in den eigentlichen Park zurück, machen dem wohlerhaltenen „Theater im Grünen“, das lebendige Hecken statt der Kulissen hat, unsern Besuch und biegen schließlich in allerhand schmale Gänge ein, deren Windungen uns zum Grabmal des Prinzen Heinrich führen. Es besteht aus einer Backsteinpyramide, um die sich ein schlichtes Eisengitter zieht. Der Prinz, in seinem Testament, hatte die völlige Vermauerung dieser Pyramide angeordnet; doch ging man von dieser Anordnung ab und ließ einen Eingang offen. Im Jahre 1853 sah ich noch deutlich den großen Hinksarg stehen, auf dem ein rostiger Helm lag. Seitdem ist ein brutaler Versuch gemacht worden, das Grab zu bestehlen; man hoffte Gold im Sarge zu finden und durchwühlte die Asche des Toten. Natürlich vergeblich. Das hat nun zu einer nachträglichen Erfüllung der Testamentsanordnung geführt, und

\* Wer ohne Freundschaft lebt, weiß nichts von Glückes Macht, wenn auch der Götter Gunst, Fortunas selbst ihm lacht.

\*\* Warum ist Liebe denn das Gift und Freundschaft der Zauber des Lebens? Weil die Liebe das Kind der Tollheit ist, doch die Freundschaft das Kind der Vernunft.

\*\*\* Kindes der Tollheit.



die Pyramide ist jetzt vermauert. Wo früher der Eingang war, befindet sich jetzt die große Steintafel mit der von Prinz Heinrich selbst verfaßten Grabschrift. Sie ist oft gedruckt worden. Ich gebe hier nur ihre ersten vier Zeilen als besonders charakteristisch für den Mann und seine Zeit. Sie lautet:

Jetté par sa naissance dans ce tourbillon de vaine fumée  
que le vulgaire appelle  
gloire et grandeur,  
mais dont le sage connoit le néant etc. \*

So dachte und schrieb man damals! Die „naissance\*\*“ war ein Spiel des Zufalls, und man war es müde, „über Sklaven zu herrschen“. Man denkt jetzt anders darüber. Die Phrase ist abgetan, aber, Gott sei Gott, dem Wesen der Freiheit sind wir näher gekommen.

## 5

### Der große Obelisk in Rheinsberg und seine Inschriften

Vielleicht die größte Sehenswürdigkeit Rheinsbergs ist der große Obelisk, der sich gegenüber dem Schlosse, also am jenseitigen Seeufer, auf einem zwischen dem Park und dem Boberow gelegenen Hügel erhebt. Er wurde zu Anfang der neunziger Jahre vom Prinzen Heinrich „dem Andenken seines Bruders August Wilhelm“ errichtet. Dieser Obelisk und seine Inschriften (auch jetzt noch von sehr wenigen gekannt) sind zwar mehrfach beschrieben, aber selten mit kritischem Auge gelesen worden. Diese achtundzwanzig goldenen Inschriften, die (rund eingelegt und etwa von dem Ansehen wie die Rehrseiten großer Medaillen) die untere Hälfte des Obeliskens bedecken, sind eine Geschichte des Siebenjährigen Krieges im Lapidarstil und scheinen mir darin eine bis diesen Augenblick noch nicht hinreichend gewürdigte Bedeutung zu haben, daß sie das Verhältnis des Prinzen Heinrich zu seinem königlichen Bruder durch aller-eigenste Worte des ersteren kennzeichnen und, wenn auch in mildesten Form, einen der Sache nach ziemlich strengen Maßstab prinz-

\* Durch seine Geburt in diesen Wirbel eitlen Dunstes geschleudert, den das Volk Ruhm und Größe nennt, dessen Nichtigkeit der Weise jedoch erkennt usw.

\*\* Geburt.



licher Kritik an die Sympathien und Antipathien König Friedrichs, an sein Lob und seinen Tadel legen. Der umfangreiche, ein Werk für sich bildende kritische Kommentar des Prinzen zu dem großen Geschichtsbuch seines Bruders ist nach testamentlicher Bestimmung des ersteren unmittelbar nach seinem Hinscheiden verbrannt worden; der Obelisk aber, der sich jedermann zugänglich angesichts des Rheinsberger Schlosses erhebt, ist ein kurzgefaßter Abriß aus jenem Buch, der ganz entschieden die Meinungen des Verfassers über allbekannte Vorgänge, wenn auch freilich nicht die Gründe für diese Meinungen oder gar die Beweise gibt.

Das Errichten des Monuments selbst ist schon eine Art kritischer Akt, eine Mißbilligung der Mißbilligung, die Prinz August Wilhelm (der Vater König Friedrich Wilhelms II.) von seinem Bruder, dem Könige, hinnehmen mußte; eine Ehrenerklärung da, wo Friedrich II. durch sein Benehmen die Ehre geschädigt hatte. Die Vorderfront trägt das vortrefflich ausgeführte Relieffporträt des Prinzen, dem der Obelisk gewidmet ist. Darunter die Worte:

A l'éternelle mémoire d'Auguste Guillaume  
Prince de Prusse, second fils du roi  
Frederic Guillaume\*.

Aber nicht dem Prinzen allein ist das Monument errichtet, auch einer langen Reihe tapferer Männer, die mit und neben ihm gekämpft haben, den „Preussischen Helden“ überhaupt. Daran reihen sich, um das Fehlen einzelner Namen in keinem allzu auffälligen Lichte erscheinen zu lassen, folgende merkwürdige Worte:

Leurs noms (der Vorhandenen nämlich) gravés sur le marbre  
Par les mains de l'amitié,  
Sont le choix d'une estime particulière  
Qui ne porte aucun préjudice  
A tout ceux qui comme eux  
Ont bien mérité de la patrie  
Et participent à l'estime publique\*\*.

\* Zum ewigen Andenken an August Wilhelm, Prinz von Preußen, zweiter Sohn des Königs Friedrich Wilhelm.

\*\* Die Wahl der hier in Marmor gemeißelten Namen geschah aus persönlicher Wertschätzung und aus Freundschaft, sie soll kein Vorurteil bedeuten gegen alle diejenigen, die sich ebenso um das Vaterland verdient gemacht haben und an der öffentlichen Wertschätzung Anteil haben.



Kein Präjudiz also gegen alle diejenigen, die außerdem noch an der *estime publique* teilnehmen. Diese Worte rücksichtsvoller Verwahrung sind ganz im Geiste des Prinzen Heinrich gesprochen. Er gibt seine Meinung und gibt sie zum Teil diplomatisch genug dadurch, daß er schweigt; aber selbst dies Schweigen erscheint ihm noch zu verlegend, und er fügt ein milderndes „ohne Präjudiz“ hinzu. Dies bezieht sich auf das Fehlen besonders dreier Namen: von Winterfeldt, von Fouqué und von Wedell. Auf der einen Seitenfront befindet sich zwar ein „Wedell“, doch ist dies ein älterer General desselben Namens, der schon 1745 bei Soor fiel, nicht der Wedell, der als Liebling und Vertrauensmann des Königs abgeschickt wurde, um (gegen die anrückenden Russen) den Grafen Dohna im Kommando zu ersetzen, und der tags darauf trotz all seiner Tapferkeit bei Kay geschlagen wurde. Alle die „besonderen Vertrauensmänner“ des Königs fehlen auf dem Obelisk; die aber unter seiner Ungnade oder Ungerechtigkeit mal zu leiden hatten, sind ziemlich sicher, hier ihr Konto in Balance gebracht zu sehen. So der Herzog von Bevern, von der Marwitz, General Wobersnow usw. Der letztere fiel bei Kay, „wo gegen seine Ansicht (hieb gegen von Wedell und mittelbar gegen den König) geschlagen wurde“. Dies Lob ist wie ein Gegenzug gegen den Tadel des Königs, der wenige Tage vor dem Gefecht bei Kay an Wobersnow schrieb: „Die Folgen Eurer übel ausgeführten Projecte äußern sich jetzt. Ihr hättet nicht wie die heiligen drei Könige aus Morgenland einherziehen müssen. Es konnte nunmehr mit den Russen schon aus sein.“

Die Namen, die der Obelisk nennt, sind die folgenden:

Vorderfront: Keith, Schwerin, Leopold von Dessau, Prinz August Ferdinand, Seydlitz, Zieten, Herzog von Bevern, General von Platen († Kunersdorff).

Rechtsfront: von Wedell (Soor), von Hülßen, von Tauentzien, von Möllendorf, von Haucharnoi († Prag), von Neßow (deckte den Rückzug von Hochkirch, was auch mit feinbezüglichen Worten gesagt wird), von Wobersnow († Kay).

Linksfront: von Wünsch, von Saldern, von Prittwitz, von Kleist, von Dieskau, von Ingersleben, von Henkel.



Hinterfront: von Goltz, von Blumenthal, von Rieder, von der Marwitz, de Quebe, von Platen († Prag, als aide de camp\* Schwerins).

Prinz Heinrich bezeichnet die getroffene Wahl selbst als eine „choix d'une estime particulière\*\*“. Neben einem Gefühl der Freundschaft scheint aber noch das Gefühl besonderer Waffenbrüderschaft die Wahl bestimmt zu haben. Es ist bekannt, welche entscheidende Rolle dem Prinzen während der Prager Schlacht zufiel. Prag, nebst Freiberg, wo sein Feldherrngeschick sich in noch glänzenderem Lichte zeigte, blieb seine Lieblingsaffäre (etwa wie Friedrich Wilhelm III. mit Vorliebe der Schlacht von Kulm gedachte), und alle diejenigen, die daran teilgenommen hatten, standen seinem Herzen besonders nah. Der im Volk schon damals lebende Glaube, daß „Schwerin mit der Fahne“ die Schlacht entschieden habe, scheint ihm aber im Gefühl dessen, was er selbst geleistet hatte, unbequem gewesen zu sein, und nachdem er die früheren Taten Schwerins mit großer Wärme des Ausdrucks aufgezählt hat, schließt er ziemlich nüchtern: „Un drapeau à la main il fut la victime de son zèle devant Prague le 6 de Mai 1757\*\*\*.“ Er rühmt nur den „Eifer“, weiter nichts.

Die Inschriften sind alle interessant, aber nur zwei teile ich noch vorzugsweise mit. Vom Quartiermeister von der Marwitz (Hochkirch) heißt es am Schluß: „Etant mort à 36 ans en 1759 son merite et ses services seroient oubliés si ce monument n'en conservoit la mémoire †.“ Darin hat sich der Prinz nun allerdings geirrt; man kennt Marwitz auch ohne den Rheinsberger Obelisken.

Die schönsten Worte richten sich an Zieten. Innigkeit und wahre Verehrung spricht aus jeder Zeile. Der alte Husar ist auch hier Sieger geblieben:

Toutes les fois qu'il combattit il triompha.  
Son coup d'œil militaire joint  
A sa valeur héroïque  
Decidoit du succès des combats;

\* Hilfe im Kampf. \*\* Wahl aus persönlicher Wertschätzung. \*\*\* Mit der Fahne in der Hand wurde er das Opfer seines Eifers vor Prag am 6. Mai 1757. † Da er mit 36 Jahren 1759 starb, würden sein Verdienst und seine Dienste vergessen werden, wenn dies Denkmal sie nicht zum Gedächtnis aufbewahrte.



Mais ce qui le distinguait encore plus  
Ce furent son intégrité, son désintéressement  
Et son mépris pour tous ceux  
Qui s'enrichissaient aux dépens  
Des peuples opprimés\*.

Was den weiteren Wortlaut dieser Inschriften (in deutscher Übersetzung) angeht, so verweis' ich auf das Schlusskapitel, das an betreffender Stelle noch eine Anzahl von Notizen über Rheinsberg und seine Sehenswürdigkeiten bringt.

Es dunkelt, und nur mühsam noch entziffern wir die letzten Inschriften; nun kehren wir im Kahn über den See zurück. Leise Nebel ziehen auf und ab, in Dämmerung liegt das Schloß; aber von den Bäumen des Parks her klingt es herüber wie leise Stimmen aus alter Zeit.

\* Jedesmal, wenn er kämpfte, triumphierte er. Sein militärischer Blick und sein Heldenmut entschied den Erfolg der Schlachten. Aber was ihn noch mehr auszeichnete, war seine Rechtschaffenheit, seine Uneigennützigkeit und seine Verachtung für alle diejenigen, die sich auf Kosten der unterdrückten Völker bereicherten.



## Zwischen Boberowwald und Huvenowsee

oder

Der Rheinsberger Hof von 1786—1802

In einem früheren Kapitel sprach ich die Hoffnung aus, daß die Prinz-Heinrich-Zeit des Rheinsberger Schlosses, die über den Kronprinzlichen Aufenthalt daselbst halb vergessen zu werden pflegt, über kurz oder lang ihren Historiographen, oder wenn dies Wort zu gewichtig klingt, ihren Erzähler finden möchte. Ich habe nun, seitdem ich bei einem ersten Besuche Rheinsbergs jene Worte niederschrieb, selbst zu sammeln gesucht und gebe in nachstehendem, was ich gefunden. Das Terrain, das dabei in Betracht kam (denn der Rheinsberger Hof hatte später seine Außenwerke und Filiale) liegt zwischen dem Boberowwald und dem Huvenowsee, und hab' ich demgemäß die Überschrift dieses Kapitels gewählt.

Bis 1786 war der Aufenthalt des Prinzen Heinrich in Rheinsberg ein vielfach unterbrochener: Kriege, Reisen und diplomatische Missionen hielten ihn jahrelang fern; erst von 1786 an gehörte er dem „stillen Schloß am Boberowwald“ mit einer Art Ausschließlichkeit an, freilich auch dann erst, nachdem er noch einen ernststen Versuch gemacht hatte, Paris an die Stelle von Rheinsberg treten zu lassen.

Dies beinah völlige Sichfernhalten von der Welt, das nun eintrat, war nur bis zu einem gewissen Grade seine freie Wahl. Den großen König, seinen Bruder, hatte er nicht geliebt, aber er hatte ihn respektiert; seit dem Tode Friedrichs indes hatten die Dinge eine Richtung angenommen, die ihm eine Beteiligung daran, die wie Gutheißung ausgesehen hätte, unmöglich machte. Auch glaubte man ohne ihn fertig werden zu können. Man erbat seinen Rat nicht länger, so gab er ihn auch nicht mehr. Mit höchster Mißbilligung sah er auf den Einfluß der Riez und ihres Anhangs. „In dieser Spelunke ist alles infame“ sagte er, als er eines Tages an dem Palais der (späteren) Gräfin Lichtenau vorüberkam. Ein Prinz, der



bei sonst großer Zurückhaltung über die Favoritin ein solches Wort zu äußern wagte, gehörte nicht mehr an den Hof und sprach durch so einschneidende Urtheile seine eigene Verbannung aus.

Die Verstimmung des Prinzen war eine so tiefe, daß ihm Rheinsberg nicht fern und abgelegen genug erschien und der Wunsch immer lebendiger in ihm wurde, den Rest seiner Tage im Auslande, in Frankreich zu verbringen. Schon 1784 hatte er sich schweren Herzens von Paris getrennt und dem Herzoge von Nivernois die Worte zugerufen: „Ich verlasse nun das Land, nach dem ich mich ein halbes Leben lang gesehnt habe und an das ich nun während der zweiten Hälfte meines Lebens mit so viel Liebe zurückdenken werde, daß ich fast wünschen möchte, ich hätt' es nicht gesehn.“ Nach diesem Lande seiner Sehnsucht zog es ihn jetzt mit verdoppelter Kraft; aber die Götter waren seinem Vorhaben nicht hold. Es schien, daß er dem engen Kreise verbleiben sollte, dem er seit vierzig Jahren, wenn auch mit Unterbrechungen, angehört hatte. 1787 machten politische Konstellationen die Übersiedlung nicht möglich; 1788 im Juni ging er wirklich, und dem Ankauf eines palaisartigen Hauses in Paris folgten Unterhandlungen wegen Ankauf eines größeren in der Nähe der Hauptstadt gelegenen Grundbesitzes, aber eh sie zum Abschluß kamen, zogen die Wetter der Revolution immer drohender, immer sichtbarer herauf, und der Prinz, der sich nach Ruhe, nach stiller Betrachtung sehnte, kehrte schweren Herzens in seine Rheinsberger Einsiedelei zurück. Von da ab gehörte er derselben ganz.

Meine Aufgabe, wie schon eingangs angedeutet, wird darin bestehen, den Prinzen in diesem seinem Stilleben zu schildern und mit einiger Bestimmtheit festzustellen, in welcher Weise und in welcher Genossenschaft er das letzte Jahrzehnt seines Lebens verbrachte.

Diese meine Aufgabe war insoweit schwierig, als gedruckte Mitteilungen aus jener Epoche so gut wie gar nicht vorliegen; aber wenn auf der einen Seite das Fehlen literarischer Überlieferungen gewisse Schwierigkeiten geschaffen hat, so genoß ich doch andererseits des nicht genug zu schätzenden Vorzugs, mit Rücksicht auf namentlich die letzten zehn Jahre der Rheinsberger Hofhaltung Personen zu begegnen, die jene letzten Prinz-Heinrich-Tage entweder noch miterlebt hatten, oder doch von diesen Tagen wie von etwas eben Geschehenem und Erlebtem hatten erzählen hören. Es



bezieht sich dies namentlich auf die Mitteilungen über den Major von Kaphengst und den Grafen und die Gräfin La Roche-Lymon.

Die Rheinsberger Kirche hat zwei Glocken aus dem Jahre 1780. Die kleinere von diesen, die die Namen einer Anzahl Rheinsberger Bürger als Inschrift trägt, interessiert uns nicht, wohl aber die größere (in einem früheren Kapitel schon erwähnte), die uns bestimmte Anhaltspunkte für die Geschichte des Prinzen Heinrich gibt. Die Inschrift dieser Glocke (augenscheinlich ein Geschenk des Prinzen Heinrich an die Stadt) bringt neben dem schon zitierten mehr als altfränkischen Spruch:

Des Feuers starke Wut riß mich in Stücken nieder,  
Mit Gott durch Meyers Hand ruf ich doch Menschen wieder, —

folgende Namen: Prince Frédéric Henri Louis de Prusse, frère du Roi. Major de Kaphengst. Baron Frédéric de Wreich. Baron Louis de Wreich. Baron de Kniphausen. Baron de Knesebeck. de Tauentzien. Alle diese waren Kavaliere des Prinzen. Rechnen wir hierzu den Bibliothekar und Vorleser des Prinzen (erst Francheville, dann Toussaint), die Mitglieder einer französischen Schauspielertruppe und einer deutsch-italienischen Kapelle, endlich eine Anzahl Kammerdiener, Lakaien und Leibhusaren (die ein förmliches Korps bildeten), so haben wir durchaus die Elemente beisammen, aus denen sich 1780 der Rheinsberger Hof zusammensetzte. Die obengenannten Kavaliere wohnten im Kavalierrhause, die Lakaien und Kammerdiener im Schloß, endlich die Künstler aller Art und jeden Grades in der Stadt zur Miete.

Einen zweiten sicheren Anhaltspunkt, ebenso zuverlässig wie die Glockeninschrift, geben uns die „dernières dispositions“\* des Prinzen, aus denen wir ersehen, daß der Zahl nach sichtlich zusammengeschmolzen damals (1802) Graf Noeder (Hofmarschall), Graf La Roche-Lymon (Adjutant), Mr. Lebeauld (Kammerrat) und Herr Steinert (Baurat) die Umgebung des Prinzen bildeten. Major von Kaphengst, Baron Knesebeck und Tauentzien lebten noch und unterhielten, wenigstens teilweise die alten Beziehungen, so daß wir, wenn wir die bestimmt verbürgten Namen von 1780 und 1802 zusammentun, im wesentlichen eine Übersicht über die Persönlichkei-

\* letzten Verfügungen.



ten gewinnen, die während der letzten zwanzig Jahre die Träger und Repräsentanten des Rheinsberger Hoflebens waren.

Über jeden der Genannten werde ich einige Worte zu sagen, über einzelne (Kaphengst und La Roche-Lymon) mich ausführlicher zu verbreiten haben. Bevor wir aber zu diesen Personalien übergehen, suchen wir in ähnlicher Weise, wie wir eine Feststellung der Persönlichkeiten ermöglichten, auch zunächst in allgemeinen Zügen festzustellen, unter welcher Benützung der Zeit die Rheinsberger Tage verfloßen.

Der Vormittag gehörte der Arbeit; die zweite Hälfte des Tages der Gesellschaft, dem Diner, der Lektüre<sup>1</sup>, dem Schauspiel, der Musik. Nur gelegentlich unterbrachen Ausflüge in die nähere oder weitere Umgegend den vorgeschriebenen Lauf des Tages; noch seltener waren Festlichkeiten, ja der Zeitabschnitt von 1790 bis 1802 weist von großen Festlichkeiten (für die der Prinz in früheren Jahren eine entschiedene Vorliebe hatte) vielleicht nur das eine Fest, „die Einweihung des Monumentes“ auf, auf das wir später ausführlicher zurückkommen werden.

Wenden wir uns zunächst dem Vormittage zu, der Arbeitszeit des Prinzen. Da er, unähnlich seinem großen Bruder (mit dem er die Antipathien gegen die Jagd gemein hatte), von der Landwirtschaft die allergeringste Meinung hegte und offen aussprach, daß das Säen und Ernten zwar sehr wichtig, aber die Sache jedes Bauern sei, so raubte ihm die Verwaltung seiner Besitzung, die er seinen Pächtern und Inspektoren überließ, nichts von seiner Zeit, die er nun ungestört dem Studium widmen konnte. Unter diesen Studien stand das Studium der Kriegswissenschaften und der schönen Literatur, soweit sie Frankreich betraf, obenan. Gleicherweise wie sein Bruder, der König, verfolgte er mit nicht ermüdender Vorliebe die Werke der französischen Philosophen, schwärmte für Voltaire und schrieb selber Verse, von denen mit satirischem Anflug bemerkt worden ist, daß sie lebhaft an die Verse seines Bruders erinnern hätten. Ubrigens wurden seine dichterischen Versuche von seinen französischen Vorlesern entsehlert, erst von Francheville, dann von Loussaint. Neben diesen poetischen Versuchen (z. B.

<sup>1</sup> „Die Bibliothek des Prinzen“, schreibt Heinrich von Bülow, „war sehr ansehnlich. Er hatte auch ein Exemplar der Bibel in seinem Kabinett, aber er hatte sie nur, wie man in einem Prozeß die Akten der Gegenpartei beachtet und um sich hat.“



eine lyrische Bearbeitung der *Alzire* des Voltaire; auch rühren vielleicht die Distichen im Freundschaftstempel und ähnliches von ihm her) war es eine ausgedehnte Korrespondenz, die seine Arbeitszeit in Anspruch nahm und neben dieser Korrespondenz vor allem wiederum die Aufzeichnung seiner Memoiren. Von diesen Aufzeichnungen ist wenig zur Kenntniss der Welt gelangt; seine Kritik des Siebenjährigen Krieges, oder mit anderen Worten des Königs, wenn sie nicht wirklich vernichtet ist, ruht unerbrochen und zunächst unzugänglich in unsern Archiven; andre seiner Arbeiten haben es verschmäht, unter dem Namen ihres erlauchten Verfassers in die Welt zu treten und sollen sich, theilweis wenigstens in den militärischen Schriften wiederfinden, die zwischen 1802 und 1804 vom Grafen La Roche-Aymon, dem letzten Adjutanten des Prinzen, veröffentlicht wurden. Mit besonderer Vorliebe, das mag schon hier eine Stelle finden, verfolgte er die Kriegs- und Siegeszüge Moreaus, den er fast höher stellte als Napoleon, wobei man freilich nicht vergessen darf, daß der Prinz 1802 bereits starb, also früher als die großen Ruhmesschlachten, die so viele Staaten zertrümmerten, geschlagen wurden. Er erlebte nur Marengo noch. Die Gegner des Prinzen haben nichtsdestoweniger aus dieser Vorliebe für Moreau den Schluß ziehen wollen, daß der Prinz nur ein korrekter Pedant und trotz aller seiner Korrektheit, oder vielleicht um derselben willen, nicht imstande gewesen wäre, ein wirkliches Genie zu begreifen.

Die ersten Nachmittagsstunden gehörten dem Diner. Man aß zur Winterzeit im Schloß, während des Sommers, so oft es das Wetter erlaubte, im Freundschaftstempel oder auf der Remusinsel. Der Prinz war außerordentlich mäßig, und eine gebackene Speise, wie sie sein Bruder liebte: Makkaroni, Parmesankäse und Knoblauchsaft, hätte ihn getötet. Wie er die Frauen nicht liebte, so auch nicht den Wein, aber er war billig denkend genug, seinen Privatgeschmack nicht zum allgemeinen Gesetz zu erheben und seine Küche, wie sein Keller, ließen niemanden darben. Die Unterhaltung, wenn gleich sich innerhalb gewisser Formen haltend, wie sie die Gegenwart eines Prinzen und noch dazu eines solchen erheischte, war innerlich vollkommen frei. Von Krieg und Kriegführung wurde selten gesprochen; es schien, wie etwas zum Metier Gehöriges, und eben deshalb verpönt. Er war sehr eitel, und stilvolle Huldigungen,



auch solche, die ihm als siegreichem Feldherrn galten, nahm er gern entgegen, aber er selbst war viel zu vornehm, um die Unterhaltung auf seine Taten und Siege hinzulenken. Daß er Gespräche der Art vermieden wünschte, deutete er schon dadurch an, daß niemand in Dienstkleidung (Uniform) erscheinen durfte; Hof- oder Gesellschaftskleid war Vorschrift. Die Unterhaltung drehte sich um Fragen der Kunst und Wissenschaft, um philosophische Streitfragen und Dinge der Politik. Über letztere äußerte er sich mit großer Freimütigkeit, mißbilligte den preussischen Krieg gegen Frankreich, der endlich zum Basler Frieden führte, und zeigte bis zuletzt gewisse Sympathien mit der Französischen Revolution. Ob diese Sympathien (so bemerkt Heinrich von Bülow) in wirklicher Vorliebe für freie Staatsverfassungen wurzelten, oder nur ein Resultat der Anschauung waren, daß alles Französische gut sei, auch eine Französische Revolution, mag dahingestellt bleiben. In ähnlich offener Weise nahm er Partei für die Polen, und dieselbe Teilung, zu deren Vollziehung er als gehorsamer Diener seines Königs (am Hofe Katharinen's) mitwirkte, hielt er trotz alledem ebensowenig für ein Meisterstück der Politik, wie für eine Handlung der Gerechtigkeit. Mit besonderer Vorliebe wurden philosophisch-religiöse Sätze beleuchtet und diskutiert, und alle jene wohlbekannten Fragen, auf deren Lösung die Welt seitdem verzichtet hat, wurden unter Aufwand von Geist und Gelehrsamkeit mit Sätzen pro und contra immer wieder und wieder durchgekämpft.

Dem Diner folgte, wenn auch nicht täglich, so doch so oft wie möglich, Theater oder Konzert. Über die Stücke, die zur Aufführung kamen, habe ich nichts Bestimmtes erfahren können, aber es scheint, daß Voltaire, wie den Kreis der Anschauungen und Unterhaltungen, so auch die Bühne beherrschte. Auch die Namen der Künstler sind bis auf wenige verschollen: Blainville, der Liebling des Prinzen, Demoiselle Toussaint, eine Tochter oder Schwester des Vorlesers, Demoiselle Aurore, vor allem Suin de Boutemars, sind die einzigen, die sich durch das eine oder andere Ereignis noch im Gedächtnis der Stadt Rheinsberg erhalten haben.

Wir haben bis hierher den Durchschnittstag des Rheinsberger Hoflebens beschrieben; was ihn unterbrach, waren Besuche, die kamen, oder Ausflüge, die gemacht wurden, dann und wann, aber selten, eine wirkliche Festlichkeit.



Zum Besuch kamen Prinz Ferdinand, Prinzess Amalie (noch jetzt führen einige Zimmer ihren Namen), vor allem Prinz Louis Ferdinand, der ein besonderer Liebling seines Oheims und die Hoffnung desselben war. An diese fürstlichen Besuche (unter denen auch das Erscheinen des Großfürsten Paul von Rußland zu nennen ist), schloß sich der Besuch derer, die früher als Militär oder Hofleute in dienstlichen Beziehungen zum Prinzen gestanden hatten, Namen, auf die wir weiterhin zurückkommen werden.

Die Ausflüge gingen näher und weiter. Der Winteraufenthalt in Berlin (im Prinz Heinrichschen Palais, der jetzigen Universität) wurde immer mehr gekürzt, aber die kleinen Reisen in die Umgegend, die Besuche bei bewährten Anhängern blieben. Der alte Zieten in Bustrau (bis 1786, wo er starb), Prinz Ferdinand in seinem Ruppiner Palais (bis 1787, wo es niederbrannte) wurden besucht, besonders aber galten diese Ausflüge dem Grafen Breck auf Tamsel und dem Major von Kaphengst auf Meseberg. Auf beide kommen wir ausführlich zu sprechen.

Der Festlichkeiten, an deren sinnige und glänzende Ausführung der Prinz in früheren Jahren so großen Aufwand von Zeit und Mitteln gesetzt hatte, wurden weniger im Lauf der Jahre, aber sie fanden wenigstens bei besonderen Gelegenheiten statt. Der Jahrestag der Freiburger Schlacht (die er mit Recht als sein strategisches Meisterstück ansah) wurde alljährlich gefeiert, und am 6. Mai 1787 gab er zur Erinnerung an die Schlacht bei Prag allen Offizieren und Gemeinen des Regiments Ikenplik, die jenen Siegestag unter seiner Führung mit durchgemacht hatten, ein glänzendes Fest. Er war zu dieser Feier doppelt berechtigt, einmal durch die Tat selbst, zu deren Gedächtnis das Fest gegeben wurde, noch mehr aber dadurch, daß sich die Neuzeit ein Ansehen gab (der große König war seit kaum Jahresfrist tot), solche Taten vergessen zu dürfen. Der Prinz kommandierte am Tage der Prager Schlacht bekanntlich den rechten Flügel. Es war das berühmte Regiment Ikenplik, das er zum Angriff führte, und das ihm festen Schrittes folgte. Plötzlich stuzten die Grenadiere an einem Wassergraben, weil er zu tief schien. Prinz Heinrich warf sich sogleich hinein. Die Kleinheit seiner Person vermehrte die Größe der Aufopferung und steigerte die Wirkung. Alles folgte ihm nach und schlug den Feind. Offiziere und Gemeine des Regiments, die jenen Ruhmestag miterlebt hat-



ten, saßen nun dreißig Jahre später an der Festestafel ihres Führers, und die begeisterten Lebehochs, die erschallten, klangen laut genug, um auch das Ohr des königlichen Neffen zu treffen. Das Festmahl war neben einer pietätvollen Huldigung gegen die Heimgegangenen vor allem auch eine Demonstration gegen Lebende; aber, wie immer auch, diese Demonstration war berechtigt.

Auch eine Demonstration, aber zu gleicher Zeit ein sonnigeres, von den Strahlen der Poesie und der Geschichte umleuchtetes Fest, war die Einweihung (am 4. Juli 1791) des oftgenannten Obeliskens, der sich gegenüber dem Rheinsberger Schloß an der andern Seite des Sees, auf leis ansteigendem Terrain erhebt. Die Inschriften dieses Monuments gebe ich an anderer Stelle (siehe die Anmerkungen), hier nur einiges über die Festlichkeit selbst. Es war eine militärische Feier, aber zu gleicher Zeit ein Volksfest. Aus allen Städten und Dörfern der Grafschaft war man herbeigekommen, und Tausende umstanden entweder den weiten Halbkreis des Sees oder waren Augenzeugen von zahllosen Booten aus, die auf der stillen Wasserfläche ihren Stand genommen hatten. Das schönste Sommerwetter begünstigte das Fest. Um das Denkmal selbst herum grupperten sich Hunderte von Offizieren, alte und junge, teils solche, die die große Zeit noch mit erlebt hatten, teils nahe Anverwandte jener, derer die Medailloninschriften des eben enthüllten Obeliskens in goldenen Buchstaben gedachten. Weiter den Hügel hinauf, im Halbkreis den Kreis der Offiziere umschließend, standen die Unteroffiziere und Gemeinen der alten Regimenten. Der Enthüllungsfeier selbst folgte in den Sälen des Schlosses ein glänzendes Bankett, bei dem der Prinz eine längere, wohlausgearbeitete Rede hielt, auch an diesem Tage in französischer Sprache. Es scheint, daß er der deutschen Rede geradezu nicht mächtig war. Wunderbares Resultat einer Erziehung, die in an und für sich richtigem Streben nur das Deutsche gewollt und alles Französische verpönte hatte. Die Rede selbst, die aufbewahrt worden ist und z. B. im *vie privée du Prince Henri* \* eine Stelle gefunden, hat, scheint auf den ersten Blick wenig mehr zu bieten, als wohlstilisierte, ziemlich zopfige Phrasen und Betrachtungen, wie sie damals üblich waren, aber bei mehr kritischer Betrachtung erkennt man sofort die poli-

\* Privatleben des Prinzen Heinrich.



tische Seite dieses scheinbar bloß oratorischen Übungsstückes. Ich gebe hier nur eine Stelle daraus:

„Allen Bewohnern der Städte und des Landes, welche in diesem Kriege die Waffen trugen, gebührt ein gleiches Recht an die Trophäen und Palmen des Sieges. Unter der Leitung ihrer Anführer weihten sie ihre Arme und ihr Blut ihrem Vaterlande. Sie haben es mit Mut und Kraft aufrechterhalten und verteidigt. Unsere Absicht ist, der preussischen Armee ein Zeugnis unserer Dankbarkeit darzulegen. Den Eingebungen unseres Herzens zufolge wollen wir Beweise der Hochachtung denjenigen geben, welche wir persönlich kannten. Warum aber vermißt man Friedrich unter der Zahl dieser berühmten Namen? Die von diesem Könige selbst aufgesetzte Geschichte seines Lebens, die Lobschriften auf ihn nach seinem Tode, ließen mir nichts zu sagen übrig; aber große, in der Dunkelheit geleistete Dienste werden in diesen Lobschriften nicht der Vergessenheit entzogen, können es oft nicht, denn die Zeit löscht alle Eindrücke aus, und der folgenden Generation fehlen die Zeugen der Taten der vorhergehenden; das Andenken der Begebenheiten schwindet, die Namen gehen verloren, und die Geschichte bleibt nur ein unvollkommener Entwurf, oft zusammengefügt durch Schmeichelei und Trägheit.“

Dies genüge. Man muß diese Rede mit demselben geschärften Auge lesen wie die Medailloninschriften des Monumentes selbst. Auch diese Feier, wie schon hervorgehoben, war eine Demonstration. Der Held, dessen Andenken der Obelisk und die Feier galt, war Prinz August Wilhelm, der Vater des Fürsten, der eben damals den Thron der Hohenzollern einnahm und seines alten Oheims, des Rheinsberger Prinzen entraten zu können glaubte, jenes Sonderlings, der wohl Schlachten gewonnen hatte, aber kein Herz hatte — für Frauen und Wein.

Große Festlichkeiten sind dieser Enthüllungsfeier nicht mehr gefolgt; die Schwere des Alters fing an zu drücken, und Einsamkeit, Stille wurden erstes, wenn auch nicht ausschließliches Gebot.

Bis hieher bin ich bemüht gewesen, das Leben, wie es sich am Rheinsberger Hofe während der letzten zehn oder fünfzehn Jahre gestaltete, in seinen allgemeinen Zügen zu schildern. Ich gehe nun zu einer Besprechung der einzelnen Persönlichkeiten über, die wäh-



rend dieser Epoche, die einen früher, die andern später, die nächste Umgebung des Prinzen bildeten, und hoffe dabei Gelegenheit zu finden, ein bisher nur in Umrissen gegebenes Bild durch eine Reihe von Details zu beleben.

Ich beginne mit nochmaliger Aufzählung der Persönlichkeiten selbst. Es waren: Baron Kniphausen, Baron Knesebeck, zwei Barone Breich (auch Breech geschrieben), Kapitän von Tauenzien, Major von Kaphengst, Baurat Steinert, Kammerrat Lebeauld, Graf La Roche-Aymon und Graf Roeder. Von letzterem bin ich außerstande gewesen, irgend etwas in Erfahrung zu bringen.

Baron Dodo von Kniphausen war eine Art Ehrenkammerherr und gehörte dem Kreise mehr als Volontär wie als Träger einer wirklichen Hofcharge an. Mehr noch als die Unabhängigkeit seiner Stellung gab ihm sein scharfer Verstand und seine politische Bildung ein Ansehen am Rheinsberger Hofe, eine Bildung, die bedeutend genug war, um die Aufmerksamkeit Mirabeaus zu erregen, der der „politischen Hoffnungen“ erwähnt, „die das Land an den ostfriesischen Freiherrn knüpfte“. Was ihn an den Hof des Prinzen Heinrich führte, war neben seiner nahen Verwandtschaft mit den beiden Baron Breichs (er war mit einer älteren Schwester derselben vermählt) die Gleichgeartetheit politischer Anschauungen; der Prinz und er waren eins in ihrer Mißstimmung über das, was in Berlin geschah, besonders in ihrer Abneigung gegen den Minister Herzberg, eine Abneigung, die beim Prinzen politische, beim Baron Kniphausen aber, der ein Stiefbruder des Grafen Herzberg war, persönliche Gründe und Interessenmotive hatte. Andere geistige Berührungspunkte zwischen dem Prinzen und dem Freiherrn mochten fehlen. Kniphausen war ein passionierter Landwirt, eine Tätigkeit, ein Beruf, dem, wie schon erwähnt, Prinz Heinrich den allerniedrigsten Rang einräumte. Diese verschiedenen Ansichten über den Wert der Landwirtschaft führten zu einer kleinen Anekdote, die H. von Bülow in seinem mehrerwähnten Buche erzählt. „Kniphausen“, so schreibt er, „der viel von seinen ostfriesischen Kindern sprach und sich vielleicht gelegentlich von Rheinsberg aus zu ihnen hinsehnen mochte, erhielt zur Strafe für diese beständigen Agrikulturgespräche eine Weste vom Prinzen geschenkt, die mit lauter Kindern bedruckt war. Kniphausen dankte und trug nun die Weste tagtäglich wie im Triumph, bis der Prinz eine ungnädige



Bemerkung machte, ungnädig, weil er fühlte, daß sich der Stachel der Satire gegen ihn selbst gekehrt hatte."

Baron Knesebeck, geb. 1748, gest. 1828, mit seinem vollen Namen Karl Franz Paridam Kraft von dem Knesebeck-Mylendonck, war der letzte männliche Sproß aus der Linie Tilsen bei Salzwedel. Seine Mutter war eine Grumbkow, Tochter des bekannten Feldmarschalls unter Friedrich Wilhelm I.; seine Großmutter war eine Freiin von Mylendonck, durch welche neben einem bedeutenden Grundbesitz im Geldernschen (die Herrschaft Frohnenburg) auch der Name Mylendonck in die Familie kam. Bis 1773 besaß unser Karl Franz Schloß Tilsen, das alte Stammgut der Knesebecks; in diesem letztgenannten Jahre aber ererbte er die Herrschaft Frohnenburg von einem älteren Bruder und trat Schloß Tilsen an einen jüngeren ab. Durch die Einführung der neuen französischen Gesetzgebung am Rhein, welche alle Lehns- und Erbpachtsverhältnisse löste, verlor Karl Franz seinen ganzen Besitz, und es blieb ihm von der Geldernschen Herrschaft (Frohnenburg) nichts, als ein altes Schloß mit Garten und die auf dem ehemaligen Besitz haftenden Schulden. So mehr als arm und besitzlos geworden, kehrte er zu seinem Bruder nach Tilsen zurück. Die eben damals zur Hebung kommende Präbende des Domstifts Magdeburg gewährte ihm eine auskömmliche Existenz. Er hieß gewöhnlich der „Domherr“. In dieser Zeit, also in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre scheint es, wurden die Beziehungen zum Rheinsberger Hofe wieder aufgenommen. Ganz unterbrochen waren sie nie. Nach der Schlacht bei Jena, als Magdeburg westfälisch wurde (unter Jerome), verlor er seine Präbende und war wieder mittellos. 1810 starb der Besitzer von Tilsen kinderlos, und das alte Stammgut der Familie, das er in jungen Jahren bereits besessen hatte, kam nun zum zweitenmal in seine Hand. Er vermachte es mit Übergehung der Hannöversch-Wittingenschen Linie dem Sohne seiner Schwester, die einen Karwesch-Knesebeck, also einen Better, geheiratet hatte. Dieser Sohn war der spätere Feldmarschall von dem Knesebeck, von dem ich in dem Kapitel „Karwe“ ausführlicher gesprochen habe. So vereinigte der Feldmarschall den ganzen Besitz: Karwe, Tilsen und Schloß Frohnenburg. Mit Karl Franz ist der Name Mylendonck erloschen. Schloß Frohnenburg, zu dem, wie wir gesehen haben, kein Areal gehörte, wurde in den dreißiger Jahren



vom Feldmarschall verkauft, so daß von dem alten Besitz der Freiherrn von Mylendonck nichts mehr vorhanden ist. — Baron Knesbeck (Karl Franz) blieb Kammerherr am Rheinsberger Hofe bis zum Ableben des Prinzen und wird im Testament desselben mit folgenden Worten erwähnt: „Dem Baron von Mylendonck-Knesbeck, der mir als Page und später als Offizier in meinem Regimente gedient, auch später noch, nachdem er den Abschied genommen, mit unwandelbarer Treue zu meiner Person gestanden hat, vermache ich eine Dose von Lapis Lazuli. Sie trägt einen Karneol in der Mitte und ist oben und unten mit Diamanten besetzt.“ Einzelheiten aus seinem Rheinsberger Leben habe ich nicht erfahren können.

Die beiden Breichs. Baron Friedrich von Breich, der ältere Bruder, war Hofmarschall am Rheinsberger Hofe, Baron Ludwig war Kammerherr. Beide waren Söhne jener schönen Frau von Breich („un teint de lis et de rose“\*), die den Kronprinzen Friedrich während seines Küstriner Aufenthalts mit einer leidenschaftlichen Zuneigung erfüllt hatte. Baron Friedrich wegen seiner Länge „der große Breich“ geheißen, starb zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und Tamsel, in dessen Besitz er sich seit 1746 befunden hatte, ging an Baron Ludwig den jüngeren Bruder über. Dieser seit 1786 in den Grafenstand erhoben, war einer der treuesten Anhänger des Prinzen und lebte mehr in Rheinsberg und Berlin als auf seinem ererbten Gute. Der Sommer 1787 jedoch sah ihn monatelang in Tamsel, um Schloß und Park für den zugesagten Besuch des Prinzen Heinrich festlich herzurichten. Graf Ludwig hatte lange genug in der Nähe des Prinzen gelebt, um diesem Meister im Arrangieren von Festlichkeiten wenigstens einiges von seiner Inszenierungskunst abgelauscht zu haben, und als der Prinz im Juli des genannten Jahres nun wirklich erschien, begrüßten ihn Arrangements, wie er selber sie nicht schmeichelter und stilvoller hätte herstellen können. Statuen und Inschriften, wohin er blickte, Vergleiche in Reim und Bild, Erinnerungen an seine Siege oder Mahnungen an Personen, die seinem Herzen teuer gewesen waren. Halbverdeckt unterm Rasengrün schimmerte ein weißer Sandstein zum Andenken an die schöne Lisette Tauenzien (erste Gemahlin Tauenziens von Wittenberg, eine geborne von Marschall) und die eingegrabenen Worte: „Rose, elle a vécu ce

\* mit dem Teint einer Lilie und Rose.



que vivent les roses — l'espace du matin \*" weckten im Herzen des Prinzen eine stille Erinnerung an die früh aus dem Rheinsberger Kreise Geschiedene. An anderer Stelle boten sich nebeneinander gestellt die Büsten des Großen Kurfürsten und des Prinzen dem Auge des letzteren dar, und französische Verse zogen Parallelen zwischen jenem, der ein Vater flüchtiger Franzosen wurde, und zwischen diesem, „der die Herzen aller Franzosen unter das Gesetz seiner geistigen Macht und Schönheit zu zwingen wußte“; die Hauptüberraschung aber brachte der Abend.

Im Rücken von Tamsel unmittelbar hinter dem Park liegt eine romantische Wald- und Hügelpartie, durch die sich ein Hohlweg, die Straße nach dem benachbarten Jorndorf zieht. Sei es, daß die Lokalität einige Züge mit dem Terrain, um dessen Reproduzierung es sich handelte, gemein hat, oder sei es, daß man einfach nahm, was man hatte, gleichviel, der Hohlweg war auf Anordnung des Grafen Ludwig überbrückt worden, um an dieser Stelle die Erstürmung des Passes von Gabel, eine der glänzendsten Waffentaten des Prinzen, noch einmal bildlich zur Darstellung zu bringen. Im Hohlweg standen die Tamseler und Küstriner, Kopf an Kopf, um Zeuge des prächtigen Schauspiels zu sein, und Feuerwerk und Leuchtkugeln erhellten die Nacht, als Graf Ludwig von dem links gelegenen Hügel aus den Prinzen an den Eingang zur Brücke führte. Unter dem Jubel der Menge überschritt der Prinz diese, an deren entgegengesetztem Ende drei Johanniter-Ritter (Graf Dönhof, von Schack und von Tauenzien) in rotem Kriegskleid und schwarzen Ordensmänteln ihm entgegentraten und auf die Worte hinwiesen:

Henry parait! il fait se rendre!  
 Vous fremissez fiers Autrichiens!  
 Si vous pouviez le voir, si vous pouviez l'entendre  
 Vous béniriez le sort qui vous met dans ses mains.

Also etwa:

Heinrich erscheint und vor seinem Begegnen  
 Zittert Osterreich und unterliegt;  
 Kenntet ihr ihn, ihr würdet es segnen,  
 Stolze Feinde, daß Er euch besiegt.

\* Als Rose hat sie wie die Rosen nur einen Morgen erlebt.



Die Erinnerung an jenen glänzenden Abend lebt noch bis heute bei den Tamselern fort; die alte reiche Familie aber (sie besaß eine Anzahl Güter in der Umgegend), die diese Festlichkeit ins Leben rief, ist seitdem längst vom Schauplatz abgetreten. 1795 starb Graf Ludwig Breech der letzte seines Geschlechts, und Tamsel ging durch Erbschaft auf den Grafen von Dönhoff über. Ein halbes Jahrhundert lang hatten die Breechs dem Rheinsberger Hofe treulich gedient und aus nicht völlig aufgeklärten Gründen ihre Lebensaufgabe darin gesetzt, den Prinzen Heinrich auf Kosten seines Bruders, des Königs — den die Breechs geradezu haßten — zu verherrlichen.

Bogislaw von Tauenzien, der spätere Graf Tauenzien von Wittenberg, Sohn des berühmten Verteidigers von Breslau, gehörte fünfzehn Jahre lang dem Rheinsberger Hofe an. Er war ein ganz besonderer Liebling des Prinzen, der schon 1776 den damals erst sechzehnjährigen Fähnrich von Tauenzien zu seinem Adjutanten ernannte. Bis ganz vor kurzem noch befand sich ein trefflicher alter Stich im Rheinsberger Schloß, der die Szene darstellt, wie der Fähnrich von Tauenzien seine erste Meldung vor dem Prinzen macht. 1778 bei Ausbruch des bayrischen Erbfolgekrieges folgte Tauenzien dem Prinzen nach Sachsen und Böhmen und kehrte mit ihm in das Rheinsberger Stilleben zurück, das nur durch die zweimalige Reise des Prinzen nach Paris (1784 und 1788) auf längere Zeit unterbrochen wurde. Auf beiden Reisen begleitete Tauenzien den Prinzen (1784 als Leutnant, 1788 als Kapitän) und gedachte noch in späteren Jahren dieses Aufenthalts in der französischen Hauptstadt mit Vorliebe und besonderer Dankbarkeit. Bis 1791, nachdem er schon das Jahr vorher zum Major befördert worden war, blieb er in Rheinsberg; dann trat er in die Suite des Königs und wurde in den Grafenstand erhoben. Seine Stellung zum Prinzen wurde dadurch eine sehr schwierige; wie er dieser Schwierigkeiten Herr wurde, darüber lassen sich nur Vermutungen äußern. Das Mißverhältnis zwischen dem König und seinem Onkel, dem Prinzen, war offenkundig, und die Frage drängt sich einem auf, wie stellte sich Tauenzien zu zwei Gegnern, die beide Ansprüche auf seine Treue und Dankbarkeit hatten? Wir müssen annehmen, daß er die Aufgabe glücklich gelöst habe (verband er doch ein glückliches Naturell mit der Klugheitsschule des Rheinsberger Hofes), der Prinz würde sonst nicht während des letzten Jahrzehnts seines Lebens so



viele Erinnerungszeichen an Tauenzien um sich geduldet und wert gehalten haben, darunter ein treffliches Oporträt, das bis diesen Tag den Zimmern des Schlosses verblieben ist.

Major von Kaphengst. Die Rheinsberger Kirchenglocke trägt auch den Namen „Major von Kaphengst“ als Inschrift; von ihm und dem Schauplatz seines späteren Lebens werden wir ausführlicher zu sprechen haben. Christian Ludwig von Kaphengst wurde ohngefähr im Jahre 1740 auf seinem väterlichen Gute Gühlig in der Priegnitz geboren. Wann er an den Rheinsberger Hof kam, ist nicht genau festzustellen; wahrscheinlich aber lernte ihn der Prinz schon während des Siebenjährigen Krieges kennen (vielleicht als Offizier im Regimente Prinz Heinrich), fand Gefallen an seiner Jugend und Schönheit und nahm ihn nach erfolgtem Friedensschlus mit nach Rheinsberg. Als Adjutant des Prinzen (eine Stellung, zu der ihn seine geistigen Gaben keineswegs befähigten) avancierte er zum Kapitän, dann zum Major und beherrschte in gewissem Sinne den Hof und den Prinzen selbst, dessen Gunstbezeugungen ihn übermütig machten. Der König, der in seiner Sanssouci-Einsamkeit von allem was vorging, sehr wohl unterrichtet war, mißbilligte unumwunden die eben damals herrschenden Verhältnisse am Hofe seines Bruders und bestimmte diesen endlich, den Günstling, der so viel Anstoß gab, aus seiner Nähe zu entfernen. Aber auch diese Entfernung geschah noch wieder in den Formen einer Gunstbezeugung. 1774 überbrachte ein Page des Königs (von Wülknitz) dem Prinzen Heinrich ein königliches Geschenk von 10 000 Stück Friedrichsdor zugleich mit der Order, „daß er nunmehr den Major von Kaphengst entlassen möge“ — eine mündliche Order, deren Wortlaut sich hier der Möglichkeit der Mitteilung entzieht. Der Prinz, der bei aller Zuneigung zu seinem Günstling doch andererseits genugsam unter der Ungebildetheit und Eitelkeit desselben gelitten haben mochte, gehorchte um so lieber, als die freundschaftliche Entfernung Kaphengsts, die nun erfolgte, dem bestehenden Verhältnis das Drückende unausgesetzten Verkehrs nahm, ohne doch das Verhältnis selbst völlig zu lösen. Der Prinz fügte den 10 000 Stück Friedrichsdors seines Bruders aus eignen Mitteln noch ungefähr dieselbe Summe hinzu und kaufte dafür, also unter Anzahlung von zirka 100 000 Talern einen drei Meilen von Rheinsberg gelegenen



Güterkomplex (die Rittergüter Meseberg, Baumgarten, Schönermark und Rauschendorff), deren Kaufkontrakt er bald darauf dem Major von Kaphengst als ein Geschenk überreichte.

Kaphengst übersiedelte nunmehr nach dem am Huvenowsee gelegenen Schloß zu Meseberg; aber diese Entfernung vom Rheinsberger Hofe ging, wie schon angedeutet, keineswegs mit einer Entfremdung Hand in Hand, und Besuche hüben und drüben unterhielten das gute Einvernehmen, das aus den Trennungen eher Reiz und Nahrung empfing, als allmählich zur Erkaltung führte. Aller klar zutage liegenden Schwächen und Schattenseiten des Günstlings ungeachtet, mußte ein Etwas um und an ihm sein, das den alternden Prinzen wenn nicht sympathisch berührte, so doch mit einem gewissen Wohlgefallen erfüllte. Vielleicht war es das Derbe, ein in manchen Stücken mit Vorliebe gepflegter Jynismus, der so oft um der ihm innewohnenden Natürlichkeit willen ein Interesse, einen Reiz bei denen weckt, denen Beruf und sonstige Neigung die Richtung auf das geistig Verfeinerte geben. Es ist der Zauber des Kontrastes oder ein Sichschadlos halten für empfundenen Zwang.

Nur so vermögen wir uns die Fortdauer des Verhältnisses zwischen Prinz und Günstling zu erklären; denn wenn die Eitelkeit und Habsucht des letztern schon am Rheinsberger Hofe ihre Proben abgelegt hatten, so verschwand dies alles, die ganze Wüsthheit seines früheren Lebens, gegen das, was nun in Schloß Meseberg vor sich ging. Debaucherien aller Art lösten sich untereinander ab, und die unsinnigste Verschwendungssucht (an der der Prinz ernsthaft Anstoß nahm, denn er war sparsam) griff Platz.

Schloß Meseberg war ein kostbarer Besitz an und für sich, aber in den Augen des verblendeten Günstlings nicht kostbar genug.

Graf Wartensleben, der durch seine Frau, eine Erbtöchter der dort früher angefahrenen Groebens, in Besitz Mesebergs und der andern obengenannten Güter gekommen war, hatte 1738 und 1739 an der Südspitze des Huvenowsees ein Schloß aufgeführt. Wie ein Zauberschloß liegt es jetzt noch da. Der Reisende, der hier des Weges kommt und über das Sandplateau hinfährt, dessen weitgespannte Fläche nur hie und da durch einen Kirchturm oder ein Birkengehölz unterbrochen wird, hat keine Ahnung von der verschwiegenen Talschlucht mit Wald und See und Schloß, die neben ihm liegt. Dieser tiefgelegene Waldsee, der Huvenowsee geheißt, ist einer jener vie-



len Seen, die sich, alle ähnlich und doch alle verschieden, wohl zwanzig oder dreißig an der Zahl, zwischen dem Ruppinschen und dem Mecklenburgischen hinziehen und die vor allem dazu beitragen, diesem Landstrich seine Schönheit und seinen Charakter zu geben. Unbedingte Stille herrscht, die Bäume, die das Ufer dicht einfassen, stehen windgeschützt und rauschen leiser als anderswo; die Glocken der seldeinwärts oder hoch auf dem Plateau weidenden Herden dringen mit ihrem Klange nicht hinab in diese Einsamkeit, und nichts vernehmen wir als den Schnitt der Sense, die neben uns das Gras mäht, oder den kurzen Ruck, das leise Geräusch, mit dem der Angler die Angelschnur aus dem Wasser zieht. An so romantischer Stelle war es, wo Graf Wartensleben sein Schloß auführte. Er tat es, wie die Sage geht, um in der Wilhelmstraße zu Berlin nicht ein Gleiches tun zu müssen, denn ein königlicher Befehl war eben damals erschienen, der es jedem Edelmann von Rang und Vermögen zur Pflicht machte, in der Wilhelmstraße ein Palais zu bauen, falls er nicht nachweisen könne, auf seinen eigenen ländlichen Besitzungen mit Aufführung eines stattlichen Schlosses beschäftigt zu sein. So entstand also das Wartenslebenschel Schloß in Meseberg, damit ein Wartenslebenschel Palais in Berlin nicht zu entstehen brauchte, und die Pracht, mit der jenes Schloß am Huvensowsee emporwuchs, übertraf bei weitem das gleichzeitig in Umbau begriffene Rheinsberger Schloß. Die Sandsteinsäulen, die die Fassade bildeten, wurden aus den sächsischen Steinbrüchen, die Marmoramine aus Schlesien herbeigeschafft; breite mächtige Steintreppen stiegen bis in die obern Stockwerke auf, eichne Paneele umliefen die Zimmer, während andre boisiert waren bis an den Plafond. Kostbare Blumenstücke, wahrscheinlich von der Hand Dubuiffons und bis diesen Augenblick noch in voller Schönheit erhalten, füllten die Felder zwischen Decke und Tür, und eine lateinische Inschrift in einem der Kellergewölbe erzählt getreulich von Müntherus, dem Baumeister, auf dessen Anordnung hier Eichen und Buchen zahllos in den See geworfen und die jetzigen Parkanlagen, die in Terrassen zum See hinabsteigen, ins Leben gerufen wurden. Der Bau überstieg den Reichtum des reichen Grafen, er verbaute sich, der Bau hatte ihm eine Tonne Goldes gekostet<sup>2</sup>.

<sup>2</sup> Die alte, äußerlich sehr unscheinbare Kirche zu Meseberg ist in ihrer Art nicht minder interessant als das Schloß. Grabsteine der Groebens lie-



So war das Schloß, das der Günstling des Prinzen fünfunddreißig Jahre später (1774) bezog. Aber weit entfernt, an dieser Pracht ein Genüge und mehr denn das zu finden, begann jetzt ein Leben, das sich vorgesezt zu haben schien, hinter dem Reichsgrafen nicht zurückzubleiben und abermals eine Tonne Goldes auszugeben. Neubauten aller Art entstanden, aber Bauten, die zunächst nicht ihren Stolz darin sezten, das Vorhandene durch Treibhäuser und Orangerien auszus schmücken, sondern Bauten, wie sie dem roheren Geschmack und Bedürfnis des Günstlings entsprachen. Ein vollständiger Marstall wurde eingerichtet, zwanzig Luxusperde (laut noch vorhandener Pfandbriefstaxe) wurden gehalten, und auf den Atlaskissen der Stühle und Sofas streckten sich die Windspiele, während eine Meute von Jagdhunden um die Mittagszeit ihr Geheul über den Hof schickte. Jagd, Spiel, Streit und Aventüren füllten die Zeit aus, die kaum noch in Tag und Nacht zerfiel, und mit untergelegten Pferden ging es in fünf Stunden nach Berlin, wohin ihn Theater und große Oper zogen, weniger die Oper als der Tanz und weniger der Tanz als Demoiselle Meroni, die Tänzerin.

Der Prinz hatte wohl Kunde von dem allen, und wenn er sonst nicht Ursache gehabt hätte den Kopf zu schütteln, so gab ihm das eine doch Grund vollauf, daß an seinen Säckel und seine Großmut in sich endlos wiederholenden Geldverlegenheiten appelliert wurde. Er mochte hoffen, durch eine Verheiratung seines einstigen Lieb-

gen vorm Altar, und Denkmäler der verschiedensten Art, aber alle der oben genannten Familie zugehörig, zieren die Wände hinter und neben dem Altar. Rechts hängt ein großes, auch um seines künstlerischen Gehaltes willen sehr bemerkenswertes Familienbild aus dem Jahre 1588, von dem ich vermuten möchte, daß es von einem Schüler des Lukas Cranach herrührt, wenigstens erinnert vieles an diesen Meister. Das Bild ist sehr groß, etwa 12 bis 14 Fuß lang und 10 Fuß hoch und stellt Ludwig von der Groeben und seine Gemahlin (eine geb. Anna von Oppen) samt ihren 17 Kindern dar, 13 Knaben links und 4 Mädchen rechts. Einige Köpfe sind höchst ansprechend. Eltern und Kinder knien in einer Art Kirchenhalle, und über ihnen, wie Schildeereien, die in dieser Halle aufgehängt sind, befinden sich die Darstellungen des Sündenfalls und der Auferstehung. In einem Anbau der Meseberger Kirche befindet sich das Grabgewölbe des oben genannten Grafen Hermann von Wartensleben. Er, seine Frau und zwei Kinder sind darin beigesetzt. Er war Oberst über ein Regiment zu Pferde und starb 1764 oder 1765. Seine Erben besaßen das Gut bis 1774.



lings die Dinge zum Bessern hin ändern zu können, und da dieser auf den Plan willfährig und ohne weiteres einging (schon um durch Nachgiebigkeit einen Anspruch auf neue Forderungen zu gewinnen), so kam im Jahre 1789 zu besonderer Freude des Prinzen eine Vermählung zwischen dem Major von Kaphengst und Demoiselle Toussaint zustande. Maria Louise Therese Toussaint war die Tochter des mehrgenannten Lektors und Bibliothekars des Prinzen und hatte als Schauspielerin bei den Aufführungen auf der Rheinsberger Bühne, wie auch sonst wohl, sich die Gunst des Prinzen in hohem Grade zu erringen gewußt. Etwa um 1780 oder wenig später hatte sie sich mit einem Herrn von Bilguer vermählt; seitdem Witwe geworden, war ihre Hand wieder frei, und als Frau von Kaphengst zog sie nun ein in das schöne Schloß am Huvenowsee.

Die Erwartungen besserer Wirtschaft, die der Prinz an diese Partie geknüpft hatte, erwiesen sich als eitel und irrig, aber umgekehrt gingen, teilweis wenigstens und bis zu einem gewissen Zeitpunkt die Hoffnungen in Erfüllung, die Kaphengst an diese seine Vermählung mit der ehemaligen Favoritschauspielerin geknüpft hatte. Eine neue Handhabe war gewonnen, um sich der Gunst des Prinzen zu versichern. Der jagd- und spielliebende, streit- und handelsüchtige Kaphengst war dem Prinzen, dessen Schatulle schwer unter den Debauchen seines ehemaligen Lieblings zu leiden gehabt hatte, schließlich unbequem geworden. Der neue Kaphengst, der jetzt, wo die gefeierte Toussaint an der Spitze seines Haushalts stand, klug genug war, die Musen nach seinem Schloß hin zu Gast zu laden, erschien dem Prinzen zunächst wenigstens in einem veränderten Licht. Die Säle und Zimmer rechts neben der großen Halle des Schlosses wurden zu einer Bühne eingerichtet; Kaphengst selbst, mutmaßlich voll Hohn im Herzen über die Rolle, die ihm zufiel, fungierte als Directeur du théâtre, und unter dem Vollklang der Alexandriner vergaß der Prinz, wie hohen Eintrittspreis er für diese Aufführungen zu zahlen hatte, für ein Spiel, das eben ein Spiel war in jedem Sinne. Noch jetzt erkennt man im Meseberger Schloß den ehemaligen Bühnenraum; und die kleinen Garderobezimmerchen, in denen damals die Schminktöpschen und die frivolsten Bemerkungen zu Haus waren, lassen sich bis diesen Tag, freilich in ebenso viele Wandschränke umgewandelt, in dem zuhinterst gelegenen Zimmer des Erdgeschosses erkennen.



Auch für Abwechslung wußte der kluge Hausherr zu sorgen, klug, seitdem die Französin die Honneurs des Hauses machte und die Angelegenheiten leitete. Der Prinz, nach längerer Abwesenheit im Berliner Palais (länger als seit Jahren), kehrte nach Monaten zum ersten Male wieder nach Rheinsberg zurück und traf anderen Tages schon als Gast in Schloß Meseberg ein. Er mochte eine neue Aufführung, die Einlage eines neuen Tanzes, eines neuen Musikstücks erwartet haben, aber eine andre Huldigung war diesmal vorbereitet; am Plafond der großen Speisehalle, die zum Empfang des hohen Gastes mit Blumen und Drangerie dekoriert war, hatte die raschfertige, aber immerhin geniale Hand Bernhard Rodes ein großes Deckengemälde ausgeführt, das im Geschmack jener Zeit die Apotheose des Prinzen Heinrich darstellte. Zur Rechten der übliche Ruhmestempel, dem das Bild des Prinzen von Genien entgegengetragen wird; daneben der bekannte Götterapparat: Minerva, zu deren Füßen das Schwert ruht, und an einem der Opferaltäre die Inschrift: „vota grati animi“, also etwa: „empfangen dies als die Darbringung eines dankbaren Herzens“. Der Prinz, dessen Eitelkeit leicht zu fangen war, sobald die Schmeichelei nicht platt-prosaisch, sondern wohl stilisirt und im Gewande der Kunst an ihn herantrat, war aufs höchste überrascht und erwies sich wieder auf Monate hin als der Hilfsbereite, von dessen Gunst und Gnade Gewinn zu ziehn doch der eigentliche Zweck aller dieser Huldigungen gewesen war. (Es entging an jenem Tage dem Auge des Prinzen, was auch dem Auge Kaphengsts entgangen war, daß Rodes, sei es aus Zufall oder aus Malice, die Inschrift: „vota grati animi“ nicht ausgeschrieben, sondern die letzte Silbe fortgelassen hatte. Kaphengst, später darauf aufmerksam gemacht, ließ auch noch das bedenkliche *i* übermalen, so daß die Inschrift jetzt lautet: vota grati an. In der Umgegend lachte alle Welt darüber und nannte ihn Gratian.)

Die Gunst des Prinzen, oft erschüttert und immer wieder befestigt, dauerte bis 1798; um diese Zeit scheint er sie dem Günstling entzogen zu haben, wenigstens müssen wir es daraus schließen, daß sich Kaphengst zur Deckung seiner immer wachsenden Schuldenlast genötigt sah, zwei seiner Güter, Schönermark und Rauschendorf, zu verkaufen. Das Volk erzählte sich und erzählt sich noch, er habe beide in einer Nacht verspielt. Die beiden andern, Meseberg



und Baumgarten, blieben ihm, wiewohl tief verschuldet, bis zu seinem Tode, der im Januar oder Februar 1800 im Schloß zu Meseberg erfolgte. Seine Frau überlebte ihn um viele Jahre und starb erst im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts.

In der Kirche zu Meseberg, wo die Grabsteine der Groebens vor dem Altar liegen und von der Wand herab, in Frommen und Treue die Bildnisse Ludwigs von der Groeben und seiner siebzehn Kinder blicken, ist nicht Stein, nicht Inschrift, die an den wilden Jäger erinnerten, der hier sechsundzwanzig Jahre lang das Land durchtobte; seine Witwe, in richtigem Takt, mochte fühlen, daß das Marmorbild eines Mannes, dem alles Heilige ein Spott gewesen war, nicht in die Kirche gehöre. In einer Ecke, mit einem Fegen Flor umwickelt, der verblaßt und staubig wie ein Stück Spinnweb aussieht, hängt der Galanteriebogen des Galans und Günstlings, daneben ein rostiges Sporenpaar. Die Kinder im Dorfe aber, wenn der Herbst kommt und der Wind das abgefallene Laub aufregt, fahren zusammen und murmeln „Kaphengst kommt“.

Graf und Gräfin La Roche-Aymon. Es wurde immer stiller in Rheinsberg. Von 1796 ab scheint der Kreis nur aus vier Personen bestanden zu haben: aus dem Hofmarschall (oder Kammerherrn) Grafen Roeder, aus dem Adjutanten Graf La Roche-Aymon, aus dem Kammerrat Lebeauld und aus dem Baurat Steinert. Die beiden Breech waren tot; Tauenzien, von Stufe zu Stufe steigend, dem Kreise entwachsen; Knesbeck lebte noch, tat aber keinen Dienst mehr; Kaphengst jagte und spielte in seinem Schloß am Hufenowsee und grollte, daß der Gunst des Prinzen der goldne Boden ausge schlagen war.

Kein Wunder, daß der alternde Prinz (er war siebenzig geworden) von der Einsamkeit und Stille, die ihm Bedürfnis war, zuzeiten mehr hatte, als ihm lieb sein mochte, und unter dem Druck einer gewissen Vereinsamung sein Bestreben dahin richtete, sich die wenigen Treuen, die ihm geblieben waren, für den Rest seiner Tage zu erhalten. Er tat dies seit Jahren durch Gunstbezeugungen aller Art. Es schien, er wollte nicht unter Fremden sterben.

Baurat Steinert war ein Gegenstand seines besondern Vertrauens. Noch wenige Tage vor seinem (des Prinzen) Tode, als sie die Pyramide besuchten, in der er beigesetzt zu werden wünschte,



sagte er lächelnd zu dem vielbewährten Diener: „Stellt mich so, Steinert, daß ich nach dem Schloß hinüber blicke, und sagt es den Leuten, daß ich so stehe, das wird manchen in heilsamer Furcht halten.“

Lebeauld — Le Bauldt de Mans, wie er in andern Büchern genannt und geschrieben wird — war Sekretär des Prinzen, führte aber zugleich den Titel eines Conseiller des chambres. Zur Belohnung für langjährige Dienste, aber zugleich auch in dem Streben, den Beschenkten dadurch fester an seine Person zu fesseln, schenkte ihm der Prinz zwei der zum Amte Rheinsberg gehörigen Erbzinsgüter: Schlaborn und Warentin, die noch geraume Zeit hindurch im Besitz derselben Familie waren. Seit 1850 sind sie zurückgekauft und wieder königlicher Besitz.

Steinert und Lebeauld waren bewährte Diener des Prinzen, aber doch nichts weiter; der Graf La Roche-Aymon war der Freund seiner letzten Jahre. Bei der Geschichte dieses Mannes, „die den Roman auf seinem eignen Felde schlägt“, werden wir zum Schluß noch einige Zeit zu verweilen haben.

Antoine Charles Etienne Paul Graf La Roche-Aymon war 1775 geboren. 1792 siebzehn Jahr alt, verließ er mit andern Emigrés sein Vaterland und trat als Volontär in das Condésche Korps, nach einer andern Version (die sich auf Mitteilung von Personen stützt, die den Grafen persönlich gekannt haben) in die neapolitanische Armee. Gleichviel, 1794 erschien ein junger Offizier, schlank, schön, von dunkelstem Kolorit und sechs Fuß groß, aber in bedürftigster Garderobe in Rheinsberg und gab bei „Demoiselle Aurore“, jener schon genannten Schauspielerin des prinzlichen Hoftheaters, einen Empfehlungsbrief ab. Der Brief enthielt die Aufforderung, den Überbringer, den Grafen La Roche-Aymon bei günstiger Gelegenheit in die Nähe des Prinzen zu bringen. Demoiselle Aurore war eine echte Französin, lebhaft, gutherzig, dabei Royalistin und zu Abenteuern geneigt; sie bestritt eine passende Equipierung aus eignen Mitteln, und vor Ablauf einer Woche war der Graf in des Prinzen Dienst. Er bezog Wohnung im Kavallerhaus und übernahm den Befehl über die vierzig Leibhusaren, die als eine spezielle Prinz Heinrichsche Truppe zu Rheinsberg in Garnison lagen; kurze Zeit darauf wurde er Adjutant des Prinzen. Schön, gewandt, lebenswürdig, ein Kavaliere im besten Sinne des Worts trat er als



bald in eine Vertrauensstellung, in ein gewisses Herzensverhältnis zum Prinzen, wie es dieser seit Tauenzien nicht mehr gekannt hatte. Der Graf erschien ihm wie ein Geschenk des Himmels; der Abend des Lebens war da, aber die Sonne vor ihrem Scheiden gönnte ihm noch einmal einen Strahl ihres belebenden Lichts. Graf La Roche-Aymon war der letzte Adjutant des Prinzen. Seine Adjutanten, soweit ich es habe in Erfahrung bringen können, waren seit Beginn des Siebenjährigen Krieges folgende: Graf Henkel (1757 und 1758); Graf Kalkreuth in der zweiten Hälfte des Krieges; nach dem Kriege: Kaphengst, Tauenzien, La Roche-Aymon.

Nach dem Basler Frieden, der zugleich auch eine Art Versöhnung zwischen dem Prinzen Heinrich und seinem Neffen, dem König (Friedrich Wilhelm II.) herbeigeführt hatte, erschien der Prinz wieder in Berlin, wenn auch ohne Freudigkeit und auf kürzere Zeit nur. Bei einer der statthabenden Festlichkeiten war es, wo der Graf La Roche-Aymon, der nunmehrige Adjutant des Prinzen, ein Fräulein von Zeuner kennenlernte und von ihrer blendenden Schönheit hingerissen wurde. Er war seinerseits völlig dazu angetan, nicht bloß bezaubert zu werden, sondern selbst zu bezaubern, und als der Prinz bei beginnendem Frühling nach Rheinsberg zurückkehrte, folgten ihm Graf und Gräfin La Roche-Aymon als eben vermähltes Paar.

Karoline Amalie von Zeuner war die Tochter eines Herrn von Zeuner (seit 1786 Hofmarschall und Kammerherr der Königin-Mutter) aus seiner Ehe mit einer Gräfin von Neale. Fräulein von Zeuner selbst war Hofdame bei der Prinzessin Wilhelmine, als der Graf La Roche-Aymon sie kennenlernte. Sie war von mittlerer Figur, voll, vom weißesten Teint, und besaß als besondere Schönheit eine solche Fülle blonden Haares, daß es, wenn aufgelöst, bis zu ihren Knien herabfiel und sie wie ein goldener Mantel überdeckte. Niemand kannte diese Schönheit besser als sie selbst, und noch in späteren Jahren wußte sie es stets so einzurichten, daß etwa eintreffender Besuch sie im Negligé überraschen und das Haar bewundern mußte, dessen Fülle die Kammerjungfer kaum zu bemessen vermochte.

Wenn die Gegenwart des Grafen schon vorher ein Lichtblick an dem vereinsamten Hofe des Prinzen gewesen war, so war es jetzt, wo die Gräfin wie „Prinzessin Goldhaar“ im Märchen mit ihm



zurückkehrte, als sollten die Tage alter Rheinsberger Herrlichkeit noch einmal anbrechen. An Stelle einer halb wüsten, halb pedantischen Altjunggesellenwirtschaft erschienen wieder die heiteren Grazien, die auf die Dauer nur da zu Hause sind, wo jene Anregungen und jener süße Zwang sich einstellen, die unzertrennlich sind von der Erscheinung schöner Frauen. Seit den Tagen Lisette Lauenziens hatte der Rheinsberger Hof diese Anregung und diesen Zwang nicht mehr gekannt.

Der Freundschaftstempel mit seinen Inschriften, die die Liebe für eine Torheit erklären, erschien nun selber wieder wie eine große Torheit, und man speiste wieder mit Vorliebe auf der Remusinsel im See, heitern Angedenkens aus jenen Tagen Friedrichs her, als dieser noch der „Constant“ des Bayard-Ordens und nicht der Philosoph von Sansfouci war. Die Gräfin mit dem blonden Haar machte die Honneurs des Hauses; sie war Gast und Wirtin zugleich, und der Prinz hing nicht nur an den graziösen Bewegungen der schönen Frau, er freute sich ihrer Gegenwart überhaupt und bewunderte alles an ihr — ihre Augen, ihren Witz und selbst — ihre Kochkunst.

Ein Abenteuer trat endlich störend dazwischen und warf einen Schatten über dies heitere Stilleben, das dem Prinzen teurer geworden war, als er sich selbst gestehen mochte. Prinz Louis Ferdinand traf eben damals öfters zum Besuch in Schloß Rheinsberg ein, um seinem Oheim (den er beerben sollte) seinen Respekt zu bezeugen. Im Sommer 1800 kam er häufiger denn zuvor, kam und ging, ohne daß Wünsche und Gesuche laut geworden wären, die er sonst wohl vertraulich gegen den nachsichtigen Oheim zu äußern pflegte. Ein Geplauder im Park, eine Fahrt über den See, ein Gastmahl auf der Remusinsel, während das Schilf leise im Nachmittagswinde rauschte, schien alles, worauf der Sinn des Prinzen gerichtet war. Die Gräfin saß neben ihm bei Tisch und trug einen Kranz von Teichrosen im Haar, den ihr der Prinz unter Lachen geflochten hatte; sie sah aus wie eine Wassernixe. So kam der Abend; lautlos glitten die Rähne über den See zurück, nur Flüßtern und Lachen und dann und wann ein französisches Lied unterbrach die Stille. Der Prinz und die Gräfin fuhren im selben Rahn; wir wissen nicht, was heimlich versprochen wurde und was nicht, nur das Bild wollen wir zu malen suchen, das die nächsten Stun-



den brachten. Vor dem Fenster der Gräfin liegt ein Rasenstück, halb beschattet vom Blätterdach einer Platane, halb frei und offen im weißen Schein des Vollmonds. Aus dem Schatten heraus tritt der Graf, die Hand an den Degen gelegt; vor ihm, auf dem erhellen Rasenstück steht der Prinz; typische Gestalten aus Nord und Süd, so messen sie sich einander, beide gleich schlank, gleich groß, aber der eine blond, der andre von dunklem Teint und mit leuchtenden Augen. Am offenen Fenster steht die Gräfin; das herabwallende Haar schimmert in allen Farben, und auf die ausgestreckten, bittenden Arme fällt das Mondlicht. Die Degen führen in die Scheide zurück. Man trennte sich mit einem „bis auf morgen“.

Der andre Tag sollte einen Zweikampf bringen, aber der alte Prinz legte sich ins Mittel, und die Sache unterblieb. Der Vorfall wurde nicht weiter berührt, aber man mühte sich umsonst ihn zu vergessen. Die Gräfin war das weiße Licht gewesen, dessen klarer, sprühender Helle sich jeder gefreut hatte; nun hatte das Licht seinen Dieb gehabt, und eine leise Mißstimmung griff Platz. Der Rheinsberger Hof hatte nie als ein Tugendhof geglänzt, aber jeder sah sich ungern dieses einen Ideals beraubt, an das er geglaubt hatte. Alles blieb, wie es gewesen war und war doch anders. Die Gräfin war der Mittelpunkt des Kreises nach wie vor, aber mehr äußerlich, und die Blicke, die sich auf sie richteten, sahen sie mit verändertem Ausdruck an. Die letzten poetischen Momente des Prinz-Heinrich-Hofes waren hin.

Nur in den Beziehungen zwischen dem Prinzen und seinem Adjutanten änderte sich nichts. Die kritisch-militärischen Arbeiten des Grafen weckten mehr noch als früher das lebhafteste Interesse des Prinzen, der sich vielfach und in sehr eingehender Weise daran beteiligte. Dies Freundschaftsverhältnis dauerte ununterbrochen fort bis zum Tode des Prinzen, der noch wenige Monate vor seinem Tode, in seinen Dernières Dispositions, die Worte niederschrieb: „Ich bezeuge hierdurch zugleich dem Grafen La Roche-Aymon meinen lebhaften Dank für die zarte Anhänglichkeit (*tendre attachement*), die er mir während all der Zeit erwiesen hat, die ich so glücklich war, ihn in meiner Nähe zu haben“, so wie denn auch anderweitig aus beinahe jedem Paragraphen dieser Dernières Dispositions hervorgeht, daß der Graf die eigentlichste Vertrauens-



person des Prinzen war, derjenige, der seinem Herzen am nächsten stand. Der Prinz hatte darin sehr richtig gewählt. Der Graf vereinigte nach dem Zeugnis aller derer, die ihn gekannt haben, drei ritterliche Tugenden in ausgezeichnetem Maße: Mut, Diensttreue und kindliche Gutherzigkeit.

Am 3. August 1802 starb der Prinz; sie trugen ihn in die Grabpyramide, die er sich erbaut hatte, und fügten die Steinplatte ein mit jener mehrerwähnten Inschrift: „Jetté, par sa naissance, dans ce tourbillon de vaine fumée“, deren Wortlaut ich in den Anmerkungen gebe.

In demselben Jahre (1802) gelangten Graf und Gräfin La Roche-Aymon in den Besitz des Gutes Koepernitz, das eines der sechs Erbzinsgüter war, die zum Amte Rheinsberg gehörten. Ob der Prinz erst in seinem Testamente oder umgekehrt schon bei Lebzeiten (kurz vor seinem Tode) diese Schenkung machte, habe ich nicht mit Bestimmtheit in Erfahrung bringen können. Wahrscheinlich fand ein Scheinkauf statt mit Hilfe von prinzlichem Gelde, das schließlich in die prinzliche Kasse zurückfloß.

Koepernitz war nun gräfliches Besitztum. Es scheint aber nicht, daß das gräfliche Paar auch nur vorübergehend das Gut bezog, vielmehr eilten sie nach Berlin, um endlich wieder zu genießen, was sie trotz aller Anhänglichkeit an den Prinzen so lange entbehrt hatten — das Leben der großen Stadt. Das Gut wurde verpachtet, und die Pächterträge sollten ausreichen zu einem Leben in der Residenz. Das junge Paar, das große Ansprüche erhob, und nicht gewöhnt war, sich Wünsche zu versagen, sah bald, daß es die Rechnung ohne den Wirt gemacht hatte, und der Graf, ebenso bedürftig nach Sold wie nach Beschäftigung war doppelt froh, im Jahre 1805 dem Goeckingschen (ehemals Zietenschen) Husarenregiment als Major aggregiert zu werden. Als solcher machte er die Schlacht bei Jena mit. 1807 wurde er Kommandeur des schwarzen Husarenregiments und zeichnete sich an der Spitze desselben durch eine glänzende Attaque bei Preußisch-Eylau aus. Napoleon, als er nach dem Kommandeur fragte, geriet in heftigen Zorn, als er einen französischen Namen hörte. 1809 wurde der Graf Oberst und bearbeitete das Exerzierreglement der Reiterei, wie er denn überhaupt vorzugsweise ein glänzender Kavallerieführer war. Seine Bücher über diesen Gegenstand sollen wertvoll und bis diesen Augenblick



kaum übertroffen sein. 1810 zum Inspekteur der leichten Truppen ernannt, machte er die Feldzüge von 1813 und 1814 auf preussischer Seite mit, ward Generalmajor und kehrte 1814 nach dem Sturz Napoleons wieder nach Frankreich zurück. 1815 während der hundert Tage folgte er Ludwig XVIII. nach Gent, befehligte 1823 in dem katalonischen Heere eine Kavalleriebrigade und wurde Generalleutnant. In den Besitz aller seiner früheren Güter wieder eingesetzt, ward er zu nicht näher zu bestimmender Zeit Marquis und Pair von Frankreich. Einige Jahre vorher (1827) hatte er auf dem Punkt gestanden, als Kriegsminister in kaiserlich-mexikanischen Dienst zu treten. Ein Bruder des Königs Ferdinands VII. von Spanien, der Infant Don Francisco de Paulo, sollte zum Kaiser von Mexiko erhoben werden, und das Kabinett des Kaisers war bereits (in Paris) ernannt. Es bestand aus Baron Alexander von Talleyrand, Herzog von Dino, Marinekapitän Gallois und Graf La Roche-Aymon. Schade, daß sich's zerschlug, es wäre eine „Aventüre“ mehr gewesen, in dem an wechselnden Szenen so reichen Leben des Grafen. Er verblieb in Paris. Kurze Zeit vor der Februar-Revolution sah ihn ein alter Bekannter aus den Rheinsberger Tagen her in der Pairskammer sich erheben und das Wort ergreifen; er hatte ihn in sechsundvierzig Jahren nicht gesehen, seit jenem Tage nicht, wo der Marquis (damals Graf) dem Sarge des Prinzen zur letzten Ruhestätte gefolgt war. Der Marquis starb im Jahr darauf (1849).

Wir wenden uns zum Schluß der Gräfin zu. Sie war 1815 nach dem völligen Niederwerfen Napoleons ihrem Gatten nach Paris gefolgt und hatte, wiewohl schon über vierzig hinaus, am Hofe Ludwigs XVIII. Huldigungen entgegengenommen, die mit Rücksicht auf den Ort, wo sie dargebracht wurden, fast die Triumphe ihrer Jugend in den Schatten stellten. Sie war noch immer eine schöne Frau und Teint und Haar von altem Glanz; hatte sie doch stets das Leben leicht genommen, und im Gefühl, für die Freude geboren zu sein, der anklopfenden Sorge nie geöffnet. Aber wenn sie auch kein Naturell hatte für den Gram, so war sie doch empfindlich gegen Kränkungen, und diese blieben nicht aus. Sie war eitel und herrschsüchtig, und so leicht es ihr wurde, die leichte Moral der Hauptstadt und ihres eignen Hauses zu tragen, so unerträglich war es ihr, die Herrschaft im Hause mit einer Rivalin zu teilen. Das Blatt



hatte sich gewandt, und die alte Schuld der Rheinsberger Tage wurde spät gebüßt. Die Marquise entschloß sich, Paris aufzugeben, ein Vorwand wurde gefunden („der Pächter habe das Gut vernachlässigt“), und 1826 zog die Marquise in das schlichte Wohnhaus von Koepernitz ein.

Dort hat sie noch dreiunddreißig Jahre gelebt, und alt und jung weiß von ihr zu erzählen. Sie war eine resolute Frau, klug, umsichtig, tätig, aber rechthaberisch, die, weil sie immer herrschen wollte, zuletzt schlecht zu regieren verstand. Es lag ihr mehr daran, daß ihr Wille, als daß das Richtige geschah, und die Schmeichler und Zusage hatten leichtes Spiel auf Kosten derer, die es wohl meinten. Sie hatte all die Schwächen alter Leute, die die Triumphe ihrer Jugend nicht vergessen können; aber was ihr bis zuletzt die Herzen vieler zugetan machte, das war, daß sie trotz aller Schwächen und Unleidlichkeiten im Besitz einer wirklichen Vornehmheit war. Sie glaubte an sich und darauf kommt es an.

Ihre Beziehungen zum Rheinsberger Hofe und zum Prinzen Louis, nicht minder wohl die Huldigungen, die ihr am französischen Hofe zuteil geworden waren, gaben ihr vor der Welt noch immer ein Ansehen, und Friedrich Wilhelm IV. kam nie in die Grafschaft Ruppin, ohne der Marquise auf Koepernitz seinen Besuch zu machen. Es traf sich, daß sie bei einem dieser Besuche, wie zu den Zeiten der Nemusinsel-Diners durch ihre Kochkunst wieder glänzen und den König durch eine Trüffel- oder Zervelatwurst (die Historie gibt hier der Phantasie des Lesers Spielraum) überraschen konnte. Der König bat sich davon für seine Potsdamer Küche aus, und zum Weihnachtsabend kam das königliche Gegengeschenk: ein Kollier aus goldenen Würstchen bestehend, die Speilerchen von Perlen, dazu ein verbindliches Schreiben mit dem Motto: „Wurst wider Wurst.“ Geschenk und Gegengeschenk wiederholten sich mehrfach, so daß sich zu dem Kollier ein Armband, zu dem Armband ein Ohrgehänge gesellte, zuletzt eine Tabatière in Form einer kurzen, gedrungenen Zungenwurst, die Dose oben und unten mit Rubinen besetzt, äußerst wertvoll. Die Freude war groß, aber es war die letzte der Art. Aus den Zeitungen erfuhr die Marquise bald darauf, daß einer der Hoffschlächtermeister zu Potsdam als Gegengeschenk für eine große Fest- oder Jubiläumswurst (sogar unter Beifügung desselben Mottos: „Wurst wider Wurst“) mit einer ebensolchen Tabatière be-



schenkt worden war, und die Sendungen in die königliche Küche hatten von dem Augenblick an ihr Ende erreicht.

Ihre letzten Lebensjahre brachten ihr noch einen andern interessanten Besuch. Ein Neffe des verstorbenen Marquis hatte diesen beerbt, und nicht zufrieden mit den französischen Gütern, die ihm zugefallen waren, machte er auch bei dem betreffenden Pariser Gerichtshofe ein Verfahren anhängig, um sich das Gut seiner alten Tante, das alte Prinz Heinrichsche Koepernitz, zu erprozeffieren. In der ersten Instanz erklärten selbst die französischen Gerichte ihr „nein“; in der zweiten und dritten aber wurde das „nein“ in ein „ja“ umgewandelt, denn der Neffe des alten legitimistischen Marquis war ein besonderer Günstling Napoleons III. Der Günstling schickte Abgesandte, um Koepernitz für ihn in Besitz zu nehmen, und als sich das nicht tun lassen wollte, erschien er endlich selber. Er nahm in Rheinsberg bescheidenlich einen Einspanner, umfuhr das ganze Gut, dessen Lage und Ausdehnung ihm wohlgefiel, und fuhr dann vor dem Wohnhause der alten Tante vor. Diese empfing ihn aufs artigste, und mit ganzem Aufwand jenes Zeremoniells, worin sie Meister war; als er aber den eigentlichen Zweck seines Kommens berührte, lachte sie ihn so herzlich aus, daß er sich artig, aber nicht ohne Verlegenheit von der alten „ma tante“ verabschiedete. Er wurde nicht wieder gesehen. Dieser Neffe aber, der im Einspanner von Rheinsberg nach Koepernitz fuhr, ist niemand anders als der frühere Befehlshaber der französischen Armee in Rom — General Goyon.

Die Marquise war eine stolze, selbstbewußte Frau, voll aristokratischer Tugenden. Ich mag nicht sagen, daß sie das wahrhaft Adlige repräsentierte, aber doch die Bornehmheit einer nun zu Grabe getragenen Zeit, eine Bornehmheit, die unter Umständen von der Gesinnung abstrahieren konnte und ihr Wesen in eine meisterhafte Behandlung des Formellen setzte. Oft kam es dabei, daß sich die Form mit dem Wesen der Bornehmheit identifizierte. Die Formen der Marquise waren von der gewinnendsten Art; voller Grazie, nichts Steifes, Langweiliges und innerhalb gewisser Grenzklinien, voller Freiheit und selbst voll Originalität. Herrschen und ein großes Haus machen waren ihre zwei Leidenschaften; je mehr Kutschen im Hofe, desto wohler wurde ihr ums Herz, und je mehr Lichter im Hause brannten, desto heller sprühte ihr Geist. Dann kamen die



alten Zeiten wieder zurück. Sparsam sonst und eine Frau, bei der die Rechnungsbücher stimmen mußten, erschrak sie an solchem Tage vor keinem Opfer, ja der Gedanke berührte sie keinen Augenblick, daß es überhaupt ein Opfer sei. Nach Sitte der Zeit, in der sie jung gewesen war, lebte sie in ihren Zimmern wie in einer Arche Noäh, und vom Kakadu an bis herunter zu Kanarienvogel und Eichhörnchen fand sich alles beisammen. Katzen und Hunde waren natürlich die Lieblinge und durften sich alles erlauben, ja, eintretender Besuch pflegte, bevor die Dame vom Hause selbst erschien, in nicht geringe Verlegenheit zu geraten, wo überhaupt Platz zu nehmen sei. Aber mit dem Erscheinen der alten Marquise war alles vergessen, man sah die Unordnung nicht mehr, und was bis dahin lästig gewesen war, wurde eigentümliches und charakteristisches Ornamant. Ihre Rede und ihre Handbewegungen machten sie sofort zum dirigierenden Mittelpunkt, und alles klang zu einem heitern Konzert zusammen. Wurden die Tage des Prinzen Heinrich zum Gegenstand der Unterhaltung, so vergingen die Stunden wie im Fluge, ihr selbst und andern.

Ihr Tod war wie ihr Leben; er hatte einen Kokocharakter wie das Sofa, auf dem sie starb, und wie die Tabatière, die vor ihr stand. Ihre Lieblingskatze, so wird erzählt, hatte sie in die Lippe gebissen; daran starb sie, oder doch bald darauf, neunundachtzig Jahr alt am 18. Mai 1859.

Mit ihr wurde die letzte Repräsentantin der Prinz-Heinrich-Zeit zu Grabe getragen. Sie ruht in Koepernitz. (Vgl. in den Anmerkungen das gleichnamige kleine Kapitel.) Noch leben einzelne, die sich aus ihren Kinderjahren des Prinzen entsinnen, der „sehr häßlich war und gar nicht aussah wie ein Prinz“; aber die Marquise La Roche-Aymon war die letzte, die mit auf der Bühne jener Tage tätig und zugleich eine bewunderte Zierde derselben gewesen war.



## Zernikow

„So heute Mittag die Sonne scheint,  
werde ich ausreiten; kom doch am Fenster,  
ich wollte dir gerne sehn.“

Friedrich an Fredersdorff

In der Nähe von Boberowwald und Hufenowsee liegt noch ein anderer Güterkomplex, der durch den Aufenthalt des Kronprinzen Friedrich in Rheinsberg mittelbar zu historischem Ansehen gelangt ist — ich meine die sogenannten Fredersdorffschen Güter, die Friedrich der Große beinahe unmittelbar nach seiner Thronbesteigung seinem Kammerdiener Fredersdorff zum Geschenk machte. Ursprünglich bestand die Schenkung nicht aus jenen vier Besitzungen, die man jetzt wohl als „Fredersdorffsche Güter“ zu bezeichnen pflegt, es war vielmehr ein einziges Gut nur, Zernikow, das Kronprinz Friedrich am 17. März 1737 von Leutnant Claude Benjamin le Chenevix de Beville gekauft hatte und nach dreijährigem Besitz (er hatte es verpachtet) unterm 26. Juni 1740 seinem Kammerdiener urkundlich vermachte. Erst nach zehn Jahren begann Fredersdorff selber sein Besitztum durch Ankauf zu erweitern; 1750 erwarb er Kellendorf (wahrscheinlich von „Kelle“, d. h. Schafgarbe), 1753 Dagow und 1755 Burow. Dagow ist seitdem wieder aus der Reihe der Güter ausgeschieden, Schulzenhof aber andererseits angekauft worden, so daß der Besitzstand nach wie vor aus vier Gütern besteht.

Das Wenige, was man über Fredersdorff weiß, ist oft gedruckt worden; außerdem hat Friedrich Burchardt in seinem Buche „Friedrichs II. eigenhändige Briefe an seinen geheimen Kammerer Fredersdorff“ diesen Briefen noch eine Biographie Fredersdorffs beigegeben. Ich verweile deshalb nicht bei Aufzählung bekannter Tatsachen und Anekdoten (deren Verbürgtheit zum Teil sehr zweifelhaft ist) und beschränke mich darauf, bei jenem einzig neuen Resultat einen Augenblick stehnzubleiben, welches die inzwischen erfolgte Durchsicht der Garzer Kirchenbücher hinsichtlich der Herstammung Fredersdorffs ergeben hat.

Bekanntlich galt es bisher für zweifelhaft, ob Fredersdorff zu Garz in Pommern (vier Meilen von Stettin) oder in Mitteldeutsch-



land geboren sei, ja die Mehrzahl der Stimmen neigte sich der letztern Ansicht zu und bezeichnete ihn als einen durch Werber auf-gebrachten wohlhabenden Kaufmannssohn aus Franken. Diese Ansicht ist aber jetzt mit Bestimmtheit widerlegt. Im Garzer Kirchenbuche findet sich eine Angabe, daß ein dem Stadtmusikus (*musicus instrumentalis*) Frederdorff geborner Sohn am 3. Juni 1708 getauft worden sei und die Namen Michael Gabriel erhalten habe. Da nun der Kammerdiener Frederdorff nach übereinstimmenden Nachrichten wirklich Michael Gabriel hieß (siehe z. B. die Schenkungsurkunde vom 26. Juni 1740 in den Anmerkungen) und wirklich 1708 geboren wurde, so kann nicht gut ein längerer Zweifel in dieser Streitfrage walten. Zwar findet sich auf Frederdorffs Bild in der Zernikower Kirche die Angabe: „geboren am 6. Juni 1708“ (wonach er nicht am 3. Juni getauft sein kann), diese Angabe ist aber entweder ein geringfügiger Irrtum, wie sie auf derartigen Bildern sehr häufig vorkommen, oder es hat sich umgekehrt bei Eintragung ins Kirchenbuch ein Fehler, eine Unachtsamkeit eingeschlichen. Vielleicht muß es heißen am 13. Juni, und die Eins ist entweder verwischt oder beim Eintragen übersehen.

Frederdorff war achtzehn Jahre lang (1740—1758) im Besitz von Zernikow, und wir werfen nunmehr die Frage auf, ob er dem Dorf und seinen Bewohnern ein Segen war oder nicht? Wir müssen die Frage durchaus zu seinen Gunsten beantworten. Wie er trotz Ehrgeiz und einem unverkennbaren Verlangen nach Ansehn und Reichthum, doch überwiegend eine liebenswürdige und gutgeartete Natur gewesen zu sein scheint, so erwies er sich auch als Gutsherr mild, nachsichtig, hilfsbereit. Seine Bauern und Tagelöhner hatten gute Lage. Wie den Bewohnern, so war er dem Dorfe selbst ein Segen. Die meisten Neuerungen, soweit sie nicht bloß der Verschönerung dienen, lassen sich auf ihn zurückführen. Er fand eine vernachlässigte Sandscholle vor und hinterließ ein wohlkultiviertes Land, dem er theils durch Anlagen aller Art, theils durch Ankauf von Wiesen und Wald das gegeben hatte, dessen es zumeist benötigt gewesen war. Die Thätigkeit, die er entwickelte, war groß. Kolonisten und Handwerker wurden herangezogen, und Weberei und Strohflechtere von fleißigen Händen betrieben. Zu gleicher Zeit und mit Vorliebe nahm er sich des Seidenbaus an. Gärten, Wege und Alleen wurden mit Maulbeerbäumen bepflanzt, schon 1747 standen



deren 8000, und das Jahr darauf hatte er zum erstenmal einen Reinertrag aus der gehaspelten Seide. Kaum daß er ein Stück guten Lehmboden auf seiner Feldmark gefunden hatte, so entstand eine Ziegelei, und schon 1746 erbaute er aus selbstgebrannten Steinen das noch jetzt existierende Wohnhaus. Im selben Jahre führte er auch ebenso wie in Spandau und Köpenick große Brauereigebäude auf, in denen das so beliebt gewordene und nach ihm genannte „Fredersdorffer Bier“ gebraut wurde. In allem erwies er sich als der gelehrige Schüler seines königlichen Herrn, und an der ganzen Art und Weise, wie er die Dinge in Angriff nahm, ließ sich erkennen, daß er den organisatorischen Plänen des Königs mit Verständnis zu folgen und sie als Vorbild zu verwerten verstand. Er mochte es dabei, besonders was die Mittel zur Ausführung anging, leichter haben als mancher andere, da ein König, der ihm schreiben konnte: „Wenn ein Mittel in der Welt wäre, Dir in zwei Minuten zu helfen, so wollte ich es kaufen, es möchte auch so theuer sein wie es immer wollte“ sehr wahrscheinlich auch bereit war, durch Geschenke und Vorschüsse aller Art zu helfen; es scheint aber doch, daß diese Hilfen nur innerhalb beschränkter Grenzen blieben, und daß die Meliorationen erst von 1750 ab einen größeren Maßstab annahmen, wo sich Fredersdorff mit Karoline Marie Elisabeth Daum, der reichen Erbtöchter des schon 1743 verstorbenen Bankier Daum vermählt hatte. Wenigstens beginnen von da ab erst jene Güterkäufe, deren ich schon oben erwähnt habe. Fredersdorff lebte mit seiner jungen Frau in einer sehr glücklichen aber kinderlosen Ehe. Daß er andauernd in Zernikow gewesen sei, ist nicht anzunehmen; doch scheint es, daß er von 1750 ab (also nach seiner Vermählung) wenigstens so oft wie möglich auf seinem Gute war und namentlich die Sommermonate gern daselbst verbrachte. Daß er seine alchimistischen Künste und Goldmacherversuche auch in ländlicher Zurückgezogenheit geübt habe, ist nicht zu ermitteln gewesen, auch nicht wahrscheinlich. Er starb zu Potsdam in demselben Jahre (1758), das seinem königlichen Herrn so viele schwere Verluste brachte, und seine Leiche wurde nach Zernikow übergeführt.

Michael Gabriel Fredersdorff war am 12. Januar 1758 gestorben; 1760 vermählte sich seine Witwe zum zweiten Male mit dem aus Pommern stammenden Geheimen Stifftsrat zu Quedlinburg



Hans Freiherrn von Labes, der ursprünglich bürgerlich erst später vom Kaiser in den Adelsstand erhoben worden war.

Auch Freiherr von Labes tat viel zur Verschönerung des Guts; Lindenalleen wurden gepflanzt, ein englischer Park angelegt, und der frühere Fasanengarten wurde zu einem Tiergarten mit Fischteichen, Wasserleitungen und Pavillons umgeschaffen. Er scheint andauernder als Frederdsdorff in Zernikow gelebt zu haben und verschied daselbst am 27. Juli 1776. Frau von Labes, nachdem sie durch milde Stiftungen, besonders durch Erbauung eines Hospitals segensreich gewirkt hatte, starb am 10. März 1810 achtzig Jahr alt, mehr denn fünfzig Jahre nach dem Tode ihres ersten Gatten. Aus ihrer zweiten Ehe waren ihr zwei Kinder geboren worden, ein Sohn und eine Tochter. Der Sohn, Geheimer Legationsrat von Labes, vermählte sich mit einer Tochter des Grafen Görz-Schliß, wurde selbst in den Grafenstand erhoben und nahm nach der Burg Schliß, die er sich im Mecklenburgischen erbaut hatte, den Namen Graf Schliß an.

Dieser Graf Schliß starb 1831. Er hinterließ nur eine Tochter, die sich 1822 dem Grafen Bassewitz vermählte, der seitdem den Namen Graf Bassewitz-Schliß führte. Das einzige Kind dieser Ehe, eine Tochter, wurde nur elf Jahr alt; von den Eltern starb die Mutter 1855, der Vater Graf Bassewitz-Schliß im Juli 1861. Beide wurden auf Hohendemzin, einem in der Nähe von Burg Schliß gelegenen Familiengute beigesetzt. Schon 1855, also nach dem Tode der Gräfin, waren die Frederdsdorffschen Güter auf die weibliche Linie, d. h. also auf die Nachkommenschaft der Tochter der Frau von Labes übergegangen.

Diese Tochter war seit 1777 an den Freiherrn Joachim Erdmann von Arnim vermählt, starb aber schon im Jahre 1781 infolge ihrer zweiten Entbindung, nachdem sie dem später berühmt gewordenen Achim von Arnim das Leben gegeben hatte. Sie hinterließ zwei Söhne: Karl Otto Ludwig von Arnim, geboren am 1. August 1779 und Karl Friedrich Joachim Ludwig von Arnim (Achim von Arnim), geboren am 26. Januar 1781.

Von diesen beiden Brüdern starb der jüngere bekanntlich schon am 21. Januar 1831; der ältere (gemeinhin Pitt-Arnim geheißten) ererbte die Frederdsdorffschen Güter nach dem 1855 erfolgten Tode der Gräfin Bassewitz-Schliß. Er ist sechs Jahre lang im Besitz der



Güter geblieben, bis zu seinem am 9. Februar 1861 erfolgten Tode. Da er kinderlos verstarb, so waren seine Neffen und Nichten, die Kinder Achims von Arnim und der Bettina Brentano die nächsten Erben. Diese Kinder, drei Söhne und drei Töchter, sind jetzt die Besitzer von Zernikow.

Zernikow besitzt neben einer sehenswerten Kirche, in der sich ebenso wie im Herrenhause daselbst die Porträts von Frederdsdorff, dem von Labesschen Ehepaar und von deren Tochter, der 1781 verstorbenen Frau von Arnim befinden, auch ein mit Geschmack und Munifizenz hergestelltes Grabgewölbe, das Frau von Labes bald nach dem Tode ihres zweiten Gemahls errichten ließ. Es trägt an seiner Front die Inschrift: „Frederdsdorff'sches Erbbeergräbniß, errichtet von dessen hinterlassenen Wittwe, gebornen Caroline Marie Elisabeth Daum, nachmals verhehelichten v. Labes. Anno 1777.“ Darunter in goldnen Buchstaben folgende verschlungene Namenszüge: MGF (Michael Gabriel Frederdsdorff) und CMED (Caroline Marie Elisabeth Daum). Sofort nach der Vollendung dieses Grabgewölbes nahm Frau von Labes in dasselbe die sterblichen Überreste ihrer Ehegatten Frederdsdorff und von Labes auf, welche sich bisher in einer Gruft unter der Kirche zu Zernikow befunden hatten.

Der mit Leder überzogene und mit vergoldeten Füßen und Handhaben versehene Sarg Frederdsdorffs, auf dem sich noch die Patrontasche befindet, die derselbe während seines Militärdienstes im Schwerinschen Regiment getragen hat, steht an der rechten Seitenwand; der Sarg des Freiherrn von Labes unmittelbar dahinter.

Vier Jahre später gesellte sich zu diesen beiden Särgen ein dritter. Noch nicht zwanzig Jahr alt war die mehrgenannte Freifrau Amalie Caroline von Arnim, einzige Tochter der verwitweten Frau von Labes, im Januar oder Februar 1781 zu Berlin gestorben und wurde von dort nach Zernikow übergeführt. Ihr Sarg, in dessen Deckel ein kleines Fenster befindlich ist (eine unschöne Außerung der Pietät, der man in jener Zeit öfters begegnet) steht an der Hinterwand des Gewölbes, und noch jetzt finden sich auf demselben Kränze und Gedichte, die von der Hand der Mutter geschrieben sind. Am 10. März 1810 entschlief die alte Freifrau selber und nahm, ihrem letzten Willen gemäß, nach Freud und Leid dieser Welt ihren



letzten Ruheplatz an der Seite derer ein, die ihr das Teuerste gewesen waren. Auch auf dem Deckel ihres überaus prachtvollen Sarges ist ein kleines Fenster angebracht, durch das man die entseelte Hülle der alten Freifrau erblickt. Auf allen vier Särgen befinden sich die Familienwappen; auf drei derselben auch Name, Geburts- und Todestag.

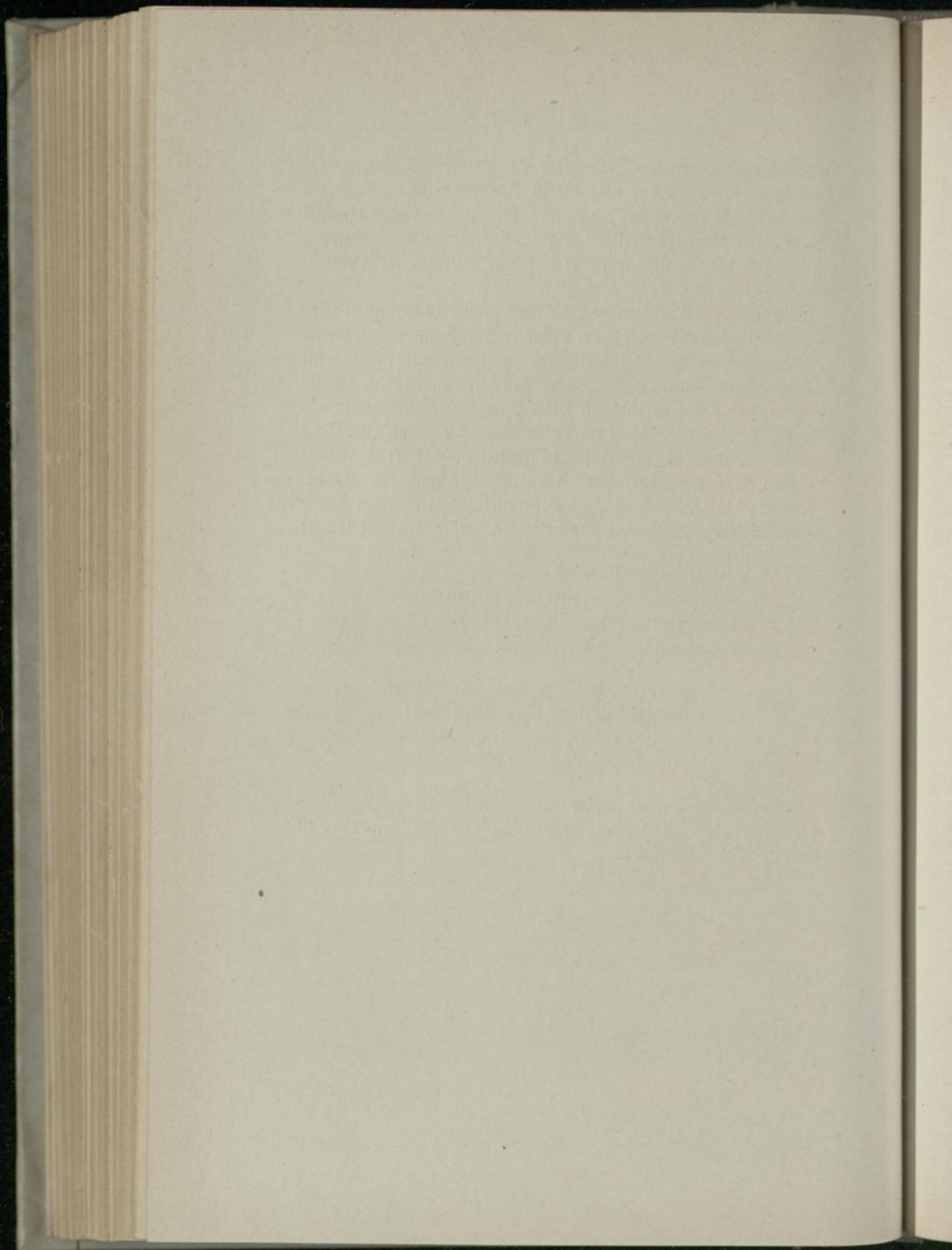
Über fünfzig Jahre vergingen, eh' ein neuer Ankömmling vor der Sittertür hielt und Raum in der Familiengruft beanspruchte. Alles, was den Namen Graf Schütz angenommen hatte, hatte sich auch im Tode noch von Zernikow, dem ursprünglichen Familiengut, geschieden und dem Graf Schütz'schen Mausoleum auf Hohendemzin den Vorzug gegeben — nicht so der älteste Sohn der Tochter der Frau von Labe. Am 16. Februar 1861 öffneten sich die schweren Sittertüren des Frederdorff'schen Erbbegräbnisses noch einmal, und der Sarg des Oberst'schenk Karl Otto Ludwigs von Arnim wurde neben Mutter und Großmutter beigesezt. Seine Inschrift lautet:

Dubius non impius vixi,  
Incertus morior, non perturbatus;  
Humanum est nescire et errare.  
Ens entium miserere mei.

In Zweifeln hab' ich gelebt nicht unfromm,  
In Ungewißheit sterb' ich, nicht zitternd;  
Nichtwissen und irren ist Menschenlos.  
Wesen der Wesen erbarme dich mein.

Sein jüngerer Bruder Achim von Arnim ist auf dem Familiengut Wiepersdorf bei Dahme begraben; auch Bettina (gest. 1859 zu Berlin) ruht ebendasselbst.

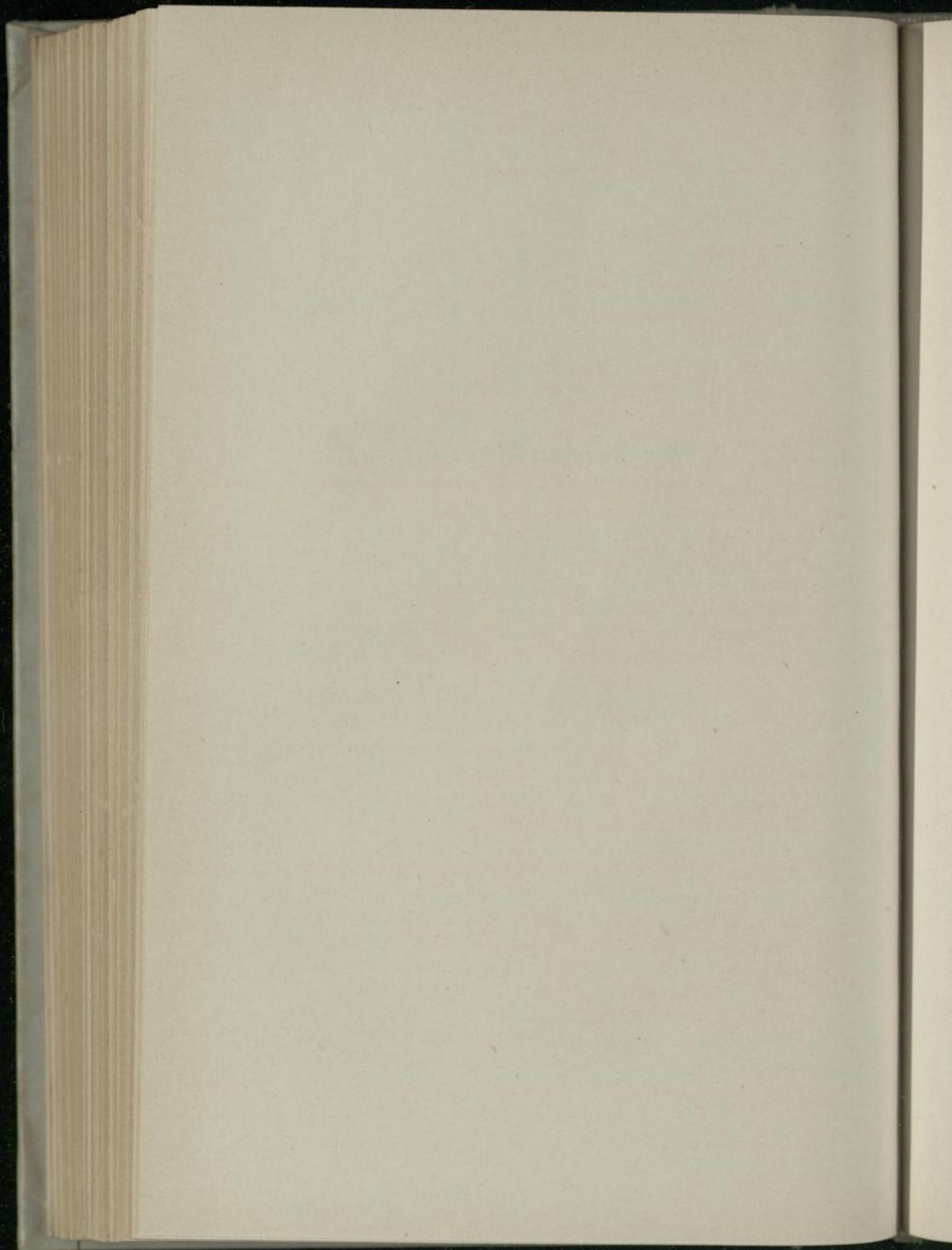






Die Ruppiner Schweiz







## Die Ruppiner Schweiz

Ist's norderwärts in Rheinsbergs Näh'?

Ist's süderwärts am Molchowsee?

Ist's Kottstiel tief im Grunde kühl?

Ist's Kunsterspring, ist's Volstenmühl'?

Die Schweiz werden immer kleiner, und so gibt es denn nicht bloß eine Märkische, sondern bereits auch eine Ruppiner Schweiz, der es, wenn man ein freundlich-aufmerksames Auge mitbringt, weder an Schönheit noch an unterscheidenden Zügen fehlt. Sie besitzt beides in ihrem Wasserreichtum, in ihrem Reichtum an Seen. Während Freienwalde dieses Schmuckes beinahe völlig entbehrt und Buckow, den großen See zu Füßen der Stadt abgerechnet, nur zwei kleine Edelsteine, allerdings vom reinsten Wasser, aufweist, sind Fluß und See das eigentliche Lebenselement der Ruppiner Schweiz.

Der Fluß ist der Rhin; er kommt von Rheinsberg (Rhinsberg) her, und zunächst eine ganze Reihe von Wasserbecken bildend, gibt er von der Südspitze des Molchowsees an die Heimat seiner Berge auf, um in das „Schwäbische Meer“ dieser Gegenden, in den Ruppiner See einzutreten. Hier streift er wie sein berühmter hochdeutscher Namensvetter der Rhein den Nest seiner schäumenden Jugend von sich, und ruhig geworden bis zum Stillstand, windet er sich von nun an durch die Lücher und Brücher hin, die den Namen Linum als Mittelpunkt haben. In Poesie geboren hat er kaum noch eine andre Bestimmung, als den Torfkahn auf seinem Rücken zu tragen.

Aber wenn dieser der profaische Genosse seiner reiferen Jahre ist, so sind Förstereien und Wassermühlen die Gefährten seiner Jugend. Überall wo sein Wasser über ein Wehr fällt, wo hochaufgeschichtete Bretterbohlen an seinem Ufer liegen, da ist er jung, da sind die Stätten seiner Schönheit. Jede dieser Stätten, zwischen zwei Seen gelegen, dürfte die Hand nach dem stolzen Namen „Interlaken“ ausstrecken, aber im Bewußtsein eignen Wertes verschmähen sie es, mit vornehmen Anklängen zu prunken, und geben sich lieber ohne jegliche Prätension und nur auf sich selber gestellt als Kottstiel



und Pfefferteich, als Voltenmühle und Kunsterspring. Und wie sie selber klug auf alles verzichten, was die Quelle lästiger Vergleiche werden könnte, so verzichten auch wir darauf, untersuchen zu wollen, wem unter ihnen der Preis der Schönheit gebührt. Wie unter schönen Schwestern die Streitfrage nie gelöst wird „wer eigentlich die schönere sei“, weil es heute diese ist und morgen jene, je nach der Kleidfarbe, die sie tragen, oder nach dem Bande, das zufällig an ihrem Hute flattert, so ist auch hier die Frage nach der größeren Schönheit eine bloße Frage der Beleuchtung, der Stimmung, des Schmuckes. Wenn heute Voltenmühle in Malven siegt, so siegt morgen Kunsterspring in roten Ebereschen, und ein helleres oder dunkleres Abendrot, ein schmaleres oder breiteres Band, das der Regenbogen über die Landschaft spannt, entscheidet darüber, ob Nottstiel über Pfefferteich oder Pfefferteich über Nottstiel triumphiert.

Auch die „Historie“ ist leisen Fußes durch diese Gegenden hingeschritten, und in Binental am Ufer des Kalksees gehen die Geschichten davon von Mund zu Mund. Es sind Geschichten aus der Zeit von „Kronprinz Fritz“. Von Rheinsberg aus herüberkommend und nach dem „Försterhaus im See“ (seitdem verfallen; die Insel selbst zum Weideplatz geworden) das wohlbekannte Zeichen gebend, glitt ein Kahn aus dem Schilfgürtel hervor und der Stelle zu, wo der Prinz unter den Zweigen einer überhängenden Buche die schöne Sabine, das „Insel- und Försterkind“ erwartete. Die schöne Sabine stand lächelnd-aufrecht im Kahn, das Ruder mit raschem Schlage führend, bis im nächsten Moment das Ruder ans Ufer und sie selbst dem Harrenden entgegenflog.

Aber diese Tage (und auch sie mehr Idyll als Historie) liegen weit zurück. Die alte Waldesstille ist wieder drüberhin gewachsen, und nur die Sage davon klingt noch leise nach, wie denn alles leise an dieser Stelle klingt. Eine ewige Sonntagsruhe liegt über diesen Gründen; lautlos die Natur, wenn, wie in diesem Augenblick, die nachbarliche Mühle schweigt.

Ausgestreckt am Hügelabhang, den Wald zu Häupten, den See zu Füßen, so träumst du hier, bis die immer wachsende Stille dich erschreckt. Mit angespannten Sinnen lauschest du, ob nicht doch vielleicht ein Laut, ein leifester nur, zu hören sei. Da endlich beginnt das Klingen des Waldes, die Rätselfmusik der Einsamkeit. Der See



ist glatt und sonnenbeschienen, aber es ruft aus ihm; die Bäume rühren sich nicht, aber es zieht durch sie hin; aus dem Walde klingt es, als würden Geigen gestrichen; nun schweigt es und ein fernes, fernes Läuten beginnt. Ist es Täuschung, oder ist es mehr? Ein wachsendes Bängen kommt über dich, bis plötzlich das Klappern der Mühle neu beginnt, und der schrille Ton der Säge den Mittagszauber zerreißt.

Wer will sagen, wenn er die Ruppiner Schweiz durchwandert, wo dieser Zauber am mächtigsten wirkt.

Und fragst du doch: „den vollsten Reiz  
Wo birgt ihn die Ruppiner Schweiz?  
Ist's norderwärts in Rheinsbergs Näh'?  
Ist's süderwärts am Molchowsee?  
Ist's Rottstiel tief im Grunde kühl?  
Ist's Kunsterspring, ist's Voltenmühl?  
Ist's Voltenmühl, ist's Kunsterspring?  
Birgt Pfefferteich den Zauberring?  
Ist's Binenwalde?“ — nein, o nein,  
Whin du kommst, da wird es sein,  
An jeder Stelle gleichen Reiz  
Erschließt dir die Ruppiner Schweiz.



## Am Molchow- und Zermüßelsee

Abgeschieden, rings geschlossen,  
Wenig kümmerliche Föhren,  
Trübe flüsternde Genossen,  
Die hier keinen Vogel hören.  
Lenau

„In jeder Stelle gleichen Reiz  
Erschließt dir die Ruppiner Schweiz“

aber doch mit der einen Einschränkung, daß wir uns in der Helvetia propria\* dieser Gegenden halten und von dem westlichen Ufer des Rhin und seiner Seenkette nicht auf das östliche hinüber-treten. Tuen wir diesen verhängnisvollen Schritt (wie wir es vorhaben) nichtsdestoweniger, so sind wir aus unserer eigentlichen Schweiz heraus und wandeln nur noch an ihrer Grenze hin. Mit andern Worten: das östliche Ufer hat keinen andern Reiz mehr als den, welchen es seinem Gegenüber, der Nachbarschaft des westlichen Ufers entnimmt. Aber Ausnahmen auch hier, und unter diesen Ausnahmen zunächst das alte Dorf Molchow, das wir über eine Schmalung des gleichnamigen Sees hinweg zu erreichen trachten. Der Blick von der hochgewölbten Brücke aus läßt noch nicht erkennen, daß wir auf dem Punkt stehen, das schönheitsreiche Westufer mit dem schönheitsarmen Ostufer zu vertauschen, denn noch ist alles Poesie, und ein weißes Segel, bewegungslos, wächst wie ein tropisches Blumenblatt aus der blauen Fläche des Sees zu unsrer Linken auf, und der Himmel und sein weiß Gewölk, als wäre es eine Spiegelung des Bildes unten, steht ausgespannt darüber.

Und malerisch wie die Auffahrt, so das Dorf selbst; die einzelnen Häuser eingesponnen in Gärten und Laub. Die Studentenblume blüht, der Kürbis hängt im Gezweig, und der Hahn begrüßt uns vom Gartenzaun und kräht in den lachenden Morgen hinein. Alles hell und licht; ein rechter Gegensatz zu dem finster klingenden Molchow, das an alle Abgrundschrecken des Schillerschen „Taucher“ mahnt.

Alles hell und licht, nur nicht ein rondellartiger Grasplatz in-

\* in der eigentlichen Schweiz.



mitten des Dorfs. Hier wird begraben, mehr in Unkraut als in Blumen hinein, und aus der Mitte dieses Platzes wächst ein Turm auf, der aussieht, als habe ihn ein Schilderhaus mit einer alten Windmühle gezeugt. Von beiden etwas. Und wie der Turm, so die Glocke, die in ihm hängt. Ave Maria, gratia plena\* steht an dem obern Rand, aber die Glocke selbst ist geborsten. Die Inschrift war kein Talisman. Zweihundert Jahre jetzt, da fanden die Molchower von 1670 auf einer halb heidegewordenen, halb waldbestandenen Feldmark eine Glocke zwischen zwei Bäumen aufgehängt; das aufgeschossene Unterholz hatte sie bis dahin ihren Blicken verborgen. Das war die Glocke von Eggersdorf, das im Dreißigjährigen Kriege wie hundert andere Dörfer wüst geworden war und es auch geblieben ist. Die Molchower aber erbarmten sich des Findlings und bauten ihm den Glockenturm. Eine Leiter führt nun hinauf, die glücklicherweise von denen, die dort oben regelmäßig wohnen, entbehrt werden kann; denn nur Dohlen sind hier zu Haus. Wenn die geborstene Glocke gezogen wird, fliegen sie auf. Manche von ihnen — wenn es wahr ist, was man sich vom Raben- und Krähenalter erzählt, — mag die Glocke noch kennen aus ihren Eggersdorfer Tagen her und Betrachtungen anstellen zwischen damals und heut.

An der Stelle, wo der Molchowsee nach Norden zu in den Zermüßelsee übergeht, liegt das gleichnamige Dorf Zermüßel; ihm fahren wir jetzt zu. Ehe wir es indes erreichen, streifen wir zuvor ein altes Waldbrevier „die Stendenitz“, das unter Georg Wilhelm der gelegentliche Schauplatz von Wildschweinsjagden war. Noch früher hatte hier ein gleichnamiges Dorf gestanden, das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lediglich noch in dem Namen des Revieres fortlebte. Um 1750 aber, wo es unter dem großen König hieß „nur Menschen“, und die Verwirklichung dieses Grundsatzes eine Massenkolonisation herbeiführte, die vielleicht selbst die großen Kolonisationstage unter Albrecht dem Bären in den Schatten stellte, mochte man sich auch entsinnen, daß hier zwischen dem Molchow- und Zermüßelsee einst ein Dorf Stendenitz gestanden habe, und vier Büdner wurden hierhergesetzt, um an dieser wüsten, weltvergessenen Stelle eines jener Kolonistenetablissemments zu bilden, wie sie damals zu Hunderten aus der Erde wuchsen.

\* Begrüßet seiest du Maria, voller Gnade.



Die Kärglichkeit unserer märkischen Scholle — die Ausnahmen kümmern uns hier nicht — kann man nicht leicht besser studieren als an diesen „Etablissements“. Hundert Jahr Arbeit sind gewesen wie ein Tag, und eine Siege, ein Kirschbaum und ein Streifen Roggenland, über das der alte Beherrscher dieser Gegenden der Strandhafer immer wieder Lust zeigt, siegreich herzufallen, diese drei sind nach wie vor der einzige Reichtum dieser und ähnlicher Ansiedlungen. Wenn ein Zweifel daran wäre, so würde ihn die Begräbnisstätte lösen, die zu dem Etablissement Stendenitz gehört.

Da wo der Wald hart an den See tritt, ist die Ecke ebendieses Waldes abgeschnitten und von vier tiefen Furchen quadratisch umzogen worden. Die vier Furchen vertreten die Stelle einer Mauer oder eines Zaunes. Auf dieser abgeschnittenen Waldecke wird nun begraben; die alten Kiefern sind stehengeblieben und tun ihren Dienst nicht schlechter als Zypresse und Trauertanne. In hundert Jahren stirbt sich etwas zusammen, auch wenn die Lebendigen nur vier Büdnerfamilien sind, und so drängen sich denn hier die Gräber, die meisten freilich schon wieder zu bloßen Moosplätzen geworden, auf denen verspätete Erdbeeren blühen. Nur zwei Grabtafeln ragen noch auf, schräg gedrückt vom Winde und regenverwaschen, aber die Inschriften nichtsdestoweniger ohne sonderliche Mühe zu entziffern.

„Hier ruht in Gott“ — so lautet die eine — „der Schneidergesell Andreas Laudon, Kanonier von der 3. Garde-Compagnie, Artillerie-Bregade, gest. 3. April 1836.“ Daneben die Grabtafel eines siebzehnjährigen Mädchens, Namen und Datum, und darunter:

Vielgeliebte weinet nicht,  
Seht mir nach und lebt in Segen,  
Gott ist euer Trost und Licht,  
Ich habe mich zur Ruh geleet.

Ich habe auf manchem Begräbnisplatz gestanden, auf wenigen, die mich tiefer erschüttert hätten. Welche Mischung von groteskem Humor und erschütternder Poesie, erschütternd in ihrer Simplizität! Hier Schneidergeselle Laudon, Kanonier, und daneben:

Gott ist euer Trost und Licht,  
Ich habe mich zur Ruh geleet.



Zur Ruhe hier! Die Bahre, die diesem Begräbnisplazze dient, hing an dem abgebrochenen Ast einer alten Kiefer, Bahre und Baumstamm waren gleichmäßig mit Flechten überdeckt. Unten am See gurgelte das Wasser im Röhricht, über uns in den Kronen der Bäume ging der Wind.

Alles Klage. Und doch wie schön! Zwischen den hohen Bäumen hindurch blickten wir in das Blau von See und Himmel.



## Zwischen Zermükel- und Tornowsee

Mein Bier und Wein ist frisch und klar,  
Mein Töchterlein liegt auf der Totenbahr.  
Ußland

**B**ald hinter Stendenitz liegt Zermükel. Der Weg dahin führt am gleichnamigen See vorüber, aber in Mittelhöhe am Abhang entlang. Der Ackerstreifen zwischen Weg und See ist überall von gleicher Gestaltung, schmal, zum Ufer hin sich senkend; nur an einer Stelle hebt er sich wieder, springt etwas vor und blickt mit so viel Kühnheit, wie ihm seine Mittel erlauben, auf die Wasserfläche nieder. Ein Vorgebirge im Backofenstil, der sogenannte „Totenberg“. Man muß sagen, er macht seinem Namen Ehre. Die Wirkung, die er übt, wird übrigens, wie es immer beim Grusligen sein muß, durch die einfachsten Mittel erzielt. Ackerfurchen, in beinahe peinlich gewissenhafter Ausnutzung des Bodens, durchziehen das ganze Terrain; nur den „Totenberg“ meiden sie und umkreisen ihn, wie Parallelen eine belagerte und gefürchtete Festung. Eine dieser Linien, vielleicht von einem dörfischen Freigeiste gezogen, rührt schon an den Zauberkreis des Hügels, und tiefer eingeschnitten als die andern, erkennt man deutlich, wie der innere Kampf zwischen Troß und Furcht die Hand des Pflügers an dieser Stelle energischer führte, als an jeder andern; aber man erkennt auch, daß ihm das Gefühl kam: nun ist es genug! Ausgegraben darf hier werden, nicht geackert. Eine alte Kiefer hält Wacht; soweit ihre Nadeln fallen, ist verbotener Grund. Schädel liegt da an Schädel, natürlich aus der „Schwedenzeit“. Wo das Dunkel beginnt, fangen Torstenson und Wrangel an. Was dem steckenbleibenden Schauspieler die Tabaksdose ist, das ist der steckenbleibenden Forschung unserer Dorfhistoriker die Schwedenzeit; wenigstens in der Graffschaft Ruppin.

Vom „Totenberg“ bis zum Dorfe Zermükel sind nur noch wenige hundert Schritte. Es liegt entzückend, den Blick auf zwei Wasserflächen und eine mächtige Waldkulisse gerichtet, die die Landschaft nach Westen hin begrenzt.

Unser Weg ging nordwärts geradeaus, um am Abhange hin auf



immer gleichem Terrain zunächst eine Waldecke, dann um diese herum die östliche Buchtung einer dritten Wasserfläche, des Tornowsees, zu erreichen. Wo Wald und See sich treffen, steht ein weißes Haus — ein „Etablissement“, wie im vorigen Jahrhundert der offizielle Ausdruck war — halb noch von Kiefern und jungen Birken, halb von Obstbäumen überschattet. Ein Büdner wohnt darin, der seiner Arbeit nachgeht; aber aus alten Zeiten her heißt dies Etablissement der „Theerofen“.

Jetzt liegt es friedlich da und glücklich, als strecke der segenspendende Herbst ihm beide Hände entgegen, denn der Apfelbaum streift die Fenster, während ein Birnbaum, wie müde vom Tragen, seine schweren Malvasierbirnen auf das Dach des Hauses legt. Friedlich Bild; aber ich entsinne mich eines anderen Tages hier.

Es war im Januar; alles, was einen Pelz und eine Büchse hatte, war auf den Beinen, und seit Tagesgrauen knallte es im Wald und an den drei Seen hin, am Tornow-, Molchow- und Zermüßelsee. Um zehn Uhr war Frühstück angesagt, Rendezvous am „Theerofen“. Ich darf wohl sagen, es fehlte keiner. Da waren die Förster und Oberförster: Berger von Altruppin, Konrad von Rottstiel, Kuse von Pfefferteich, dazu der ganze Adel von diesseit und jenseit des Ruppiner Sees, Offiziere der Garnison und die städtischen Nimrods, die an Billard und Kegelspiel nicht genug haben, und denen nicht wohl ist, wenn sie nicht unter den Jacken eines Sechzehners schlafen.

Das Frühstück war kalte Küche, aber desto heißer war der Grog. Über dem Herdfeuer hing ein Kessel, der brodelte und dampfte, und die Büdnersleute gingen auf und ab, um, wo Begehr danach war, mit ihrem kochenden Wasser auszuhelfen. Der Mischung besserer Teil floß aus den eigenen Flaschen. Pelze, Grog und Tabak schufen, noch ehe eine halbe Stunde um war, eine wunderliche Luft, und auf der dicken Wolke saß die Göttin der Jagdanekdote und orakelte in die Versammlung hinein. Nein, sie orakelte nicht, — ihren klassischen Aussprüchen fehlte jedes Dunkel.

Die Büdnersleute waren so ernst. Wie kam das nur? Sonst bei jeder Derbheit, die laut wurde, stimmte ihre Heiterkeit in den allgemeinen Jubel mit ein; heute ging kein Lächeln über ihre Züge. Endlich trat ich an die Alte heran, als sie eben wieder ein Scheit in das Feuer schob und fragte leise: „Wo ist Hanna?“ Sie schüt-



telte den Kopf; dann sich besinnend, nahm sie mich rasch bei der Hand, führte mich durch eine niedere Thür in den Hinterflur und öffnete eine Kammer, die gerade hinter dem Zimmer lag, in dem die Jäger ihren Imbiß nahmen. Einen Augenblick sah ich nichts, denn die Kammer empfing all ihr Licht von einer zweihandbreiten Öffnung her, durch die eben jetzt vom Wind getrieben der Schnee in kleinen Flocken hineinstiebte. Ich suchte mich zurechtzufinden. Die Frau war mittlerweile an ein Strohlager getreten, das ich jetzt rechts unterhalb des Fensters erkannte, und schlug ein Laken zurück, welches über das Strohlager ausgebreitet war. Da lag Hanna, die Augen geschlossen, in keinem andern Schmuck als dem ihres langen Haares. Dann deckte die Alte das Laken wieder über und schlich aus der Kammer. Ich blieb wie angewurzelt stehen. Totenstille; daneben der Lärm; und der Schnee trieb heftiger durch das Fenster und schüttelte noch vor der Zeit einen Hügel neben und über der Toten auf.

In zehn Minuten war unter den Gästen alles verändert. Einer hatte geplaudert. „Warum hielt er nicht den Mund?“ brumnten alle; „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.“ „Ich fahre nach Haus“ — „ich bleibe“, so ging es hin und her. „Von Toten träumen bringt Glück“ getrösteten sich die meisten, ohne Rücksicht darauf, daß hier keiner geträumt hatte, und eine Stunde später knallte es wieder an den drei Seen hin. Aber das Bild Hannas stand zwischen dem Schuß und dem Wild. Kein Hirsch mehr wurde getroffen. Oberförster Berger stieß mit dem Fuß an den Stecher seiner Büchse, die Kugel pfiff ihm am Ohre vorbei, und das Feuer fengte seinen Bart.

Es war eine „wehvolle Jagd“, wie es in alten Balladen heißt.



## Die Menzer Forst und der Große Stechlin

Die Sonne war geneigt im Untergang,  
Nur leise strich der Wind, kein Vogel sang,  
Da stieg ich ab, mein Ross am Quell zu tränken,  
Mich in den Blick der Wildnis zu versenken.  
Vermilbernd schien das helle Abendrot  
Auf dieses Waldes sagenvolle Stätte.

In der Nordostecke der Grafschaft liegt die Menzer Forst, 24 000 Morgen groß, und in ihr der sagenumwobene „Große Stechlin“. Die Ruppiner Schweiz lebt in dieser verlorenen Ecke noch einmal wieder auf. Hier waltet ein Leben, das weit abweicht von dem Tun und Treiben im mittleren und südlichen Teile der Grafschaft; der Pflug ist hier zur Ruhe gestellt, auch der Spaten, der den Torf gräbt; nur das Fischernez und die Angel sind an dieser Stelle zu Haus, und die Büchse knallt tagaus tagein durch den Wald. Hundert Jahre haben hier wenig geändert; alles blieb, wie es die Tage des großen Königs sahen, nur eines wurde anders: der Schmuggler fehlt, der hier sonst ins Mecklenburgische hinüber sein Wesen trieb. Denn die Menzer Forst trifft nicht nur hart die Strelitzische Grenze, die Forst setzt sich auch jenseits derselben fort, und ein von abgefal- lenem Laub halb überdeckter Graben ist alles, was die Territorien scheidet. Nicht viel besser, wie jene ideelle Linie der Längs- und Breitengrade, über die der Reisende hingleitet ohne Ahnung davon.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts oder ein wenig früher oder später wurde die Frage rege: „Was machen wir mit diesem Forst?“ Höchstämmig ragten die Kiefern auf, aber der Ertrag, den diese herrlichen Holzbestände abwarfen, war so gering, daß er kaum die Kosten der Unterhaltung und Verwaltung deckte. Hirsche und Wildschweine in Fülle, aber viele Meilen in der Runde kein Haus und keine Küche, dem mit dem einen oder andern gedient gewesen wäre. „Was machen wir mit diesem Forst?“ so hieß es wieder. Kohlenmeiler, Teeröfen wurden angelegt, fast von Viertelmeile zu Viertelmeile; aber wenig war damit geholfen; Kohle und Teer hatten keinen Preis. Die nächste, nachhaltige Aushilfe schien die Errichtung von Glashütten zu bieten, hatte man doch das Material dazu unter den Händen. Die Kiefern lieferten die Feuerung, das Laubholz gab die Pottasche, und der quarzene Sand war ja der



Grund, auf dem die ganze Waldherrlichkeit ruhte. Also Glashütten! Es entstanden ihrer verschiedene, in Dagow, in Globow, in Stechlin; ein Feuerschein lag bei Nacht und eine Rauchsäule bei Tage über dem Walde; aber auch die Glashütten vermochten nichts, der Wald brachte es nur spärlich auf seine Kosten.

Da erging Anfrage von Berlin her an die Menzer Oberförsterei: wie lange der Forst aushalten werde, wenn Berlin anfangs, aus ihm zu brennen und zu heizen? Die Oberförsterei antwortete mit Stolz: „Die Menzer Forst hält alles aus.“ Das war ein schönes Wort, aber doch schöner, als sich mit der Wirklichkeit vertrug. Das sollte bald erkannt werden. Die betreffende Forstinspektion wurde beim Wort genommen und siehe da, ehe dreißig Jahre um waren, war die ganze Menzer Forst durch die Berliner Schornsteine geflogen. Was Teeröfen und Glashütten in alle Ewigkeit hinein nicht vermocht hätten, das hatte die Konsumtionskraft einer großen Stadt in weniger als einem Menschenalter geleistet. Hilfe war gekommen: die Menzer Forst hatte rentiert, aber die Hilfe war gekommen wie ein Sturm, der, während er das aufgefahrene Schiff flottmacht, es zugleich auch zerschellt. Abermals mußte Abhilfe geschafft werden, diesmal nach der entgegengesetzten Seite hin, und das berühmte, wenn auch unverbürgte Wort Friedrichs des Großen, das dieser einst in einer mißlichen Situation, als es „zuviel wurde“, an Schmettau richtete, dasselbe Wort richtete jetzt die Königliche Verwaltung der Forsten und Domänen an den Oberförster von Großmenz: „hör Er auf“. Und man hörte auf. Der Hauptstadt wurde durch dieses Halt nichts entzogen, was sie — unter veränderten Zeitverhältnissen — nicht hätte entbehren können; denn die Linumer Torfperiode war mittlerweile angebrochen. Die Menzer Forst aber stieg auf der Tabula rasa ihres alten Grund und Bodens neu empor. Eichen, Birken, Kiefern in buntem Gemisch, und der Wald, wie er jetzt sich präsentiert, ist das Kind jener stillen Epoche, die dem „Kriege à outrance“, der dreißig Jahre lang gegen diese Forstkulturen geführt worden war, auf dem Fuße folgte.

Es ist ein achtzigjähriger Forst — also ein Jüngling noch, da das psalmitische: „wenn's hoch kommt, sind's achtzig Jahre“ für Wälder nicht gesprochen wurde — und in diesen prächtigen Forst hinein, der ein Leben für sich führt, ein halbes Duzend Wasser-

\* bis zum äußersten.



becken mit grünem Arm umschließt und über Altes und Neues, über Teeröfen und Forsthäuser, über Glashütten und Fabriken gleichmäßig die Herrschaft übt, in diesen prächtigen Forst hinein wolle mich nun der Leser begleiten.

Es ist noch Platz auf dem Pirschwagen; vorn der Kutscher und der Herr, aber neben mir auf der zweiten Bank wartet seiner noch ein Kissen und eine Decke. Die Zeit für die letztere wird kommen, wenn die Sonne unter ist; die Zeit für das Kissen jedoch ist schon da, denn über Stubben und Wurzeln weg geht es bereits weglos, holterdiepolster in den Wald hinein. Die jungen Zweige fegen uns die Augen aus; nun links in den Moorgrund hinein, während rechts die Räder im Laube weiterrascheln; jetzt quer über den Graben hin und dann über den niedergestürzten Baum hinweg, dessen schon angefaultes Holz unter dem Druck der Räder zerbricht und in Moderstaub aufwirbelt. Entzückendes Steeple chase zu Wagen; das Gefühl der Fährlichkeit geht in der Wonne des Hindernisnehmens unter.

So still der Wald, und doch erzählt er uns auf Schritt und Tritt, freilich mehr Ernstes als Heiteres. Wo der Päscher ein Jahrhundert lang zu Hause war, wo Förster und Wildschütz ihre ewige Fehde führen, wo der Sturm die Bäume bricht und die tiefen Waldseen, die von alter Zeit her den Hang nach Menschenopfern haben, ihre schmalen Arme polypenhaft-phantastisch durch den Wald strecken, da sind immer „Geschichten“ zu Haus. Tabellen wären hier anzufertigen, drei Rubriken nur: erschlagen, erschossen, ertrunken.

Eben haben wir eine solche Stelle passiert, die ihre Geschichte hat und von neuestem Datum dazu. Hier, wo das Buchenunterholz sich durch die Waldrinne zieht, gleich links neben der Weißbuche, da lag er, da fanden sie ihn, den Kopf nach der Tiefe zu, den einen Fuß im Gestrüpp verwickelt. Neben ihm die Büchse. Er war erst neunzehn Jahr. Der grüne Aufschlag des einen Armels war rot; man sah, er war mit der Rechten nach der Brust gefahren. Wessen Kugel hatte ihn getroffen? Wer sagt es? Einen Augenblick war man dem Geheimnis auf der Spur, oder glaubte es zu sein. In Herz oder Lunge des Toten hatte man das Kugelpflaster gefunden und an diesem, deutlich erkennbar, acht scharfe, markierte, schwarze Strichelnchen, die dem Kundigen deutlich verrieten, daß die Kugel aus einer Büchse mit acht Willen geschossen war. Solcher Büchsen gab



es am Rande der Menzer Forst hin nicht allzu viele. Man wies mit Fingern auf den und den. Aber die Sache kam eben dadurch zu früh in Kurs, und als an den verdächtigsten Stellen gesucht wurde, waren die achtrilligen Büchsen verschwunden. Ein groß Begräbnis war, groß wie die Teilnahme; aber das Geheimnis „Wer tat es?“ hat der Tote mit ins Grab genommen.

So ging das Geplauder. Die Sonne stand schon schräg, als es plötzlich zwischen den Stämmen aufblitzte, und gleich darauf unser Auge einer weiten Wasserfläche ansichtig wurde, auf der, glänzend und blendend fast, die Nachmittagssonne lag. Das ist der „Stechlin“, so hieß es. Im nächsten Moment sprang ich aus dem Wagen; mein Begleiter folgte.

Wir standen auf einer Art Kai, die hohen Stämme des Waldes uns zu Häupten, eine weite Wasserfläche tief unter uns. Drüben wieder Wald, auch links und rechts, von überall her Halbinseln in den See hineinstreckend. Wasser, Himmel, Stille. Das Ganze von jener eigentümlichen Wirkung auf unser Gemüt, als befänden wir uns einem Stummen gegenüber, den es zu sprechen drängt; aber die ungelöste Zunge versagt den Dienst. Wir raten dies und das aus seinen Zügen; umsonst, was er sagen will, bleibt ungesagt.

Wir setzten uns an den Rand des Vorsprungs und horchten auf die Stille. Sie blieb, wie sie war. Kein Boot, kein Vogel, auch kein Gewölk. Nur Grün und Blau und Sonne.

Wie still er daliegt, der Stechlin — hob mein Begleiter an —, aber er ist tückisch, und die Leute hierherum wissen von ihm zu erzählen. Er ist einer von den Bornehmen, die große Beziehungen unterhalten. Als das Lissaboner Erdbeben war, strudelte er in tiefen Trichtern, und stäubende Wasserhosen tanzten zwischen den Ufern hin und her. Er geht 400 Fuß tief, an einzelnen Stellen hat das Senkblei noch keinen Grund gefunden. Dazu ist er launenhaft; dies kann er leiden und jenes nicht; man muß ihn ausstudieren wie eine Frau; mitunter liegt das, was ihm schmeichelt, und das, was ihn ärgert, kaum handbreit auseinander. Die Fischer selbstverständlich kennen ihn am besten. Hier dürfen sie ihr Netz ziehen, seine Oberfläche bleibt klar und heiter, und ein Goldfisch springt aus ihm in die Luft, als grüß er mit goldenem Finger; aber zehn Schritt weiter will er das Netz nicht haben, sein Antlitz runzelt und verdunkelt sich, und ein Murren klingt herauf. Dann ist es Zeit, den Platz



zu meiden und das Ufer aufzusuchen. Ist aber ein Waghals im Boot, der es ertrogen und erzwingen will, so steigt rot und zornig der Hahn herauf, der unten am Grunde des Stechlin die Wache hält. Er schlägt den See mit den Flügeln, bis er schäumt und wogt, greift das Boot an und kräht, daß es die ganze Menzer Forst durchhallt, von Dagow bis Altglobsow.

Die Sonne war mittlerweile weiter hinabgestiegen und berührte mit ihrer Scheibe schon die Wipfel des Waldes, eine Mahnung, uns zu eilen. Der Erdwall, auf dem wir geseßen und geplaudert hatten, grenzte hart an die nördlichste Spitze des Sees, und ehe fünf Minuten um waren, hatten wir immer hart am Ufer hin die Biegung gemacht und fuhren wieder auf der entgegengesetzten Seite des Stechlin gen Süden zu.

Das Revier, das uns zunächst an dieser Stelle aufnahm, war das Revier der Glashütten; wie Squatteransiedlungen lagen sie auf Waldwiesen oder ausgerodeten Stellen am Saum des stillen Waldes hin. Hütte neben Hütte, im übrigen nichts sichtbar als der Rauch, der über die Dächer zog. Nur bei der Glosower Glashütte, die hart an einer Buchtung des Großen Stechlin gelegen ist und einen weitverzweigten Handel treibt mit Retorten, Glaskolben und großen Ballons, nur hier herrschte Leben, insonderheit in der schattigen Allee, die von den Hütten aus zur Ladestelle am See hinunterführt. Hier spielten Kinder Krieg und fochten ihre Fehde mit Kastanien aus, die zu vielen Hunderten in halbaufgeplakten Schalen unter den Bäumen lagen. Die einen retirierten auf den See zu und suchten Deckung hinter den großen Salzsäureballons, die in dichten Reihen am Ufer des Stechlin hin standen, aber der Feind gab seinen Angriff nicht auf, und die Kastanien fielen hageldicht auf die gläserne Mauer nieder.

Tausend Schritt weiter südwärts von der Glosower Glashütte, da wo sich mehrere Wege kreuzen und das ansteigende Terrain einen Überblick über die eben passierte große Waldwiese, zugleich auch über die Dagower Kolonistenhäuser und ein inmitten der Lichtung gelegenes kleines Wasserbecken gestattete, fiel uns eine parkartige Einfriedigung auf, die von alten Eichen überragt wurde. Als wir in Front dieses Platzes hielten, lasen wir an zwei Pfeilern, die den Eingang bilden: Metas Ruh. Unsere Neugier wurde wach; wir stiegen ab und erkannten unschwer, daß wir uns auf dem Friedhose



der Glashüttenaristokratie dieser Gegenden befanden. Die Gitter und Kreuze hatten sich hinter dem Unterholze versteckt, das hier reichlich aufsproß. „Metas Ruh“ aber, soviel leuchtete uns ein, konnte unmöglich als Bezeichnung für diese Begräbnisstätte überhaupt dienen, es konnte nur der Name jenes seltsamen Baues sein, der sich inmitten dieses Eichenkampfes befand. Halb schacht-, halb hohlwegartig, die Seitenwände gemauert, führte ein in leiser Schrägung absteigender Gang auf eine Gittertür zu, hinter der wir in das Dunkel einer rundgewölbten Gruft blickten. Drei, vier Särge waren sichtbar; über diesen Tatbestand hinaus aber schien unsere Neugier nicht befriedigt werden zu sollen.

Wir hatten uns bereits darin ergeben, als ein Alter, den wir von Dagow her des Wegs kommen sahen, unsere Hoffnung neu belebte. Der wird es wissen. — Jetzt war er dicht heran.

„Guten Tag, Papa.“

— „Guten Dag.“

„Wie ist denn das hier? Wer ist Meta?“

— „Meta wihr sin' irste Fru.“

Die Sache schien sich hiernach nicht allzu rasch entwickeln zu sollen; wir setzten uns also auf einen Grabstein und luden den Alten ein, auch Platz zu nehmen. Er blieb aber stehen und erzählte:

„Meta, as ick Se all seggt hebb', wihr sin' irste Fru. As se stürv — 't mögen nu wol viertig Johr sin — wihr he ganz von een und bugte ehr disse Gruft. Awer as dat so geit, na dree Joren hadd he de tweet' Fru, de he noch darto sinen besten Gründ wegnamen hadd. He leevte glücklich mit ehr, äwer he hadd keen Nooh nich, he künn nich slapen, un de Lüüd' hier herüm, de denn und wenn von em hürten (he wihr denn in Strelitz) snakten vel doröver hen un wedder und seden: dat wihr man bloß, wil de irste Fru nich richtig begraben wihr; de Doden möten in de Jrd un nich in sonn Keller bisett werden.“

„Aber wer war er denn? Wie hieß er?“

„Dat weet ick nich mihr. Awer dat weet ick noch (et is nu of all lang her) dat he eens Dags hir ankamen un to sin Verwandten seggen ded': ‚Kinnings, wi will'n dat Dings inriten un hunnert Fuhren Jrd upschüdden laten.‘ Awer dat wullen ja sine Verwandten nich. ‚Dat kannste nich don' seden se to em — ‚wi hebben nu jo of all en poor von uns' mit in; un denn, wat würden de



Lüd seggen, wenn Du Din ‚Metas Ruh‘ wedder inriten deist?‘ Dor sed he wider nix und güng af; äwer he wir noch vier oder fif Dag‘ hier herümmer (in Grot-Menz hebben s'em noch den drüdden Dag sehn) un as noch in den sülwigen Herbst een in de Gruft rin süll, dor wihr Meta nich mihr in. Nu gäw dat jo en Fragen hin un her, un se frögten so lang, bis et rut käm. Een von de Glosfower Glas-hütten-Lüd', de all um Klock een up Arbeit güng, de hadd, as he hir vorbeikamen ded, övern Tun keekt, un dor hadd he sehn — he rögt sik gor nich, wil he sik grugen ded' — dat een Minsch dat Sark ruttrecken un in en Graff insetten ded', dat he all vörher maht hadd. Se seggen, dat is he west. Ich weet et nich, äwer dat herw ick immer hört, dat he von dunn an slapen künn."

So der Alte, der unsre Neugier nur halb befriedigt hatte. Wir dankten ihm, und weiter ging es nun in den bereits dunkelnden Forst hinein. Willkommen waren jetzt die Stellen, wo sich's lichtete und auf den ausgerodeten, graugelben Sandstrecken nichts sichtbar wurde als niederes Buschwerk, hier und dort aus dem Samen eines windver Schlagenen Kienapfels aufgewachsen.

Eine solche Heidestrecke lag hinter uns, als wir in die namengebende Metropole dieser Gegenden, in Großmenz, einfuhren. Es fielen Worte wie: Burgwall, Ritter Menz, hohles Gemäuer und unterirdischer Gang, allerverlockendste Klänge, die sechs Stunden früher mich in den Zirkel dieses Dorfes wie in einen Zauberkreis gebannt haben würden, aber bei dem schon herrschenden Zwiellicht siegten die, in Fällen wie diese, nur immer allzu berechtigten kritischen Bedenken, und statt den Forderungen wissenschaftlicher Neugier nachzugeben, ging es über den beinah städtisch angelegten Dorfplatz hinweg, an der lindenumstandenen Oberförsterei vorbei, in die immer reizloser werdende Landschaft hinein. Nicht nur Großmenz lag hinter uns, auch die große Menzer Forst.

Kühler wurde es; wir wickelten uns in die Plaids; niemand sprach mehr. Die Pferde prusteten und warfen den Schaum nach hinten. Acker, Sand, Schonung, immer schattenhafter schwanden sie, immer rascher die Fahrt, immer dunkler der sternlose Himmel. Jetzt Steindamm, lange Pappelreihen und jener wärmere Luftstrom, der uns die ersehnte Nähe menschlicher Wohnungen verheißt. Eine Biegung noch; da schimmerte Licht zwischen den Bäumen, und der Wagen hielt.



Eine halbe Stunde später, und der hohe, altmodische Kamin sah uns im Halbzirkel um seine Flamme versammelt. Die Scheite — echte Kinder der Menzer Forst — brannten hoch auf; auf uns nieder aber blickten die Ahnenbilder des weitverzweigten Hauses: der Neales, der Ottinger, der La Roche-Aymon, und zwischen ihnen das leuchtende Bildnis des „Saalfelder Prinzen“. [Vgl. in den Anmerkungen „Koepernik“.]

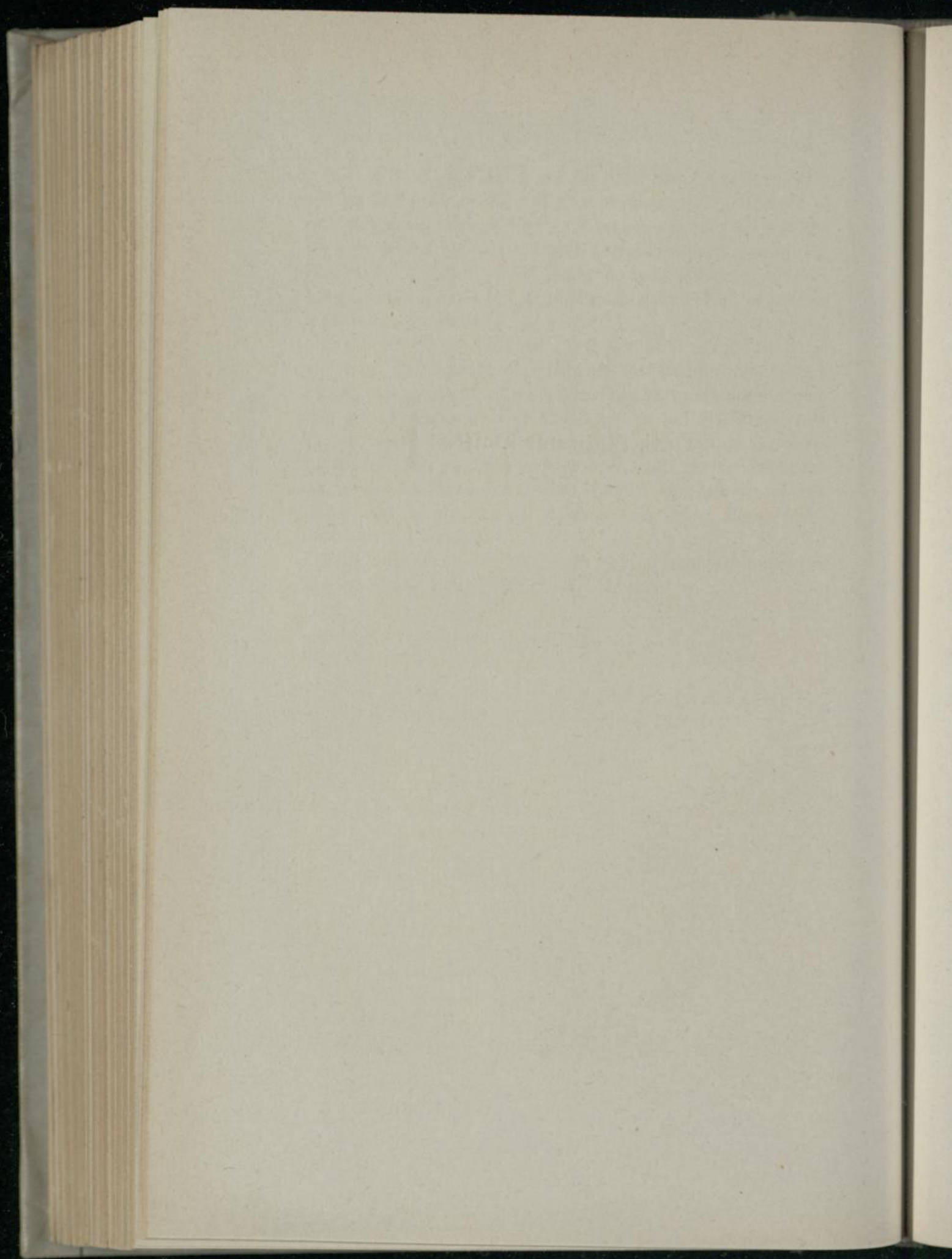
Die Rede ging von alter und neuer Zeit, beide mit gleicher Liebe umfassend. Märchenhaft verschwammen das Jüngsterlebte und das Längstvergangene, und während wir eben noch in unsrem Gespräch über den Rheinsberger See hinglitten und das Geflüster schöner Frauen beinah leibhaftig zu hören vermeinten, weitete sich plötzlich der stille See zu einem buchtenreichen Haff, und der Hahn, der unten auf dem Boden des Großen Stechlin sitzt, kam herauf und krächte (auch ihn glaubten wir zu hören) seinen roten Kamm schüttelnd über den See hin.

Mitternacht war heran, die Scheite niedergebrannt; mitunter fiel noch ein Schein auf die Bilder. Sie lächelten.



An Rhin und Dosse







## Das Wustrauer Luch

Es schien das Abendrot  
Auf diese sumpfgewordne Urwaldstätte,  
Wo ungestört das Leben mit dem Tod  
Jahrtausendlang gekämpft um die Wette.  
Lenau

Der Rhin, dessen Bekanntschaft wir in einem vorausgehenden Kapitel machten, nimmt auf der ersten Hälfte seines Weges seine Richtung von Nord nach Süd, bis er nach Passierung des großen Ruppiner Sees beinah plötzlich seinen Lauf ändert und rechtwinklig weiter fließend, ziemlich genau die Südgrenze der Grafschaft zieht. Auf dieser zweiten Hälfte seines Laufs, Richtung von Ost nach West, gedenken wir ihn in diesem und den nächsten Kapiteln zu begleiten, dabei weniger ihm selbst als seinen Dörfern unsre Aufmerksamkeit schenkend.

Das erste unter diesen Dörfern ist Wustrau. Wir kennen es bereits; nicht aber kennen wir das gleichnamige Luch, das der Rhin hier unmittelbar nach seinem Austritt aus dem See auf Meilen hin bildet, und diesem „Wustrauer Luch“ gilt unsre heutige Wanderung.

Wir beginnen sie vom Zentrum des Fehrbelliner Schlachtfeldes, vom Hakenberger Kirchhofe aus und steigen nach einem Überblick über die Torf- und Wiesenlandschaft, wie ihn der hochgelegene Kirchhof ganz vorzüglich gewährt, an die Rhinufer nieder. Rahnfahrten werden aushelfen, wo Wasser und Sumpf jede Fußwanderung zur Unmöglichkeit machen. Als nächstes Ziel aber wählen wir eine zwischen den Dörfern Wustrau und Langen gelegene „Faktorei“, deren rotes Dach hell in der Sonne blüht.

Es war ein heißer Tag, und der blaue Himmel fing an, kleine grauweiße Wölkchen zu zeigen, die immer nur verschwanden, um an anderer Stelle wiederzukehren. Auf einem schmalen Damm, der wenig mehr als die Breite eines Wagens haben mochte, schritten wir hin. Alles mahnte an Torf. Ein feiner, schnupftabakfarbener Staub umwirbelte uns; schwarze undurchsichtige Lache stand in den Gräben; die weite grüne Rasenfläche dehnte sich rechts und links,



nur von Torfpyramiden unterbrochen; ja selbst die kümmerlichen Sträucher, darunter Ginster und Besenkrout, sahen aus, als hätten sie sich gehorsamst in die Farben ihrer Herrschaft gekleidet. Das Ganze machte den Eindruck eines plötzlich ans Licht geförderten Bergwerks, und ehe zehn Minuten um waren, sahen wir aus wie die Veteranen einer Knappschaft.

Wir mochten eine halbe Stunde gewandert sein, als wir bei der „Faktorei“ mit dem roten Dache ankamen. Ich weiß nicht, ob diese Etablissements, deren wohl zehn oder zwölf im Wustrauer und Linumischen Luche sein mögen, wirklich den Namen Faktoreien führen, oder ob sie sich noch immer mit der alten Bezeichnung Torfhütte behelfen müssen. Jedenfalls sind es „Faktoreien“, und drückt dieses Wort am besten die Art und Weise einer solchen Luchkolonie aus. Die Faktorei, vor der wir uns jetzt befanden, lag wie auf einer Insel, die von Gräben und Kanälen, deren drei oder vier hier zusammentrafen, gebildet wurde. Sie bestand aus einem Wohnhaus, allerhand Stall- und Wirtschaftsgebäuden, die sich darum gruppierten, und aus einer Reihe von Strohhütten, die sich, etwa zwanzig an der Zahl, an dem Hauptgraben entlangzogen. Nach flüchtiger Begrüßung des Obermanns schritten wir zunächst diesen Hütten zu. Sie bilden, nebst hunderten ähnlicher Behausungen, die sich hier und anderswo im Luche finden, die temporären Wohnplätze für jene Tausende von Arbeitern, die um die Sommerzeit die Höhendörfer der Umgegend verlassen, um auf etwa vier Monate ins Luch hinabzusteigen und dort beim Torfstechen ein hohes Tagelohn zu verdienen. Die Dörfer, aus denen sie kommen, liegen leider viel zu weit vom Luch entfernt, als daß es den Arbeitern möglich wäre, nach der Hitze und Mühe des Tages auch noch heimzuwandern. Und so ist es denn Sitte geworden, zeitweilige Luchhäuser aufzubauen, eigentümliche Sommerwohnungen, in denen die Arbeiter die Torffaison verbringen. An diese Wohnungen, soviel deren diese eine Kolonie aufweist, treten wir jetzt heran.

Die Hütten stehen behufs Lüftung alle auf und gestatten uns einen Einblick. Es sind große, vielleicht dreißig Fuß lange Strohdächer von verhältnismäßiger Höhe. An der Giebelseite, wo die Dachluke hingehören würde, befindet sich die Eingangstür; gegenüber am andern Ende der Hütte gewahren wir ein offenstehendes Fensterchen. Zwischen Tür und Fensterchen läuft ein schmaler, ten-



nenartiger Gang, der etwa dem gemeinschaftlichen Hausflur eines Hauses entspricht. An diesen Flur grenzen von jeder Seite vier Wohnungen, d. h. vier niedrige, kaum einen Fuß hohe Hürden oder Einfriedigungen, die mit Stroh bestreut sind und als Schlaf- und Wohnplätze für die Torfarbeiter dienen. Wie viele Personen in solcher Hürde Platz finden, vermag ich nicht bestimmt zu sagen, jedenfalls aber genug, um auch bei Nachtzeit ein Offenstehen von Tür und Fenster als ein dringendes Gebot erscheinen zu lassen. Es war um die Mittagsstunde, und wir fanden ein halbes Duzend Leute, die teils sich ausruhten, teils ihr Mittagmahl verzehrten. Wir knüpften ein Gespräch an und erfuhren folgendes. Die Arbeit ist schwer und ungesund, aber einträglich, besonders für geübte Arbeiter, die mittels ihrer Geschicklichkeit das Akkordquantum täglich überschreiten und ihre Arbeitsüberschüsse bezahlt bekommen. Drei Arbeiter bilden immer eine Einheit, und als das Durchschnittsquantum, das sie täglich zu liefern haben, gelten 13 000 Stück Torf. Leisten sie das, so haben sie einen mittleren Tagelohn verdient, der aber immer noch beträchtlich über das hinausgeht, was für Feldarbeit in den Dörfern bezahlt zu werden pflegt. Gute Arbeiter indes (immer jene drei als Einheit gerechnet) bringen es bis zu 20 000 Stück, was, den Tag zu 10 Arbeitsstunden festgesetzt, etwa 2 Sekunden für die Gewinnung eines Stückes Torf ergibt. Aber diese Produzierung sei noch ein Wort gesagt. Man hat es eine Zeitlang mit Maschinen versucht, ist aber längst zur Handarbeit, als zu dem rascheren und einträglicheren (auch für die Unternehmer) zurückgekommen. Das Verfahren ist außerordentlich einfach. Drei Personen und drei verschiedene Instrumente sind nötig: ein Schneideisen, ein Grabscheit und eine Gabel. Das Schneideisen ist die Hauptsache; es gleicht einem Grabscheit, das zwei rechtwinklig stehende Flügel hat, so daß man beim Eindrücken desselben drei Schnitte a tempo macht. Die Arbeiter stehen nun vor einem langen Torfgraben, dessen Wand glatt und steil abfällt. Zwei Arbeiter stehen in dem Graben; der dritte, mit dem Schneideisen, auf der Wandung desselben. Dieser setzt nun das Eisen ein, drückt von oben her das Torfmesser in den Grabenrand und schneidet dadurch ein fix und fertiges Torfstück heraus, das nur noch nach unten zu festhaftet. In demselben Augenblick, wo er das Schneideisen wieder hebt, um es dicht daneben in den Boden zu drücken, sticht der im



Graben stehende Mann mit dem Grabscheit das Stück Torf los und präsentiert es wie ein vom Teller gelöstes Stück Kuchen dem dritten. Dieser spießt es mit einer großen Eisengabel auf und legt es schichtweis beiseite, so daß sich binnen kurzem die bekannte Torfpyramide aufbaut.

Wir schritten nun zu dem eigentlichen Faktoreigebäude zurück; es teilt sich in zwei Hälften, in ein Büro und eine Art Bauernwirtschaft. An der Spitze des Kontors steht ein Geschäftsführer, ein Vertrauensmann der „Torflords“, der die Wochenlöhne zu zahlen und das Kaufmännische des Betriebes zu leiten hat. Er ist nur ein Sommergast an dieser Stelle, ebenso wie die Arbeiter, und kehrt, wenn der Herbst die Arbeiten unterbricht, für die Wintermonate nach Linum oder Fehrbellin zurück. Nicht so der Obermann, der Torfmeier, dem Haus und Hof gehören, in das wir soeben wieder eingetreten sind. Er ist hier zu Haus, jahraus, jahrein, und nimmt seine Chancen, je nachdem sie fallen, gut oder schlecht. Der Novembersturm deckt ihm vielleicht das Dach ab, der Winter schneit ihn ein, der Frühling bringt ihm Wasser statt Blumen und macht sein Gehöft zu einer Insel im See; aber was auch kommen mag, der Obermann trägt es in Geduld und freut sich auf den Sommer, wie sich Kinder auf Weihnachten freuen. Dabei liebt er das Luch; er spricht von Weizenfeldern, wie wir von Italien sprechen, er bewundert sie als etwas Hohes und Großes; aber sein Herz hängt nur am Luch und an der weiten, grünen Ebene, auf der wie ein Lagerplatz den die Unterirdischen verlassen haben, der Torf in schwarzen Zelten steht.

Der Obermann hieß uns zum zweitenmal willkommen und rief seine Frau, die uns freundlich-verlegen die Hand schüttelte. Beide Leute, wiewohl eher hübsch als häßlich, zeigten jene lederfarbene Magerkeit, die mir schon früher in Sumpfgegenden, namentlich auch bei den Bewohnern des Spreewaldes aufgefallen war. Die blanke, straffe Haut sah aus, als wäre sie über das Gesicht gespannt. Die Frau verließ uns wieder, um in der Küche nach dem Rechten zu sehen, und ließ uns Zeit, das Zimmer zu mustern, in dem wir uns befanden. Es war, wie märkische Bauernstuben zu sein pflegen: zwei Silhouetten von Mann und Frau unter gemeinschaftlichem Glas und Rahmen, zwei preussische Prinzen daneben und ein roter Husar darunter — die Kaze machte einen krummen



Rücken und streifte mit ihrem Fell an allen vier Tischbeinen vorbei; der flachsköpfige Sohn verbarg seine Verlegenheit hinter dem Kachelofen, und die Wanduhr, auf deren großem Zifferblatt Amor und Psyche vertraulich nebeneinander lehnten, unterbrach einzig und allein die langen Pausen der Unterhaltung. Denn der Obermann war kein Sprecher.

Endlich trat die Magd ein, um den Tisch zu decken. Sie öffnete die kleinen Fenster, und zugleich mit der Sonne drangen jetzt Hahenschrei und Entengeschnatter ins Zimmer; war doch das Flügelsvolk des Hofes seit lange daran gewöhnt, ein dankbares Hoch auszubringen, sobald das rote Halstuch der Köchin an Tür oder Fenster sichtbar wurde. Nun kam auch der Flachskopf aus seinem Versteck hervor und stellte Stühle um den Tisch herum; eine Flasche Wein aus unserem Reisefack vollendete die Vorbereitungen. Das Mahl selbst war ganz im Charakter des Luchs: erst Ribizeier, dann wilde Enten und schließlich ein Kuchen aus Heidemehl, dessen Buchweizen auf den Sandstellen des Luchs selbst gewachsen war. Wir ließen den Obermann leben und wünschten ihm guten Torf und gute Kinder. Aber kein Glück ist vollkommen; als wir um ein Glas Wasser baten, brachte man uns ein Glas Milch; das Luch steckt zu tief im Wasser, um — Trinkwasser haben zu können.

Bald nach Tisch nahmen wir Abschied und stiegen in ein bereits liegendes Boot, um unsere Wasserreise durch das Herz des Luches anzutreten. Der Himmel, der bis dahin zwischen grau und blau gekämpft hatte, wie einer, der schwankt, ob er lachen oder böse werden soll, hatte sich inzwischen völlig grau umzogen und drohte unserer Wasserfahrt einen ausgedehnteren und allgemeineren Charakter zu geben, als uns lieb sein konnte. Dennoch verbot sich ein längeres Zögern, und unter Hut- und Mützenhwenken ging es dahin. Es war eine Vorspann-Reise: kein Ruderschlag fiel ins Wasser, keine Bootsmannskunst wurde geübt; Ruderer und Steueremann waren durch einen graufitteligen, hochstiefligen Torfarbeiter vertreten, der ein Riemenzeug um den Leib trug und mittels eines am Mast befestigten Strickes uns rasch und sicher die Wasserstraße hinaufzog. Gemeinhin trabte er links von uns den grasbewachsenen, niedrigen Damm entlang; sooft wir aber in einen rechts hin abzweigenden Graben einbiegen mußten, ließ er das Boot links auflaufen, sprang hinein, setzte sich als sein eigener Fährmann über



und trat dann am anderen Ufer die Weiterreise an. Eine andere Unterbrechung machten die Brücken. Dieselben sind zahlreich im Luch, wie sich bei 71 Meilen Kanalsverbindung denken läßt, und von allereinfachster aber zweckentsprechendster Konstruktion. Ein dicker, mächtiger Baumstamm unterhält die Verbindung zwischen beiden Ufern und würde wirklich ohne alle weitere Zutat die ganze Überbrückung ausmachen, wenn nicht die vielen mit Mast und Segel des Weges kommenden Torfkähne es nötig machten, daß man den im Wege liegenden Brückenbalken auch ohne Mühe beseitigen könne. Zu diesem Behuf ruhen die Balken auf einer Art Drehscheibe, und die Kraft zweier Hände reicht völlig aus, den Brückenbaum nach rechts oder links hin aus dem Wege zu schaffen.

Die unzähligen Wasserarme, die das Grün durchschneiden, geben der Landschaft viel von dem Charakter des Spreewaldes und erinnern uns mehr denn einmal an das Netz von Gräben und Kanälen, das die fruchtbaren Landstriche zwischen Lehde und Leipe, den beiden Dörfern des Spreewaldes, durchzieht. Aber bei aller Ähnlichkeit haben das Luch und der Spreewald doch ihre Sonderzüge, die beide Sumpfgenden wieder wesentlich voneinander scheiden. Der Spreewald ist bunter, reicher, schöner; in seiner Grundanlage dem Luch allerdings verwandt, hat das Leben doch überall Besitz von ihm genommen und hat seine heiteren Bilder in den einfach grünen Teppich eingewoben. Dörfer tauchen auf, bunte Kähne gleiten den Fluß entlang, Blumen ranken sich um Haus und Hütte, und weidende Herden und singende Menschen unterbrechen die Stille, die auf der Landschaft liegt. Nicht so im Luch. Der einfach grüne Grund des Teppichs ist noch ganz er selbst geblieben; das Leben ist nur ein Gast hier, und der Mensch, ein paar Torfhütten und ihre Bewohner abgerechnet, stieg in diesen Moorgrund nur hinab, um ihn auszunutzen, nicht um auf ihm zu leben. Einsamkeit ist der Charakter des Luchs. Nur vom Horizont her, fast wie Wolfengebilde, blicken Dörfer und Türme in die grüne Ode hinein; Gräben, Gras und Torf dehnen sich endlos ins Weite, und nichts Lebendes unterbricht die Stille des Orts, als die unheimlichen Pelotons der von rechts und links ins Wasser springenden Frösche, oder das Kreischen der wilden Gänse, die über das Luch hinziehen. Von Zeit zu Zeit sperrt ein Torfkahn den Weg ab und weicht endlich mürrisch zur Seite, um unser Boot vorbeizulassen. Kein Schiffer



wird sichtbar, eine räthelhafte Hand lenkt das Steuer des Rahns, und wir fahren mit stillem Grauen an dem häßlichen alten Schuppentier vorbei, als sei es ein Torf-Ichthyosaurus, ein alter Beherrscher dieses Luchs, der sich noch besünne, ob er der neuen Zeit und dem Menschen das Feld räumen solle oder nicht.

So waren wir bis in die Mitte des Luchs gekommen. Die Kirchtürme an der Südspitze waren uns aus dem Gesicht verschwunden, und die Dörfer, die am Nordrand liegen, ließen noch auf sich warten. Da brach das Gewitter los, das seit drei Stunden um das Luch herum seine Kreise gezogen und geschwankt hatte, ob es auf der Höhe bleiben, oder in die sumpfigen Niederungen hinabsteigen sollte. Die Luchgewitter erfreuen sich des besten Rufs; sie kommen selten aber gut. Ein solches Wetter entlud sich jetzt über uns. Kein Haus, kein Baum, kein Strauch in Näh' und Ferne: so war es das beste, die Reise fortzusetzen, als läge Sonnenschein rundum. Der Regen fiel in Strömen, unser eingeschirrter Torfarbeiter tat sein Bestes und trabte gegen Wind und Wetter an. Der Boden wurde immer glitschiger, und mehr denn einmal sank er in die Knie; aber rasch war er wieder auf, und unverdrossen ging es weiter. Wir saßen derweilen schweigsam da, bemaßen das Wasser im Boot, das von Minute zu Minute stieg, und blickten alsbald nicht ohne Neid auf den vor uns hertrabenden Graufittel, der in der Luft des Kampfs Gefahr und Not vergessen mochte, während wir in der Lage von Reservebataillonen waren, die Gewehr bei Fuß dastehen müssen, wenn die Kugeln einschlagen und ihre Wirkung tun.

Jeder hat solche Situation durchgemacht und kennt die fast gemüthliche Resignation, die schließlich über einen kommt. Mit dem Moment, wo man die letzte trockne Stelle naß werden fühlt, fühlt man auch, daß das Wetter seinen letzten Pfeil verschossen hat, und daß es nur besser werden kann, aber nicht schlimmer. Lächelnd saßen wir jetzt da, nichts vor uns, als den grünen Streifen des Luchs, der mit dem Grau von Regen und Himmel in eins verschwamm, und sahen dem Tropfentanze zu, als ständen wir am Fenster, und freuten uns der Wasserblasen auf Teich und Tümpel. Endlich hielten wir; wir hatten den Nordrand des Luchs erreicht, und die Sonne, die eben sich wieder durchkämpfte und ihren Friedensbogen über das Luch warf, vergoldete den hübschen Turm des Dorfes Langen und zeigte uns den Weg. In wenigen Minuten



hatten wir das Wirtshaus erreicht, bestellten in fast beschwörendem Ton „einen allerbesten Kaffee“ und baten um die Erlaubnis, am Küchenfeuer Platz nehmen und unsere Garderobe stückweise trocknen zu dürfen. Wir traten in die große, altmodische Küche mit dem riesigen Herd, dem offenen Feuer und dem Hängekessel über demselben. Der Rauchfang war mit kupfernem Geschirr, und die roten Wände mit Fliegen bedeckt. Die Sonne stand jetzt brennend über dem Haus und drückte von Zeit zu Zeit den Rauch in die Küche hinein. Eine braune weitbäuchige Kanne stand bereits auf dem Herd, und die Alte, die eine große Kaffeemühle zwischen den Knien, mit wunderbarem Ernst die Kurbel gedreht und Kreise beschrieben hatte, erhob sich jetzt von ihrem Schemel, um das braune Pulver in den Trichter zu schütten. Die Magd mit dem Hängekessel war zur Hand, und im nächsten Augenblick zischte das Wasser und trieb die braunen Schaumblasen hoch über den Rand. Wir standen umher und sogem begierig den aromatischen Duft ein. Alles Frösteln war vorbei, und Tasse und Herdfeuer vor uns, auf Stuhl und Schemel uns wiegend, plauderten wir vom Luch, als wären wir eben den Kansas-River hinaufgefahren oder hätten die ungeheure Prärie in ihrer ganzen Länge durchritten.



## Walchow

Ah, ich kenne dich noch, als hätt' ich dich gestern  
verlassen,  
Kenne das hangende Pfarrhaus noch, das Gärtchen,  
die Laube  
Schräg mit Latten benagelt.  
Schmidt von Werneuchen

Man sieht sich leicht an Wald und Feldern satt,  
Wie anders tragen uns die Geistesfreuden  
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt.     Faust

Von Langen, das wir nach einer Gewitterfahrt durchs Wust-  
strausche Luch am Schluß unsres vorigen Kapitels glücklich  
erreichten, ist nur noch eine Viertelmeile bis Walchow.

Walchow ist Mittelpunkt des Rhinluches. In den Zeiten, die der  
Reformation vorausgingen und unmittelbar folgten, war es ein  
adeliges Gut, das den Wuthenows und Zietens gehörte. So bis  
1638, wo die Kaiserlichen unter Gallas dieses Dorf wie so viele  
andere des Ruppinschen Landes in einen Aschenhaufen verwandel-  
ten. Nach dem Kriege verkauften die genannten beiden Familien  
ihre Anteile, die nun zunächst (1680) mit holländischen, 1699 mit  
pfälzischen Kolonisten besetzt wurden. Ein Jahrhundert später be-  
gann das Prosperieren; jetzt sind sie reich.

Einen Beweis für die ländliche Wohlhabenheit und zwar mehr  
als die Erscheinung der Dörfer selbst, bietet der Kirchhof. Die neue  
Scheune kann gebaut worden sein, weil es nötig war, andere, weil  
die alte abbrannte (es baut sich leicht mit Feuerkassengelbern), das  
Kirchhofsdenkmal aber ist ein recht eigentlicher Luxus. Die Men-  
schen müssen sehr pietätvoll, sehr eitel, oder aber — und dies ist  
die Regel — sehr wohlhabend sein, wenn sie mit dem geliebten To-  
ten einen Teil ihres Besitzes teilen sollen. In Walchow hat der  
Schulze des Dorfes seinem fünfzehnjährigen Sohne ein Monu-  
ment errichtet, wie es der Begräbnisstätte eines adeligen Hauses  
zur Zierde gereichen würde. In Front einer Tempelfassade, der  
Giebel von dorischen Säulen getragen, steht auf hohem Postament  
ein Engel des Friedens, Blumenbeete und Zypressen ringsum, und  
an der Wand des Tempels eine Bronzetafel mit folgender Inschrift:



„Hier ruhet in Gott  
 Erdmann Friedrich Höltsche,  
 Das letzte Kind seiner tief gebeugten Eltern.

Die Sorge für Dich war die frohe Arbeit unserer Tage. Die Freude an Dir unser gemeinsames Glück, und unsere Hoffnung sah in Dir des nahenden Alters Stütze. Du liebes Kind, nun gründen wir Deiner Asche diese Wohnung. Mögest Du sanft darinnen ruhn, mögen auch wir Trost empfangen an dieser Stätte und den Frieden auf Erden.“

Die eigentliche Sehenswürdigkeit Walchows ist aber doch die Pfarre, nicht die Stätte, sondern was drinnen zu Hause ist. Hier wohnt Superintendent Kirchner, ein Sechziger, rüstig im Leben, im Amt, in der Wissenschaft. Fest und freundlich, gekleidet in den langen Rock des lutherischen Geistlichen, das angegraute Haar gescheitelt und in zwei Wellen über die Schläfen fallend, berührte mich seine Erscheinung sofort wie die jener Pfarrherren, die mir während des vierundsechziger Krieges in den Dörfern am Limfjord und an der Koldinger Bucht so oft entgegengetreten waren. „Wie Grundtvig“ war der erste Eindruck, den ich hatte, und dieser Eindruck ist mir geblieben. In der Tat eine frappante Ähnlichkeit zwischen beiden: Strenggläubigkeit, nationale Begeisterung, Einkehr bei der Urzeit des eigenen Volkes, Hang das Dunkel zu lichten, Vorliebe für die Hypothese und zuletzt Identifizierung damit. Grundtvig mehr die Sagenüberbleibsel einfangend, die wie Sommerfäden von Heide zu Heide ziehen, Kirchner die Heide selbst durchforschend, bis sie in Urnen und Gräbern ihre Geheimnisse herausgibt — der eine Dichter, der andere Archäolog; jener im Studium alter Lieder aus der geistigen Welt eine sachliche, dieser im Studium alter Waffen und Schmuckgegenstände aus der sachlichen Welt eine geistige konstruierend. Mit anderen Worten, Superintendent Kirchner ist nicht bloß Sammler wie so viele seiner Amtsbrüder, die nur im Vorhof der Alttertumskunde wohnen, sondern er zieht auch Schlüsse aus dem Gesammelten, und hier liegt der Unterschied zwischen Liebhaberei und Wissenschaftlichkeit. Die Mappen, die Schubfächer, die Glaskästen sind nicht Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Der historische Sinn und das Bedürfnis, zu einem Resultat zu kommen, erwies sich siegreich über die Kuriositätenkrämerei. Denn auch die



schönste bronzene Streitaxt, die zierlichste Feuersteinlanzenspize, sie haben nur Anekdotenwert, wenn sie nicht dazu anregen, den Charakter einer Epoche daraus kennenzulernen. Ob richtig, ist zunächst gleichgültig. Der Weg zur Wahrheit ist mit Irrtümern gepflastert.

Ein Studierzimmer von mäßiger Ausdehnung, in das wir nunmehr eingetreten, ist wie Bibliothek so auch Naturalienkabinett und Museum für nordische Altertümer. Es war mir vergönnt, in den Schätzen dieser nicht zahlreichen, aber ausgezeichneten Kollektion eine Stunde lang schwelgen zu können, wobei sich mir der alte Satz bewahrheitete, daß Anfänger, Laien, Uneingeweihte nur in kleinen Sammlungen zu lernen imstande sind. Museumsmassenschätze staunt man an und geht mit dem trostlosen Gefühl vorüber, dieser 10 000 Dinge doch nie Herr werden zu können; wo aber nur hundert zu uns sprechen, lächelt uns von Anfang an die Möglichkeit des Sieges entgegen. Er ist uns sicher, wenn ein Kundiger aus diesen hundert Stücken abermals die Hälfte ausscheidet und mit dem Rest die bloße Skizze eines Vortrages zu illustrieren beginnt. In solchen Fällen heißt es dann immer wieder:

„Du wirst dabei  
In einer Stunde mehr gewinnen  
Als in des Jahres Einerlei;“

und still dankbar klang das Goethesche Wort in meinem Herzen nach.

Unter den Schätzen, die mir gezeigt wurden, waren folgende: 1. ein Tierkopf von Bronze (wahrscheinlich Ornament an dem Wagen eines Opferpriesters); 2. ein Sandalensporn von Bronze, gefunden bei Frankfurt a. D.; 3. ein goldener Fingerring, blank, gefunden in der Priegnitz; 4. ein goldener Halsring, blank, fünf Zoll im Lichten, gefunden bei Walchow auf einer Torfwiese des vorgenannten Schulzen Hölische (seltenes Exemplar; Goldwert 42 Taler; leider, bald nach dem Funde, von einem Untersucher zerbrochen); 5. ein römischer Dukaten aus dem fünften Jahrhundert mit dem Bilde des Kaisers Jeno; im Sande der Uckermark gefunden; 6. eine Spindel von Bein; sie lag, neben einem sieben Fuß langen Gerippe, zwischen drei eichenen Bohlen. (Spinnwörtel findet man oft, Spindeln selbst aber sehr selten.) Neben diesen Prachtstücken interessierte mich noch eine Anzahl von Armringen, Broschen, Selten, Paalstäben



usw., die in sich selbst zwar keinen außergewöhnlichen Wert darstellten, diesen Mangel aber durch das Interesse, das der Fundort einflößte, mehr als ausglich. Alle diese Gegenstände nämlich, vierzig an der Zahl, waren bei Templin in einem ausgetrockneten Wasserloche, elf Fuß tief, und zwar unter fünf horizontal liegenden Eichen gefunden worden. Einerseits die verhältnismäßig große Zahl, andererseits der Umstand, daß sie bunt durcheinander gewürfelt an einer und derselben Stelle lagen, gibt ein Rätsel auf. Von einem Begräbnisplatz kann keine Rede sein. Superintendent Kirchner nimmt an, es sei hier ein römischer Händler mit seinem Karren voll Bronzeschmuck verunglückt.

Diese Hypothese führt mich auf die schriftstellerische Tätigkeit Kirchners. Sie geht nach der historischen Seite hin und hat in der Familiengeschichte der Arnims, wie in dem großen vierbändigen Werke: „Die Kurfürstinnen und Königinnen von Brandenburg und Preußen“ allgemein Anerkanntes geleistet; was an dieser Stelle aber unter all seinen Arbeiten vorzugsweise erwähnt werden mag, weil es vielleicht bestimmt ist demaleinst epochemachend aufzutreten, das ist Kirchners vor etwa zwanzig Jahren schon erschienenenes Buch: „Thors Donnerkeil und die steinernen Dpfergeräte des nordgermanischen Heidentums.“ Der Titel fügt hinzu: zur Rechtfertigung der Volksüberlieferung gegen neuere Ansichten.

Kirchner geht in diesem seinem Buche davon aus, daß die berühmte, zuerst von Nilsson in Stockholm aufgestellte und demnächst nicht bloß in Skandinavien, sondern auch von der gesamten wissenschaftlichen Welt akzeptierte Drei-Zeitalter-Einteilung: Stein-, Bronze-, Eisen-Zeitalter, das mindeste zu sagen sehr anfechtbar sei. Er geht hierin mit Ledebur Hand in Hand, der ebenfalls ausgesprochen hat, „daß das häufige Vorkommen von Steingerätschaften in gleichzeitig auch mit bronzenen und eisernen Gerätschaften ausgestatteten Gräbern unverkennbar auf die Mißlichkeit dieser Drei-Zeitalter-Einteilung hindeute.“ Kirchner sucht dann in weiterem nachzuweisen, daß die Steinwerkzeuge, nachdem sie im gewöhnlichen Leben durch Bronze und Eisen längst abgelöst gewesen seien, im germanischen Kultus noch lange fortbestanden hätten, etwa wie jetzt der Akt der Beschneidung seitens der Juden immer noch mit einem Steinmesser vollzogen werde. Dieser Vergleich ist geistvoll und dient seinem Zwecke vorzüglich. Wie weit er zugleich das Rich-



tige trifft, entzieht sich meinem Urteil, denn es würde gewagt sein, in diese überaus schwierige Frage meinerseits ernsthaft Partei nehmend eintreten zu wollen. Nur ein unbestimmtes Gefühl, das ich schon vor zehn Jahren bei einem ersten Besuche des nordischen Museums in Kopenhagen hatte — nur dies unbestimmte, aber starke Gefühl, mag auch heute wieder seinen Ausdruck finden. Es war ebenfalls gegen die bekannte Dreiteilung gerichtet. Ich sagte mir: alle diese kostbaren und kunstgerechten Bronzegegenstände können unmöglich als die Hervorbringungen eines barbarischen, in Künften unerfahrenen Volkes angesehen werden, müssen vielmehr von den Küsten des Mittelmeers, oder von Gallien, beziehungsweise aus den angrenzenden römischen Kolonieländern her importiert worden sein. Ist dem nun aber so, sind es wirklich Importartikel, stehen sie mithin zu dem Kulturleben des Volkes, das sich ihrer bediente, in keiner andern als einer rein äußerlichen und zufälligen Beziehung, so können sie kein eigentliches Einteilungsmotiv bilden, so ist es nicht gestattet, daraufhin von einem Bronze=Zeitalter zu sprechen, dem ein Stein=Zeitalter vorausging und ein Eisen=Zeitalter folgte. Solche Rubrizierungen haben nur Sinn, wenn die Dinge, nach denen die Wissenschaft ihren Scheidungsprozeß veranstaltet, auf dem Boden, auf dem man sie, die Dinge, fand, auch gewachsen und Ausdruck eines bestimmten, sei es höheren oder niederen Kulturgrades waren.

So damals meine Empfindung. Ich stehe auch heute noch auf diesem Boden, weil ich nach wie vor (wie auch Kirchner) alle diese kunstvolleren Gold- und Bronzegegenstände als Importartikel ansehe<sup>1</sup>. Hat aber umgekehrt die skandinavische Forschung recht, die

<sup>1</sup> Kirchner hebt auf S. 30 seines obengenannten Buches hervor, daß ein Teil dieser Bronzen sehr wahrscheinlich von Künstlern und Handwerksmeistern herrühre, die ursprünglich griechisch oder römisch sich in Deutschland, beispielsweise in Rhetra, niedergelassen hatten. Dies hat viel für sich. Dergleichen geschah zu allen Zeiten, in alten und neuen. Anfang des vorigen Jahrhunderts kam Antoine Pesne von Paris nach Potsdam und begann die Schlösser mit ausgezeichneten Bildern zu füllen. Nichtsdestoweniger würde es grundfalsch sein, den Kunst- und Kulturgrad des damaligen Preußens nach Pesne bemessen zu wollen. Alles was er schuf, war trotz der leiblichen Anwesenheit des Meisters in unseren Landen doch nur eine importierte Kunst. Unserer wirklichen Kunststufe entsprach damals Leygrebe, der Riesengrenadiere und Jagdhunde malte.



diese Bronzen als reguläre Schöpfungen der damaligen germanischen Kultur anzusehen scheint, so würde sich danach die Dreiteilung freilich als mehr oder weniger gerechtfertigt herausstellen, aber zugleich auch bewiesen sein, daß wir uns das Sueven- und Semnonentum des dritten bis fünften Jahrhunderts sehr abweichend von den Schilderungen des Tacitus, wie auch von unseren darauf erwachsenen Anschauungen vorzustellen haben. Die Germanen würden danach mindestens ein Halbkulturvolk gewesen sein, in ihren späteren Jahrhunderten ausgerüstet mit einem künstlerischen Können, das auch heute noch von den Durchschnittsleistungen deutschen Kunsthandwerkes nicht überflügelt wird.

Das letzte Schubfach war zugeschoben, die Brakteaten, die Kaiser-Zeno-Münze hatten wieder Ruhe, und der Rundtisch im Familienzimmer vereinigte uns zu Mahl und Geplauder. Nähe und Ferne wurden herangezogen, denn ich befand mich, wie ich so gern tue, in einem „gereiften Hause“, in dem die Erinnerungen an Skandinavien und Schottland, an den Limfjord und den kaledonischen Kanal frisch aufblühten. Das Boot glitt wieder über den Loch Lomond hin, Abbotsford und Melrose-Abbey stiegen auf, und wir konnten im Gleichtakt zitieren:

„If thou wouldst view fair Melrose aright etc.\*“

Meine alte Vorliebe für diese stillen, geißblattumrankten Predigerhäuser, deren Giebel auf den Kirchhof sieht, ich fühlte sie in jenen Augenblicken wieder wachsen in mir, denn ich empfand deutlicher vielleicht denn je zuvor die geistige Bedeutung des ländlichen Pfarrhauses. Es ist nach dieser Seite hin dem Herrenhause weit überlegen, dessen Bedeutung überhaupt hinschwindet, seitdem der alten Familien immer weniger, der zu „Gutsbesitzern“ emporsteigenden ländlichen und städtischen Parvenüs immer mehr werden. Anderes kommt hinzu. Der Adel, soweit er um die Existenz ringt, kann kein Beispiel mehr geben, oder wenigstens kein gutes, soweit er aber im Vollbesitz seines alten Könnens verblieben ist, entzieht er sich zu sehr erheblichem Teile der Dorfschaft und tritt mit Vorliebe aus dem engern Kreise in den weitergezogenen des staatlichen Lebens ein. Immer noch zu unserm Heil. Was erwuchs uns nicht Großes und Freies aus den Herrenhäusern zu Bustrau und Karwe,

\* „Wenn du das alte schöne Melrose recht betrachten willst“ usw.



zu Tegel und Puzar und — last not least\* — aus dem Herren-  
hause zu Schönhausen! Aber es waren Tätigkeiten, die dem Gan-  
zen, dem Allgemeinen galten.

Das Pfarrhaus bleibt daheim, wartet seines Gartens und oku-  
liert den Kulturzweig auf den immer noch wilden Stamm.

Daß ich hier ein Ideal schildere, weiß ich; aber an vielen hundert  
Stellen wird ihm wenigstens nachgestrebt.

\* das jüngste nicht das geringste (Shakespeare „König Lear“ I, 1).



## Proßen

Im Westen schwimmt ein falber Strich,  
Der Abendstern entzündet sich,  
Schwer haucht der Dunst vom nahen Moore;  
Schlastrunkne Schwäne streifen sacht  
An Wasserbinsen und am Rohre.

„So hab' ich dieses Schloß erbaut,  
Ihm mein Erworbnæs anvertraut,  
Zu der Geschlechter Nuß und Walten;  
Ein neuer Stamm spricht aus dem alten,  
Gott segne ihn, Gott mach' ihn groß.“

Annette Droste-Hülshoff

Westlich, in unmittelbarer Nähe von Walchow, liegt Proßen, ein wohlhabendes Luch- und Torfdorf wie jenes. Es war immer, soweit die Nachrichten reichen, ein adliges Gut. Im vierzehnten und fünfzehnten auch noch zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts saß hier eine Familie, die sich, wie so viele andere im Ruppinschen, nach ihrem Wohnort nannte, also eine adelige Familie von Proßen. Sie wird in verschiedenen Urkunden genannt. Andere Nachrichten fehlen, so daß dem Dorfe aus seiner Bon-Proßen-Zeit nichts erhalten geblieben ist als die größte und älteste seiner drei Glocken. Diese rührt noch aus der Zeit Albrecht Achills her, trägt die Inschrift: Ihesu Criste rex gloriae veni cum pace\* und die Jahreszahl 1476. Sie hat also noch zur katholischen Zeit die Gemeinde zur Kirche gerufen.

Den Proßens folgten um etwa 1522, oder doch nur zwei, drei Jahre später, die Gadows, die das Dorf 130 Jahre lang in ihrem Besiß hatten, von den ersten Tagen der Reformation an bis zum Schluß des Dreißigjährigen Krieges. Auch aus diesem Abschnitt keine Überlieferungen. Aber wie von den Proßens her die älteste Glocke, so ist von den Gadows her der älteste Abendmahlskelch der Kirche verblieben. Er ist vergoldet, von schöner Form und zeigt außer den drei Fischen des Gadowschen Wappens die Jahreszahl 1584. In der Mitte, um den Handgriff herum, stehen einzeln die Buchstaben J-E-S-U-S.

### Die Familie Quast in Proßen (1652—1752)

Um 1652 waren die Gadows, wahrscheinlich infolge des Kriegselends derart verschuldet, daß sie Proßen nicht mehr halten konnten.

\* Jesus Christus, König der Ehren, Komm in Frieden.



Sie verkauften es im genannten Jahr an ihren Gutsnachbar Otto von Quast, der nach diesem Kauf sein väterliches Gut Garz aufgab und nach Proßen hinüberzog.

Der Grund zu diesen Vorgängen, soweit die Quaste dabei in Betracht kommen, lag in einem starken Familiengefühl. Albrecht Christoph von Quast, von dem das folgende Kapitel ausführlicher handeln wird, hatte im Dreißigjährigen Kriege, wie so viele von denen, die „lieber Hammer als Amboss“ sein wollten, ein Vermögen erworben und gedachte dasselbe zu Güterkäufen in Mähren zu verwenden. Seine im Ruppinschen aus alter Zeit her ansässige Familie wünschte aber den einflußreichen Mann, der um 1652 der berühmteste Träger ihres Namens war, im Lande zu behalten, und so wurde Garz, das älteste Quast'sche Familiengut, seitens seines Betzters an unsern vorgenannten Albrecht Christoph, der Generalfeldwachtmeister war und sich unter dem Großen Kurfürsten durch Eroberung der Insel Fünen ausgezeichnet hatte, abgetreten. Otto von Quast kaufte nunmehr, wie schon angegeben, an Stelle des alten Familienguts das nahegelegene Proßen und freute sich der Sonne, die von Garz aus herüberschien.

Die Nachkommen Otto von Quast's, wahrscheinlich vier Generationen, waren genau hundert Jahre im Besitz von Proßen, aber weder von Otto von Quast selbst, noch von seinem Enkel und Urenkel sind Nachrichten resp. Erinnerungsstücke auf uns gekommen, wenn man nicht einen Kleiderrest und eine Allonge-Perücke dahin rechnen will, die 1869, bei einem Umbau der Kirche, in einer Gruft unmittelbar vor dem Altar gefunden wurden.

Von Enkel und Urenkel nichts oder so gut wie nichts, aber vom Sohne Otto von Quast's sind Aufzeichnungen da, die über ihn und die Zeit, in der er lebte, Auskunft geben und durch seine eigene Vorsorge auf uns gekommen sind.

Es hat damit folgende Bewandnis:

1682, also dreißig Jahre nach Übernahme des Gutes durch die Familie Quast, mußte der alte Turm der Kirche abgetragen und ein neuer errichtet werden. Der damalige Besitzer von Proßen, ältester Sohn des mehrgenannten Otto von Quast's, unterzog sich dieser Aufgabe und ließ gleichzeitig eine Urkunde anfertigen, die in dem Turmknopf aufbewahrt wurde.



Dieser Turmknopf saß hunderte Jahre unter Wind und Wetter fest, und was die Welt bis zu jenem Zeitpunkte über die hundertjährige Herrschaft der Progener Quaste wußte, war gleich Null. Da kam 1793 ein Sturm, warf den Turmknopf in die Dorfstraße und brachte dadurch die Urkunde von 1682 ans Licht. Aus dieser ergab sich das Nachstehende:

Der Quast, der um 1682 den Turm erneuern und das Schriftstück anfertigen ließ, war Alexander Ludolf von Quast. Dieser Alexander Ludolf, 1630 geboren, erweist sich gleichzeitig als Erbherr und Besitzer von Progen, Stöffin, Radensleben, Wulkow und Dollgow. Das Schriftstück umfaßt vier Seiten und gibt, wie schon angedeutet, über die Besitzverhältnisse des Dorfes, wie sie damals und wie sie früher lagen, ausführlich Auskunft, so daß wir nahezu alles, was wir über die Geschichte Progens bis zum Jahre 1682 wissen, dieser Urkunde verdanken. Viele andere Notizen sind mit hineinverflochten, beispielsweise über den Bau des Turmes selbst. So heißt es unter andern: „weil die Mauer an einer Ecke bis auf die Turmtür vom Grunde aus zerfallen war, ließen wir Michael Diegel aus Schleiz im Vogtlande kommen, den Turmbau selbst aber übertrugen wir einem berühmten Zimmermann und Turmbauer, dem Meister Hans Kraaken aus Seegefeldt bei Spandau, einem Untertanen des Herrn von Ribbeck.“ Dann an anderer Stelle: „Als die oberste Fahnschwelle aufgebracht werden sollte, wurde der sechzig Jahr alte Kirchenvorsteher Balzer Schluß, ein frommer, ehrlicher Mann, aus einer unglücklichen Unvorsichtigkeit erschlagen, welcher, da er ein Unglück bei diesem Turmrichten befürchtet und derselbe sich den Tag zuvor mit Gott versöhnet und das hochwürdige Abendmahl andächtig genossen hatte, ohne Zweifel wohlseelig gestorben ist.“

Alexander Ludolf, der auch Güter östlich des Ruppinschen Sees in seinen Besitz brachte, ist der Gründer der jetzt blühenden Radenslebener Linie. Sein schönes Porträt, gute niederländische Schule, befindet sich im Herrenhause zu Radensleben. Er war zweimal verheiratet, erst mit einer von Ratte, dann mit einer von Grävenitz, und hatte zehn Kinder aus diesen beiden Ehen. Er scheint damals durch Besitz, Charakter und Familienverbindungen eine der angesehensten Persönlichkeiten der Grafschaft und der Kurmark überhaupt gewesen zu sein. Das Ansehen, das der Generalfeldwacht-



meister Albrecht Christoph von Quast unmittelbar vor ihm genoß, ging wenigstens partiell auf ihn über.

Aber die Quaste, die ihm bis 1752 in Prozen folgten, fehlen, wie schon erwähnt, alle Mitteilungen.

#### Die Familie Kleist in Prozen (1752—1826)

Im Jahre 1752 ging Prozen, damals wahrscheinlich einem erst wenige Jahre zuvor in den Besitz des Guts gekommenen Albr. Fr. v. Quast gehörig, in die Hände des Generalleutnants von Kleist über. Die Kleists besaßen es dann vierundsiebzig Jahre, wovon ein erheblicher Teil, mindestens einundzwanzig Jahre, auf Witwenherrschaft kommt. Lassen wir diese Übergangszeiten außer Betracht, oder richtiger legen wir das jedesmalige Interregnum dem vorausgegangenen eigentlichen Herrscher zu, so folgen einander drei Kleiste im Besitz von Prozen:

Generalleutnant Franz Ulrich von Kleist, einschließlich Witwenherrschaft, von 1752—1770; Fähnrich Gustav von Kleist, einschließlich Witwenherrschaft, von 1770—1803; Louis von Kleist, später Generalleutnant von 1803—1826.

#### Prozen von 1752 bis 1770

Generalleutnant von Kleist, so scheint es, begann damit Park und Herrenhaus standesgemäß herzurichten. Letzteres zeigt über der Eingangstür noch das Doppelwappen der Kleist und Lepel, welcher letztern Familie die Gemahlin des Generalleutnants angehörte. Die Anwesenheit des Generals auf seinem Gute war wohl immer nur eine kurze; der Dienst hielt ihn fern. Welche Truppenteile er kommandierte, ist aus den Aufzeichnungen, die ich benutzen konnte, nicht ersichtlich. 1756 rückte er mit in Sachsen und Böhmen ein und erlag am 13. Januar 1757 seinen in der Schlacht bei Lowositz erhaltenen Wunden. Das Prozener Kirchenbuch schreibt: Logoschütz, aber selbstverständlich kann nur Lowositz gemeint sein.

Nun begann die Herrschaft der verwitweten Frau Generalin. In die Tage ihrer Regentschaft, will sagen eh' der minorene Sohn eintrat, fällt das große Ereignis Prozens während des vorigen Jahrhunderts: der Tod eines preussischen Prinzen im dortigen Herrenhause.



Über diesen Tod berichtet der alte Pastor Schinkel im Progener Kirchenbuch wie folgt: „Den 16. Mai 1767 traf S. R. H. Prinz Friedrich Heinrich Karl von Preußen auf dem Marsche von Kyritz nach Berlin mit seinem Regimente hier ein. Er nahm bei unserer Frau Generallieutenant v. Kleist Quartier, in der Hoffnung, nach hier zugebrachter Nacht am anderen Morgen weiter zu rücken. Es zeigten sich jedoch die Pocken, so daß S. R. H. sich genöthigt sahen hier zu bleiben. Geschickte Doctores<sup>1</sup> wandten alle Mittel an, diesen theuren und liebenswürdigen Prinzen zu retten, Gott verhängte es aber anders, so daß, nachdem die weißen Friesel dazu schlugen, dieser allerliebste Prinz den 26. Mai 8 Uhr Abends seinen Geist aufgeben mußte. Ein trauriges Andenken, so die späten Zeiten nicht vergessen werden. Den 28. Mai 11 Uhr Abends wurde die hohe Leiche durch Officiere unter Leuchtung vieler Lichter in das hiesige Gewölbe gesetzt und am 7. Juni, als am ersten Pfingsttage, von hier aus nach Berlin gebracht. Dieser hochselige Prinz war am 30. November 1747 geboren, also kaum neunzehn Jahre fünf Monate alt geworden.“

Ich lasse dieser schlichten Kirchenbuchaufzeichnung noch einige Notizen folgen.

Prinz Heinrich, damals gemeinhin — zum Unterschiede von seinem berühmten Oheim in Rheinsberg — der junge Prinz Heinrich genannt, war der Sohn des 1758 zu Dranienburg verstorbenen Prinzen August Wilhelm von Preußen. Er war also Nefse Friedrichs des Großen, wie er zugleich jüngerer Bruder des spätern Königs Friedrich Wilhelms II. war. Friedrich der Große bezeugte ihm von dem Augenblick an, wo die Kriegssaffären hinter ihm lagen, ein ganz besonderes Wohlwollen. Dies war ebensosehr in den allgemeinen Verhältnissen wie in den Eigenschaften des jungen Prinzen begründet. Dieser, ohne Zweifel, war von ungewöhnlicher Be-  
anlagung, klug, voll noblen Denkens und hohen Strebens, dabei gütig und von reinem Wandel; was indessen den König in all seinen Beziehungen zu diesem Prinzen eine ganz ungewöhnliche Herzlichkeit zeigen ließ, das war wohl der Umstand, daß er sich dem verstorbenen Vater des Prinzen gegenüber, dem er arg mitgespielt

<sup>1</sup> Die „Doctores“ die hier tätig waren, drei an der Zahl: zunächst Dr. Feldmann aus Muppin, dann Cothenius, der Leibarzt des Königs, schließlich Geh. Rat Dr. Muzel aus Berlin.



hatte, bis zu einem gewissen Grade verschuldet fühlte, eine Schuld, die er abtragen wollte und an den ältern Bruder (den spätern König Fr. W. II.), der ihm aus verschiedenen Gründen nicht recht zusagte, nicht abtragen konnte.

Prinz Heinrich hatte 1762 den lebhaften Wunsch geäußert, den König bei Wiederbeginn der Kriegsoperationen begleiten zu dürfen. Friedrich lehnte es ab; der junge Prinz war damals erst vierzehn Jahre alt. Nach erfolgtem Friedensschluß indes wurde er von Magdeburg, wo er garnisonierte, nach Potsdam gezogen und trat als Hauptmann in das Bataillon Garde. Er gehörte nun mehrere Jahre lang zu den regelmäßigen Mittagsgästen des Königs und begleitete diesen auf seinen Inspektionsreisen durch die Provinzen. 1767 im April übersiedelte der Prinz nach Kyritz, um nunmehr die Führung des hier stehenden Kürassierregiments, oder vielleicht nur einen Teil desselben, zu übernehmen. Dies Kürassierregiment waren die berühmten „gelben Reiter“, deren Chef der Prinz bereits seit 1758 war.

Der Übernahme des Kommandos folgte wenige Wochen später jene Katastrophe, die ich nach den Aufzeichnungen des Progener Kirchenbuches bereits mitgeteilt habe.

Rittmeister von Wödlke brachte die Trauerkunde dem Könige. Dieser war in seltenem Grade bewegt. Einer der höheren Offiziere sprach dem Könige Trost zu und bat ihn, sich zu beruhigen. „Er hat recht“, antwortete Friedrich, „aber Er fühlt nicht den Schmerz, der mir durch diesen Verlust verursacht wird.“ — „Ja, Ew. Majestät, ich fühle ihn; es war einer der hoffnungsvollsten Prinzen.“ Der König schüttelte den Kopf: „Er hat den Schmerz auf der Zunge, ich habe ihn hier.“ Dabei legte er die Hand aufs Herz. Eine ähnlich tiefe Teilnahme verraten seine Briefe. An seinen Bruder Heinrich in Rheinsberg schrieb er: „Ich liebte dieses Kind wie mein eigenes“, und an Lauenzien meldete er in der Nachschrift zu einer dienstlichen Order „Mein lieber Hendrich ist tot“.

Kehren wir nach diesem biographischen Exkurs nach Prozen zurück. Die Geschwister des Prinzen übersandten der verwitweten Generalin von Kleist wertvolle Zeichen der Dankbarkeit; das Ereignis selbst wurde seitens der Leßtern durch Aufstellung zweier Gemälde im Sterbezimmer lokalisiert. Ein Loyalitätsakt, der mir nach der Huldigungsseite hin etwas zu weit zu gehen und die Schönheits-



linie zu überschreiten scheint. Ob die Gemälde noch existieren, hab' ich nicht erfahren, aber das Siebelzimmer, in dem der junge Prinz verstarb, heißt noch immer das „Prinzenzimmer“.

#### Proken von 1770 bis 1803

Um 1770 ging Proken aus der Hand der verwitveten Gemahlin an ihren Sohn Gustav von Kleist über. Da das Gut seit 1757 bereits auf einen neuen Herrn harrte, dessen Majorennität eben nur abzuwarten war, so hatte dieser nicht Zeit, es auf der militärischen Rangleiter zu einer seinem Namen angemessenen Stufe zu bringen. Er schied als Fähnrich aus dem Regiment Prinz Ferdinand (in Ruppin), in dem er bis dahin gestanden hatte.

Da er selber fühlen mochte, daß dies wenig sei, so war er bestrebt, nach Möglichkeit nachzuhelfen, und erwarb sich ein Johanniterkreuz. Er hieß nun nicht länger Fähnrich von Kleist, sondern Johanniter von Kleist, und unter diesem Namen, der in dieser eigentümlichen Verwendung wohl nur einmal vorkommt, hat er vierundzwanzig Jahre lang seine Regierung von Proken geführt.

Unser „Johanniter-Kleist“ war ein braver Mann, dem im Kirchenbuch die „Aufrechthaltung guter Ordnung“ eigens nachgerühmt wird. Er muß diesen Ruhm im allgemeinen um so mehr verdient haben, als er im besondern mit seinem Geistlichen, dem Prediger Friedrich Arnold Dietrich Sachse in einer beständigen Fehde lebte.

Aber die damaligen Beziehungen zwischen Patronat und Pfarrer ein kurzes Wort.

Friedrich Arnold Dietrich Sachse, aus Soest in Westfalen gebürtig, war, wie es scheint, ein echter Westfälinger, groß, stark, ein tapferes Herz, aber auch rücksichtslos, wie so oft die „tapferen Herzen“, besonders wenn sie von der roten Erde stammen. Vor allem war er ein Original.

Die Bekanntschaft zwischen von Kleist und Sachse machte sich bei Tisch im Herrenhause zu Lengke, wo damals Baron de la Motte Fouqué lebte, der Sohn des berühmten Generals und der Vater des berühmten Dichters. In diesem Hause fungierte Sachse als Präzeptor. Als das Dessert aufgetragen wurde, fragte Fouqué seinen Gast (von Kleist), „wie es mit der Pfarre in Proken stehe, ob er die Vakanz schon wieder besetzt habe?“ — „Seit einer halben Stunde habe ich sie wieder besetzt“, antwortete dieser. — „Mit



wem?“ — „Mit dem hier sitzenden Kandidaten Sachse.“ Es scheint danach, daß die bedeutende Persönlichkeit des letztern ihres Eindrucks nicht verfehlt hatte.

Sachse übersiedelte nun und mochte sich anfangs seinem Patron gegenüber, der ihn in so schmeichelhafter Weise in die Proßener Pfarre eingesetzt hatte, zu Dankbarkeit verpflichtet halten. Aber Dankbarkeit dauert nicht, am wenigsten, wenn die Interessen in Krieg geraten. Sachse glaubte sich benachteiligt, und so entstand ein Prozeß, der im Herrenhause so böses Blut machte, daß Kleist, als um ebendiese Zeit ein Spritzenhaus errichtet werden mußte, dasselbe so aufführen ließ, daß der Bau wie ein Schirm zwischen ihm und der Pfarre stand. Er wollte die Pfarre nicht mehr sehen.

Sachse überlebte seinen Patron um viele Jahre, stand im allgemeinen, wie fast immer imponierende Persönlichkeiten, auf gutem Fuß mit seiner Gemeinde, war ein Orakel an Weisheit, ein Vater und Helfer, und vereinigte neben einzelnen Schwächen alle Tugenden des alten Nationalisten in sich. Das Proßener Kirchensiegel bewahrt sein Andenken. Die Inschrift desselben rührt von ihm her; sie lautet: „Natur und Vernunft.“ Damit ist alles gesagt.

#### Proßen von 1803 bis 1826

Der Johanniter-Kleist starb schon 1794. Wieder trat eine Wittwenherrschaft ein, die wenigstens bis 1803, vielleicht noch um ein, zwei Jahre länger dauerte; dann ging das Gut käuflich an einen Neffen oder Vetter des Johanniter-Kleist über, und zwar an den damaligen Rittmeister oder Major Louis von Kleist, Sohn des sogenannten Magdeburg-Kleist, welcher letztere 1806 durch Übergabe dieser Festung an den Feind so viel Unheil für das Land und zugleich so viel Bitteres und Schmerzlichendes für die Familie heraufbeschwor.

Ich verweile hierbei nicht; nur das sei gesagt, daß diejenigen nicht ganz unrecht haben, die der damaligen militärischen Oberverwaltung — seitens deren ein kranker, beinahe achtzigjähriger Mann mit der Verteidigung der wichtigsten Festung des Landes betraut wurde — die Hälfte der Schuld zuzuschreiben geneigt sind.

Louis von Kleist litt in seinem Herzen schwer unter der Verschuldung des Vaters. Er selbst war eine außerordentlich entschlossene



Persönlichkeit, groß, schön, ein brillanter Reiter und zeichnete sich während der Befreiungskriege bei den verschiedensten Gelegenheiten aus. Er blieb Soldat auch nach dem Feldzug und traf immer nur besuchsweise in Prozen ein. 1815 war er Oberst, 1831 stand er in Meise, wahrscheinlich als Kommandeur einer Division. Bei seinem Hinscheiden war er Generalleutnant.

Als Beweis für seine Energie erzählen die Progener, daß er sein seitens der regulären Ärzte schlecht kuriertes Bein (er hatte beim Sturz mit dem Pferd den Oberschenkel gebrochen) durch einen „Wunderdoktor“ aus der Fehrbelliner Gegend neu brechen und dann wieder heilen ließ. Die Prozedur glückte vollkommen. Er hatte seitdem eine geringe Meinung, der er auch mit Vorliebe Ausdruck gab, von der Kunst der *rite*\* promovierten Doktoren.

Schon 1826, also fünf, sechs Jahre vor dem Tode von Kleists, war Prozen durch Kauf an den Freiherrn von Driberg übergegangen.

#### Kammerherr von Driberg in Prozen von 1826 bis 1852

Kammerherr von Driberg, vielen meiner Leser aus den vierziger Jahren her als „Luftdrucks-Driberg“ bekannt, war um 1790 geboren. Sein Vater, seinerzeit Rittmeister im Regiment Gardedukorps, besaß das zwei Meilen von Prozen gelegene Gut Kantow.

Der junge Driberg wuchs wild auf; die Gründe für diese Vernachlässigung seiner ersten Erziehung gehören nicht hierher. Erst von seinem vierzehnten Jahre an wendeten sich diese Dinge, und was bis dahin versäumt worden war, wurde jetzt nachgeholt. Hauslehrer und Sprachmeister mußten ihr Bestes tun; besonders wurde die Musik gepflegt, für die von Driberg ebensoviel Liebe wie Beanlagung zeigte. Diese Beanlagung war so groß, daß eine Zeitlang die Absicht herrschte, ihn Musik studieren zu lassen. Er wurde zu diesem Behuf nach Frankreich geschickt und war Schüler des Konservatoriums, als 1814 die Verbündeten in Paris einrückten.

Bald darauf kehrte er nach Deutschland zurück, um namentlich in Berlin seine Studien fortzusetzen. Diese umfaßten die mannigfachsten Gebiete; er kostete von allem; außer der Musik waren es

\* ordnungsmäßig.



die Naturwissenschaften, besonders physikalische Untersuchungen, die ihn schon damals interessierten. In den zwanziger Jahren verheiratete er sich mit einem Fräulein von Normann; 1826 kaufte er dann Proßen, dessen Hebung und Verschönerung er sich nunmehr angelegen sein ließ. Ob er immer die rechten Mittel wählte, stehe dahin. Frau von Drieberg, die ihn dabei unterstützte, stellte beispielsweise den Satz auf, „daß knappe Fütterung das beste Mittel sei, von den Kühen einen starken Milchertrag zu erzielen“.

Dies alles war übrigens aufrichtig gemeint und hatte keineswegs in Ökonomisierungshang seinen eigentlichen Grund. Es war einfach eine originelle Theorie, wie etwa die vom „Luftdruck“, die der Herr Gemahl gleichzeitig mit soviel Eifer verfocht.

Der landwirtschaftliche Betrieb war ansechtbar, desto mehr bewährte sich von Drieberg in seinen Parkanlagen. Seine Talente lagen eben mehr nach der Seite des Ästhetischen, als des Praktischen hin. Der Proßener Park war damals einer der schönsten im Kreise, dreißig Morgen groß, mit den prachtvollsten Bäumen bestanden, dazwischen Blumenbeete, Wasser- und Rasenflächen.

Außer der Pflege des Parks widmete sich Drieberg nach wie vor der Musik und — der Gesellschaft.

Das Proßener Herrenhaus war damals der gastlichsten eines; mit fast allen Familien der Nachbarschaft wurde Verkehr unterhalten, vorzugsweise mit dem Landrat von Zieten in Wustrau, mit der Majorin von Zieten in Wildberg und mit der Familie von Winterfeldt in Meeßthün. Auch aus Berlin kamen Freunde herüber, besonders an Tagen, wo künstlerische Aufführungen den Mittelpunkt der Festlichkeit bildeten. Das Künstlerische, namentlich das Musikalische, wurde wohl gelegentlich zu sehr betont, nicht bloß in der Gesellschaft — wo solche Prädilektionen ihre Berechtigung haben — sondern auch im Leben. Ich habe Häuser gekannt, in denen jeder, der nicht einen Band lyrischer Gedichte herausgegeben hatte, nicht eigentlich für voll angesehen wurde; ähnlich stand es im Drieberg'schen Hause mit der Musik. Ein vom Klavierspiel reingebliebener Pfarrbewerber wurde befragt, „ob er auch musikalisch sei?“ Da er bereits vorher gehört haben mochte, daß er, wenn diese Frage überhaupt an ihn gerichtet werde, verloren sei, so antwortete er pikirt: „Ich hatte vor, mich um die Prediger-, nicht um die Kantorstelle zu bewerben.“



Neben Park und Musik gehörte die Zeit den Wissenschaften. v. Dr. hatte ganz den Typus des Gelehrten, des Büchermenschen. Seine Kleidung war die einfachste von der Welt; nicht auf Stoff und Schnitt kam es ihm an, sondern lediglich auf Bequemlichkeit. Er konnte sich deshalb von alten Röcken nicht trennen. Als seine Tochter einen derselben an einen Tagelöhner verschenkt hatte, bat ihn sich Drieberg wieder aus.

Seine Studien, wie schon erwähnt, gingen meist nach der naturwissenschaftlichen Seite hin. Er war ein Tüftelgenie aus der Klasse der Perpetuummobileerfinder. Unter anderem konstruierte er eine Flugmaschine, mit der er sich aber zu fliegen hütete. Die Wahrheit zu gestehen, begnügte er sich damit, sie „berechnet“ und gezeichnet zu haben; den Bau gab er als zu kostspielig auf.

Seinen Haupttruhm zog er aus seiner großen Zeitungsfehde in der „Luftdrucksfrage“ Anfang oder Mitte der vierziger Jahre. Ich entsinne mich derselben noch sehr wohl, auch des Aufsehens, das sie machte. Die Leute von Fach, wie sie immer tun, zuckten die Achseln und mochten in der Tat aus jedem Satz Driebergs erkennen können, daß es diesem an allem wissenschaftlichen Anrecht fehle, in die Diskussion einer solchen Frage einzutreten, geschweige die bestehende Anschauung zu bekämpfen; die Laienwelt aber, die einen natürlichen Zug zur Winkeladvokatur, eine Vorliebe für die Franktireurs der Wissenschaft hat, stand günstiger zu ihm, und mancher freute sich in der Partie „Drieberg gegen Newton“ für unsern Prognier Kammerherrn, natürlich nur im stillen, fechten zu können. Der Kern der Sache war, daß er den Luftdruck bestritt, weshalb er seinen Beinamen, der „Luftdrucks-Drieberg“, nur eigentlich ironisch führen konnte. Seine Meinung ging dahin, daß das Quecksilber des Barometers nicht durch eine Luftsäule von bestimmtem Gewicht emporgedrückt werde, sondern vielmehr an dem luftleeren Raum der Barometerröhre hänge, etwa wie ein Eisenstab an einem Magnet hängt. Diese Aufstellung hatte immerhin etwas Blendendes, da in der Tat jeder luftleere Raum eine gewisse Saug- und Zugkraft übt; aber nur der Laie konnte flüchtig dadurch bestochen werden. Nach mehrmonatiger Fehde erstarb der Kampf, niemand spricht mehr davon, und nur der Beinamen des Helden, welcher letztere als ein kleiner physikalischer Don Quichotte fortlebt, ist übriggeblieben.



Was seine kirchlichen Anschauungen angeht, so hielten sie die Höhe seiner Flugmaschine und entsprachen der Inschrift des vorerwähnten Proßener Kirchensiegels: Natur und Vernunft.

1852 vermählte von Drieberg seine einzige Tochter Balesca (vier andere waren gestorben) an den Rittmeister von Oppen, der damals bei den Gardedukorps in Charlottenburg stand. Von Drieberg entschloß sich deshalb, Proßen zu verkaufen. Es wurde seinem Herzen nicht leicht, aber die Liebe zu seinem Kinde siegte über die Liebe zu seinem Park. Er übersiedelte. In den fünfziger Jahren ist er gestorben. Er ruht auf dem Charlottenburger Kirchhof.

Was den Drieberg-Tagen in Proßen folgt, ist von geringerem Interesse. Das nächste Kapitel mag uns nach Garz, dem alten Besiß der Quastischen Familie führen.



## Garz

Und sehet ihr nicht das Leben ein,  
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.  
Schiller

Und lachend goß er mit eigener Hand  
Voll Wein den Stiefel bis an den Rand.  
Pfarrius

Garz, Wichel, Mohrlack, wie schon an anderer Stelle hervorgehoben, sind zur Zeit Güter der Quäste oder Quäste im Westen des Ruppiner Sees. Schon seit 1419 (urkundlich nachweisbar, wahrscheinlich aber schon um vieles früher) saßen sie auf Garz. Am Schluß des 16. Jahrhunderts erblickten wir sie neben Garz auch auf Rüdow, Karwe, Berlitt und abermals hundert Jahre später ebenso auf Progen.

Der Dreißigjährige Krieg, der so vieles in unserm Lande niedertritt, hebt die Quäste (vergleiche die Eingänge zu den Kapiteln Kadensleben und Progen) auf eine Höhe des Ansehns, wie sie alle diejenigen Familien damals errangen, die anstatt das Kriegsroß stillergeben über sich hinwegschreiten zu lassen, lieber dies Kriegsroß selbst bestiegen und mit dem Degen in der Hand ihr Heil versuchten. So legten die Sparrs, die Pfuels, die Barfus, die Goerzkes das Fundament zu ihrem seitdem freilich wieder mehr oder weniger verschwundenen Reichthum. Mit ihnen auch die Quäste. Derjenige dieses Namens, der seine Familie zuerst glänzend in die Geschichte des Landes einführte, war der schon kürzlich erwähnte Albrecht Christoph von Quast. Einer Betrachtung seines Lebens wenden wir uns jetzt zu.

### Albrecht Christoph von Quast

Albrecht Christoph von Quast wurde am 10. Mai 1613 auf dem Mohrschen Gute Leddin geboren. Seine Mutter war eine geborne von Mohr (gestorben 1667) aus Leddin.

Aber seine Jugend ist wenig bekanntgeworden, doch existieren Aufzeichnungen, wahrscheinlich einer Leichenpredigt entnommen, die trotz einzelner Unklarheiten und Widersprüche — vielleicht um derselben willen — den Stempel der Echtheit tragen. Danach starb



der Vater früh, und Albrecht Christoph wurde Studierens halber auf Schulen geschickt, höchstwahrscheinlich auf die benachbarte Ruppiner Schule. Der Hang zum Studium indes war nichts weniger als groß in ihm, und der Anblick der schönen schwedischen Regimenter, die eben damals in Stadt und Land Ruppin Quartier bezogen, warf alle Studienpläne über den Haufen. Albrecht Christoph, siebzehn Jahr alt, trat als Musketier in das Kingsche Infanterieregiment. Er tat seinen ersten Wachtdienst auf dem Fehrbelliner Damm, kaum eine Meile von seinem väterlichen Gut entfernt. Dies war im August 1630<sup>1</sup>.

1631 war unser Albrecht Christoph bei den Truppen, die die Elbe passierten, zeichnete sich am 17. September bei Breitenfeld, am 6. November des folgenden Jahres bei Lützen, endlich am 26. Juni 1633 bei Hameln aus, trat aber nach dieser letzteren Affäre, in der das Kingsche Regiment fast völlig vernichtet worden war, von den Musketieren zu den Dragonern über. (Dragoner, wie bekannt, waren in jener Zeit ein Mittelding von Fußtruppe und Reiterei.)

Das Kriegshandwerk sagte unsrem Quast zu, nur nicht die Waffenart; Musketier und Dragoner — beides war nicht das Rechte, und als er um eben diese Zeit vernahm, daß der später so berühmt gewordene Hans Christoph von Königsmarck, sein märkischer Landsmann, als Oberstwachmeister in das Sperreutersche Reiterregiment eingetreten sei, hielt er sich zu diesem und empfing eine Korporalschaft. Das Kommando dieser Truppe kam bald an Königsmarck selbst. Sperreuter übte Verrat und gedachte das ganze

<sup>1</sup> Diese Jahreszahl ist wahrscheinlich die richtige. Zwar wird im allgemeinen das Erscheinen der Schweden (die am 15. Juli 1630 auf dem Ruden in Pommern gelandet waren) in der Kur- und Mittelmark in den Sommer 1631, also ein Jahr später gesetzt; die Spezialgeschichte der Grafschaft Ruppin spricht aber mit aller Bestimmtheit von 2000 Mann schwedischer Kavallerie, die sich nebst einem ansehnlichen Korps Infanterie im August 1630 des Ruppiner Landes bemächtigten; und die handschriftlichen Notizen über unsren Albrecht Christoph, in voller Übereinstimmung damit, fügen hinzu, „daß sich die schwedischen Truppen während der Wintermonate wieder nach Pommern hin zurückzogen“. Das Widersprechende der Angaben erklärt sich vielleicht so, daß Ruppin und Uckermark damals noch eine Art Grenzlandcharakter hatten, und namentlich Ruppin nicht voll und ganz als zur eigentlichen Mark gehörig angesehen wurde. Es war noch mehr oder weniger ein Land für sich.



Regiment zu den Kaiserlichen überzuführen; in der That folgten ihm einzelne Abteilungen. Die vornehmsten Kompanien aber unter Führung Königsmarcks weigerten sich, dem Befehle Sperreuters zu gehorchen, und blieben ihrer Fahne treu. Unter diesen war auch Quast. Feldmarschall Banér, um jene Zeit Generalissimus der Armee, glaubte diese Treue auszeichnen zu müssen; Königsmarck wurde Oberst und erhielt Befehl, aus den treu gebliebenen Kompanien ein neues Regiment zu bilden. In dieses neue, nunmehr Königsmarcksche Regiment trat Albrecht Christoph als Quartiermeister ein; binnen Jahresfrist war er Kornett und Leutnant.

Sein Mut und seine Gewandtheit fingen an, ihm in der Armee einen Namen zu machen. Als General Stahlhantsh, der in der glänzenden Schlacht bei Wittstock das schwedische Zentrum kommandiert hatte, 1639 eine „fliegende Armee“ nach Schlesien führte, erbat er sich unsren Quast für diese Expedition, der nun als Rittmeister in das Stahlhantshsche Korps eintrat. Mit diesem Korps, das inzwischen seinen Führer gewechselt hatte (General Goldstein erhielt es), nahm unser Quast am 24. Februar 1645 an der siegreichen Schlacht bei Jancowitz teil. Eine Folge dieser Schlacht, einer der glänzendsten Siege Torstensons, war die Umstellung von Brünn — die Kaiserlichen wurden eingeschlossen. Quast war mit unter den Belagerungstruppen. Bei einem Ausfall der Kaiserlichen, den insonderheit unser Albrecht Christoph mit großer Bravour zurückschlug, wurde er am Bein verwundet. Seine erste Verwundung nach vierzehnjähriger Kriegsfahrt, von der berichtet wird.

Die Belagerung erwies sich als fruchtlos (General de Souches führte in glänzender Weise die Verteidigung), und Torstenson ging mit seiner Armee nach Böhmen zurück. Hier gab er Befehl, den wichtigen Punkt Kornneuburg zu besetzen und zu besetzen; Oberst Copey mit tausend Musketieren wurde dazu ausersehen. Da es indessen rätlich schien, auch Kavallerie in den Ort zu legen, außerdem aber dem Oberbefehlshaber die Beförderung unsres Quast am Herzen lag, so erhielt der letztere Order, eine kombinierte Reiterkompanie zu bilden und zwar durch Auswahl von je zwei Mann aus jeder Schwadron der Armee. Da die Armee hundert Reiterkompanien hatte, so ergab dies einen Körper von 200 Mann. Die Wahl der Offiziere wurde in Quasts Hand gelegt. Mit diesem Reiterkorps rückte derselbe nun, inzwischen zum Obristleutnant ernannt,



in Kornneuburg ein, um gemeinschaftlich mit Oberst Copen die Verteidigung zu leiten.

Der Feind ließ nicht lange auf sich warten. Mit derselben Brauour, wie Quast im Jahre zuvor die Ausfälle der Belagerten zurückgewiesen hatte, mit ebenso großem Mut schlug er jetzt seinerseits die rasch sich wiederholenden Attacken der Belagerer ab. Freilich nicht auf die Dauer. Die Besatzung war zu schwach, um dem übermächtigen Gegner lange den Besitz des Ortes streitig machen zu können, und Kornneuburg fiel. Bei dem Sturme, der der Übergabe vorherging, wurde Quast zum zweiten Male und diesmal in schmerzhafter und gefährlicher Weise verwundet. Eine Kugel traf seinen Fuß und ging ihm durch Sohle, Blatt und Ferse. Die Heilung zog sich hin, und eine Lähmung des Fußes blieb ihm bis zuletzt.

Diese tapfere Verteidigung, für die ihn der Pfalzgraf Karl Gustav (der spätere König), der inzwischen das Kommando übernommen hatte, zum Obersten aufsteigen ließ, war die letzte größere Aktion, an der er während des Dreißigjährigen Krieges teilnahm. Neue Kämpfe, die kamen, war es ihm vergönnt im Dienste seiner Heimat zu führen. Achtzehn Jahre hatte er mitgestritten und unwandelbar (wie Königsmarck, der sein besonderes Vorbild gewesen zu sein scheint) auf schwedischer Seite gestanden. Der siebzehnjährige Musketier im Regiment King war mit fünfunddreißig Jahren Reiteroberst und Chef eines Regiments. Von 1648 an stand er mit dieser Truppe im Münsterschen; aber schon zwei Jahre später erfolgte die Auflösung der Armee — auch seines Regiments. Er selbst nahm den Abschied.

Er nahm den Abschied, aber — wie es uns scheinen will — zunächst keineswegs von der Absicht geleitet, ein für allemal aus dem schwedischen Dienst zu scheiden. Wir schließen dies daraus, daß er sich bald nach Auflösung seines Regiments nach Schweden begab, um sich der Königin Christine vorzustellen. Von dieser mit Auszeichnung empfangen (sie ließ ihm ihr mit Diamanten besetztes, an einer güldenen Kette zu tragendes Bildnis überreichen), muß es auf den ersten Blick überraschen, daß er die Anerbietungen, die ihm gemacht wurden, ablehnte und nach kurzem Aufenthalt am Hofe in die märkische Heimat zurückkehrte. Wir treffen aber wohl das Richtige, wenn wir annehmen, daß er sich bald überzeugte, wie am schwedischen Hofe eine Gegenpartei tätig war, die das aus dem



Kriege verbliebene deutsche Element nach Möglichkeit beseitigen und die einflußreichen Stellungen innerhalb der Armee wieder ausschließlich mit Nationalschweden besetzen wollte. Gleichviel indes, welche Motive maßgebend waren, unser Albrecht Christoph verließ Stockholm und kehrte in die Heimat zurück, wo ihm sein Vetter Otto von Quast die Güter Garz und Rüdow käuflich abtrat, „damit er seinen im Kriege erworbenen Reichtum nicht zum Ankauf im Auslande (von Gütern in Mähren, wie wir wissen, war die Rede gewesen) verwende“. Sein Eintritt in die kurfürstliche Armee geschah nicht unmittelbar.

Dieser erfolgte nicht vor 1655. In diesem Jahre, also kurz vor Ausbruch des Krieges mit Polen, erhielt Quast ein Reiterregiment, dem er — wie die biographischen Notizen mit großer Ruhe melden — bis 1658 „zur Zufriedenheit des Kurfürsten vorstand“. Diese nüchterne Bemerkung deutet am wenigsten darauf hin, daß Quast all die Zeit über im Felde war und mit seinem Regiment an der berühmten dreitägigen Schlacht von Warschau teilnahm<sup>2</sup>. Daß er sich während dieser Schlacht, oder während des polnischen Feldzuges überhaupt, vor andern Reiterführern ausgezeichnet habe, wird freilich nirgends erwähnt.

Die Gelegenheit zu solcher Auszeichnung bot erst der nächste Feldzug, der nicht demselben Gegner, den Polen, sondern umgekehrt dem bisherigen Verbündeten, den Schweden, galt. Zur Beleuchtung der Situation nur wenige Worte. Brandenburg war durch den Vertrag von Labiau (1656) allerdings „für ewige Zeit“ an Schweden gekettet; die Fortschritte dieses damals auf seiner Höhe stehenden Staates aber erweckten ihm überall in Europa so viele und so mächtige Neider und Feinde, daß es der Kurfürst als durch die „Staatsraison“ geboten erachtete, Schweden aufzugeben, um nicht mit ihm,

<sup>2</sup> Die Reiterregimenter, die in dieser Schlacht brandenburgischerseits mitfochten, waren folgende: 1. die Trabantengarde unter Oberstleutnant Wilmersdorf, 2. Leibregiment unter dem Oberst von Canitz, 3. Regiment des Feldmarschalls Grafen Waldeck, 4. Fürst von Croys Regiment, 5. Regiment des Generals Derfflinger, 6. Regiment des Oberst von Pfuël, 7. Regiment des Generals von Kannenberg, 8. Regiment des Generalmajors von Goerzke, 9. Regiment des Oberst von Sparr, 10. Regiment des Oberst Goseff, 11. Oberst Wallenrodts Regiment und 12. Regiment des Oberst von Quast. Jedes Regiment war 6 Kompanien zu 110 Pferde stark.



oder was wahrscheinlicher war, allein (und bloß Schweden zuliebe) zugrunde zu gehn. Die Staatsräson präponderierte eben damals in allen solchen Fragen. Eine große antischwedische Liga, ein Fünfmächtebund kam zustande, der darauf aus war, den ehrgeizigen Plänen des Schwedenkönigs Karl Gustav (der die Gustav-Adolfs-Idee eines großen „baltischen Reiches“ verwirklichen wollte) ein Ziel zu setzen. Jeder einzelne Staat verfolgte dabei seine Sonderinteressen — Brandenburg in erster Reihe. Dies war 1657. Die fünf verbündeten Mächte waren: Osterreich, Polen, Dänemark, Holland, Brandenburg. Der Kriegsschauplatz war ein doppelter, ein östlicher (Preußen und Polen) und ein westlicher (Pommern und Holstein). Nur das Holsteinsche Kriegstheater interessiert uns an dieser Stelle.

Karl Gustav, im Vertrauen auf sein Geschick und seine Armee (die damals vielleicht die kriegstüchtigste in Europa war) wartete die Vereinigung so vieler Gegner nicht erst ab, sondern ging rasch zum Angriff über, vielleicht in der Hoffnung sie einzeln zu schlagen. Der Anfang sprach dafür, daß es ihm glücken werde. Von der Unterelbe her in Holstein und Schleswig eindringend, besetzte er fast ohne Schwertstreich Alsen und Jütland und ging dann 1657 auf 58 — es war ein bitter kalter Winter — über die gefrorenen Belte. So brachte er Fünen und Seeland in seine Gewalt. Der Dänenkönig hatte nichts mehr als seine Hauptstadt. Auch diese, das sei vorweg bemerkt, hoffte Karl Gustav im folgenden Winter durch Ueberrumpelung in seine Gewalt zu bringen. Er ließ einzelne seiner besten Regimenter weiße Hemden über ihre Uniformen ziehen, um auf der weißen Schneefläche weniger bemerkt zu werden, und ging nun zum Sturm gegen die Festungswerke vor. Die Dänen aber waren wachsam, und wie ein alter Geschichtsschreiber sagt: „die weißen Hemden wurden manchen zum Leichenhemd.“

Das war im Winter von 1658 auf 59. Aber schon im Sommer vorher waren endlich auch die Alliierten in die Zimbrische Halbinsel eingerückt und hatten die Schweden, die nur 6000 Mann stark waren, vor sich hergejagt. An der Spitze jener stand der Kurfürst selbst<sup>3</sup>. Rendsburg und Schloß Gottorp wurden besetzt, Alsen und

<sup>3</sup> Kurfürst Friedrich Wilhelm, damals 38 Jahre alt, hatte 16 000 Mann Brandenburger bei Wittstock zusammengezogen — von der Artillerie 38 Geschütze. Die einzelnen Abteilungen des Heeres wurden von Otto



Fridericia dem Feinde wieder entrisen. Die Schweden hatten nur noch Fünen und Seeland inne. So kam der Winter.

Vielleicht hatte sich der Kurfürst der Hoffnung hingegeben, die Belte würden wieder zufrieren wie im vorigen Jahr, wo der Winter, wie wir gesehen haben, dem siegreich vordringenden Karl Gustav die Brücke zu den Inseln hinüber gebaut hatte. Aber die Belte blieben offen, und den Alliierten blieb nichts andres übrig, als in Schleswig und Jütland Winterquartiere zu beziehen.

Erst mit dem beginnenden Frühjahr (1659) wurde der Kampf wieder aufgenommen. Es galt nach wie vor die Eroberung der Inseln, zunächst Fünens, das inzwischen von seiten der Schweden in den besten Verteidigungszustand gesetzt worden war. Die holländische Flotte, auf deren Dienst man bei Passierung des Kleinen Belts rechnete, erwies sich indessen als saumselig, so saumselig, daß z. B. dem Führer der Flotte — der übrigens nur nach Order handelte — von seiten der Alliierten schuld gegeben wurde, er habe auf die schwedischen Fahrzeuge nur blinde Schüsse abfeuern lassen. Politische Rücksichten, der alten Eifersucht gegen die dänische Seemacht zu geschweigen, schrieben der holländischen Flotte eine solche laue Haltung vor.

Unter so schwierigen Verhältnissen mußte man nach und nach und gleichsam in Einzelzahlungen zu erreichen suchen, was sich auf einen Schlag — weil eben die Flotte fehlte — nicht erreichen ließ. Man nahm zunächst, übrigens erst nach bitterem Kampf, die kleine Insel Fanö, die zwischen Jütland und Fünen liegt, und schickte sich

Christoph von Sparr, Derfflinger, Hans Jürgen von Anhalt-Dessau (Walter des alten Dessauers), Joachim Rüdiger von der Goltz, Georg Adam von Pfuël und Albrecht von Quast befehligt. Aus welchen Regimentern diese Truppen bestanden, läßt sich leider nicht mit Bestimmtheit sagen; es gab überhaupt damals keine Regimenter in unserem Sinne. Es gab Festungsgarnisonen; aus diesen Garnisonen wurden einzelne Kompanien genommen, andre Kompanien aus andren Garnisonen hinzugetan, und auf diese Weise Regimenter gebildet, die nun den Namen ihres jeweiligen Führers annahmen. So konnte es kommen, daß dieselben 2 Kompanien, die in einem Jahre im Regiment Quast oder Pfuël gefochten hatten, im nächsten Jahre zum Regiment Dessau oder Dohna gehörten. — Zu den 16 000 Brandenburgern stießen 11 000 Kaiserliche unter Montecuculi und 5000 Polen unter General Zarnecki, die sich aber schließlich als bloße Plünderbande erwiesen. Im ganzen also 32 000 Mann. Dänische Abteilungen stießen erst im Laufe des Krieges hinzu.



nun an, von diesem vorgeschobenen Posten aus, das eigentliche Streitobjekt (Fünen) zu erobern. Drei Angriffe wurden versucht, aber sie scheiterten alle drei. An der dritten Attacke, die die ernsthafteste war, nahmen dänische und holländische Schiffe teil, aber die schwedische Flotte, inzwischen verstärkt, vernichtete die Fahrzeuge der Alliierten, die nicht nur unter schwerem Verlust nach Fridericia zurückkehren, sondern auch Fanö wieder aufgeben mußten.

Diese Niederlagen wurden endlich die Ursache des Erfolges.

Der Kurfürst mit dem größten Teil seiner Brandenburger hatte mißmutig den Kriegsschauplatz in Jütland verlassen, um nach Pommern zu eilen, von wo aus eine andre Abtheilung des schwedischen Heeres in die Mark einzufallen drohte. Nur vier Reiterregimenter und einige Kompanien Fußvolk waren brandenburgischerseits in Jütland geblieben. Diese standen unter der Führung unsers Albrecht Christoph von Quast. Den Gesamtoberbefehl über die in Jütland stehenden Alliierten übernahm der dänische Feldmarschall von Eberstein.

Die Holländer, bis dahin abgeneigt zu Ruß und Frommen der Dänen, die doch schließlich auch eine rivalisierende Macht blieben, die Kastanien aus dem Feuer zu holen, erkannten endlich, daß etwas Entscheidendes geschehen müsse, wenn nicht der Zweck des ganzen Krieges, der, wie wir gezeigt haben, vor allem darin bestand, die Übermacht Schwedens in und an der Ostsee zu brechen, als gescheitert betrachtet werden sollte. Auch der Unmut des Kurfürsten mochte das seinige dazu beitragen, daß energischere Entschlüsse im Haag die Oberhand gewannen. So erschien denn Admiral de Ruyter in der Ostsee. Im Hafen zu Kiel wurde eine bedeutendere dänisch-holländische Streitmacht, — die hier im Rücken des eigentlichen Kriegsschauplatzes, unter Feldmarschall von Schack, zusammengezogen worden war — eingeschifft und durch den Großen Belt geführt, um im Norden Fünens gelandet zu werden. Gleichzeitig sollte die in Jütland stehende alliierte Armee einen vierten Versuch zur Überschreitung des Kleinen Beltes machen. Beide Unternehmungen glückten. Feldmarschall Schack landete in Kjertermünde, Feldmarschall Eberstein bei Middelfahrt. In Odense vereinigten sich beide Heerkörper, die nun etwa 16 000 Mann stark gegen den Pfalzgrafen von Sulzbach, der die Schweden führte, vorrückten.

Dieser hatte einen Augenblick gehofft, die heranrückenden Armeen



der Alliierten einzeln angreifen zu können; als sich dies als unmöglich erwies, nahm er feste Stellung vor der Festung Nyborg, in welcher letzten er eine schwache Besatzung zurückgelassen hatte.

Die Position, die der Pfalzgraf wählte, war geschickt genug: hinter sich einen Wald, vor sich einen Graben, der durch ein mooriges Terrain gezogen an einzelnen Stellen mit Wasser gefüllt, an andern so verschüttet war, daß sich ein Übergang ermöglichte, selbst für Kavallerie. Diese leicht zu verteidigenden Übergänge dienten dem schwedischen General zugleich als bequeme Ausfallbrücken. Den rechten Flügel kommandierte der Pfalzgraf selbst, den linken Generalleutnant Horn, im Zentrum stand der erfahrene General Steenbock mit 14 Kompanien Fußvolk und 5 Geschützen vor der Front. Reserven, weil es an Mannschaften fehlte, hatte die schwedische Aufstellung beinahe gar nicht.

Dies war die Position, gegen welche die Verbündeten am Morgen des 24. November anrückten. Das Zentrum (holländische Infanterie unter den Obersten Killegray, Alowa und Meteren) führte Feldmarschall Schack, den linken Flügel Eberstein, den rechten unser Albrecht Christoph von Quast. Das zweite Treffen bestand ausschließlich aus dänischen Regimentern: Trampe, Rankau, Ahlefeldt Brockhausen, Gildenleu. Die alliierte Armee war zahlreicher als die schwedische, die schwedische aber kriegsgewohnter und hatte den Vorteil, ein Ganzes zu bilden, während die Alliierten aus ganz widerstrebenden Nationalitäten zusammengesetzt waren. Im Kommando scheint auf beiden Seiten keine rechte Einigkeit geherrscht zu haben. Die Generale der Alliierten handelten meist auf eigene Hand.

Der linke Flügel der Alliierten eröffnete das Gefecht. Hier standen (wenn ein alter Schlachtenatlas<sup>4</sup>, den wir zu Rate ziehen, das

<sup>4</sup> Dieser Schlachtenatlas (kein gedrucktes, sondern ein mit Wasserfarben und Frakturschrift sauber ausgeführtes Werk) führt den Titel: „Ein Buch aller der führnehmsten Bataillen und Campementen, so in diesem Säculo und zwar von 1620 bis 1693, von Jahren zu Jahren seind gehalten worden.“ (Das „so in diesem Säculo“ scheint darauf hinzudeuten, daß der Atlas noch vor 1700 angefertigt wurde. Dem entspricht auch das Gesamtansehen. Das interessante Werk ist jetzt das Eigentum des Geh. Rat von Quast auf Radensleben. Er empfing es im März 1864 als ein Andenken von dem mittlerweile verstorbenen Oberstleutnant Kindt, einem Schleswig-Holsteiner. Dieser hatte es auf einer Auktion erstanden und



Richtige angibt) unter Führung des dänischen Feldmarschalls von Eberstein die brandenburgischen Reiterregimenter Quast, Kammenberg, Gröben und ein Dragonerregiment. Ihr Angriff scheiterte an der Ungunst des Terrains; sie wurden geworfen. Der rechte Flügel teilte das Schicksal des linken. Hier, wie wir wissen, kommandierte Quast und führte, wiederum nach Angabe des Atlas, die kaiserlichen Regimenter Matthias und Graf Carassa, ferner das dänische Regiment von der Matt und die polnische Brigade Przimsky ins Feuer. Sie konnten nichts ausrichten. In diesem kritischen Moment, wo die Reiterei, die zum Teil in das Moor einsank, ersichtlich den Dienst versagte, rückte von Quast mit einer Abteilung Infanterie (Pikenträger) gegen den Pfalzgrafen vor. Dieser Angriff entschied. Quast erhielt zwei Kugeln in den Leib, ließ sich, da er infolge dieser schweren Verwundung nicht mehr reiten noch gehen konnte, auf die Schultern seiner Pikeniere heben und durchbrach nun mit ihnen den feindlichen linken Flügel. Dies gab auch das Zeichen zum Vorrücken der holländischen Brigaden im Zentrum, die bis dahin untätig dem Kampfe zugesehen hatten. Jetzt griff auch die Reiterei wieder ein und warf den Feind über den Haufen. Der Rückzug der Schweden wurde bald eilige Flucht. Ihr Führer, der Pfalzgraf, allein mit dem Grafen Steenbock entkam auf einem Fischerboote mitten durch die holländische Flotte nach Korsör auf Seeland, wo er dem harrenden Schwedenkönig die Nachricht von der verlorenen Schlacht brachte. Nyborg, das General von Horn zu halten versuchte, fiel

vermutete, daß es von einem General Wolf [seinerzeit in dänischem Dienst] verfaßt worden sei.) Das 39. Blatt enthält die Aufstellung beider Armeen in der Schlacht bei Nyborg. Halte ich alles zusammen, was ich in Pufendorf, Orlich und in zwei Aufsätzen von Professor Dr. Stuhr (Allgemeines Archiv für die Geschichtskunde des Preussischen Staats. Berlin. Mittler 1831) und Hofrat L. Schneider (Soldatenfreund. Septemberheft 1864) gelesen habe, so komme ich immer wieder zu der Ansicht, daß der alte Schlachtenatlas wahrscheinlich mehr recht hat, als irgendeine andre Beschreibung. Unter den verschiedenen Punkten, worin derselbe von den Angaben der Historiker abweicht, ist der eine für uns von Belang, wonach Generalmajor von Quast — wie oben im Text des Näheren angeführt werden wird — auf dem rechten Flügel keine brandenburgischen, sondern kaiserliche Reiterregimenter, Dänen und Polen unter seinem Kommando hatte. Er gibt die Namen der Regimenter genau an, und dies Vertrautsein mit den Details spricht dafür, daß der Verfasser überhaupt Bescheid wußte.



am andern Tag; er und das ganze schwedische Korps wurden kriegsgefangen. Der Tag von Nyborg hatte auf dem westlichen Kriegstheater über den Gang des Krieges entschieden.

Unser Quast hatte den entscheidenden Schlag getan, darüber sind alle Berichte so ziemlich einig, nur darin weichen sie voneinander ab, mit welchem Regimentern er den feindlichen linken Flügel durchbrach. Es scheinen unter allen Umständen keine Brandenburger gewesen zu sein, denn die Truppen, die brandenburgischerseits an der Affäre teilnahmen, waren zugeständenermaßen Reiterregimenter, die aber, gleichviel an welchem Flügel sie gestanden haben mögen, das Schicksal der kaiserlichen Reiterei an diesem Tage teilten und nirgends die feindliche Schlachtreihe durchbrechen konnten. Quast gab allerdings den Ausschlag, aber, wie hervorgehoben, an der Spitze dänischer Pikiniere, die seinem Flügel zunächst in Reserve standen. (Nach einem andern Bericht, der aber eine entschieden holländische Färbung hat, hätten die holländischen Brigaden des Zentrums die schon halb verlorene Schlacht wieder zum Stehen gebracht. Dann erst hätte Quast, mit dem wieder gesammelten rechten Flügel den letzten Schlag getan. Ubrigens hat auch diese Lesart manches für sich.) Der Sieg von Nyborg war entscheidend. Die Nachricht von der totalen Niederlage seines Heeres soll den schwerkranken Schwedenkönig so erschüttert haben, daß er infolge davon starb, ein Todesfall, der nun zu jenem Frieden von Oliva führte, der dem Hause Brandenburg endgültig die Oberhoheit über Preußen gab. Die Alliierten, nachdem sie zwei Jahre lang die Simbrische Halbinsel besetzt gehalten hatten, räumten jetzt das Land. In Hamburg schon wurden die Regimentern entlassen; auch Quast, übrigens im Dienste des Kurfürsten verbleibend, ging auf seine Güter.

Über die letzten Lebensjahre unsers Albrecht Christoph wissen wir wenig; er scheint dieselben, ohne sich den Obliegenheiten seines Berufs zu entziehen, zunächst in ländlicher Zurückgezogenheit, im Kreise seiner Familie zugebracht zu haben. Die niedergebrannten Dörfer wurden aufgebaut, die wüsten Felder neu bestellt, die geplünderten Kirchen erhielten Altarleuchter, Kelche und Glocken. 1661 verheiratete er sich zum zweiten Male mit Elisabeth Dorothea von Goerne und drei Jahre später (1664) zum dritten Male mit Ilse Catharine von Rössing, einer verwitweten von Planitz; diese dritte Gemahlin überlebte ihn. 1667 betraute ihn der Kurfürst aufs neue mit Er-



richtung eines Regiments; in demselben Jahre ward er Gouverneur der Feste Spandau. Er starb am letztgenannten Orte, 56 Jahre alt, am 7. Mai 1669 und wurde in der dortigen St.-Nikolai-Kirche beigesetzt. Erst in neuester Zeit erfolgte die Überführung nach dem alten Stammgute Garz. In der Gruft der Kirche allda steht ein mächtiger, nach Sitte der Zeit mit Basreliefs-Ornamenten und den Wappen der Ahnen reich ausgestatteter Zinnsarg, der die Inschrift trägt: Der Hochedelgeborne Herr, Herr Albrecht Christoph von Quast, churfürstlich brandenburgischer Geheimer Kriegs-rath, Generalfeldwachtmeister der Cavallerie, Oberster zu Rosß und Fuß, Gouverneur und Oberhauptmann der Veste und Stadt Spandau, zu Garz, Damme, Wichel, Mohrlack und Wuzek Erbherr, geboren am 10. Mai 1613, gestorben auf der Veste Spandau am 7. Mai 1669. Wartet der fröhlichen Auferstehung zum ewigen Leben<sup>5</sup>.

Dies ist es, was wir imstande gewesen sind über das Leben Albert Christophs von Quast zusammenzutragen. Es ist alles ziemlich äußerlicher Natur, äußerlich folgen die Thaten aufeinander, äußerlich sehen wir ihn steigen von Stufe zu Stufe. Sage und Tradition, die von Derfflinger und Sparr so mannigfach zu erzählen wissen, haben sich unfres „Siegens von Nyborg“ nicht bemächtigt; — es fehlen alle Züge, die uns eine tiefere Theilnahme an seinem Lebensgange einzufloßen vermöchten. Und doch war dieser Sieg, den wir ihm verdanken, von einer nach mehreren Seiten hin entscheidenden Bedeutsamkeit. Durch denselben erlangte Brandenburg, wie wir gesehen haben, die volle Souveränität über Preußen und somit die Basis für die Königskrone, während für Dänemark aus demselben Kriege sein Königsgesetz hervorging. Zudem aber erscheint uns der

<sup>5</sup> Neben dem mächtigen Zinnsarge des Generalfeldwachtmeisters steht ein etwas kleinerer, im übrigen mit ziemlich denselben Emblemen reich verzierter Kupfersarg, in dem Otto Gottfried von Quast, ein Neffe des Generals begraben liegt. Er fiel bei Fehrbellin. Die Inschrift des Sarges lautet: „Hier ruht der hochedelgeborne Herr, Herr Otto Gottfried von Quast, churfürstlich brandenburgischer, unter des Herrn General Lüdefens Regiment bestallter Adjutant, auf Garz und Rüdow Erbherr, geb. Anno 1656 am 23. März; in dem mit der schwedischen Armee bei Fehrbellin am 18. Juni 1676 gehaltenen Treffen tödtlich verwundet und am 22. ejusd. allhier in Spandau selig verstorben.“ Auch dieser Sarg wurde ursprünglich in der Nikolaiirche zu Spandau beigesetzt; daher das „allhier“.



einfache Umstand, daß unser Albrecht Christoph der erste war, der die brandenburgischen Waffen vor zweihundert Jahren schon auf eine der dänischen Inseln hinübertrug, wohl dazu angetan (und zwar insonderheit heute wieder), uns auf das Leben dieses Mannes mit Interesse blicken zu lassen. Der Gegner von damals war freilich nicht Dänemark sondern Schweden, aber die einzelnen Momente der Kriegführung bieten so viel Verwandtes, daß sich Vergleiche wie von selber ergeben.

Die Ehren der Düppelstürmer von heute sind freilich reicher ausgefallen als die Ehren der Nyborgsieger von damals, aber wie verschieden auch im Maß, der „Sieg auf Fünen“ war die erste Waffentat auf dänischem Inselgrund, an der Brandenburg seinen Ruhmesanteil forderte, und je heller die Gegenwart strahlt, je mehr geziemt es sich in Dankbarkeit derer zu gedenken, die ruhmvoll voranschritten. Unter ihnen in erster Reihe — Albrecht Christoph von Quast.

Aus der Gruft, in der wir eben die Inschrift am Sarge unsres Albrecht Christoph entziffert haben, treten wir wieder ins Freie, atmen auf in Luft und Licht, und schicken uns an, plaudernd über die Dorfgasse hinschreitend, dem nahen Herrenhause unsern Besuch zu machen. Der kühle mit Marmorfliesen gedeckte Raum heimelt uns an bei der drückenden Hitze, die draußen auf Hof und Straße ruht — es ist aber nicht diese fliesengedeckte Halle im Erdgeschoß, die uns hierher geführt hat, auch nicht die mit Glöckchen und Schellen und allen Emblemen des ehrsamem Schmiedehandwerks ausgestattete große Gabel, die hier hängt, und die „der Schmied von Garz“, halb Janitschar-, halb Fahnenträger bei allen Einholungsfeierlichkeiten den Bauern seines Dorfes voraufzutragen pflegt — es ist vielmehr der sonnbeschienene, schmucklose Vorflur im ersten Stock, wo wir jenem seltsamen Erinnerungsstück begegnen, dessen Anblick eine andre Zeit als die Zeit Albrecht Christophs und des Dreißigjährigen Krieges vor uns heraufbeschwört. Hier an einem breiten Fensterpfeiler, an derselben Stelle etwa, wo sonst wohl auf Treppenfluren eine Flora oder Pomona oder irgend sonst ein Stück griechische Mythologie zu stehen pflegt, erhebt sich statuenhaft auf einem niedrigen Postament ein Riesenstiefel, gegen 6 Fuß hoch, mit 9 Zoll langem Sporn und einer anderthalb Zoll



dicken Sohle. Das Ganze ein Kunstwerk in seiner Art und trotz seines riesigen Umfanges von einer gewissen Eleganz der Form. Dieser Stiefel hat seine Geschichte.

Wer kennt nicht das Regiment Gensdarmes? Wer hätte nicht gehört von der Verschwendung und Tollkühnheit seiner Offiziere, von ihrem Mut und — ihrem Übermut. Die Geschichte vom großen Stiefel in Garz ist im engsten Zusammenhang mit einer solchen Übermutsszene mit jenen, wie die Engländer sagen „practical jokes\*“, die nach den Tagen von Jena und Auerstedt — und zum guten Teil um dieser Tage willen — wesentlich härter beurteilt worden sind, als nötig gewesen wäre. Jugend will austoben; warum soll die militärische auf dieses Vorrecht verzichten? Die Geschichte ist aber folgende:

Unter den jungen Offizieren des genannten Regiments war auch Wolf Ludwig Friedrich von Quast, wegen seiner tollkühnen Streiche kurzweg der „tolle Quast“ genannt. Wolf Quast wäre ebenso hübsch gewesen. Eines Tages (wahrscheinlich im Jahre 1794) schlenderte er mit Leutnant von Jürgas, dem spätern ausgezeichneten Kavalleriegeneral unter York und Sohn des alten Wahlen-Jürgas auf Ganker, durch die Friedrichsstraße, als beiden ein riesiger Sporn auffiel, der im Schaufenster eines Eisenladens hing. Es wurde ausgemacht, daß, wer zuerst in Arrest käme, das wunderliche Ding kaufen solle. Jürgas war der erste und kaufte den Sporn, aber freilich nicht ohne beim Kauf ein neues Abkommen mit Quast und den begleitenden Offizieren getroffen zu haben: „der nächste der in Arrest kommt, läßt einen Stiefel dazu machen.“ Der nächste war Quast und in acht Tagen wurde der Riesenstiefel von zirka sechs Fuß Höhe unter allen möglichen Formalitäten in die Kaserne getragen. Da stand der Kolos, der Sporn wurde angeschnallt; aber der einmal wachgewordene Übermut sehnte sich nach mehr, und es wurde sofort beschlossen, dem Stiefel zu Ehren ein Fest zu feiern. Der Stiefel selbstverständlich als Bowle. Gesagt, getan. Das Fest verlief unter dem Jubel aller Beteiligten aber zugleich in einer Weise, daß andren Tages Order kam, auf den Stiefel zu fahnden. So leichten Kaufs indes gedachten die jungen Offiziere weder sich noch ihren Stiefel fangen zu lassen, und als die Stubenrevision ihren Anfang nahm, war der große Stiefel bereits mit Extrapoßt

\* Schabernackstreiche.



auf dem Wege nach Garz. Freilich auch hier war seines Bleibens nicht lange, der Versteck war verraten worden, und eine Reiterpatrouille (die ganze Sache war längst zu einer cause celebre\* geworden) erhielt strikten Befehl, den „Stiefel der Gensdarmes“, es koste was es wolle, zur Stelle zu schaffen. Was tun?

Es galt jetzt dieser Patrouille, die schon drei Meilen Vorsprung hatte, durch raschen Schritt zuvorkommen. Befreundete Offiziere sattelten, überholten im Fluge das seines Weges trotgende Pikett und führten den gefährdeten Liebling von Garz nach Ganger, wo er in einer unscheinbaren Scheune, unter hochaufgeschichteten Strohmassen versteckt wurde. In diesem Scheunenwinkel hat er dreißig Jahr und drüber gestanden.

Kein Regiment Gensdarmes mehr seitdem, die Jürgasse ausgestorben — da erbat sich der jetzige Besitzer von Garz (Rittmeister von Quast) den Stiefel zurück, da dieser doch wohl, wenn irgendwohin, nach dem ehemaligen Gute des „tollen Quast“ gehöre. Gern wurde ihm gewillfahrt, und neu aufgeputzt steht er seitdem auf dem Flur des Garzer Herrnhauses — ein charakteristisches Überbleibsel aus den Tagen des „Regiments Gensdarmes“.

Wolf Quast — wie übrigens viele Offiziere jener, ungeredterweise in Bausch und Bogen verurteilten Zeit — war keineswegs ein bloßer „Junker Übermut“, der mit dem Degen über die Straße raffelte oder gelegentlich in Reiterstiefeln eine Bowle braute; er war ein Mann von hervorragenden Gaben, ein Stück Genie, das die Pflege „nobler Passionen“ mit Bildung, Belesenheit und künstlerischem Sinn vereinigte. Offizier mit Leib und Seele wußte er doch dem Dienst eine ideale, fast eine wissenschaftliche Seite abzugewinnen, und seine Reitererfahrungen legte er in einem Buche („das Reitpferd“) nieder, das — wie Fachleute versichern — in allen erheblichen Punkten auch bis heute noch unübertroffen geblieben ist. Einzelne weitere Notizen über sein Leben gebe ich in den Anmerkungen. Nur das stehe schon hier: Sein Kunstsinne führte ihn nach Italien und dem Süden überhaupt, wo er 1804 in Rom und ausgangs desselben Jahres in Paris mit Schinkel zusammentraf. Dieser schrieb im Dezember 1804 an den Geh.-Rat von Prittwitz: „Herr von Quast, mit dem ich schon in Rom schöne Genüsse teilte, und den ich in Paris wiederfinde, verspricht mir die Aus-

\* Sensationsfall.



richtung meiner Empfehlungen usw.“ Das alles deutet auf viel mehr als auf Fährnischtreiche im großen Stil.

Das Ende Wolf Quasts war beklagenswert. Der brillante Reiter starb an einem Sturz mit dem Pferde. Freilich war Mangel an Geschick nicht die Ursach. In der Wilhelmstraße dicht am Wilhelmsplatz war das Pflaster behufs einer Röhrenlegung aufgenommen und bei Einbruch der Dunkelheit für keine Einzäunung gesorgt worden. Quasts Pferd stürzte in die Grube. Er selbst fiel so unglücklich, daß er bald darauf im Radziwillschen Palais, wohin man ihn gebracht hatte, verstarb (2. Mai 1812). Sein Eichensarg, ohne besonderen Schmuck, steht in der Familiengruft zu Garz. Er war am 13. Februar 1769 geboren.



## Das Dossebruch

„Ihr habt mir nichts zu danken,  
Denn davor bin ich da.“

H. v. Blomberg

Eine halbe Meile westwärts von Garz treten wir bereits in den, wie alle Brücher und Niederungen, überaus fruchtbaren Winkel ein, den hier der Zusammenfluß des Rhins und der Dosse bildet, und der seit Jahrhunderten den Namen des Dossebruches führt.

Die Dosse, in alten Urkunden Dora und Dossia genannt, entspringt an der mecklenburgischen Grenze und geht von dort aus an Wittstock, Buserhausen und Neustadt vorbei fast in ununterbrochen südlicher Richtung in Rhin und Havel. Am Ufer der Dosse, die, trübselig im ganzen, doch einzelne schöne Partien hat (z. B. bei Amt Fregsdorf, einer alten Dosseburg, seit lange in Besiz der Freiherren von Karstedt) wohnte der in den Kriegen zwischen Sachsen und Wenden vielgenannte Stamm der Dossaner, die wahrscheinlich die Grenze zwischen den wilzischen und obotritischen Wenden bildeten. Zwischen der Feldmark von Brunn und Trieflah, Dörfer auf die wir weiterhin zurückkommen, finden sich noch Spuren von alten, dreifachen Wällen, deren Ursprung sich möglicherweise auf jene Wendenzeit zurückführen läßt.

Etwa bei Buserhausen tritt die Dosse in Niederungsboden ein, und ziemlich an derselben Stelle beginnt das Dossebruch. Es hatte in vergangenen Jahrhunderten ziemlich denselben Sumpfscharakter wie das Oberbruch; alles lag wüst und befand sich in einem Urzustande. Elsen, Werstweiden und anderes Gebüsch bedeckten den größten Teil der Fläche, hier und da nur lagen Stellen über dem Wasser, die nun als Wiesen und Weiden dienten. Die Dörfer Dreeß und Siewersdorf, die auf zwei Sandshollen mitten im Bruch erbaut waren, hatten ungeheure Feldmarken, ohne sie benutzen zu können, weil das Vieh im Sumpfe steckenblieb. Schon die Namen hatten schlimmen Klang: Dolenbusch, Brand und der Tarterwinkel.

Kolonisationsversuche wurden ziemlich früh gemacht; bereits der



Landgraf von Hessen-Homburg (vergleiche das folgende Kapitel „Neustadt“) begann Abzugsgräben zu ziehen; später suchte König Friedrich Wilhelm I., nachdem das havelländische Luch entwässert war, auch hier die Kanalisierung in ein System zu bringen; erst unter dem großen Könige jedoch — ganz wie im Oder- und Warthebruch — kamen auch die Dossebrucharbeiten zu einem verhältnismäßigen Abschluß. An Widerstand hatte es auch hier nicht gefehlt; aber die Auflehnungen fruchteten glücklicherweise nichts; wo nicht freier Wille dem Besseren entgegenkam, da erfolgte Zwang.

1778 hatte man die Vorarbeiten beendet; 15 000 Morgen Land waren gewonnen, 25 neue Ortschaften gegründet, 1500 Ansiedler angeführt. Der König wollte endlich mit Augen sehen, was hier geschaffen worden war.

Am 23. Juli 1779 schickte er sich deshalb zu einer Reise in die „Brücher“ an, verließ um fünf Uhr morgens Potsdam und ging zunächst über Fahrlandt, Dyrok, Wustermark, Nauen und Königshorst bis Seelenhorst, etwa anderthalb Meilen von Fehrbellin.

In Seelenhorst trat der König in den Fehrbelliner Amtsbezirk ein, und statt des Königshorster Amtrats, der auf der Fahrt durch das havelländische Luch an der Seite des Königs gewesen war, erschien nun der Oberamtmann Fromme neben dem Wagen, um durch sein Revier hin den König zu geleiten. Der König fand Wohlgefallen an ihm und behielt ihn über Frommes Amtsbezirk hinaus mehrere Stunden lang an seiner Seite, bis an die Stöllner Berge (bei Rhinow), die den vorläufigen Zielpunkt der Reise bildeten. Oberamtmann Fromme hat in einem Briefe an den alten Vater Gleim, der sein Onkel war, alles aufgezeichnet, was er an diesem denkwürdigen Tage erlebt oder aus dem Munde des Königs vernommen hat. Wir lassen nun Fromme selber sprechen:

### Friedrichs II. Besuch im Rhin- und Dossebruch

Um acht Uhr Morgens kamen Ihre Majestät auf Seelenhorst an, hatten den Herrn General Grafen von Goerz im Wagen bei sich. Ihre Majestät sprachen bei der Umspannung mit den Zietenschen Husarenoffiziers, die auf den umliegenden Dörfern auf Grasung standen; bemerkten mich nicht. Weil die Dämme zu schmal sind, so konnt' ich neben dem Wagen nicht reiten. (Er ritt also vorauf



oder hinterher.) In Dechtow bekamen Ihre Majestät den Herrn Rittmeister von Zieten, dem Dechtow gehört, zu sehen, und behielten ihn — der Weg war hier breiter — neben sich bis dahin, wo die Dechtow'sche Feldmark zu Ende geht. Hier wurde wieder umgespannt. Der Hauptmann von Rathenow, ein alter Liebling des Königs, welchem das Gut Karvesee zum Theil gehört, befand sich hier mit seiner Familie, ging an den Wagen heran:

Hauptmann von Rathenow. Unterthänigster Knecht, Ihre Majestät!

König. Wer seid Ihr?

Hauptmann. Ich bin der Hauptmann von Rathenow<sup>1</sup> aus Karvesee.

König (die Hände faltend). Mein Gott! lieber Rathenow, lebt Er noch? ich dacht', Er wäre längst todt. Wie geht es Ihm? ist Er gesund?

Hauptmann. O ja, Ihre Majestät.

König. Aber, mein Gott! wie dick ist Er geworden!

Hauptmann. Ja, Ihre Majestät, Essen und Trinken schmeckt noch immer; nur die Füße wollen nicht fort.

König. Ja, das geht mir auch so. Ist Er verheirathet?

Hauptmann. Ja, Ihre Majestät!

König. Ist Seine Frau mit unter den Damen dort?

Hauptmann. Ja, Ihre Majestät!

König. Laß Er sie doch herkommen! (sogleich den Hut ab.) Ich find' an Ihrem Herrn Gemahl einen guten alten Freund.

Frau von Rathenow. Sehr viel Gnade für meinen Mann.

König. Was sind Sie für eine geborne?

Frau von Rathenow. Ein Fräulein von Kröcher!

König. Haha! eine Tochter vom General von Kröcher!

Frau von Rathenow. Ja, Ihre Majestät!

König. O, den hab' ich recht gut gekannt. — Hat Er auch Kinder, Rathenow?

<sup>1</sup> von Rathenow stand 1732 und die folgenden Jahre als Leutnant beim Kronprinzlichen Regiment in Neuruppin und war einer aus dem näheren Umgangskreise des Prinzen. Überhaupt werden wir im Verlauf des Aufsatzes sehen, daß der König überall alte Bekanntschaften erneuert und die fast ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Ruppiner Tage wieder lebendig werden fühlt.



Hauptmann. Ja, Ihro Majestät! Meine Söhne sind in Diensten, und dies sind meine Töchter!

König. Na! das freut mich. Leb Er wohl, mein lieber Rathenow! Leb' Er wohl! —

Nun ging der Weg auf Fehrbellin, und ritt der Förster Brand als Forstbedienter mit. Als wir an einen Fleck von Sandschellen kamen, die vor Fehrbellin liegen, riefen Ihro Majestät: Förster, warum sind die Sandschellen nicht besäet?

Förster. Ihro Majestät, sie gehören nicht zur königlichen Forst; sie gehören mit zum Acker. Zum Theil besäen die Leute sie mit allerlei Getreide. Hier, rechter Hand, haben sie Kienäpfel gesäet!

König. Wer hat die gesäet?

Förster. Hier der Oberamtman!

König (zu mir). Na! sagt es meinem geheimden Rath Michaelis, daß die Sandschellen besäet werden sollen. — (zum Förster) Wißt Ihr aber auch, wie Kienäpfel gesäet werden müssen?

Förster. O ja, Ihro Majestät!

König. Na! wie werden sie gesäet? von Morgen gegen Abend, oder von Abend gegen Morgen?

Förster. Von Abend gegen Morgen.

König. Das ist recht; aber warum?

Förster. Weil aus dem Abend die meisten Winde kommen.

König. Das ist recht! —

Nun kamen Ihro Majestät zu Fehrbellin an, sprachen daselbst mit dem Lieutenant Probst vom Zieten'schen Husaren-Regiment (schon sein Vater stand als Rittmeister bei den Zieten'schen Husaren. Sein Porträt ist in Wustrau. Vgl. Wustrau) und mit dem Fehrbellinischen Postmeister, Hauptmann von Mosch. Als angespannt war, wurde die Reise fortgesetzt, und da Ihro Majestät gleich an meinen Gräben, die im Fehrbellinischen Luch auf königliche Kosten gemacht sind, vorbei fuhren, so ritt ich an den Wagen, und sagte: Ihro Majestät, das sind schon zwei neue Gräben, die wir durch Ihro Majestät Gnade hier erhalten haben, und die das Luch uns trocken erhalten.

König. So so; das ist mir lieb! Wer seid Ihr?

Fromme. Ihro Majestät, ich bin der Beamte hier von Fehrbellin.

König. Wie heißt Ihr?



Fromme. Fromme.

König. Ha ha! Ihr seid ein Sohn von dem Landrath Fromme.

Fromme. Ihre Majestät halten zu Gnaden, mein Vater ist Amtsrath im Amte Lähme gewesen.

König. Amtsrath! Amtsrath! Das ist nicht wahr! Euer Vater ist Landrath gewesen. Ich habe ihn recht gut gekannt. Sagt mir einmal, hat Euch die Abgrabung des Luchs hier viel geholfen?

Fromme. O ja, Ihre Majestät!

König. Haltet Ihr mehr Vieh als Euer Vorfahr?

Fromme. Ja, Ihre Majestät! Auf diesem Vorwerk halt' ich vierzig, auf allen Vorwerken siebenzig Kühe mehr!

König. Das ist gut. Die Viehseuche ist doch nicht hier in der Gegend?

Fromme. Nein, Ihre Majestät!

König. Habt Ihr die Viehseuche hier gehabt?

Fromme. Ja!

König. Braucht nur fein fleißig Steinsalz, dann werdet Ihr die Viehseuche nicht wieder bekommen!

Fromme. Ja, Ihre Majestät, das brauch' ich auch; aber Küchen-  
salz thut beinah eben die Dienste.

König. Nein, das glaubt nicht! Ihr müßt das Steinsalz nicht klein stoßen, sondern es dem Vieh so hingehen, daß es dran lecken kann.

Fromme. Ja, es soll geschehen.

König. Sind sonst hier noch Verbesserungen zu machen?

Fromme. O ja, Ihre Majestät. Hier liegt die Kremmenssee. Wenn selbige abgegraben würde, so bekämen Ihre Majestät an achtzehnhundert Morgen Wiesenwachs, wo Kolonisten könnten angesetzt werden; und würde die ganze Gegend hier schiffbar, welches dem Städtchen Fehrbellin und der Stadt Nuppin ungemein aufhelfen würde, auch könnte vieles aus Mecklenburg zu Wasser nach Berlin kommen.

König. Das glaub ich! Euch wird aber wohl bei der Sache sehr geholfen, viele dabei ruinirt, wenigstens die Gutsherren des Terrains; nicht wahr?

Fromme. Ihre Majestät halten zu Gnaden: das Terrain gehört zum königlichen Forst, und stehen nur Birken darauf.

König. O, wenn weiter nichts ist, wie Birkenholz, so kann's ge-



schehen! Allein Ihr müßt auch nicht die Rechnung ohne Wirth machen, daß nicht die Kosten den Nutzen übersteigen.

Fromme. Die Kosten werden den Nutzen gewiß nicht übersteigen! Denn erstlich können Ihro Majestät sicher drauf rechnen, daß achtzehnhundert Morgen von der See gewonnen werden; das wären sechs und dreißig Kolonisten, jeder zu funfzig Morgen. Wird nun ein kleiner leidlicher Zoll auf das Floßholz gelegt, und auf die Schiffe, die den neuen Kanal passiren, so wird das Kapital sich gut verzinsen.

König. Na! sagt es meinem geheimden Rath Michaelis! Der Mann versteht's, und ich will Euch rathen, daß Ihr Euch an den Mann wenden sollt in allen Stücken, und wenn Ihr wißt, wo Kolonisten anzufehen sind. Ich verlange nicht gleich ganze Kolonien; sondern wenn's nur zwo oder drei Familien sind, so könnt ihrs immer mit dem Mann abmachen!

Fromme. Es soll geschehen, Ihro Majestät.

König. Kann ich hier nicht Bußtrau liegen sehen?

Fromme. Ja, Ihro Majestät; hier rechts, das ist's.

König. Ist der General zu Hause?

Fromme. Ja!

König. Woher wißt Ihr das?

Fromme. Ihro Majestät, der Rittmeister von Lestocq liegt in meinem Dorf auf Grasung und da schickten der Herr General gestern einen Brief durch den Reitknecht an ihn. Da erfuhr ich's.

König. Hat der General von Zieten auch bei der Abgrabung des Luchs gewonnen?

Fromme. O ja; die Meierei hier rechts hat er gebaut und eine Kuh-Molkerei angelegt, welches er nicht gekonnt hätte, wenn das Luch nicht abgegraben wäre.

König. Das ist mir lieb! Wie heißt der Beamte zu Alten-Ruppin?

Fromme. Honig!

König. Wie lang' ist er da?

Fromme. Seit Trinitatis.

König. Seit Trinitatis? Was ist er vorher gewesen?

Fromme. Canonicus.

König. Canonicus? Canonicus? Wie führt der Teufel zum Beamten den Canonicus?



Fromme. Ihro Majestät, er ist ein junger Mensch, der Geld hat, und gern die Ehre haben will, Beamter von Ihro Majestät zu sein.

König. Warum ist aber der Alte nicht geblieben?

Fromme. Ist gestorben.

König. So hätte doch die Wittve das Amt behalten können.

Fromme. Ist in Armuth gerathen!

König. Durch Frauenswirthschaft!

Fromme. Ihro Majestät verzeihen, sie wirthschaftete gut; allein die vielen Unglücksfälle haben sie zu Grunde gerichtet; die können den besten Wirth zurücksetzen. Ich selber habe vor zwei Jahren das Viehsterben gehabt, und habe keine Remission erhalten; ich kann auch nicht wieder vorwärts kommen.

König. Mein Sohn, heut hab' ich Schaden am linken Ohr, ich kann nicht gut hören.

Fromme. Das ist schon eben ein Unglück, daß der geheime Rath Michaelis den Schaden auch hat! (Nun blieb ich ein wenig vom Wagen zurück: ich glaubte, Ihro Majestät würden die Antwort ungnädig nehmen.)

König. Na! Amtmann, vorwärts! bleibt beim Wagen, aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht unglücklich seid. Sprechet nur laut, ich verstehe recht gut. (Diese mit gesperrten Lettern gedruckten Worte wiederholten Ihro Majestät wenigstens zehnmal auf der Reise.) Sagt mir mal, wie heißt das Dorf da? rechts!

Fromme. Langen.

König. Wem gehört's?

Fromme. Ein Drittel Ihro Majestät, unter dem Amte Alten-Ruppin; ein Drittel dem Herrn von Hagen; dann hat der Dom zu Berlin auch Unterthanen darin.

König. Ihr irrt Euch, der Dom zu Magdeburg!

Fromme. Ihro Majestät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin!

König. Es ist aber nicht wahr: der Dom zu Berlin hat keine Unterthanen!

Fromme. Ihre Majestät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin hat in meinem Amtsdorfe Karvesee drei Unterthanen.

König. Ihr irrt Euch, das ist der Dom zu Magdeburg.

Fromme. Ihro Majestät, ich müßte ein schlechter Beamter sein, wenn ich nicht wüßte, was in meinen Amtsdörfern für Obrigkeiten sind.



König. Ja, dann habt Ihr Recht! Sagt mir einmal: hier rechts muß ein Gut liegen, ich kann mich nicht auf den Namen besinnen; nennt mir die Güter, die hier rechts liegen.

Fromme. Buschow, Radensleben, Sommerfeld, Beez, Carwe.

König. Recht! Carwe. Wem gehört das Gut?

Fromme. Dem Herrn von Knesebeck.

König. Ist er in Diensten gewesen?

Fromme. Ja! Lieutenant oder Fähnrich unter der Garde.

König. Unter der Garde? (an den Fingern zählend). Ihr habt Recht, er ist Lieutenant unter der Garde gewesen! Das freut mich sehr, daß das Gut noch in Knesebeck'schen Händen ist. — Na! sagt mir einmal, der Weg, so hier den Berg hinauf geht, geht nach Ruppín, und hier links ist die große Straße nach Hamburg?

Fromme. Ja, Ihre Majestät!

König. Wißt Ihr, wie lang es ist, daß ich nicht bin hier gewesen?

Fromme. Nein!

König. Das sind dreiundvierzig Jahr! Kann ich Ruppín liegen sehen?

Fromme. Ja, Ihre Majestät! der Thurm, so hier rechts über die Lannen herüber sieht, ist Ruppín!

König (mit dem Glase aus dem Wagen lehrend). Ja, ja! das ist er, ich kenn' ihn noch. — Kann ich Tramniß liegen sehen?

Fromme. Nein, Ihre Majestät. Tramniß liegt zu weit links, dicht an Kyritz!

König. Werden wir's nicht sehen, wenn wir besser hinkommen?

Fromme. Es könnte sein, bei Neustadt, aber ich zweifle.

König. Das ist Schade! Kann ich Bechlin liegen sehn?

Fromme. Jetzt nicht, Ihre Majestät; es liegt zu sehr im Grunde. Wer weiß, ob es Ihre Majestät gar werden sehen können?

König. Na! gebt Achtung, und wenn ihr's seht, so sagts! — Wo ist der Beamte von Alten-Ruppín?

Fromme. In Prozen beim Vorspann wird er sein!

König. Können wir noch nicht Bechlin<sup>2</sup> liegen sehn?

<sup>2</sup> Bechlin liegt nur eine Viertelmeile von Ruppín und war oft der Schauplatz der ausgelassenen Späße, die zur „Kronprinzlichen Zeit“ beim Regiment im Schwange waren. — Ein noch bevorzugter Ort war das unmittelbar vorher genannte Tramniß (vgl. weiterhin das gleichnamige Kapitel).



Fromme. Nein!

König. Wem gehört's iho?

Fromme. Einem gewissen Schönermark.

König. Ist er von Adel?

Fromme. Nein!

König. Wer hat's vor ihm gehabt?

Fromme. Der Feldjäger Ahrens; der hat's von seinem Vater ererbt. Das Gut ist immer in bürgerlicher Familie gewesen.

König. Das weiß ich! Wie heißt das Dorf hier vor uns?

Fromme. Balchow.

König. Wem gehört's?

Fromme. Ihnen, Ihro Majestät, unter dem Amt Alten-Nuppen.

König. Wie heißt das Dorf hier vor uns?

Fromme. Prozen.

König. Wem gehört's?

Fromme. Dem Herrn von Kleist.

König. Was ist das für ein Kleist?

Fromme. Ein Sohn vom General Kleist.

König. Von welchem General Kleist?

Fromme. Der Bruder von ihm ist Flügeladjutant bei Ihro Majestät gewesen, und steht igt zu Magdeburg beim Kalkstein'schen Regiment, als Obristlieutenant.

König. Ha ha, von dem? die Kleiste kenn' ich recht gut. Ist dieser Kleist auch in Diensten gewesen?

Fromme. Ja, Ihro Majestät; er ist Fähnrich gewesen unter dem Prinz Ferdinand'schen Regiment.

König. Warum hat der Mann seinen Abschied genommen?

Fromme. Das weiß ich nicht!

König. Ihr könnt's mir sagen; ich suche nichts darunter. Warum hat der Mann seinen Abschied genommen?

Fromme. Ihro Majestät, ich kann's wirklich nicht sagen. —

Nun waren wir an Prozen heran. Ich wurde gewahr, daß der alte General von Zieten in Prozen vor dem Edelhof stand. Ich ritt an den Wagen heran und sagte: Ihro Majestät, der Herr General von Zieten sind auch hier.

König. Wo? wo? o reitet vor, und sagt's den Leuten, sie sollen still halten; ich will aussteigen. —

Nun stiegen Ihro Majestät hier aus und freuten sich außerordent-



lich über die Anwesenheit des Herrn Generals von Zieten, sprachen mit ihm, und dem Herrn von Kleist von mancherlei Sachen, ob ihm die Abgrabung des Luchs geholfen? ob er die Viehseuche gehabt? und empfahl das Steinsalz gegen die Viehseuche. Mit einemal gingen Ihro Majestät bei Seite, kamen wieder und riefen: Amtmann! (dicht am Ohr) „Wer ist der dicke Mann da mit dem weißen Rock?“ (Ich ebenfalls dicht am Ohr) „Ihro Majestät, es ist der Landrath von Quast (auf Radensleben) vom Muppinschen Kreise.“

König. Schon gut!

Nun gingen Ihro Majestät wieder zum General von Zieten und Herrn von Kleist, und sprachen von verschiedenen Sachen. Herr von Kleist präsentirte Seiner Majestät sehr schöne Früchte. Sie bedankten sich; mit einemal drehten Sie sich um und sagten: „Serviteur Herr Landrath!“ Als nun selbiger auf Ihro Majestät zugehen wollte, sagte Ihro Majestät: „Bleib Er nur da, ich kenn' Ihn, Er ist der Landrath von Quast!“

Nun war angespannt. Ihro Majestät nahmen recht zärtlichen Abschied von dem alten General von Zieten, empfahlen sich den übrigen, und fuhren fort. Ob nun wohl Ihro Majestät in Prozen die Früchte nicht annahmen, so nahmen doch Dieselben, so wie wir aus Prozen waren, ein Butterbrod für sich und für den Herrn General Grafen von Görz aus der Wagentasche und aßen während des Fahrens immer Pfirsich. Beim Wegfahren glaubten Ihro Majestät, ich würde zurückbleiben, und riefen aus dem Wagen: „Amtmann, kommt mit!“

König. Wo ist der Beamte von Alten-Muppin?

Fromme. Er wird vermuthlich krank sein, sonst wär' er in Prozen beim Vorspann gewesen.

König. Na! sagt mir einmal, wißt Ihr wirklich nicht, warum der Kleist zu Prozen seinen Abschied genommen.

Fromme. Nein, Ihro Majestät, ich weiß es wahrhaftig nicht.

König. Wie heißt das Dorf hier vor uns?

Fromme. Manker.

König. Wem gehört's?

Fromme. Ihnen, Ihro Majestät, unter dem Amt Alten-Muppin.

König. Hört einmal, wie seid Ihr mit der Erndte zufrieden?

Fromme. Sehr gut, Ihro Majestät!



König. Sehr gut? und mir haben sie gesagt, sehr schlecht!

Fromme. Ihro Majestät, das Wintergetreide ist etwas erfroren; aber das Sommergetreide steht dafür so schön, daß es den Schaden beim Wintergetreide reichlich ersetzt.

(Nun sahen Ihro Majestät auf den Feldern Mandel an Mandel.)

König. Es ist eine gute Erndte, Ihr habt Recht; es steht ja Mandel bei Mandel hier!

Fromme. Ja, Ihro Majestät; und hier setzen die Leute noch dazu Stiege.

König. Was ist das, Stiege?

Fromme. Das sind zwanzig Garben zusammen gesetzt!

König. O, es ist unstreitig eine gute Erndte. — Aber sagt mir doch, warum hat der Kleist aus Prohen seinen Abschied genommen?

Fromme. Ihro Majestät, ich weiß es nicht! Mir deucht, er hat vom Vater müssen die Güter annehmen. Eine andre Ursach weiß ich nicht.

König. Wie heißt das Dorf hier vor uns?

Fromme. Garz.

König. Wem gehört's?

Fromme. Dem Kriegs-rath von Quast.

König. Wem gehört's?

Fromme. Dem Kriegs-rath von Quast.

König. Ei was! Ich will von keinem Kriegs-rath was wissen! Wem gehört das Gut?

Fromme. Dem Herrn von Quast.

König. Na! das ist recht geantwortet! —

Nun kamen Ihro Majestät in Garz an! Die Umspannung besorgte Herr von Lüderik aus Nakel, als erster Deputirter des Ruppin'schen Kreises. Dieser hatte einen Hut auf mit einer weißen Feder! Als nun die Anspannung geschehen war, ging die Reise gleich fort.

Wem gehört das Gut hier links?

Fromme. Dem Herrn von Lüderik; es heißt Nakel.

König. Was ist das für ein Lüderik?

Fromme. Ihro Majestät, der in Garz beim Vorspann war.

König. Haha, der Herr mit der weißen Feder. — Sät Ihr auch Weizen?

Fromme. Ja, Ihro Majestät.



König. Wie viel habt Ihr ausgesäet?

Fromme. Drei Wispel, zwölf Scheffel.

König. Wie viel hat Euer Vorfahr ausgesäet?

Fromme. Vier Scheffel.

König. Wie geht das zu, daß Ihr so viel mehr säet, als Euer Vorfahr?

Fromme. Wie ich schon die Gnade gehabt Ihro Majestät zu sagen, daß ich siebenzig Stück Rüche mehr halte als mein Vorfahr, mithin meinen Acker besser in Stand setzen und Weizen säen kann!

König. Aber warum bauet Ihr keinen Hanf?

Fromme. Er geräth hier nicht. In kaltem Clima geräth er besser. Unsre Seiler können den russischen Hanf in Lübeck wohlfeiler kaufen und besser, als ich ihn bauen kann.

König. Was säet Ihr denn dahin, wo Ihr sonst Hanf hinsäet?

Fromme. Weizen!

König. Warum bauet Ihr aber kein Färbekraut, keinen Krapp?

Fromme. Er will nicht fort, der Boden ist nicht gut genug.

König. Das sagt Ihr nur so: Ihr hättet sollen die Probe machen.

Fromme. Das hab' ich gethan; allein sie ist mir fehlgeschlagen, und als Beamter kann ich viele Proben nicht machen; denn, wenn sie fehl schlagen, muß doch die Pacht bezahlt sein.

König. Was säet Ihr denn dahin, wo Ihr würdet Färbekraut hinbringen?

Fromme. Weizen!

König. Na, so bleibt beim Weizen! Eure Unterthanen müssen recht gut im Stande sein?

Fromme. Ja, Ihro Majestät! Ich kann aus dem Hypothekenbuche beweisen, daß sie an funfzig tausend Thaler Kapital haben.

König. Das ist gut!

Fromme. Vor drei Jahren starb ein Bauer, der hatte eilf tausend Thaler in der Bank.

König. Wie viel?

Fromme. Eilf tausend Thaler.

König. So müßt Ihr sie auch immer erhalten!

Fromme. Ja, es ist recht gut, Ihro Majestät, daß der Unterthan Geld hat; aber er wird auch übermüthig, wie die hiesigen Unterthanen, welche mich schon siebenmal bei Ihro Majestät verklagt haben, um vom Hofedienst frei zu sein.



König. Sie werden auch wohl Ursach dazu gehabt haben.

Fromme. Sie werden gnädigst verzeihen: es ist eine Untersuchung gewesen und ist befunden, daß ich die Unterthanen nicht gedrückt sondern immer Recht gehabt, und sie nur zu ihrer Schuldigkeit angehalten habe! dennoch bleibt die Sache, wie sie ist: die Bauern werden nicht bestraft; Ihre Majestät geben den Unterthanen immer Recht, und der arme Beamte muß Unrecht haben!

König. Ja, daß Ihr Recht bekommt, mein Sohn, das glaub' ich wohl: Ihr werdet Euerm Departementsrath brav viel Butter, Kapaunen und Puters schicken.

Fromme. Nein, Ihre Majestät, das kann man nicht; das Getreide gilt nichts. Wenn man für andre Sachen nicht einen Groschen Geld einnahme, wovon sollte man die Pacht bezahlen?

König. Wohin verkauft Ihr eure Butter, Kapaunen und Puters?

Fromme. Nach Berlin.

König. Warum nicht nach Ruppin?

Fromme. Die mehrsten Bürger halten Kühe, so viel als sie zu ihrem Aufwand brauchen! Der Soldat ist alte Butter; der kann die frische nicht bezahlen!

König. Was bekommt Ihr für die Butter in Berlin?

Fromme. Vier Groschen für das Pfund. Der ruppinische Soldat aber kauft die alte Butter für zwei das Pfund.

König. Aber eure Kapaunen und Puter könnt Ihr doch nach Ruppin bringen?

Fromme. Beim ganzen Regiment sind nur vier Stabsoffiziere, die gebrauchen nicht viel; und die Bürger leben nicht delicat; die danken Gott, wenn sie Schweinefleisch haben.

König. Ja, da habt Ihr Recht, die Berliner essen gern was Delicates.

Na, macht mit den Unterthanen, was Ihr wollt; nur drückt sie nicht!

Fromme. Ihre Majestät, das wird mir nicht einfallen, und keinem rechtschaffnen Beamten.

König. Sagt mir einmal, wo liegt hier Stöllen?

Fromme. Stöllen können Ihre Majestät nicht sehen. Die großen Berge dort links sind die Berge bei Stöllen, auf welchen Ihre Majestät alle Kolonien übersehen können!

König. So? Das ist gut, dann reitet mit bis dahin. —



Nun kamen Ihre Majestät an eine Menge Bauern, die Roggen mäheten, zwei Glieder machten, die Sensen strichen, und Ihre Majestät so durchfahren ließen!

König. Was Teufel wollen die Leute? Die wollen wohl gar Geld von mir haben?

Fromme. O nein, Ihre Majestät! Sie sind voll Freuden, daß Sie so gnädig sind und die hiesige Gegend bereisen.

König. Ich werd' ihnen auch nichts geben! Wie heißt das Dorf hier vorn?

Fromme. Barsikow.

König. Wem gehört's?

Fromme. Dem Herrn von Mütschefall.

König. Was ist das für ein Mütschefall?

Fromme. Er ist Major gewesen unter dem Regiment, das Ihre Majestät als Kronprinz gehabt haben.

König. Mein Gott, lebt er noch?

Fromme. Nein; er ist todt, die Tochter hat das Gut. —

Nun kamen wir in's Dorf Barsikow, wo der Edelhof eingefallen ist.

König. Hört! Ist das der Edelhof?

Fromme. Ja!

König. Das sieht ja elend aus! — Hört einmal: den Leuten geht's hier wohl nicht gut?

Fromme. Recht schlecht, Ihre Majestät! Es ist die größte Armuth.

König. Das ist mir leid! — Sagt mir doch; es wohnte hier vor diesem ein Landrath. Er hatte viel Kinder: Könnt Ihr euch nicht auf ihn besinnen?

Fromme. Es wird der Landrath von Jürgaß zu Ganzer gewesen sein.

König. Ja, ja, der ist's gewesen. Ist er schon todt?

Fromme. Ja, Ihre Majestät. Er ist gestorben 1771; und es war besonders: in vierzehn Tagen starb Er, seine Frau, die Fräulein, und vier Söhne. Die andern viere mußten eben die Krankheit ausstehen, die wie ein hitzig Fieber war, und obwohl die Söhne, weil sie in Diensten waren, in verschiedenen Garnisonen standen und kein Bruder zum andern kam, so bekamen sie alle viere doch dieselbe Krankheit, und kamen nur so eben mit dem Leben davon.



König. Das ist ein verzweifelter Umstand gewesen! Wo sind die noch lebenden vier Söhne?

Fromme. Einer unter Zieten Husaren, einer unter den Gensd'armes! Einer ist unter dem Prinz-Ferdinand'schen Regiment gewesen und wohnt auf dem Gute Dersau. Der vierte ist der Schwiegersohn vom Herrn Genral von Zieten. Er war Lieutenant beim Zieten'schen Regiment; Ihre Majestät haben ihm aber in diesem letzten Kriege wegen seiner Kränklichkeit den Abschied gegeben; nun wohnt er in Ganker.

König. So? Ist das schon einer von den Jürgassen? — Macht ihr sonst noch Proben mit ausländischem Getreide?

Fromme. O ja! Dieses Jahr habe ich spanische Gerste gesäet. Allein sie will nicht recht einschlagen; ich gehe wieder ab. Aber den holsteinischen Staudenroggen find' ich gut!

König. Was ist das für Roggen?

Fromme. Er wächst im Holsteinischen in der Niederung. Unterm zehnten Korn hab ich ihn noch nie gehabt!

König. Nu, nu, nicht gleich das zehnte Korn!

Fromme. Das ist nicht viel! Belieben Ihre Majestät den Herrn General von Görz zu fragen, die werden Ihnen sagen, daß dies im Holsteinischen nicht viel ist. —

Nun sprachen Sie in dem Wagen eine Weile von dem Roggen. Mit einemmale riefen Ihre Majestät aus dem Wagen: Na, so bleibt bei dem Holsteinischen Staudenroggen, und gebt den Unterthanen auch welchen.

Fromme. Ja, Ihre Majestät!

König. Aber macht mir einmal eine Idee: Wie hat das Luch ausgesehen, ehe es abgegraben war?

Fromme. Es waren lauter hohe Hüllen, dazwischen setzte sich das Wasser. Bei den trockensten Jahren konnten wir das Heu nicht herausfahren, sondern wir mußten's in großen Miethen setzen. Im Winter nur, wenn's scharf gefroren hatte, konnten wir's herausfahren. Nun aber haben wir die Hüllen herausgehauen, und die Gräben, die Ihre Majestät machen lassen, ziehen das Wasser ab. Nun ist das Luch so trocken, wie Ihre Majestät sehen, und wir können unser Heu herausfahren, wann wir wollen.

König. Das ist gut! Halten Eure Unterthanen auch mehr Vieh wie sonst?



Fromme. Ja!

König. Wie viel wohl mehr?

Fromme. Mancher eine Kuh, mancher zwo, nachdem es sein Vermögen verstattet.

König. Aber wie viel halten sie wohl sämmtlich mehr? ohngefähr nur!

Fromme. Bis einhundert und zwanzig Stück!

Nun mußten Ihre Majestät wohl den Herrn General von Görz gefragt haben, woher ich ihn kenne? weil ich wegen des holsteinischen Roggens zu Ihrer Majestät sagte: Sie möchten nur den General nach dem Roggen fragen; und hat der Herr General vermuthlich, der Wahrheit gemäß, geantwortet: daß er mich im Holsteinischen kennen gelernt, und daß ich daselbst Pferde gekauft hätte, auch in Potsdam mit Pferden gewesen wäre. Mit einemmal sagten Ihre Majestät:

Hört, ich weiß, Ihr seid ein Liebhaber von Pferden. Geht aber ab davon und zieht Euch Kühe dafür; Ihr werdet Eure Rechnung besser dabei finden.

Fromme. Ihre Majestät, ich handle nicht mehr mit Pferden. Ich ziehe mir nur etliche Füllen alle Jahr.

König. Zieht Euch Kälber dafür, das ist besser!

Fromme. O, Ihre Majestät, wenn man sich Mühe giebt, ist kein Schade bei der Pferdezucht. Ich kenne jemand, welcher vor zwei Jahren tausend Thaler für einen Hengst von seinem Zuwachs bekam.

König. Der ist ein Narr gewesen, der sie gegeben hat!

Fromme. Ihre Majestät, es war ein Mecklenburgischer Edelmann.

König. Er ist aber doch ein Narr gewesen. —

Nun kamen wir auf das Territorium des Amts Neustadt, wo der Amtsrath Klausius, der das Amt in Pacht hat, auf der Grenze hielt, und Ihre Majestät vorbei reisen ließ. Weil mir aber das Sprechen schon sehr sauer wurde, Ihre Majestät immer nach den Dörfern fragte, so hier in Menge sind, und ich immer den Gutsbesitzer mit nennen und sagen mußte, welche von ihnen Söhne im R. Dienst hätten, so holt' ich den Herrn Amtsrath Klausius an den Wagen heran und sagte: Ihre Majestät, das ist der Amtsrath



Klausius vom Amt Neustadt, unter dessen Jurisdiction die Kolonien stehen.

König. So, so, das ist mir lieb! Laßt ihn herkommen! — Wie heißt Ihr?

(Von hieran sprach der König das meiste mit dem Amtsrath Klausius; und ich schreibe nur, was ich selbst gehört habe.)

Amtsrath. Klausius!

König. Klausius. Na, habt Ihr viel Vieh hier auf den Kolonien?

Amtsrath. Achtzehnhundert sieben und achtzig Stück Kühe, Ihre Majestät! Es würden weit über dreitausend sein, wenn nicht die Viehseuche gewesen wäre.

König. Vermehren sich auch die Menschen gut? Giebt's brav Kinder?

Amtsrath. O ja, Ihre Majestät; es sind iht funfzehnhundert sechs und siebenzig Seelen auf den Kolonien!

König. Seid Ihr auch verheirathet?

Amtsrath. Ja, Ihre Majestät!

König. Habt Ihr auch Kinder?

Amtsrath. Stiefkinder, Ihre Majestät!

König. Warum nicht eigene?

Amtsrath. Das weiß ich nicht, Ihre Majestät, wie das zugeht.

König (zu mir). Hört: ist die Mecklenburgische Grenze noch weit von hier?

Fromme. Nur eine kleine Meile. Es sind aber nur etliche Dörfer, die mitten im Brandenburgischen liegen. Sie heißen Nekeband und Rossow.

König. Ja, ja, sie sind mir bekannt. Das hätt' ich aber doch nicht geglaubt, daß wir so nah am Mecklenburgischen wären. (Zum Herrn Amtsrath Klausius.) Wo seid Ihr geboren?

Amtsrath. Zu Neustadt an der Dosse.

König. Was ist euer Vater gewesen?

Amtsrath. Prediger!

König. Sind's gute Leute, die Kolonisten? Die erste Generation pflegt nicht viel zu taugen!

Amtsrath. Es geht noch an.

König. Wirthschaften sie gut?

Amtsrath. O ja, Ihre Majestät! Ihre Excellenz, der Minister



von Derschau, haben mir auch eine Kolonie von fünf und siebenzig Morgen gegeben, um den andern Kolonisten mit gutem Exempel vorzugehen.

König (lächelnd). Haha! mit gutem Exempel! Aber sagt mir: ich sehe ja hier kein Holz, wo holen die Kolonisten ihr Holz her?  
Amtsrath. Aus dem Ruppinischen.

König. Wie weit ist das?

Amtsrath. Drei Meilen.

König. Das ist auch sehr weit! Da hätte müssen gesorgt werden, daß sie's näher hätten! (zu mir). Was ist das für ein Mensch, der da rechts?

Fromme. Der Bauinspector Menzellius, der hier die Bauten in Aufsicht gehabt hat.

König. Bin ich hier in Rom? Es sind ja lauter lateinische Namen! Warum ist das hier so hoch eingezäunt?

Fromme. Es ist das Maulthiergestüte.

König. Wie heißt die Kolonie?

Fromme. Klausiushof.

Amtsrath. Ihre Majestät, sie kann auch Klaushof heißen.

König. Sie heißt Klau-si-ushof. Wie heißt da die andere Kolonie?

Fromme. Brenkenhof.

König. So heißt sie nicht.

Fromme. Ja, Ihre Majestät; ich weiß es nicht anders!

König. Sie heißt Brenken-ho-si-ushof! — Sind das die Stölsenschen Berge, die da vor uns liegen?

Fromme. Ja, Ihre Majestät!

König. Muß ich durch's Dorf fahren?

Fromme. Es ist eben nicht nöthig; aber der Vorspann steht drinn. Wenn Ihre Majestät befehlen, so will ich vorreiten, und den Vorspann aus dem Dorf heraus nehmen, und hinter die Berge legen.

König. O ja, das thut! Nehmt Euch einen von meinen Pagen mit. —

Nun besorgte ich den Vorspann, richtete mich aber doch so ein, daß, sobald als Ihre Majestät auf den Bergen waren, ich auch da war. Als Ihre Majestät ausstiegen aus dem Wagen, ließen Sie sich einen Tubum geben und besahen die ganze Gegend, und sagten dann: Das ist wahr, das ist wider meine Erwartung! das ist schön!



Ich muß Euch das sagen, alle, die Ihr daran gearbeitet habt! Ihr seid ehrliche Leute gewesen! — (Zu mir). Sagt mir mal: Ist die Elbe weit von hier?

Fromme. Ihre Majestät, sie ist zwei Meilen von hier! Da liegt Werben in der Altenmark, dicht an der Elbe.

König. Das kann nicht sein! Gebt mir den Tubum noch einmal her. — Ja, ja; es ist doch wahr! Aber was ist das andre für ein Thurm?

Fromme. Ihre Majestät, es ist Havelberg.

König. Na! Kommt alle her! (Es waren der Amtsrath Klausius, der Bauinspector Menzelius und ich). Hört einmal, der Fleck Bruch, hier links, soll auch noch urbar gemacht werden, und was hier rechts liegt, ebenfalls, so weit als der Bruch geht. Was steht für Holz drauf?

Fromme. Elsen und Eichen, Ihre Majestät!

König. Na, die Elsen können gerodet werden, und die Eichen, die können stehen bleiben; die können die Leute verkaufen, oder sonst nutzen! Wenn's urbar ist, dann rechne ich so dreihundert Familien und fünfhundert Stück Kühe; nicht wahr?

Nun antwortete keiner; zuletzt fing ich an und sagte:

Ja, Ihre Majestät; vielleicht!

König. Hört mal, Ihr könnt mir sicher antworten: Es werden mehr oder weniger Familien! Das weiß ich wohl, daß man das so ganz genau sogleich nicht sagen kann. Ich bin nicht da gewesen, kenne das Terrain nicht; sonst versteh' ich's so gut wie Ihr, wie viel Familien angesetzt werden können.

Bauinspector. Ihre Majestät, das Luch ist aber noch in großer Gemeinschaft.

König. Das schadet nicht! Man muß eine Vertauschung machen, oder ein Aequivalent dafür geben, wie sich's thun läßt am besten. Umsonst verlang ich's nicht. (Zum Amtsrath Klausius). Na, hört mal, Ihr könnt's an meine Kammer schreiben, was ich urbar will gemacht haben; das Geld dazu geb ich! (Zu mir). Und Ihr geht nach Berlin und sagt es meinem Geheimen Rath Michaelis mündlich, was ich noch will urbar gemacht haben. —

Nun setzten Ihre Majestät sich in den Wagen und fuhren den Berg hinunter; es wurd' umgespannt. Weil nun Ihre Majestät be-



fohlen hatten, daß ich bis an die Stöllenschen Berge Sie begleiten sollte, so ging ich an den Wagen und fragte: Befehlen Ihre Majestät, daß ich noch weiter mit soll?

König. Nein, mein Sohn; reitet in Gottes Namen nach Hause! —

Soweit die Unterredung, die Fromme direkt mit dem Könige geführt. Er fügt aber seinem Bericht noch einiges hinzu, was er nachträglich über den weiteren Verlauf der Reise erfahren hat. Dies lautet in Frommes Aufzeichnungen (an Gleim) wie folgt:

Herr Amtsrath Klausius brachte sodann Ihre Majestät bis nach Rathenow, wo Sie im Posthause logirt haben. In Rathenow sind Ihre Majestät über Tafel ungemein vergnügt gewesen, haben mit dem Herrn Obristlieutenant von Bachhoff von den Karabiniers gespeist; und haben der Herr Obristlieutenant von Bachhoff selbst erzählt, daß Ihre Majestät gesagt hätten:

„Mein lieber Bachhoff, ist Er lange nicht in der Gegend von Fehrbellin gewesen, so reise Er hin! Die Gegend hat sich ungemein verbessert. Ich hab' in langer Zeit mit solch einem Vergnügen nicht gereist. Ich nahm die Reise mir vor, weil ich keine Revue hatte, und es hat mir so sehr gefallen, daß ich gewiß wieder künftig solch eine Reise vornehmen werde! — Hör' Er mal: wie ist es ihm gegangen im letzten Kriege? Vermuthlich schlecht! Ihr habt in Sachsen auch nichts ausgerichtet. . . . Ich hätte können was ausrichten; allein ich hätte mehr als die Hälfte meiner Armee aufgeopfert und unschuldig Menschenblut vergossen. Aber dann wär' ich werth gewesen, daß man mich vor die Fähdel-Wache gelegt, und mir einen öffentlichen Product gegeben hätte? Die Kriege werden fürchterlich zu führen.“

Nachher haben Ihre Majestät gesagt: „Von der Schlacht bei Fehrbellin bin ich so orientirt, als wenn ich selbst dabei gewesen wäre! Als ich noch Kronprinz war und in Ruppin stand, da war ein alter Bürger, der Mann war schon sehr alt! der wußte die ganze Bataille zu beschreiben und kannte den Wahlplatz sehr gut! Einmal setzt' ich mich in den Wagen, nahm meinen alten Bürger mit, welcher dann mir alles zeigte, so genau, daß ich sehr zufrieden war mit ihm. Als ich nun wieder nach Hause reiste, dacht' ich, du mußt doch deinen Spas mit dem Alten haben! Da fragte ich ihn: Vater, wißt ihr denn nicht, warum die beiden Herren sich miteinander gestritten



haben? „O jo, Ihre Königliche Hoheiten, dat will ick se wohl seggen. Als unse Chorförste is jung gewest, het he in Utrecht studert, und da is de König von Schweden als Prinz ohl gewest. Da hebben nu de beede Herrn sich vertörnt, heben sich in den Haaren gelegen, und dit is nu de Pife davon!“

Ihre Majestät haben wirklich so plattdeutsch gesprochen; sind aber bei Tafel so müde geworden, daß Sie eingeschlafen sind!

Weiter kann ich von der Reise keine Beschreibung machen. Denn Ihre Majestät haben zwar noch viel gesprochen und gefragt, es würd' aber wohl schwer sein, es alles zu Papier zu bringen.



## Neustadt a. D.

Auf der langen Bohlenbrücke  
Drüber unsre Schritte dröhnen,  
Wandeln wir mit heitrem Blicke  
In die Stadt; kühl sind die Straßen,  
Blank die Steine, kannst du's fassen?  
Du betrittst sie ganz alleine.

**W**er kennt nicht Neustadt? Aber wie es einerseits zu den Städten gehört, von denen die Welt nur den Bahnhof kennt, so gehört es andererseits zu denen, die immer verwechselt werden.

Uns gegenüber im Rupee sitzt eine hübsche Dame von sechsunddreißig, ein wenig blaß, die Augen umdunkelt. Sie liest — erst das Bahnhofstreiben, dann das Bahnhofsgebäude musternd — „Neustadt an der Dosse“, und wendet sich dann mit der Frage an ihren Nachbar: „Hier ist ja wohl eine Forstakademie?“

Der Angeredete, ein behäbiger mittelalterlicher Herr, den ich kurz als einen Onkel Bräsig der Neustädter Territorien bezeichnen möchte, antwortet mit vieler Artigkeit: Nein, meine Gnädigste, die Forstakademie ist in Neustadt-Eberswalde.

Richtig, richtig, ich meinte ein Irrenhaus.

Ich bitte um Entschuldigung, das ist auch in Neustadt-Eberswalde. Aber ich dächte doch....

Ganz richtig, hier ist ein Gestüt.

Ein Gestüt?

Ja. Sehen sie dort, das ist es.

Aber mein Gott, das ist ja eine Kirche.

Verzeihung, ich meine weiter links, dort wo die Pappeln stehen.

So, so, dort. Ich danke Ihnen.

Es gibt nämlich, meine Gnädigste, wenn Sie sich für diese Dinge interessieren....

Bitte.

... ein königliches und ein Landesgestüt. Beide von berühmterucht. Mit Hilfe arabischer...

So, so. Ich danke Ihnen sehr.

Damit schloß ein Gespräch, von dem es ungesagt bleiben mag, ob es schon zu weit gediehen war, oder seine Höhe noch nicht erreicht hatte.



Der Zug rasselt inzwischen weiter. Nur der Leser und ich sind ausgestiegen, um Neustadt, an dem wir so oft vorübergefahren, endlich einmal in der Nähe kennenzulernen. Ein anmutiger Spaziergang — die Septembersonne ist schon im Sinken — führt uns auf die Stadt zu. Unterwegs von einer Brückenwölbung aus haben wir einen vorzüglichen Überblick über die gesamte Landschaft. Rechts der Häuserstreifen der Stadt, links Fabrikgebäude und Etablissements, eine langgestreckte Vorstadt, den sogenannten „Spiegelberg“ bildend, dazwischen ein Wiesengrund, inmitten dieses Grundes aber die kanalartig regulierte Dosse. Fünf Minuten später haben wir die Stadt selbst erreicht, eine einzige Straße, an die sich rechtwinklig eine kurze Aufgangsstraße lehnt. Da, wo sich beide berühren, erweitern sie sich zu einem Marktplatz, an dem die „Amtsfreiheit“ und die Kirche gelegen sind. Am äußersten Ende der Längsstraße das Gestüt. Diesem letzteren gegenüber jedoch — jener Dame im Kupee nicht unähnlich — von einer gewissen Befangenheit erfüllt, leisten wir in Nachstehendem auf einen Besuch dieser berühmten Vorbereitungsstätten unserer Kavalleriesiege Verzicht und begnügen uns damit, unsere Aufmerksamkeit auf Stadt und Vorstadt, beziehungsweise auf die Geschichte beider zu richten. Diese, wenigstens bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts hinein, ist in wenig Zeilen erzählt:

Burg oder Schloß Neustadt gehörte 1375, wie das Landbuch Kaiser Karls IV. ausweist, dem Lippold von Bredow. Später an die Ruppiner Grafen übergehend war es zeitweilig den Quihows, den Bredows, den Rohrs verpfändet, bis es nach dem Erlöschen des gräflichen Hauses von Lindow-Ruppin (1524) dem Kurfürsten zufiel. Aber neue Pfandinhaber folgten, und erst 1584 kam es erb- und eigentümlich an Reimar von Winterfeld. Die Winterfelds besaßen es bis in die ersten Jahre des Dreißigjährigen Krieges hinein, an dessen Ende wir auf etwa ein halbes Jahrhundert hin Neustadt, in bezug auf seine Besitz-, resp. Verwaltungsverhältnisse, in eine Epoche berühmter historischer Namen eintreten sehen. Es waren dies:

Feldmarschall Graf Königsmarck von 1644 bis 1662;

Prinz Friedrich von Hessen-Homburg von 1662 bis 1694;

Eberhard von Danckelmann (nicht als Besitzer, aber als kurfürstlicher Amtshauptmann) von 1694 bis 1697.



Nach dieser Zeit hörten die historischen Namen auf und „Amt Neustadt“ war ein kurfürstliches, resp. königliches Amt wie andere Ämter mehr.

Aus der Graf Königsmarckschen Epoche, trotzdem dieselbe eine so berühmte Aufschrift trägt, ist wenig zu berichten. Der Graf hat mutmaßlich seine Neustädter Besitzungen nie gesehen; er begnügte sich damit, sie durch seinen Regimentsquartiermeister Liborius Eck in allerdings mustergültiger Weise verwalten zu lassen. 1662 ging das Gut, wie schon vorstehend erwähnt, an den Hessen-Homburger Prinzen über, einen Zeitabschnitt einleitend, bei dem wir nun, zugleich auf das Leben des Prinzen Bezug nehmend, eingehender verweilen werden.

### Prinz Friedrich von Hessen-Homburg

Nehmt den besten Reiterhauzen,  
Folgt dem Feinde, macht ihn laufen,  
Aber laßt Euch nicht verleiten,  
Ernstlich Euch herumzustrreiten.

Prinz Friedrich von Hessen-Homburg — dies sei voraus bemerkt, noch ehe wir ihn geboren werden lassen — war vor allem nicht der, als der er uns in dem nach ihm genannten H. v. Kleistschen Schauspielen entgegentritt. Der H. v. Kleistsche und der historische Prinz von Homburg verhalten sich zueinander wie der Goethesche und der historische Egmont. Sie waren keine Leichtfüße und keine Liebhaber, vielmehr ernste Leute von mittleren Jahren und reichem Kindersegel, dabei ebenso gute Ehemänner wie Patrioten. Prinz Friedrich von Hessen-Homburg wurde am 30. Mai 1633 geboren. Er war der zweite Sohn des Landgrafen Friedrich von Hessen, des Stifters der Homburgischen Linie. Er trat jung in schwedischen Dienst, war 1658 mit vor Kopenhagen und verlor bei dieser Belagerung ein Bein. Dasselbe wurde künstlich ersetzt, weshalb er seitdem der „Prinz mit dem silbernen Bein“ genannt wurde. Neben Götz von Berlichingen wohl der einzige Fall einer derartigen Namensgebung. Die Belagerung von Kopenhagen fiel in die glänzende Regierungszeit Karl Gustavs von Schweden, nach dessen plötzlichem Tode (1660) unser Homburger Prinz sich zurückgesetzt fühlte. Er nahm deshalb seinen Abschied, wahrscheinlich 1661.



Um ebendiese Zeit (1661) hatte er sich mit der Gräfin Margarethe Brahe, die übrigens bereits Witwe zweier Grafen Drenstierna war, vermählt und übersiedelte nach Weserlingen, einem schönen Gute im Magdeburgischen, das ihm durch seine Gemahlin zugebracht worden war. Hier von Weserlingen aus kam er an den Berliner Hof, trat in die Armee des Kurfürsten, erhielt ein Regiment und wurde später (1770) zum General der Kavallerie erhoben.

Ziemlich gleichzeitig mit seinem Eintritt in unsere Armee hatte er sich auch im Brandenburgischen ansässig gemacht und Amt Neustadt, das, wie wir wissen, seit 1644 in Händen des Grafen Hans Christoph von Königsmarck war, von ebendiesem erstanden. Dies war 1662. Er nahm nun wenigstens zeitweilig seinen Aufenthalt an dieser Stelle, und alles, was Neustadt in diesem Augenblicke ist, ist es von Prinz Friedrich von Hessen-Homburgs wegen. Er besaß es 32 Jahre, aber nur 16 Jahre lang (bis 1678) konnte er ihm seine besondere Aufmerksamkeit widmen. Dies genügte. Ja wenn dieser sechzehnjährige Zeitabschnitt noch wieder halbiert worden wäre, würde an dem Gesamtergebnisse seines Schaffens durch diese abermalige Halbierung nichts Erhebliches geändert worden sein, denn er griff so rasch und so energisch ein, daß zwei, höchstens vier Jahre nach Übernahme des Besitzes all das begonnen war, was spätere Jahrzehnte allerdings glänzender hinausführten. Auf die Initiative aber kommt es an. Ob diese in jedem Einzelfalle bei ihm selber, oder bei seiner Gemahlin der Gräfin Brahe, oder aber bei dem schon rühmlich erwähnten Amtsverwalter Liborius Eck lag, den er als einen höchst fähigen Administrator aus der Königsmarckschen Zeit her übernommen hatte, ist gleichgültig; die oberste Herrschaft gibt den Namen, und die Hessen-Homburgische Zeit ist und bleibt die große Epoche von Neustadt.

Bei Übernahme des Gutes bestand dasselbe aus 7 Bauerhöfen, einer Schmiede und einer Mühle, war also kleiner als das kleinste Dorf. Die Bewohner zahlten keine Abgaben, hatten aber Dienste auf dem Amte zu leisten. Das war das Neustadt von 1662. Zwei Jahre später (1664) bestand es bereits aus 47 Bürgerhäusern und einer Vorstadt, in der sich weitere 25 Familien niedergelassen hatten; dem Orte selbst aber war auf Antrag des rastlosen und bei Hofe einflussreichen Prinzen Stadtgerechtigkeit und das Recht, zwei Jahrmärkte abhalten zu dürfen, zugestanden worden. Das gleich-



zeitig empfangene Wappen setzte sich links aus einem Elentier, rechts aus einem springenden Löwen zusammen, wovon sich der Löwe auf den Prinzen, das Elentier (mutmaßlich) auf die Stadt bezog.

Aber bei dem bloßen Bauen und Stellenbesetzen hatte es all die Zeit über nicht sein Bewenden gehabt; durch seine ganze Tätigkeit ging ein organisatorischer Zug, der sich nicht daran genügen ließ, überhaupt etwas, sondern vor allem das praktisch Richtige zu tun. Das nächste war eine Regulierung der Dosse, die, wie noch jetzt die Spree im Spreewald, damals in zahllosen Armen durch die Dossenniederung floss. Der herrliche Wiesenstand, der auf diese Weise gewonnen wurde, leitete binnen kurzem zu einer sorgsam gepflegten Pferdezucht, also zu den Anfängen der späteren Gestüte hinüber. Der Raseneisenstein, der sich vorfand, ließ eine Eisenhütte, der reiche Holzbestand eine Glashütte entstehen; an der Dosse selbst hin aber wuchsen einerseits Schleifereien für das gewonnene Glas, andererseits Papier- und Schneidemühlen empor. Wer Kolonisierung studieren will, muß die Geschichte unserer Mark Brandenburg studieren; aber wenn die ganze Provinz nach dieser Seite hin ein lehrreiches Beispiel bietet, so bietet vielleicht Neustadt von 1662 bis 1666 wiederum das Muster unter den Musterstücken.

Das Jahr 1666 freilich schien ausersehen, die ganze Anlage wieder in Frage stellen zu sollen. Alle 47 Bürgerhäuser brannten nieder, mit ihnen das Amt, das mutmaßlich dem Prinzen als Wohnung diente; auch die prinzliche Kapelle. Eine Stadtkirche gab es noch nicht. Erhalten blieben (vorläufig) nur die vorstädtischen Fabrikbezirke am andern Ufer der Dosse, soweit von „Vorstadt“ und „Fabrikbezirken“ damals überhaupt die Rede sein konnte.

Prinz Friedrich, tapferer Soldat, der er war, ließ sich diesen Unheilstag nicht anfechten, und die niedergebrannte Stadt wurde schöner und größer wieder aufgebaut. Den Bau eines Rathauses unterließ er, aber dem Bau eines Gotteshauses wendete er seine volle Aufmerksamkeit zu. Schon 1673 konnte innerhalb der neu-entstandenen Stadt der Grundstein zur Kirche gelegt, 1686 dieselbe geweiht werden. Lange vor diesem letztgenannten Zeitpunkte jedoch hatten sich bereits Ereignisse zugetragen, zu denen — wenn auch nicht die Stadt Neustadt als solche — so doch ihr Besizer, der Prinz, in die nächsten Beziehungen getreten war. Diesen Ereignissen wenden wir uns jetzt zu.



Der Dienst, selbstverständlich, hielt den Prinzen monatelang von seinem geliebten und gepflegten Neustadt fern. War dies schon in ruhigen Zeiten der Fall, so vollends in Kriegszeiten, wie sie 1674 wieder angebrochen waren. Der Prinz befand sich (1675) mit seinem kurfürstlichen Herrn im Elsaß, dann in Franken, allwo am 18. Mai im Lager vor Schweinfurt die Nachricht vom Einfall der Schweden in die Mark Brandenburg eintraf. Der Kurfürst hatte es eilig. Mit ihm brach unser Prinz auf, war am 11. Juni in Magdeburg, am 14. vor Rathenow und nahm von hier aus nach Erstürmung dieser Stadt durch Derfflinger an jener berühmt gewordenen Verfolgung teil, die den Schweden schon am 16. und 17. in verschiedenen Avantgardengefechten so erhebliche Opfer auferlegte. Am 17. waren die verfolgenden Brandenburger bis Rauen gekommen. Von hier aus schrieb unser Prinz, dem für den nächsten Tag eine so bedeutende Rolle vorbehalten war, an seine Gemahlin den folgenden Brief:

„Meine Engelsdicke<sup>1</sup>, wir seint braff auf der jacht mit den Herren Schweden, sie seint hier beim passe Rauen diesen morgen übergegangen, musten aber bei 200 Todten zurückelassen von der arrierguarde; jenseits haben wir bei Fer-Berlin alle brücken abgebrant und alle übriche paesse so besetzt, das sie nun nicht aus dem Lande wieder können. sobald unsere infanteri kombt, soll, ob Gott wolle, die ganze armada dran. Der Feldherr (nämlich Karl Gustav Wrangel) war mit 3000 Mann in Havelberg, wollte die Brücke über die Elbe machen lassen, aber nun ist er von der armada abgeschnitten und gehet über Hals und Kopf über Rupin nach pomern; sein Bruder (der schwedische General Waldemar Wrangel nämlich) commandirt diese 12,000 mann. wo keine sonderbare straff Gottes über uns kombt, soll keiner davon kommen, wir haben dem Feind schon über 600 todtgemacht und über 600 Gefangene. Heute hat Henning wohl 150 pferth geschlagen, und gehet alleweil Lüttique mit 1500 Mann dem Feindt in ricken. morgen fröhe wer-

<sup>1</sup> Die Dame, die hier in so gewinnender Weise angedet wird, war seine zweite Gemahlin, eine geborene Prinzessin von Kurland, mit der er sich, nach dem 1669 erfolgten Tode der Gräfin Brahe, im Jahre 1672 vermählt hatte. Diese zweite Gemahlin starb 1690. Er vermählte sich dann 1692 zum drittenmal, und zwar mit Gräfin Sibylle von Leiningen. Diese überlebte ihn.



den sie ihnen den 1. morgensegen singen. wir haben noch kein 60 mann verlohren, und unsere leute fechten als lewen. — in zwei Tagen haben wir unsere infanterie und morgen den Fürsten von Anhalt mit 4000 mann, die Kayserlichen werden alle Tage erwartet mit 8000 mann. dann gehen wir gerath in pommern, und wenn die battaglie vorbei, gehe ich nach Schwalbach, habe schon Urlaub. — adieu, mein Engel, dein trewer Mann und diner sterb ich.

Friedrich L. 3. Hessen.“

„Ich kann wegen affaires unmöglich mehr schreiben.“

Nichts kann uns eine bessere Vorstellung geben von der Stimmung, welche im brandenburgischen Heere herrschte, zumal auch von der des Prinzen selbst, der nunmehr auf vierundzwanzig Stunden in die vorderste Linie tritt. Am folgenden Tage, am „Tage von Fehrbellin“, führte er die Avantgarde, hing sich mit dieser an die Schweden, brachte sie zum Stehen und wurde so die vorzüglichste Ursache zum Siege über dieselben. Verfuhr er anders, so entkam der Feind. Er selber hat über diese glänzende Aktion am Tage darauf (19.) von Fehrbellin aus abermals in einem Briefe an seine „Engelsdicke“ berichtet. Der Brief lautet:

„Allerliebste Frawel!

Ich sage nun E. L. hiermit, das ich gester morgen mit einichen Tausent mann in die advanquart commandiret gewesen, auff des Feindtes contenance achtung zu haben, da ich denn des Morgens gegen 6 Uhr des Feindtes ganzer armé ansichtig wurde, der ich dann so nahe ging, das er sich mußte in ein Scharmützel einlassen, dadurch ich ihn so lange auffhielte, bis mir J. Dl. der Churfürst mit seiner ganzen Cavallerie zu Hülffe kam. sobalten ich des Churfürsten ankunft versichert war, war mir bang, ich möchte wider andere ordre bekommen, und fing ein hartes treffen mit meinen Vortruppen an, da mir denn Dörffling soforth mit einichen Regimentern secontirte. Da ging es recht lustig ein stundte 4 oder 5 zu, bis entlichen nach langem Gefechte die Feindte weichen mußten, und verfolgten wir sie von Linum bis Fer-Berlin, und ist wohl nicht viel mehr gehört worden, daß eine formirte armee, mit einer starken infanterie und canonen so wohl versehen, von bloßer Ca-



vallerie und tragonern ist geschlagen worden. es hülte anfänglich sehr hart; wie dann meine Vortruppen zum zweidten mahl braff gehezet wurden, wie noch des anhaltische und mehr andere regimenter, wie wir denn entlichen so vigouusement drauff gingen, des uns der Feind le champ de battaglia malgré hat lassen, und sich in den passe Fer-Berlin retiriren muste, mit Verlust (von) mehr als 2000 Todten ohne die plessirten. ich habe, ohne die zweitausend im Vortrupp commandirten, mehr als 6 oder 8 escatronen angeführet. zuweilen must ich lauffen, zuweilen machte ich laufen, bin aber diesemahl Gottlob ohn plessirt davongekommen. auf schwedischer seiten ist gebliben der Obrist Adam Wachtmeister, Obr. Liet. Malzan von General Dalwichens (Regiment) und wie sie sagen noch gar viele hohe oficirer, Dalwig ist durch die achsel geschossen, und sehr viele hart plessirt. auf unser seiten wurde mir der ehrliche Obrist Mörner an der Seiten knall und falle todt geschossen, der ehrliche Frobenius todt mit einem stücke, kein schrit vom Kurfürsten. Strauß mit 5 Schossen plessirt; Major Schlappendorf blib diesen Morgen vor Ferberlin; — es ging sehr hart zu, da wir gegen die biquen Compani fechten musten, ich bin eglische mahl ganz umringet gewesen, Gott hat mir doch allemahl wider drauff geholfen, und wehren alle unsere stücke und der Feld-Marschall selbstn Verlohren gewesen, wenn ich nicht en personne secundiret hette; darüber denn der retliche Mörner blieb. Hetten wir unsere infanterie bey uns gehabt, solte kein mann von der gangen armée davon gekommen sein, es ist jeko eine solche schreckliche terreur panique unter der schwedischen Arme, das sie auch nur braff lauffen können. — nachdeme alles nun vorbey gewesen, haben wir auff der Walsstett, da mehr als 1000 Todten umb uns lagen, gessen, und uns braff lustig gemacht; der Herzog von Hannover wird nun schwerlich gedenken über die Elbe zu gehen, und ich halte darvon, weilen die schweden nun so eine harte schlappe bekommen, er werdte sich eines besseren bedenden; Wangelin, der durch Ubergab von Ratenu viel daran schuldig ist, dörfste grose Verantwortung haben, wo er nicht gar den Kopfe lassen mus; gegeben im Feldlager bei Fer-Berlin den 19. Juni 1675.“

Dieser Brief, wie der vorige, ist nicht nur bezeichnend für die Frische und Anspruchslosigkeit des Schreibers, er ist auch historisch



wichtig, weil er die älteren Berichte über diese Schlacht, wie sie sich im Theatrum Europaeum, im Pufendorf usw. finden, bestätigt und die erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auftretende Sage von Insubordination, kurfürstlichem Zorn und Kriegsgericht aufs evidenteste widerlegt. „Wir haben uns nachher recht lustig auf der Wahlstatt gemacht.“ Diese Worte des Briefes passen schlecht zu einem angebrohten Kriegsgericht. Nicht Angeklagter, wohl aber Kläger scheint er später gewesen zu sein, wenigstens finden wir in einem Briefe, den seine Schwägerin am 19. Oktober 1675 an den Grafen von Schwerin schreibt, folgende Stelle: „dem redlichen Landgrafen ist nicht eins gedankt, vor dem das er bei Fehrbellin gethan; also geht es in der Welt, die Pferde, die den Haber verdienen, bekommen am wenigsten.“

Alle diese Verstimmungen können aber nicht ernster Art gewesen sein. 1676 sehen wir den Prinzen aufs neue mit seinem kurfürstlichen Herrn im Felde, und nachdem er sich bei der Eroberung von Pommern abermals ausgezeichnet hat, erhält er von ihm die erledigten Wachtmeisterschen und Rheinschildischen Lehne als ein Geschenk.

Der Verwaltung dieser aber, wie auch der seines vielgeliebten „Amtes Neustadt“ konnte er sich von da ab nicht mehr unterziehen. Zwei Jahre später schon (1678) fiel ihm, nach dem Ableben seines Bruders Wilhelm, die Grafschaft Hessen-Homburg zu; er war nunmehr regierender Fürst. Größeres lag ihm ob, und das Kleinere, das so viele Jahre lang der Gegenstand seiner Freude und seiner Sorge gewesen war, mußte daneben zurückstehen. Die Administration der nahezu achtzig Meilen von seinem eigentlichen Besitze abgelegenen märkischen Güter wurde immer schwieriger, und so mußte er denn schließlich bereit sein, nachdem er übrigens noch 1679 Amt Neustadt durch Ankauf des Luderitzschen Rittergutes Dreeß erweitert hatte, besagtes Amt an den Kurfürsten Friedrich III. käuflich abzutreten. Dies war 1694.

Was er aber bis dahin gegründet hatte — fast mit alleiniger Ausnahme des Eisenwerks, das sich nicht als rentabel erwies — lebte fort bis in unser Jahrhundert hinein und prosperiert zum Teil bis diese Stunde noch. Überall hatte er das Richtige getroffen, das den Bedingungen entsprach, die er vorfand.

Er starb 1708.



## Eberhard von Danckelmann

Zu spät, zu spät liebe Lady mein,  
Es ist nicht mehr, wie sonst es war,  
Meine Feinde gelten bei Hofe jetzt.  
Alte Ballade

1694 war Neustadt wieder ein kurfürstliches Amt geworden, was es schon einmal, und zwar von 1524 bis 1584, in welchem letzteren Jahre es an Reimar von Winterfeld kam, gewesen war. Zum Amtshauptmann wurde Eberhard von Danckelmann bestellt.

Ein Lebensbild dieses hervorragenden Mannes zu geben, kann an dieser Stelle nicht meine Aufgabe sein. Nur eine Skizze.

Christoph Balthasar Eberhard von Danckelmann wurde am 23. November 1643 zu Lingen geboren. Er war der in der Mitte stehende (vierte) von sieben Brüdern, die sich sämtlich im Staatsdienste auszeichneten, weshalb einem etwa um 1690 angefertigten Bildnis des Vaters dieser Sieben die lateinische Unterschrift gegeben wurde:

Integra miretur Sapientes Graecia septem,  
Hic uni videas tot bona rara Patri.

Der bekannte Oberzeremonienmeister und Hofpoet von Besser beglückwünschte später (1694) in einem Lob- und Huldigungsgedicht<sup>2</sup> auf Eberhard von Danckelmann ebenfalls den Vater desselben und wußte bei dieser Gelegenheit den Inhalt obigen lateinischen Verses geschickt in seine Dichtung hineinzuverweben.

Dein Vater hatte mehr, als viel' verlangen könnten,  
Er hatte sieben Söhn' und alle bei dem Staat,  
Drei sind Geheime Rät' und drei sind Präsidenten,  
Des allerjüngsten Amt ist Kanzler sein und Rat.

<sup>2</sup> Dies Gedicht, aus dem wir auch noch weiterhin einige Strophen zitieren werden, ist bei allem Steifen und Prosaischen, das dem Alexandriner und speziell den Alexandrinern eines Hofpoeten anhaftet, doch merkwürdig gut und hat Stellen — wenn auch nicht gerade die im Text zunächst folgende — um die mancher Poet heutzutage den Herrn von Besser beneiden könnte.



Gewiß, wer dieses sieht, kann sicher von ihm preisen,  
 Was jener von ihm schrieb in kräftigem Latein:  
 „Das ganze Griechenland hat seine sieben Weisen,  
 An seinen Söhnen hat sie Danckelmann allein.“

So viel vorgreifend, über das „Siebengestirn“. Wir kehren zu unsrem Eberhard von Danckelmann und unsrer biographischen Skizze zurück.

Von früh auf war er ausgezeichnet. In seinem zwölften Jahre doktorierte er in Utrecht und sprach über das schwierige Thema de Jure Emphyteusis, was ein solches Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt machte, daß Beglückwünschungsschreiben von andern gelehrten Schulen eintrafen. Später reiste er und machte sich die wichtigsten Sprachen, Französisch, Englisch, Spanisch und Italienisch zu eigen. Von Besser drückt sich über diese Tatsache, der zunächst (1663) die Ernennung Danckelmanns zum Direktor studiorum oder Ephorus beim Markgrafen späteren Kurprinzen Friedrich gefolgt war, wie folgt aus:

Du sahest und durchzogst die wichtigsten Provinzen,  
 Und so, daß dein Verstand das Beste mit sich nahm, —  
 Mit diesem Subehör kamst du zu deinem Prinzen,  
 Bevor er aus der Hand des Frauenzimmers kam.

Das „Frauenzimmer“ war natürlich die Gouvernante. Danckelmann bewährte sich in seiner Stellung als Prinzenenerzieher. Er zeigte nicht nur Wissen sondern auch besondere Feinheit des Geistes. Von Besser drückt dies vortrefflich dahin aus:

Wer Prinzen Lehren gibt, polieret zarte Spiegel,  
 Drin, wer den Spiegel schleift, sein eigen Bildnis sieht.

1665 erfolgte seine Ernennung zum Titular-, 1669 zum Halberstädtischen, 1676 zum Cleveschen Geheimen Regierungsrat, Stellungen, die ihn wenigstens zeitweilig vom Berliner Hofe entfernen mußten. Aber nicht auf lange. 1679 inzwischen zum Geheimen Kammer- und Lehnsrat aufgestiegen, sehen wir ihn bereits wieder an der Seite des spätern Kurprinzen, dem er in eben diesem Jahre einen Beweis besonderer Treue und Anhänglichkeit zu geben vermochte. Er rettete den Prinzen nämlich bei einer tödlichen Krankheit, welche den letzteren im Winterfeldzuge 1679 in Preußen be-



fiel. In einem interessanten Flugblatt, das den Titel führt: „Fall und Ungnade zweier Ersten-Staatsminister des königlich preussischen Hofes (Dankelmann und Wartenberg), Köln bei Peter Marteau 1712“ finde ich darüber folgendes: „Als des Kurprinzen Leben wegen eines schweren Sticflusses in höchster Gefahr war, und während die Leibmedici sich nicht vergleichen konnten über die Arznei, die dem Patienten gegeben werden sollte, hat Dankelmann ihm dasselbe durch ein gewagtes Aderlassen erhalten, wie schon alle Sinne verloren waren, und hat sich also aus Liebe für seinen Prinzen in eine große Verantwortung gesetzt.“ So jenes Flugblatt. Dankelmann bewährte sich auch anderweitig: er opferte dem Kurprinzen sein Vermögen, und zwar „zu solcher Zeit, da sein Herr noch nicht auf dem kurfürstlichen Throne war, vielmehr durch allerhand Intrigues von dem Hofe ferngehalten, eines solchen Vorschubes höchst benöthigt war“.

1688, als der Kurprinz seinem Vater, dem Großen Kurfürsten, in der Regierung folgte, wurde Dankelmann zum Geheimen Staats- und Kriegsrat ernannt und ihm fast unumschränkt das Steuer der Regierung überlassen. Er verfolgte eine kluge, feste, von Erfolg gekrönte Politik, und seine Stelle ist zu Lebzeiten Friedrichs I. nicht wieder ausgefüllt worden. Daß er dem Kurfürsten abgeraten habe, sich zum Könige zu erheben, ist längst widerlegt; er arbeitete vielmehr mit aller Kraft zu diesem Ziele hin.

1695, in welchem Jahre er zum Premierminister und Oberpräsidenten ernannt worden war, stand er auf seiner Höhe; den ihm seitens des Kaisers Leopold angebotenen Grafentitel hatte er abgelehnt und nur den eines Freiherrn schließlich angenommen; immer mehr jedoch begann sein Leben jener Schilderung zu entsprechen, die von Besser in seinem mehrerwähnten Lobgedicht schon das Jahr zuvor davon entworfen hatte:

Es liegt die ganze Last und aller Amler Bürde  
Nach deinem Herrn auf dir, der dich damit beschwert;  
Man neide nicht zu sehr die dir vertraute Würde,  
Du bist, wer es bedenkt, mehr des Bedauerns wert.

Ihn selbst begleitete dies Gefühl beständig. Allezeit bemüht, durch Zurückweisung erneuter Ehren sich dem Haß der Höflinge zu entziehen, geschah schließlich doch, was ihm eine Vorahnung von



Anfang an gesagt hatte: Neid und Intrige gewannen die Oberhand. Dem drohenden Sturze auszuweichen, bat er selbst um seine Demission, die ihm auch unterm 22. November 1697 gegeben wurde.

Er zog sich nach Neustadt a. D., zu dessen Amtshauptmann er 1694, nach andern Angaben erst 1696, ernannt worden war, zurück, wo er nunmehr Tage der Ruhe zu finden hoffte. Aber die Bosheit seiner Feinde war nicht erschöpft. In Sorge, daß er aus seiner selbstgewählten Verbannung jeden Augenblick wieder in ihrer Mitte erscheinen könne, erfand man die Beschuldigung gegen ihn, mit fremden Potentaten eine nicht zulässige Korrespondenz geführt zu haben, und auf diesen Argwohn hin wurde er am 10. Dezember 1697 in Neustadt festgenommen. Die später gegen ihn ausgearbeitete Prozeßschrift bestand aus 109, nach anderer Angabe sogar aus 290 Anklagepunkten. Man führte ihn von Neustadt nach Spandau, dann zwei Monate später nach Peitz. „Dabei — so heißt es in unserem mehrzitierten Flugblatt — blieb es übrigens nicht, man nahm ihm auch alle seine Güter. Endlich gegen Ausgang des Jahres 1707, als dem Kronprinzen (dem spätern König Fr. W. I.) der erste Sohn geboren wurde, wurde er in Freiheit gesetzt mit der Ehre oder vielmehr mit der Schande, unter den Delinquenten voran zu stehen, denen die Solennität dieser Geburt (eines Prinzen) die Gefängnisse geöffnet hatte. Ubrigens war seine Freiheit so eingeschränket, daß er weniger einem freien Menschen als einem Gefangenen glich, der seine Ketten mit sich schleppet und nicht aus dem Gesicht gelassen wird. Nur in dem kleinen Bezirk von Cottbus durfte er sich sehen lassen und spazieren gehn.“

So gingen die Dinge bis 1713. Unmittelbar nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms I. wurde Danckelmann freigegeben und durch den König nach Berlin berufen. Dieser benutzte vielfach seinen Rat, gab ihm aber sein Vermögen nicht zurück. Danckelmann starb 1722 im 80. Lebensjahre.

Seine Erscheinung und seinen Charakter finden wir in der bei Peter Marteau erschienenen Broschüre wie folgt beschrieben: „Danckelmann war von einer großen Taille, etwas corpulent, aber allezeit von gutem Ansehen. Sein Geist hatte den Stempel des Bedeutenden; er war gediegen, zuverlässig, scharfsinnig, mit einem guten Judicio begabt, durch gute Studia, sowie durch vieljährige Erfah-



rung bei Hofe, große Affairen und unermüdlischen Fleiß ausgebildet. Hervorragend wie seine Klugheit war seine Redlichkeit, die ihn jederzeit nur auf das allgemeine Beste und das Interesse seines Herrn bedacht machte. Er trennte das Eine nicht von dem Andern. Solche allzu aufrichtige Sitten, ein etwas allzu ernsthafter Humeur (er soll nie gelacht haben) und allzustrenge Formen waren nicht bequem, einen guten Hofmann zu machen. Er wollte lieber dem Fürsten Instruction geben, indem er ihm die Wahrheit sagte, als ihm schmeicheln, indem er ihm die Wahrheit verhehlte; er wollte lieber den Calumnien seiner Neider sich unterwerfen und dabei seine Schuldigkeit thun, als dem Fürsten gefallen und ihn danach verrathen.“

So die P. Marteausche Broschüre. Es stimmen damit durchaus die von Besserschen Verse:

Was fordert man von dir? Verlanget man Geblüte?  
 Du hast ein alt Geblüt; verlanget man Gestalt?  
 Du hast sie und noch mehr, du hast auch ein Gemüte,  
 Das mehr zu schätzen ist, als Ansehn und Gewalt.  
 Verlangt man Wissenschaft? In dir sind alle Künste;  
 Verlangt man Tugenden? Wer kennt nicht deine Treu?  
 Wer nicht dein edles Herz entfernt vom Gewinste,  
 Wie groß, wie unverzagt, wie standhaft solches sei<sup>3</sup>.

Nach diesem Versuch einer kurzen Charakteristik erübrigt uns nur noch, unter Hinzufügung einiger weniger Züge zu rekapitulieren,

<sup>3</sup> An solchen Stellen ist das Bessersche Gedicht reich, da es den biographisch-erzählenden Teil beständig mit Urteilen begleitet, die ihrer Form nach panegyrisch und höfisch nichtsdestoweniger den Eindruck des Ueberzeugungsvollen machen. Einige dieser Sentenzen, wie ich nur wiederholen kann, sind nicht ohne Feinheit. So beispielsweise:

Du bist den Ketten gleich in wohlbestellten Uhren,  
 Durch die von innen her die Feder alles treibt,  
 Man sieht nicht ihren Gang, doch zeigen ihre Spuren,  
 Daß jedes Rad durch sie in seiner Ordnung bleibt.

Und an anderer Stelle:

Und hierzu seh'n wir noch dein emsiges Bemühen,  
 Den Mut und den Bestand, den keine Not bewegt,  
 Dein Kranich ist ein Bild deß, was du kannst vollziehen,  
 Der stehend einen Stein in deinem Wappen trägt.



inwieweit Danckelmann in Beziehung zu Neustadt trat. Es ergibt sich dabei Nachstehendes:

1694 wurde Neustadt, wie weiter oben erzählt, seitens des Kurfürsten erworben. Danckelmann wurde zum Amtshauptmann bestellt. Es scheint, daß der Ankauf überhaupt nur erfolgte, um eine neue, einträgliche Stellung für ihn zu kreieren. Wir finden nämlich in der Schrift von 1712, die ich dieser Skizze vorzugsweise zugrunde gelegt habe, folgende Stelle: „Den Ankauf der Grafschaft Spiegelberg, womit der Kurfürst ihn begnadigen wollte, suchte er zu hintertreiben.“

Da es eine „Grafschaft“ Spiegelberg nirgends gibt, so ist hier selbstverständlich jene Neustädter Fabrik- und Spiegelmanufakturvorstadt gemeint, die bis diesen Tag den Namen Spiegelberg führt.

Daß Danckelmann, so lange ihn die Fülle seiner Ämter — er war auch Erbpostmeister geworden — in Berlin festhielt, oft und andauernd in Neustadt verweilt habe, läßt sich nicht annehmen; andererseits ist es unzweifelhaft, daß er mit der ihm eigenen Umsicht alle dortigen Unternehmungen, die seit dem Ausscheiden des Prinzen von Hessen-Homburg (1678) etwas ins Stocken geraten waren, wieder in Fluß brachte. Die reichen Mittel, über die er teils persönlich, teils seiner hohen Stellung nach verfügte, erleichterten ihm dies. Besonders scheint er sich auch an Vollendung und Ausschmückung der, wie wir wissen, 1673 begonnenen und 1686 eingeweihten Kirche beteiligt zu haben. So finde ich im Bratring: „Erst 1696 wurde der innere Ausbau der Kirche durch den Amtshauptmann von Danckelmann beendet.“

Schon damals mochte der Wunsch in ihm lebendig sein, sich je eher je lieber aus den Kabalen des Hofes heraus an diese stille, wiesengrüne Stelle zurückzuziehen, die ihn auch landschaftlich an die Tage seiner Jugend, an Lingen und Cleve erinnern durfte, und so werden wir kaum irregehen, wenn wir ihn in jenem letzten kurzen Zeitabschnitte, der dem Einreichen beziehungsweise der Annahme seiner Demission unmittelbar vorausging, bereits innerhalb seiner Amtshauptmannschaft vermuten. Jedenfalls erfolgte, wie schon hervorgehoben, am 10. Dezember 1697 seine Verhaftung in Neustadt.

Von jenem 10. Dezember an, wo man Danckelmann vom Amte Neustadt aus nach Spandau führte, war es hier mit der histo-



rischen Zeit vorbei. Treffliche Kräfte erwiesen sich auch fürderhin noch wirksam, Kräfte die das Amt zu hohem Ansehn und hoher Ertragsfähigkeit brachten; aber kein Name wie die drei vorgenannten: Königsmarck, Prinz von Hessen-Homburg, Danckelmann, war unter ihnen. Blicken wir zum Schluß noch auf einiges, was der Stadt aus ihrer historischen Zeit her geblieben ist.

#### Die Amtsfreiheit

an dem Knie gelegen, wo die vom Bahnhof kommende Straße in die Hauptstraße einmündet, ist dieselbe Lokalität, wo sich früher das Amt befand; wie weit dies „früher“ zurückreicht, ob bis auf die Prinz-von-Hessen-Homburg- und Danckelmann-Zeiten ist fraglich. Gewiß ist nur, daß sich das um 1787 von Neustadt nach dem benachbarten Dorfe Dreeß verlegte Amt in dem ebengenannten Jahre, wie auch wahrscheinlich mehrere Jahrzehnte früher schon, an dieser Amtsfreiheitsstelle befand. Was sich bis diese Stunde noch an Baulichkeiten auf der „Amtsfreiheit“ vorfindet, repräsentiert einen leidlich modernen Privatbesitz, dem mit Ausnahme zweier prächtiger alter Bäume, Kastanie und Linde, die die Auffahrt bewachen, jeder Hauch von Historischem fehlt.

#### Die Kirche,

die sich fast in Front der Amtsfreiheit auf dem triangelförmigen Marktplatz der Stadt erhebt, ist eine Kuppelkirche und stellt in ihrem Grundriß ein kurzes griechisches Kreuz dar. Sie ist sauber von außen und innen, womit erschöpft ist, was sich zum Lobe dieses Gotteshauses sagen läßt. In den vier abgestumpften Ecken des Kreuzes erheben sich die vier Fenster der Kirche, hoch, lichtvoll, langweilig, alles von jener Symmetrie, die mehr durch Nüchternheit stört, als durch Übersichtlichkeit erbaut. Im östlichen Kreuzstück der Altar, im nördlichen die Kanzel, und beiden gegenüber zwei Emporen, in die sich, wenn ich recht berichtet bin, die Honoratioren der Stadt und die Beamten des Gestüts gewissenhaft teilen. Das letztere tritt uns hier noch einmal in seiner ganzen Distinguirtheit entgegen, denn es trägt unterhalb seines Chors ein großes vielfeldriges Wappen, das mir seitens meines Führers ohne langes Besinnen als das „Gestüts-Wappen“ bezeichnet wurde. Es ist aber nur das preußische. Die an gleicher Stelle befindliche In-



schrift ist von relativer Wichtigkeit, insoweit sie uns positive Anhaltspunkte für die Geschichte der Stadt und dieser Kirche gibt. Sie lautet: „Anno 1666 hat das Feuer durch Gottes Schickung das Schloß, Kirche und Stadt allhier verzehrt und unter der hochlöblichen Regierung des Durchlauchtigen Kurfürsten und Herrn, Herrn Friedrich Wilhelm, Markgraf zu Brandenburg, hat der Durchlauchtige Fürst und Herr, Herr Friedrich, Landgraf zu Hessen-Homburg, Anno 1673 diese neue Kirche zu bauen angefangen. Anno 1686 ist abermal der neuste Teil der Stadt in Feuer aufgegangen; jedoch ist noch in demselben Jahre die Kirche von Johannes Michael Helzrich, Pfarrer allhier, eingeweiht worden. 1694 hat der Durchlauchtige und Großmächtigste Kurfürst und Herr, Herr Friedrich III., das ganze Amt erhandelt und seine Exzellenz Oberpräsident Freiherr Eberhard von Danckelmann als Amtshauptmann darin bestellt, welcher Anno 1696 den ganzen Kirchenbau zu Ende bringen läßt.“

#### Der „Spiegelberg“,

dem wir uns zuletzt zuwenden, ist, wie schon an mehreren Stellen dieses Kapitels in Kürze hervorgehoben, eine reizend gelegene Vorstadt am andern Ufer der Dosse. Hier war es mutmaßlich, wo der Prinz von Hessen-Homburg jene eingangs erwähnten fünfundzwanzig Familien ansiedelte, die berufen waren, das bis dahin kaum über ein Dorfansehen hinausgewachsene Neustadt in einen Fabrikort umzuwandeln. Der Prinz war der Mann der Initiative; aber wir werden seinen Verdiensten nicht zu nahe treten, wenn wir auch an dieser Stelle wieder die Vermutung aussprechen, daß erst etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts all das von ihm Gepflanzte auch wirklich reichliche Früchte trug. Die Neustädter Glasindustrie hatte um die obengenannte Zeit ein Ansehen gewonnen; besonders seine Spiegel bildeten einen nicht unerheblichen Exportartikel.

Was sich jetzt noch von Gebäuden, großen und kleinen, dem Auge darbietet, gehört nicht der Epoche des „Landgrafen“ sondern sehr wahrscheinlich den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms I. an; wenigstens scheint die Bauweise, die man in Kürze als eine kümmerliche Nachahmung der holländischen bezeichnen kann, darauf hinzuweisen. Die Glasschmelze, vor allem das Langhaus



(alles Fachwerk) darin die Spiegelplatten belegt wurden, sie wirken wie bloße Schuppen, denen man bemüht gewesen ist, mittelst roten Anstrichs ein etwas höheres Ansehn zu geben, dadurch an die Soldatenwesten von damals erinnernd, die gar keine Westen waren sondern nur ein angenähter Tuchlappen. Am meisten tritt einem diese Dürftigkeit an dem hier errichteten reformierten Betsaal entgegen, der dasselbe Fachwerk, dieselbe rote Lünche zeigt, und seine Bestimmung durch nichts anderes andeutet als durch einen Dachreiter in Form eines aus Schindeln zusammengeklebten Schilderhauses. Zu Häupten desselben ein Glöckchen.

Das Ganze fiel uns auf, wenn auch nur durch seine Wunderlichkeit. Wir traten dicht an die unverhältnismäßig hohen, aber aus kleinen grünen Scheiben zusammengesetzten Fenster heran und sahen in den Betsaal hinein, der neben einem Katheder nur noch aus sechs Banken- und sechs Pultreihen bestand. Auf den Pulten lagen viele Gesangbücher, mehr als ein Duzend, aufgeschlagen, als habe eben eine Gemeinde diesen Betsaal verlassen. Und doch waren es drei Jahre, seit man sich hier zum letzten Male versammelt hatte. Es berührte mich spukhaft wie ein angerichtetes Mahl, das jahraus jahrein seiner Gäste harret, oder wie die leise Musik in halbverfallenen Schlössern, drin Geigen unsichtbar zum Tanze spielen. Aber kein Tänzer kommt.





## Wusterhausen a. D.

Kleine Städte aufzufinden  
Städte, die in wenig Jahren  
Werden ganz und gar verschwinden,  
Treib's mich über Land zu fahren; . .  
Sind sie auch nicht schön geliebet,  
Schön ist immer, was wir lieben.

G. Hefeliel

**V**on Neustadt a. D. bis Wusterhausen a. D. ist nur ein Schritt. Die mißliebigen Anklänge, die für alles, was Wusterhausen heißt, hierin liegen mögen, sind nicht ernsthaft gemeint und können es nicht sein, da das gegenseitige Verhältnis beider Städte in dem bekannten: „Rosencranz und Guldenstern — Guldenstern und Rosencranz“ längst seinen mustergültigen Ausdruck gefunden hat. In der That sie sind Zwillinge, Dosse-Brüder, und einander so ähnlich wie die Ribitzeier, die sich am Fluß hin in dem Röhricht ihrer beiderseitigen Feldmarken vorfinden. Wenn ich durch diese Ähnlichkeits-erklärung anstoße, so geschieht wenigstens nichts, was ich nicht erwartete; ich kenne die Eitelkeiten des Menschenherzens, das dasselbe bleibt, ob es einzeln oder als Kollektivum schlägt. Es wird mir also ergehen wie denen, die zu einem unschönen Menschen sagen: „Wie ähnlich Sie Ihrem Herrn Bruder sehen.“ Man darf sicher sein, mit Hilfe solchen Satzes, sich auf einen Schlag zwei Feinde geschaffen zu haben.

Wusterhausen, auch darin wie Neustadt, besteht aus einer Haupt- und einer Nebenstraße, die indessen hier keinen einfachen Haken  sondern etwa eine Form wie diese  bilden. Da wo beide Straßen sich treffen, erweitern sie sich ganz wie in Neustadt zu einem platzartigen Mittelpunkt, der neben einer Anzahl gleichgültiger Häuser auch die steinerne Historie Wusterhausens, die Kirche trägt. Wir kommen darauf zurück. Seine geschriebene Historie ging in verschiedenen Rathausbränden verloren. Was diesen Bränden zum Troß übriggeblieben ist, ergibt einen Unterschied zwischen den beiden Dossstädten, der allerdings zuungunsten Wusterhausens ausfällt. Dieses letztere hat nichts aufzuweisen, was sich der großen Epoche Neustadts von 1644 bis 1697 an die Seite stellen ließe, keinen Königsmarck, keinen Prinzen von Hessen-Homburg, keinen Danckelmann, überhaupt keine Männer, die den jungen Staat, sei es auf dem Schlachtfelde oder sei es auf dem Parkett, mit aufbauen



halfen. Was da ist, ist Kleinkram; nur mitunter blüht es auf, aber unsicher wie fernes Wetterleuchten.

Die Historie Wusterhausens ist schnell erzählt. Im 12. und 13. Jahrhundert gehörte es den Plothos, deren Burg vor dem Kyriker Tore stand. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren die Ruinen derselben erkennbar; jetzt nur noch der „Burgwall“. Außer diesem Überbleibsel erinnert nichts mehr als das Wappen der Stadt an diese frühesten historische Zeit: die Plothosche Lilie durch den märkischen Adler halbiert. Schon Mitte, spätestens ausgangs des 13. Jahrhunderts ging Wusterhausen an die Markgrafen über, wurde also Immediatstadt und blieb es. Um 1360 etwa, wenn auch freilich unverbürgt, trat unsere ehemalige Plothostadt in Beziehungen zu Lübeck und der Hansa, und wie stark die Zweifel sein mögen, die sich an diese Überlieferung knüpfen, so entzückt es doch meine Phantasie, mir Wusterhausen zu denken, wie es mit einem Sechszehntelanteil am Bug eines Orlogschiffes steht und dem König Waldemar samt dem ganzen Norden Gesetze vorschreibt. Fünfzig Jahre später sehen wir unsere Dossfestadt abermals an der Grenze hoher Politik, aber wiederum unverbürgt und wiederum ein Schatten nur. „Die Wusterhäufener verbinden sich nächstlicherweife mit den Quikows gegen die Bredows“ oder vielleicht auch umgekehrt, eine Überschrift so rühmlich und so verlockend fast wie der vorerwähnte Anteil am Hansasieg, aber wiederum von dem niederschlagenden Worte begleitet: „Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.“ Und dieser Nebelstreif der Historie, er wird mehr und mehr zu dunkelster Nacht, aus der es nur alle hundert Jahre einmal aufleuchtet, wenn das mit Regelmäßigkeit wiederkehrende Feuer die ganze oder die halbe Stadt in Asche legt. 1758 brannte „durch unvorsichtiges Tabakrauchen eines Bürgers“ das Rathaus nieder. Mit ihm, wie schon angedeutet, die Archive. Ubrig aus diesen Verheerungen blieben nur zwei Gebäude, die noch imstande sind, uns von dem alten Wusterhausen zu erzählen: die Peter=Pauls=Kirche inmitten der Stadt und das Heilige=Geist=Hospital am Wildberger Tore. Beiden wenden wir uns in Nachstehendem zu.

#### Die Peter=Pauls=Kirche

Die Kirche St. Petri und Pauli ist ein gotischer Bau aus dem Jahre 1474; so dürfen wir aus einer Zahlenangabe schließen, die



sich links über dem Altar an der Decke des hohen Chores befindet. Sehr wahrscheinlich, daß lange vor 1474 ein romanischer oder frühgotischer Bau an eben dieser Stelle stand. Wie die Kirche gegenwärtig sich präsentiert, überrascht sie — nach Art aller ähnlichen Bauten, die wir in kleinen märkischen Städten finden — durch ihre vergleichsweise Bedeutung. Es geziemt sich, der Phrase vom „finsternen Mittelalter“ gegenüber, dies immer wieder hervorzuheben. Während wir jetzt — so zum Beispiel in Berlin — Gemeinden von 40 000 Seelen haben, die es nur mühevoll zu einer Kapelle bringen konnten, schufen damals Gemeinden von kaum einem halben Tausend Seelen Kirchen wie diese, Kirchen, die auch jetzt noch trotz aller Verstümmelungen und Beraubungen, die sie erfuhren, durch ein gewisses Maß von Schönheit und Reichthum überraschen. Kirchen bauen und Kirchen schmücken, lag eben damals in der Luft, und auch unsre Peter-Pauls-Kirche in Wusterhausen durfte Nutzen aus der allgemeinen Strömung ziehen. Freilich, wie schon angedeutet, sind nur Reste alten Glanzes auf uns gekommen. Statt an zwölf Altären (von denen noch die Namen existieren) wird nur noch an einem gebetet; die Holzskulpturen sind zerstört, die Grabsteine zu Türschwelen geworden; der hohe Turm ist niedergebrannt, und eine einfache Ziegelskappe überragt kaum mannhoch noch das eigentliche Kirchendach; aber wie kümmerlich diese Rudera sein mögen, sie sind gerade ausreichend noch, um uns erkennen oder ahnen zu lassen, was hier einstens war.

Die Holzskulpturen. Zu jeder Seite des hohen Chors befinden sich acht eichenholzgeschnitzte Chorstühle, die früher ganz ersichtlich ebensoviele kleine Baldachine oder schmale, aneinandergesetzte und in ihrer Gesamtheit einen gotischen Schirm herstellende Holzfelder getragen haben müssen. Dieser gotische Schirm fehlt jetzt bis auf vier Seitenfelder, die hüben und drüben die Reihe der Chorstühle derart flankieren, daß der jedesmal zuoberst und zuunterst Sitzende seinen Kopf seitwärts an ein solches Holzfeld anlehnen kann. Alle vier Holzfelder sind gotisch umrahmt und zeigen in ihrer Mitte bemalte Relieffiguren: 1. Eine Maria mit dem Christkinde, 2. einen Bischof, 3. einen Abt und 4. einen Mönch. Ob die Bezeichnung unter 2 und 3 richtig ist, stehe dahin. Der „Bischof“, oder den ich dafür halte, trägt ein purpurfarbenes mit Edelsteinen besetztes Gewand; der „Abt“ den Schlüssel. Die Figur des letztern ist die



weitaus beste und erscheint mir nicht ganz ohne Kunstwert. Abt und Mönch interessieren auch dadurch, daß beide große, mit Buchklammern versehene und in ein eigentümliches Futteral gesteckte Meßbücher tragen. Der Lederüberzug dieses Futterals hört nämlich nach oben zu mit dem Bucheinbände nicht auf, sondern wächst noch einen Fuß über die festen Deckel hinaus. Dadurch ist Gelegenheit gegeben, das schwere unhandliche Meßbuch wie einen Pompadour zu tragen, indem man es reisetaschenartig an diesem Lederüberschuß festhält. Ich habe geglaubt, dies so ausführlich beschreiben zu sollen, weil ich weder hierzulande noch sonst irgendwo einer derartigen Einbandform, die Futteral und Tragbeutel zugleich ist, begegnet bin.

Bilder. Die Wusterhausener Kirche ist ziemlich reich an Bildern. Einundzwanzig davon bedecken die quadratischen Felder der Empore, die sich an der Nordseite der Kirche entlang zieht, und stellen nach Art der „Stationen“, aber über diese hinausgehend, die Leidensgeschichte Christi dar, vom Abendmahl und dem Gebet am Ölberge bis zur Himmelfahrt und dem Jüngsten Gericht. Diese einundzwanzig Bilder, wenn ich recht gesehen habe, rühren nicht von derselben Hand her, obschon sie derselben Zeit zu entstammen scheinen. Das Jahr 1575, wie aus verschiedenen Inschriften hervorgeht, ist ein großes Restaurationsjahr für die Wusterhausensche Kirche gewesen, und in ebendiese Zeit möchte ich auch diese Bilder setzen. Lukas Cranachsche Schule, der wir ja überall in den Marken begegnen. Einige, namentlich die sechs oder acht Blätter, die die eigentliche Leidensgeschichte enthalten, sind außerordentlich gut konserviert, frisch von Farbe und nicht ohne allen Wert. — Dagegen sind die Porträts in der Taufkapelle, Geistliche aus dem 17. Jahrhundert darstellend, bedeutungslos<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Das Altarblatt der Wusterhausener Kirche ist ein Bild aus verhältnismäßig neuerer Zeit (etwa 1770) und rührt von Bernhard Rode her, den man in so vielen unserer märkischen Kirchen, namentlich in der Berliner Marien- und noch besser in der Garnisonkirche studieren kann. Dies große Wusterhausener Blatt stellt die Begegnung Christi mit Thomas dar, der, nachdem er seine Finger in die Nägelmale gelegt, in die Worte ausbricht: „Mein Herr und mein Gott.“ — Bernhard Rode war ein sogenannter Schnellmacher, und die Mängel aller seiner Arbeiten sind evident; in einem aber grenzt er an die wirklichen Meister: er hatte eine völlig selbständige Vortragsweise, so charakteristisch, daß es selbst dem Laien leicht wird, seine Bilder auf zwanzig Schritt als Rodesche Bilder zu erkennen.



Zwei alte Kelche und eine noch viel ältere Patene befinden sich in der Sakristei. Die beiden Kelche sind aus der Renaissancezeit; der größere (minder schöne) trägt die Jahreszahl 1609, der etwas kleinere gehört wahrscheinlich dem schon oben genannten Jahre 1575 an, wo die Kirche restauriert wurde. Dieser kleinere Kelch, in der damals üblichen Form, ist sehr schön und mit Medaillonporträts reich geschmückt. Die Patene ist noch aus der gotischen Zeit und geht mindestens bis auf das Baujahr der Kirche (1474) zurück. Christus, von zwei Engeln umschwebt, thront als Weltrichter; zu Rechten seines Hauptes ein Kreuz, links ein Schwert; vor dem Munde des Heilands berühren sich beide, und die Spitze des Schwertes trifft auf die Verlängerung des Kreuzes.

#### Das Heilige-Geist-Hospital am Wildberger Tore

Die kirchlichen Gebäude Wusterhausens, trotzdem es durch die Mehrzahl seiner Jahrhunderte hin keine tausend Einwohner hatte, beschränkten sich nicht auf „Sankt Peter und Paul“. Da war noch die St.-Stephans-Kapelle und außer dieser das Gertruden-, das Georgen- und das Heilige-Geist-Hospital, von denen jedes wieder ein Kirchlein hatte. Das Heilige-Geist-Hospital, hart am Wildberger Tore, existiert noch; es bietet dadurch ein besonderes Interesse, daß es früher ein Beguinenhaus, deren es ziemlich viele in der Mark gab, gewesen sein soll.

Die Beguinen, wahrscheinlich von Lambert de Bégues gestiftet und nach ihm benannt, übten eine Tätigkeit, die wir heute in den Diakonissenanstalten wiederfinden. Ihre Tätigkeit umfaßte die Erziehung der Jugend, namentlich der Waisen, ferner die Armen- und Krankenpflege und in der spätesten Zeit auch die eigentliche Seelsorge. Ihre Liebestätigkeit stellte zuzeiten die Klöster völlig in Schatten, weshalb sie gelegentlich mit Neid betrachtet und von seiten der Kirche in ihrer Tätigkeit behindert wurden. Die Päpste standen verschieden zu ihnen. Unter den Machthabern waren Karl V. und Louis XIV. sehr für sie eingenommen; Joseph II., bei Aufhebung der Klöster, ließ sie fortbestehen. Im allgemeinen ist ihre Tätigkeit dieselbe geblieben, andererseits sind viele Beguinenhöfe aus Liebesanstalten für andere in bloße Versorgungsanstalten für ältere



Frauen umgewandelt worden. Holland und Belgien waren immer der Hauptschauplatz ihrer Tätigkeit; berühmt bis diesen Tag ist der Beguinenhof in Gent. Einige finden sich in Nordfrankreich; bei uns in Bremen.

Unser Wusterhauser Beguinenhaus, das bereits um 1307, wenn auch nicht gerade unter dieser Bezeichnung genannt wird, ist jedenfalls jenen vorerwähnten Beguinenhöfen zuzurechnen, die zu einer bestimmten, nicht näher anzugebenden Zeit aus Liebesanstalten für andre zu bloßen Versorgungsanstalten für alte in eben diesen Häusern wohnende Frauen wurden. Mit anderen Worten: unser Beguinenhaus wurde ein Spittel. Das ist es noch. Es reizte mich, die ehemalige halbklösterliche Stiftung kennenzulernen.

Das Gebäude (ein Eckhaus) präsentiert sich an seinen beiden Vorderfronten als ein kümmerlicher Bau aus dem vorigen Jahrhundert; nur nach der Vorstadt zu, auf den ersten Blick ohne rechten Zusammenhang mit den Fronthäusern, steht noch ein gotischer Giebel ziemlich malerisch, mit Glockennische und Storchennest. Erst nachdem man eins dieser Fronthäuser, gleichviel welches, durchschritten hat, nimmt man wahr, daß man sich innerhalb einer klösterlichen Anlage befindet; ein Hof, nach drei Seiten hin von Häusern umstellt; die vierte Seite, das Ganze abschließend, eine Kapelle. Wie die drei Häuser, so ist auch die Kapelle bewohnt, die längst aufgehört hat, kirchlichen Verrichtungen zu dienen. Wo sonst Altäre waren, da sind jetzt Feuerstellen, und statt des Weihrauchs zieht Torfqualm durch die Luft; gespaltenes Holz liegt hochaufgeschichtet in den Nischen, und an Stelle des geschnittenen Christusbildes, das sonst zwischen zwei Pfeilern hing, ist jetzt ein Hängeboden gezogen: überkreuz gelegtes Gebälk, auf dem Kisten und Kästen, Urväter Hausrat und die letzten Ausläufer alten Tröbels stehen. Leitern führen hinauf, halbsbrecherisch, wie der Hängeboden selbst. Der untere Raum der Kapelle ist in Wohnungen abgeschlagen, und auf dem Mittelgange schlurren die Nachfolgerinnen der Beguinen auf und ab, oder klappen mit Pantinen über den Estrich hin. Eine von ihnen machte die Honneurs, und mich schließlich wieder auf den Klosterhof hinausführend, von woher ich gekommen war, zeigte sie mir an einem breiten und weit vorspringenden Pfeiler sechs Höhlungen, in denen noch bis vor wenigen Jahrzehnten ebenso viele Beguinenköpfe, fest eingemauert, sichtbar gewesen wären. Ich



danke ihr und bat, noch einen Augenblick bleiben zu dürfen, worauf sie sich zurückzog. Sie war unzweifelhaft der esprit fort\* und die historische Autorität des Spittels.

Ich war nun allein, glaubte es wenigstens zu sein. Wunderliches Bild. Der kaum zwanzig Schritt im Quadrat habende Hof war in zwei Hälften geteilt, von denen die eine ein Blumengarten, die andre ein Dunghaufen war. An der Grenze zwischen beiden stand ein Apfelbaum und streckte seine Zweige nach links und rechts über Gerechte und Ungerechte aus; aus dem Blumengarten links zog Resedaduft nach rechts hinüber und tat, was er konnte, aber er konnte nicht viel; oben im Nest, am Kapellen-Giebelfeld, begann der Storch zu klappern — es hatte nicht viel zu bedeuten hier.

Ich zog mein Notizbuch, um das Bild in wenig Strichen festzuhalten; mein Hauptaugenmerk war oben auf das Storchennest und unten auf den Pfeiler mit den sechs Höhlungen gerichtet.

Jetzt war ich fertig; noch ein Blick auf meine Zeichnung, dann sah ich wieder um mich. Himmlische Mächte, was war geschehen?! Aus jedem Fenster grinste ein „Beguinen-Gesicht“ hervor, fünf, sechs davon von einer Spittelausgesprochenheit, die ihnen erlaubt hätte, ohne weitere Vorbereitung in die sechs Höhlungen einzutreten.

Alle herzlich grüßend, wie immer, wenn man sich fürchtet, floh ich in die Straße und vor das Wildberger Tor hinaus.

\* der starke Geist.



## Triepitz

### Ein Kapitel von den Rohrs

Die Douglas waren immer treu.  
Schottisches Lied

Triepitz ist Alt-Rohrscher Besitz, wiewohl es nicht zu den Gütern zählt, die gleich nach dem Erscheinen dieser Familie in den Marken von ihr erworben wurden.

Die Rohrs kamen mutmaßlich aus Bayern und stammen, einer Familiensage nach, von jenem Grafen von Abensberg ab, der zwei- unddreißig Söhne hatte und mit dieser reichen Kinderschar in der oft erzählten Weise am Hoflager Kaiser Heinrichs, mutmaßlich Heinrichs IV. erschien<sup>1</sup>.

Einer dieser zweiunddreißig Söhne, Adalbert mit Namen, wurde mit dem in der Nähe von Abensberg belegenen Dorfe Rohr belehnt und nannte sich nach diesem seinem Besitze Adalbert von Rohr. Er war ein tapferer Kriegermann; gegen Ende seines Lebens aber verließ er Haus und Hof, Weib und Kind, und baute ein Kloster (das jetzige Kloster Rohr), in das er nun selber eintrat. Dies war 1133. Die Kirche des damals gestifteten Klosters, zum Teil aus Salzburger Marmor aufgeführt, ist noch sehr wohl erhalten. Über dem Altar befindet sich ein zweigeteiltes Gemälde, dessen eine Hälfte den Adalbert von Rohr darstellt, wie er im Ritterkleide das Ge-

<sup>1</sup> Die Stadt Abensberg, nach der sich die oben erwähnten Grafen von Abensberg nannten, liegt in Niederbayern und zeigt auf ihrer eisen-  
rankten Ringmauer noch einige jener vierzig Türme, von denen der Sage nach acht viereckige Türme zur Erinnerung an die acht Töchter und zwei- unddreißig Rundtürme zur Erinnerung an die zweiunddreißig Söhne des Grafen erbaut wurden. Soviel über die Ringmauer. In der Kirche zu Abensberg befindet sich das Bild, das das Erscheinen des alten Grafen mit seinen zweiunddreißig Söhnen vor dem Kaiser darstellt. Von diesem interessanten Gemälde existieren zwei Kopien in der Mark, die eine im Schloß Meyenburg (Priegnitz) bei dem Senior der Familie von Rohr, die andere in Wolkeß (Uckermark) bei dem Landschaftsrat Theobald von Rohr. (Letzterer besitzt auch eine Kopie des Altarbildes im Kloster Rohr, von dem ich weiter oben im Texte erzähle.)



lütde ablegt, die andere Hälfte wie er im geistlichen Ordate bereits vom Bischof die Weihe empfängt.

Die Nachkommen dieses Adalbert von Rohr waren es, die etwa 180 Jahre später zu Anfang des vierzehnten Saeculi im Brandenburgischen erschienen, nach einigen im Gefolge Markgraf Ludwigs von Bayern, der 1323 die Mark in Besitz nahm, nach anderen schon um beinahe zwanzig Jahre früher. Gleichviel, um die Mitte des Jahrhunderts sehen wir die Familie von Rohr in der Priegnitz (Freyenstein, Holzhausen, Meyenburg), und etwa bei Eintritt der Reformation auch im Ruppinschen reich begütert. Sie besaßen hier ganz oder teilweis: Leddin, Brunn, Trieplag, Tramnitz, Gänzer. Leddin war, soweit die Ruppinschen Güter in Betracht kommen, am frühesten erworben worden, etwa um 1400.

Eine Geschichte der Rohrs schreiben wollen, hieße mittelbar eine Geschichte Brandenburg-Preußens schreiben.

Bei Leuthen, Lipa, Leipzig,  
An der Raabach, an der Schlei,  
Von Fehrbellin bis Sedan, —  
Ein Rohr war immer dabei.

Sie sind eiserner Bestand in den Ranglisten unserer Armee, zu allen Zeiten mit einem Duzend Leutnants und Kapitän's vertreten. Aber auch darüber hinaus, bewährt und treu befunden, finden wir sie als Generalleutnants und Generalmajors in nicht geringer Zahl. Und wie im Heer so in Staat und Kirche. Um 1400 Otto von Rohr, Bischof von Havelberg; seitdem in langer Reihenfolge Präsidenten und Pröpste, Amtshauptleute und Ritterschaftsräte, verschieden an Gaben und Verdienst, aber in drei Eigenschaften einig: gütig, tapfer, loyal.

Nicht von dem Ruhm der Familie will ich in nachstehendem erzählen, nicht von denen, die bei Prag mitstürmten und bei Hochkirch unter Tod und Flammen aushielten; dem einfach-demütigen, alles Anspruchsvolle abweisenden Sinne der Familie entspricht es besser, daß ich bei Genrebildern verweile und drei aufeinanderfolgende Generationen mehr um ihr häusliches und persönliches Erlebnis, als um ihr dem Allgemeinen geltendes Tun befrage. Ich wähle diese drei Generationen aus den Trieplager Rohrs. Begleite mich der Leser zunächst nach Trieplag selbst.







bloße Meierei, war der Rittersitz des vorigen Jahrhunderts. Dort stand das Herrenhaus, ein einfacher Fachwerkbau, und dort wohnte Georg Moriz von Rohr, der Großvater der jetzt im Besitz befindlichen Generation. Von ihm erzähle ich zuerst.

„Der Hauptmann von Kapernaum“

Georg Moriz von Rohr war 1713 geboren. Selbstverständlich trat er in die Armee — in welches Regiment habe ich nicht erfahren können — war bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges Hauptmann, wurde in einer der ersten Schlachten schwer verwundet und zog sich, zu fernerm Kriegsdienste untauglich, auf sein väterliches Trieplax zurück.

Er war ein echter Rohr, einfach von Sitten, ein frommer Christ, dabei von jenem verqueren Zug, der auch die schlichtesten Naturen zu Originalen macht. Georg Moriz von Rohr war eine solche aparte Figur. Er gab es schon dadurch zu verstehen, daß er sich selber den „Hauptmann von Kapernaum“ nannte. Unter diesem Namen war er in der ganzen Gegend bekannt. Sein aufs Kirchliche gerichteter Sinn mochte dabei mitwirken. Das Bekenntnis, das der Schrift nach der Hauptmann an Christum richtete: „Ich bin ein Mensch, dazu der Obrigkeit untertan“ und vor allem die Worte: „Herr, ich bin nicht wert, daß Du unter mein Dach gehest“ entsprachen seinem eigenen Herzen; aber über alles das hinaus reizte ihn seiner ganzen Natur nach doch wohl das Scherzhafte, das in dieser selbstgewählten Bezeichnung lag: „Hauptmann von Kapernaum.“

Kein Zweifel, seine Popularität zog Nahrung aus diesem Namen, aber was ihn in der ganzen Gegend am bekanntesten machte, das waren doch seine vielen Bewerbungen, die nicht abriffen, da er es in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum bis auf vier Frauen brachte<sup>3</sup>. Diese einfache Tatsache würde sehr wahrscheinlich genügt haben, um alle Zungen der Grafschaft über sich in Bewegung zu

<sup>3</sup> Dies „vier Frauen nehmen“ war im vorigen Jahrhundert an der Tagesordnung, wenn die Verhältnisse es gestatteten. Selbst die Unbequemlichkeit, daß — wenigstens seitens des Adels und Militärs — ein Konsens beim Könige eingeholt werden mußte, hielt nicht davon ab. Herr von Hagen auf Nakel bat sogar zum fünftenmal um die Erlaubnis. Er erhielt als Antwort weder Zustimmung noch Ablehnung, sondern die echte Alte-Frisen-Replik: „Er braucht künftig nicht mehr einzukommen.“



setzen; der Hauptmann von Kapernaum wußte indessen dem ganzen Apparat von Begräbnis einerseits, von Freiwerbung andererseits, so viel eigentümlichen Beisatz zu geben, daß auch die allem Klatschbasentum abgeneigteste Natur von diesen Vorgängen notwendig Notiz nehmen mußte. Bei den Begräbnissen ließ er jedesmal singen „Lobe den Herrn meine Seele“ und nach Innehaltung einer bestimmten Trauerzeit resolvierte er sich dahin: „Nimmt Gott, so nehm ich wieder.“ War dies Wort erst mal ausgesprochen, so begannen vom nächsten Tage an jene schon erwähnten Werbungen, bei denen er ebenso konsequent und systematisch verfuhr wie bei dem eben geschilderten Funeralzeremoniell.

Hierbei ist näher zu verweilen. Georg Moritz von Rohr hatte drei Kusinen, die in Tornow lebten, nicht mehr jung waren und die Namen führten: Henriette, Jeanette und Babette von Bruhn. Im Trieflager Herrenhause, wo sie bloß als eine dreieggliederte Einheit galten, liefen ihre Unterschiede auf einen einzigen Buchstaben hinaus; sie hießen Jettchen, Nettchen, Bettchen. Namentlich die beiden letzteren Namen sind nicht ohne anheimelnden Klang.

Es war jedoch nicht dieser, sondern lediglich eine Donquichottisch-ritterliche Vorstellung von Familiengefühl und pflichtschuldiger Cousingalanterie, was unsern Hauptmann bewog, nach Absolvierung seines Trauerjahres jedesmal zuerst um die Hand seiner drei Kusinen anzuhalten. Läufer voraus und gekleidet in den Uniformrock, den er bei Prag getragen, fuhr er dann in Gala nach Tornow hinüber, ließ sich bei den Fräuleins melden und begann seine Werbung bei Henriette, um sie bei Babette zu beschließen. Immer mit demselben Erfolg, denn die Fräuleins waren längst gewillt in dem stillen Hafen der Ehelosigkeit zu verharren und das sturmgepeitschte Meer der Mariagen nicht zu befahren. So hatte denn diese ganze immer wiederkehrende Bewerbung, wenigstens während ihrer letzten Aufführungen, nur noch eine symbolische Bedeutung; sie gab den drei Fräuleins von Bruhn eine exzeptionelle Stellung vor allen Jungfrauen des Landes. Es war die Innehaltung eines Muhmenkultus, zuletzt mehr als Muhme. Erst wenn die drei von Tornow ihr „Nein“ gesprochen hatten, durfte ein „Ja“ von anderer Seite entgegengenommen werden. Bei den Kusinen lag immer wieder die Entscheidung, die bei der Wandelbarkeit der menschlichen Natur sich jeden Augenblick in ihr Gegenteil verkehren konnte, und erst der



dreimal wiederholte verbindliche Knicks schuf unserm „Hauptmann von Kapernaum“ jene Freiheit der Aktion, von der freilich, um die Wahrheit zu sagen, bis diesen Tag nicht festzustellen gewesen ist, ob er sie segnete oder beklagte. Denn abgesehen von allem „Familiengefühl“, die Kusinen waren reich und die Zeiten waren arm.

Wie immer dem sei, wenn ihm einerseits die Freiheit der Aktion kein hohes Glück schaffen mochte, so schufen ihm andererseits die Ablehnungen keinen tiefen Schmerz, wenigstens hinderten sie ihn nicht, es, wie schon eingangs hervorgehoben, bis auf vier Frauen zu bringen<sup>4</sup>. Alle vier waren Nachbarstöchter, aus dem Adel der Grafschaft oder der angrenzenden Priegnitz geboren. Die erste Frau eine Platen, die zweite eine Jürgaß, die dritte eine Hagen, die vierte eine Putliz. Durch die Platen und Jürgaß ergab sich auch eine nahe Verwandtschaft mit den Zietens, so daß unser Hauptmann mit dem gesamten Adel der Nachbarschaft verschwägert war.

Er kam zu hohen Jahren, und wie seine Wiege noch an dem Schlußstein des Spanischen Erbfolgekrieges gestanden hatte, so stand sein Sarg noch an der Schwelle des Revolutionskrieges. Die Kanonen von Landau (1713) bei seiner Geburt, die Kanonen von Balmy bei seinem Tode. Achtzig Jahre lagen dazwischen und drei Kriege, die er selbst bestand. Mit dem Alterwerden, wie so oft, wuchs auch die Schrullenhaftigkeit, und er mußte den Tribut entrichten, den so oft das hohe Alter zahlen muß. Dem Ehrwürdigen gesellte sich das Komische und dem Komischen der — Kinderspott. In seinen spätesten Tagen liebte es der alte Hauptmann, seine Morgenandacht in den Zweigen einer Weide abzuhalten, zu der er auf kurzer Leiter emporstieg. Das weiße Haar im Winde sang er mit

<sup>4</sup> Er hatte übrigens, ähnlich wie Herr von Hagen auf Nakel, schließlich auch Kränkungen zu bestehen, die nur den einen Vorzug hatten, daß sie nicht von dem bewunderten aber doch auch gefürchteten Könige ausgingen. Der Kränkende war, unserem Georg Moritz von Rohr gegenüber, der eigne Bruder, der auf dem benachbarten Tramnitz wohnte, allwo sich dazumalen ein Erbgrabnis befand, in dem auch die Trieplazer Rohrs beigesezt wurden. Als Georg Moritz seinem Bruder anzeigte, daß er sich zum vierten Male verlobt habe, antwortete der Tramnitzer, „er wünsche ihm Glück, müsse ihm aber von vornherein erklären, daß für diese vierte Frau kein Platz mehr im Erbgrabnis sei“. Dies war denn doch zuviel, und Georg Moritz erschien am nächsten Tage bereits mit drei Wagen in Tramnitz, um die Särge seiner drei Frauen aus dem ungestlichen Erbgrabnis abzuholen. Er begrub sie nunmehr auf dem Trieplazer Kirchhof.



der klaren Stimme eines gottesfürchtigen Mannes allmorgendlich seinen Choral: „Wie schön leucht' t mir der Morgenstern“ in den jungen Tag hinein. Grotesk aber rührend zugleich. Für die Dorfjugend herrschte natürlich das erstere vor; einige Übermütige sägten also den Ast an, auf dem der Alte zu singen pflegte, und er stürzte hinab.

Es wird nicht berichtet, daß er gezürnt habe; er stand bereits da im Leben, wo alles: Leid und Lust, Vergangenes und Gegenwärtiges nur noch traumhaft wirkt und auch die Unbill nur noch ein Lächeln weckt. Seine Zeit war um, und seine Seele flog nun dem Morgensterne zu, dem er so oft entgegengesungen hatte. Den 14. Juni 1793 ward er in Trieflah begraben. Die Dorfjungen waren ernsthaft geworden; sie folgten dem Sarge und sangen: Lobe den Herrn, meine Seele!

#### Der Akazienbaum

Der Hauptmann von Kapernaum hatte aus seiner zweiten Ehe mit dem Fräulein von Jürgas zwei Söhne, von denen der jüngere den Namen des Vaters Georg Moritz führte; der ältere, der uns hier beschäftigen soll, war Otto von Rohr. Sein Gedächtnis lebt in Trieflah in einem schönen Akazienbaum fort, der vom Park aus in das Gartenzimmer blickt.

Otto von Rohr war 1763 geboren. Er trat früh in die Armee und stand 1792, als der Krieg gegen Frankreich ausbrach, beim Grenadierbataillon von Kalkstein. Über die Charge, die er bekleidete, verlautet nichts Bestimmtes; wahrscheinlich war er Premier oder vielleicht auch Stabskapitän. 1793 nahm er teil an der Rheinkampagne und gehörte jener verbündeten Armee (Preußen und Sachsen) zu, die im Spätherbst des genannten Jahres unter dem Herzoge von Braunschweig gegen den General Hoche kämpfte. Hoche wurde am 17. November bei Bliesscastel geworfen, am 28., 29. u. 30. in der dreitägigen Schlacht bei Kaiserslautern geschlagen. Unter denen, die preussischerseits dieses schönen Sieges wenig froh werden konnten, befand sich Otto von Rohr; er war gleich am ersten Tage (28.), als er mit seinem Grenadierbataillon aus einer Waldecke vorbrach, vom Feinde, der unserm Angriff hier eine Falle gestellt hatte, turniert und gefangenengenommen worden. Dienstfeiser



und Herzensgütigkeit seitens unsers Otto von Rohr trugen die eigentliche Schuld daran. Schon war ihm der Rückzug durch einen Hohlweg geglückt, als er noch sieben seiner Leute, die das Signal überhört hatten, jenseits des Hohlwegs und ohne Ahnung der Gefahr im eifrigsten Scharmüßeln mit dem nachdrängenden Feinde erblickte. Er eilte zu ihnen, um sie zu retten, wurde aber selbst, als er zurück wollte, von einem Haufen Volontärs gefangengenommen, die mittlerweile den Hohlweg besetzt hatten.

Die „Volontärs“ von damals waren den „Franktireurs“ von heute sehr ähnlich. Otto von Rohr hat seine Schicksale während der nächsten fünf Tage in ebenso vielen Briefen aufgezeichnet. Diese Briefe existieren noch und ich gebe sie in nachstehendem, etwas gekürzt, im übrigen aber wenig verändert wieder, davon ausgehend, daß der sich Zeile um Zeile aufdrängende Vergleich zwischen den Franzosen von 1793 und den Franzosen von 1870 meine Leser notwendig interessieren muß. Es ist erstaunlich, wie wenig achtzig Jahre in diesen Dingen geändert haben. Alles liest sich wie Erlebnisse vom gestrigen Tage. Im Guten und Schlechten, in Liebenswürdigkeit und Frivolität, in Artigkeit und Frechheit ist der nationale Charakter derselbe geblieben.

„28. November 1793. Drei oder vier Volontairs nahmen mich gefangen, zwölf oder mehr aber waren es, die mich zurückführten. Ich mochte zwei Minuten zwischen meinen Begleitern gegangen sein, als diese plötzlich einige Schritt hinter mir zurück blieben und mich allein stehen ließen. Die ganze Bande lachte; zugleich mußte ich wahrnehmen, daß einer von ihnen das Gewehr an einen Baum gelehnt hatte, auf etwa sechs Schritt nach mir zielte und dann losdrückte. Der Schuß versagte. Mein Volontair begann nun zu poltern, schüttete neues Pulver auf die Pfanne, schärfte den Stein und legte wieder an. Mittlerweile war ich von meiner ersten Betäubung zurückgekommen und hatte die klare Vorstellung meines unvermeidlichen Todes. Mich wehren, dazu fehlte mir die Waffe (mein Degen war mir abgenommen), mich durch Flucht retten, erwies sich als ganz unmöglich; ich vertheidigte mich also nicht, weil ich nicht konnte, und stand, weil ich mußte. Ich weiß nicht mehr, was ich that, nur das habe ich noch in Erinnerung, daß die ganze Gesellschaft lachte; auch der Volontair, der im Anschlage lag, zögerte und lachte mit. In diesem Moment, der über mich



entscheiden mußte, trat ein alter Soldat, Sergeant wie sich später ergab, aus dem Dickicht, schlug dem Buben das Gewehr nieder und rettete mich dadurch. Die ganze Bande verlief sich und ich war mit meinem Retter allein. Er hieß Malwing war ein geborner Elsässer, hatte den siebenjährigen und dann den amerikanischen Krieg mitgemacht und vermaledeite seine eigenen Leute, die er Meuchelmörder nannte. Er hieß mich guten Muthes sein, führte mich zum commandirenden General Hoche und übergab diesem meine Person und meine Habseligkeiten. Die letzteren stellte mir ein Adjutant des Generals sofort wieder zu. Hoche selbst unterhielt sich ein wenig mit mir, war sehr artig und überließ mich dann wiederum der Obhut Malwing's. Unter den Gegenständen, die mir zurück gegeben wurden, befand sich auch mein Degen, meine Schreibtafel und Schärpe. Ich bat Malwing die letztere anzunehmen, was er indessen entschieden ablehnte. Er sagte nur „ich solle sie verbergen“, ein Rath dem ich leider nicht folgte. Meine Börse mit etwa elf Ducaten nahm er. Ich besaß außerdem noch eine auf den General Möllendorf geprägte Medaille und eine kleine Schaumünze, ein Geschenk meines seligen Onkels; ich erzählte ihm, was es mit beiden für eine Bewandniß habe, worauf er sie mir ließ. Meine Uhr war bei der Bagage. Jetzt nahm mir der Alte Wort und Handschlag ab, daß ich mich als sein Gefangener benehmen wollte, führte mich dann nach einer nahegelegenen Bauernhütte und sorgte für ein Abendbrot wie es die Umstände gestatteten. Darauf legte er sich neben mich schlafen. Mit uns war eine Rotte von *Bolontairs*, unsaubere, ekelhafte Kerle. Ich hoffte aber sicher am andern Tage ausgewechselt zu werden, und so stählte mich diese Hoffnung gegen die Widrigkeit alles dessen, was mich umgab. Ich schlief ein.

Den 29. November 1793. Morgens mit dem Tage kam mein alter Malwing. Ich war froh ihn wieder zu sehen, stand auf und ging mit ihm, wohin er wollte. Er führte mich nach dem etwa eine halbe Stunde entfernten Hauptquartier, wobei wir an Truppentheilen vorüberkamen, die sich schon zu ihrem nahen Tagewerk versammelt hatten. Dieser Gang war eine Art Spießruthenlaufen, doch waren die Bemerkungen, die fielen, mehr beißender Spott und launiger Scherz, als pöbelhafte Worte und grobe Beschimpfungen. Sie frugen mich, ob ich etwas an meine Geliebte zu bestellen hätte, sagten ich hätte viel Republikanisches, offerirten mir



eine Prise Contenance u. dgl. m. Endlich langten wir im Hauptquartier an. Hier waren drei Generale, eben so viele Repräsentanten und einige andere Officiere in eine Stube einquartirt. Malwing stellte mich den Generälen vor und verließ das Zimmer. Generale und Packknechte, Fleischer und Repräsentanten saßen (gewiß ihrer dreizehn an der Zahl) um einen großen Kumpen Reis mit Hühnern und frühstückten. Man war allgemein äußerst artig gegen mich und forderte mich auf mit zu frühstücken. Eine kleine Weile hatte ich es mir gut schmecken lassen, als sich jemand neben mich hinstellte, der dem Anscheine nach eben so hungrig war als ich. Er hatte keinen Löffel, ich bot ihm also meinen an, in der Hoffnung, daß ich ihn zurück erhalten würde. Das war aber irrig. Die Gesellschaft hatte nicht Löffel genug, und gingen diese deshalb auf eine Art Pränumeration aus einer Hand in die andre. An mich kam kein Löffel wieder. Nach dem Frühstück ging alles auf seinen bestimmten Posten zur Schlacht; vorher indessen gaben mir die Generale noch die Versicherung, sie wollten noch diesen Nachmittag dem Herzog von Braunschweig meine Auswechslung vorschlagen. Sie würden zu diesem Behufe das Nähere mit mir in Kaiserslautern, allwo sie ihr Hauptquartier zu nehmen gedächten, verabreden. Bis dahin möchte ich mir die Zeit nicht lang werden lassen. Diese ganze Unterhaltung und besonders der Punkt ‚in Kaiserslautern Hauptquartier nehmen zu wollen‘ war in so festem, zuversichtlichen Tone gesprochen worden, daß ich jeden Glauben an das gute Glück der Preußen für diesen Tag aufgab. Ich blieb noch ein Weilchen allein, ward aber dann von einem Gensdarmen abgeholt und auf die Wache gebracht.

Das Wachtthaus lag so, daß ich einen großen Theil des Schlachtfeldes übersehen konnte. Nicht mit den angenehmsten Empfindungen. Ich wußte, daß unsere Armee, besonders durch Krankheiten geschwächt, selbst unter Hinzurechnung der Sachsen kaum gegen 60 000 Mann ausmachte; wenn ich nun hörte, daß die Franzosen nach Vereinigung ihrer Rhein-, Maas- und Moselarmee 150 000 Mann stark seien, wenn ich sie, so unmittelbar vor mir, alle Felder und Wiesen weit umher bedecken sah, so stand meine Hoffnung niedrig, und ich vergaß bei diesem Anblick alle meine eigne Noth. Nachmittag brachte man einige Gefangene ein, erst einen Junker von Schulz vom Dragonerregiment Sachsen-Curland,



dann den Capitain Wilhelmy von demselben Regiment. Auch einige Mannschaften. Wilhelmy sollte später, wie mein Unglücksgefährte so auch mein Freund werden. Wir hatten schon eine ganze Weile mit einander gesprochen, ich meinerseits ihm schon diese und jene kleine Aufmerksamkeit erwiesen, und er hielt mich immer noch — durch meinen blauen Surtout mit weißen Aufschlägen dazu veranlaßt — für einen Volontair. Als er nun aber von seinem Irrthum zurück kam und mich als einen preussischen Officier erkannte, da war er froh, ganz wie ich es war, einen Schicksalsgefährten zu treffen. Herzlich und gefühlvoll waren seine Aeußerungen; fest war der Bund den die neuen Bekannten schlossen; mir dünkt es ein Band für die ganze Zukunft, ich denke für Zeit und Ewigkeit. Auch er war durch übereilte Hitze seiner Befehlshaber in's Mißgeschick gekommen; im Uebrigen unverwundet wie ich. Er war der erste der mir sagte, daß das Grenadierbataillon von Kalkstein den vorigen Abend nahe an sechzig Mann verloren habe, daß ich zu den Todten gezählt worden; daß außerdem Lieutenant von Reizenstein gefallen und zwei Officiere blessirt seien.

Abends in der Dämmerung erschien abermals Freund Malwing. Er trat ein mit einem: *à present tout est au diable!*\* Dies hatte zum Theil Bezug auf die mir abgenommenen Habseligkeiten; er hatte sie zusammen in ein Papier gewickelt, in seine Rocktasche gesteckt, und diese war ihm durch eine preussische Kanonenkugel weggerissen, oder wie er sich ausdrückte „zum Teufel geschickt worden“. Er hatte dabei eine Contusion davon getragen, weshalb er zurück in ein Lazareth gehen mußte. Ich bot ihm, da mir sein Verlust leid that, nochmals meine Schärpe an, aber er lehnte nochmals ab und verwies mir meine Unfolgsamkeit, sie nicht nach seinem Rathe besser versteckt zu haben. Dann mahnte er mich zu Geduld und Vorsicht, reichte mir seine Flasche und ging fröhlich und guter Dinge ab, mit dem Versprechen mich wieder zu besuchen.

Und so beschloß sich der zweite Tag meiner Gefangenschaft durch tausend Bemerkungen belästigt, von Ahnungen und Besorgnissen gequält, dazu von der Hoffnung einer baldigen Aenderung meines Geschickes nicht mehr geschmeichelt, so setzte ich mich, meinem neuen Freund Wilhelmy gegenüber, auf einen Schemel und wünschte mir Schlaf. Doch ihn zu finden, daran war nicht zu denken. Die Stube

\* Jetzt ist alles zum Teufel!



zum ersticken heiß und mit Menschen derart gefüllt, daß ich schlechterdings meine Füße nicht regen konnte, ohne jemanden zu treten. Meine Lage war äußerst lästig und endlich durch die Bewegungslosigkeit, zu der sich mein Körper gezwungen sah, dem Erstarren nahe, blieb mir kein anderes Mittel, als auf den Schemel zu steigen. Hier stand ich wie ein Säulenheiliger. Alles schlief und schnarchte, nur Wilhelmy und ich nicht.

Genug, es war nicht die schmerzhafteste, aber doch die peinlichste Nacht meines ganzen Lebens. Endlich kam der so lang' ersehnte Morgen; Alles regte und reckte sich. Ach wie war ich so froh!

Den 30. November 1793. Der Morgen kam und mit ihm die Sterbestunde für so Manchen, Freund wie Feind. Viele fanden ihren Tod gestern schon, Viele ehegestern, noch mehr fanden ihn heute. Früh mit der ersten Morgendämmerung begann die Schlacht von Neuem; das Feuer der Kanonen war dabei so heftig, wie ich es noch nie gehört hatte. Etwa um elf war die Bataille völlig zum Vortheil der Preußen entschieden. Die Franzosen machten indessen, wie bekannt, einen meisterhaften Rückzug, so daß sie trotz des schlechten Terrains auf dem sie sich bewegten, keine Kanone verloren. Es kam ihnen dabei freilich zu Statten, daß unsere Cavallerie ganz entkräftet war. Von dem Gewimmel der Zurückkommenden sahen wir nur wenig, da auch wir, als die Retirade begann, zurück mußten. Wir bildeten nur ein kleines Häuflein: Wilhelmy, ich, der Junker und etwa acht Gemeine, das war die ganze gefangene Gesellschaft, schließlich noch durch sechs oder sieben Deserteure vermehrt. Letztere höchst widriges Gesindel. Mit genauer Noth bekamen wir einige von den erbeuteten Pferden; dann bei jedem Officier ein Gensdarm, außerdem noch zwei, drei zur Escorte der Uebrigen, so ging unser Zug rückwärts auf der Straße nach Homburg zu.

Ein wahrer Golgathas Weg für uns arme Sünder. Gleich zu Anfang passirten wir einen großen Theil der französischen Armee, die auf einer weiten Ebene hielt. Hier fanden wir Truppen aller Art, auch das Proviantfuhrwesen. Wir kamen leidlich vorüber. Als wir aber eine andere Abtheilung der geschlagenen Armee erreichten, bei der sich viele Hunderte von Schwerverwundeten befanden, war es mit unserer Ruhe vorbei.

Ein großer Theil dieser Unglücklichen, als sie uns sahen, gerberdeten sich wie rasend, wetterten und fluchten und schienen durch-



aus Willens es bei insultirenden Worten nicht bewenden zu lassen. Mehr als einmal schlug man die Gewehre auf uns an, und nur der Umstand, daß wir rechts und links Gensdarmen zur Seite hatten, die bei dieser Gelegenheit so gut wie wir getroffen werden konnten, rettete uns aus dieser Gefahr. Die Insulten dauerten fort, aber nach einer halben Stunde schienen auch die Lungen erschöpft und man ward still. Nochmals eine halbe Stunde später und wir wurden in einem Stall untergebracht, wo sich unser Häuflein alsbald um einen Unglücksgefährten vermehrte. Das Regiment Goecking-Husaren hatte verfolgt und bei diesen Verfolgungs-Scharmücheln war Cornet Gottschling vom genannten Regiment erst verwundet und dann gefangen genommen worden. Er hatte einen Hieb über den Kopf, einen andern über die Hand und war in sehr bedauernswerther Lage.

Der Zug setzte sich endlich wieder in Bewegung. Neue feindliche Trupps waren zu passiren, da wir aber auf dem Marsche blieben, so hatten wir weniger zu leiden; nur der arme Gottschling erhielt einen Steinwurf.

Gegen Abend rückten wir in ein Dorf ein, das nicht mehr ferne von Homburg war. Der Führer der Escorte wollte weiter, aber die Mannschaften, die sich angeschlossen hatten, wollten bleiben oder wenigstens eine Rast machen. Der Führer mußte gehorchen. Ein Haus wurde ausgewählt, und wir Officiere, der Junker, die Deserteurs und die Gensdarmen kamen in ein und dieselbe Stube. Die gutmüthige Wirthin schaffte Milch, wir selbst hatten Commisbrot und so wurde denn eine Milchsuppe gekocht, die mir ganz besonders mundete, da ich seit jenem Reisfrühstück in Gesellschaft der Generalität nichts Warmes mehr gegessen hatte.

Homburg indessen sollte noch erreicht werden, und um zehn Uhr Abends rückten wir in seine Straßen ein. Quartiere erhielten wir im Rathskeller, in einem weitläufigen Gemach, das schon vorher mit vielen Verwundeten belegt worden war. Uns blieb nur, wie in der Nacht vorher, ein kleines Plätzchen zum Stehen übrig. Hart an uns vorüber trug oder führte man die Verstümmelten. Eine Hölle war uns dieser Aufenthalt; das war „gekerkert im Kerker“. Unbegreiflich und wunderbar war es uns allen und ist es mir noch in dieser Stunde, daß nicht einer dieser Unglücklichen, wüthend wie sie waren, uns niedermordete oder doch mißhandelte. Wir erwarteten



teten es jeden Augenblick, aber es blieb bei Fluch und Verwünschung. Ein oder anderthalb Stunden mochten wir in diesem Zustand zugebracht haben, bittend, flehend, daß man uns aus dieser Höhle des Jammers fortführen möge. Alles umsonst. Endlich auf's äußerste empört, begannen wir selbst zu toben und zu fluchen. Das half. Man brachte uns in ein Wirthshaus, in dem ein französischer Artilleriegeneral logirte. Dieser theilte seine Stube mit uns und behandelte uns mit vieler Artigkeit. Wir ließen uns ein gutes Nachtmahl schmecken, legten uns auf Streu oder Stühle und vergaßen in festem Schlaf die bitteren Erlebnisse des letzten Tages.

Den 1. December 1793. Morgens beim Erwachen war der General fort; wir haben auch später seinen Namen nicht erfahren können. Unser Frühstück, Kaffee und Zubehör, standen bereit, wir ließen es uns schmecken und weiter ging es bis Zweibrücken. Hier führte man uns auf den Marktplaz, wo denn alsbald alles was nur Raum finden konnte, sich an uns heran drängte. Wir fürchteten ein Dacapo des Spiels vom vorigen Tage, aber es unterblieb; theils waren hier keine Blessirten, theils war die erste Wuth schon verraucht; zu dem befanden wir uns hier zumeist unter Linientruppen. In ihrem Beisein waren wir in der Regel vor groben Beleidigungen sicher. Jeder von uns ward von einem ganzen Haufen umzingelt, alles schwazte und frug auf uns ein, frug immer von neuem und immer etwas anderes, ohne unsere Antworten abzuwarten. Dabei reichten sie uns Cognac und Brod, sprachen uns Muth zu und hießen uns guter Dinge sein. Genug das Ganze dieser Scene war menschenfreundlich und gutartig, wenn ich einige Tölpel ausnehme, die grob wurden, weil wir ihnen kein Gegenprosit mehr zutrinken wollten. Einer den ich bat, mich nicht weiter zu nöthigen, erklärte laut: ich sei ein Emigrirter, er kenne mich. Dabei nahm er mein Pferd beim Zügel und wollte mich zum Repräsentanten abführen. Doch kam es nicht so weit, einige andere bedeuteten ihm seinen Unsinn und drängten ihn weg.

Nach einer halben Stunde führte man uns auf die Hauptwache. Hier wiederholten sich die Scenen vom Marktplaz, aber schon nach kürzester Frist wurden wir weiter geschleppt und zwar in das Gefängniß der Stadt; wir drei Officiere kamen in die Armesünderstube. Wol allenthalben sind sich diese Localitäten so ziemlich ähnlich. Das erste was mir ins Auge fiel, war eine mit Kohle an die



Wand geschriebene Zeile: ‚Der nächste Gang von hier geht zum Galgen.‘ Nun durften wir zwar annehmen, diesen Gang nicht thun zu dürfen, nichtsdestoweniger wirkte diese Zeile sehr unangenehm auf meine Empfindung und stand mir immer vor Augen. Sie war eine häßliche und beständige Mahnung an das höchst Kritische unserer Lage. Der Gefangenwärter frug, ‚ob wir Geld hätten, um uns durch seine Vermittelung Lebensmittel kaufen zu können‘, eine Frage, die wir leider verneinen mußten. Er schüttelte den Kopf, setzte einen Krug mit Wasser hin und wies auf einen andern größern Kübel; zugleich versprach er Brod und Streustroh zu bringen. Wir waren wie versteinert, doch kam ich mit Hülfe eines listigen Schurken von Gensdarmen, deren zwei bei uns geblieben waren, bald zu mir selbst. Freilich nicht auf angenehme Weise. Der Gensdarm redete mich an: ‚Monsieur, il y a bien long temps que je désire à avoir un souvenir d’un officier prussien. Vous avez là quelque chose, dont vous ne pouvez plus faire usage: votre escarpe; en faite moi present\*‘. Ich band meine Schärpe ab, erinnerte mich, leider zu spät, der guten Lehren des alten Malwing, schwieg und gab dem Buben, was er spottend von mir erbat. Zugleich mein Letztes. Mit ironischer Höflichkeit bedankte er sich und schritt unter vielen Krachfüßen zur Thür hinaus. Sein Spießgesell hatte es mit Gottschling eben so gemacht.

Der Gefangenwärter erschien nun wieder, brachte Streustroh und Leuchtung, fragte nochmals, ‚ob wir wirklich kein Geld hätten‘ und bedauerte uns herzlich, als wir ihm unser Nein wiederholten. Der gute, christliche Deutsche beklagte uns sehr und schien in Mitleiden für uns aufzugehen; nichtsdestoweniger vergaß er, uns unser Deputat Brod für den Nachmittag und Abend zu geben. Nur ein Weilchen noch blieb er, um uns Trost und Muth einzusprechen, wünschte uns dann eine wohlzuruhende Nacht und — ging. Das Letzte, was er uns hören ließ, war das Rasseln und Klirren der Schlösser und Riegel.

Nun waren wir mit uns und unserm Elend allein. Mein alter Wilhelmy erlag fast seinem Schicksal: er schwankte zur Streu und wünschte sich laut die ewige Ruhe. Gottschling litt heftige Schmer-

\* „Mein Herr, ich wünsche mir schon seit langem, ein Andenken an einen preussischen Offizier zu besitzen. Sie haben da etwas, das Sie doch nicht mehr brauchen: Ihre Schärpe. Schenken Sie sie mir!“



zen, legte sich auch und hoffte Linderung vom Schlaf. Ich folgte seinem Beispiel. Ein paar Stunden mocht' ich geschlafen haben, als Wilhelmy mich weckte; ihm brannten Kopf und Körper, Gottschling erwachte ebenfalls im heftigsten Wundfieber. Beide lechzten nach Wasser und Gott! der Krug war leer, eben so der Kübel. Ich lief in der Stube umher, rief und schrie nach Hülfe; umsonst, unser Kerker war zu abgelegen, als daß irgendwer hören konnte. Ich stieß gegen die Thür, in der Hoffnung sie zu sprengen, aber Schloß und Riegel waren zu fest. Hinweg, selbst von der bloßen Erinnerung an diese Unglücksnacht.

Den 2. Dezember 1793. Morgens, vielleicht acht Uhr, saß ich an dem Lager meiner beiden Gefährten, vertieft und verloren in unser trübes Geschick. Wilhelmy und Gottschling, trotz Fieber und Durst, waren eben wieder eingeschlafen, als plötzlich die Thür aufging und einige junge Frauenzimmer, deren Bekanntschaft Gottschling vor acht oder zehn Tagen gemacht hatte, mit Kaffee und Semmel bei uns eintraten. Diese gutmüthigen Magdalenen, die vielleicht durch den Gefängnißwärter von ihm gehört haben mochten, hatten sich mit Mühe und Schwierigkeiten einen Weg zu uns gebahnt und leisteten nun so viel Hülfe, wie in ihren Kräften stand. Auch einen Stadtwundarzt brachten sie mit, um Gottschlings Wunden zu verbinden. Ich weckte nun meine beiden Kranken jubelnd auf und Beide labten und erquickten sich an dem Frühstück, das ihnen geboten wurde. Unsere barmherzigen Samariterinnen standen uns gegenüber und freuten sich herzlich, daß uns ihre Gabe so vortreflich mundete; eben so herzlich war unser Dank. Während des Frühstücks fand sich allerlei Gesellschaft ein: der gute christliche Kerkermeister, dessen Ehegespons, einige Gensdarmen, schließlich auch einige Officiere. Man kam und ging, Alle waren voller Mitleid, aber dabei hatte es sein Bewenden.

Im Laufe des Vormittags erschienen noch ein Generaladjutant Namens Bertrand, mehrere junge Leute von der Adjutantur, endlich auch ein Secretair, um unsere Charaktere und Namen aufzunehmen. Alle diese Herren, besonders sichtbar und auffallend aber der Erstgenannte (Bertrand), waren äußerst betreten, uns so gemißhandelt zu finden. Der Umstand, daß die Zweibrücker Mädchen uns ein Frühstück und zwar als ein Almosen gereicht, dazu auch einen Arzt uns zugeführt hatten, brachte die Herren vorzugsweise in Ver-



legenheit. Sie waren Zeugen, daß wir unsere Wohlthäterinnen mit einem einfachen ‚Gott vergelt's Euch‘ bezahlen mußten. Einige der jungen Officiere versuchten auf mancherlei Art die Sache zu entschuldigen, doch ging es ihnen damit nur schlecht von statten. Der Umstand, daß man uns in drei Tagen noch kein Zehrungsgeld, am Nachmittag und Abend kein Brod und auf die letzte Nacht auch nicht einmal Wasser, Heizung und Licht zur Genüge gegeben hatte, war nicht wohl zu entschuldigen. Alles, was man für uns gethan, war, daß man uns unsere Schärpen geraubt hatte. Bei Aufzählung aller Unbill, die wir erfahren, traten mir die Thränen in die Augen. Bertrand, als er dessen gewahr wurde, trat zu mir heran und hatte freundliche Worte für mich. Es that mir wohl, und ich vermochte mich wieder zu fassen. Nachdem man unsere Namen und Charakter aufgeschrieben, schenkte uns Bertrand unter dem großmüthigen Vorwande, daß es die rückständige Gage sei, anderthalb Karolin; auch wurde ein Mittagbrod für uns besorgt. Ein Bekannter Wilhelm's, ein verabschiedeter Soldat, der jetzt in Zweibrücken lebte und vor einigen Wochen erst als Handelsmann Wein und andere Lebensmittel in's Lager geliefert hatte, erschien ebenfalls. Dieser verschaffte einem Jeden von uns ein Hemd. In Folge davon wurde nun zwar unsere Kasse so gut wie wieder gesprengt, aber dennoch erkaufte wir die Glückseligkeit des Wäschewechsels damit nicht zu theuer.

Gegen Mittag brachen wir aus der Zweibrücker Armensünderstube auf und kamen um drei Uhr in Blieskastel an. Man war ungeschlüssig, wohin mit uns. Nachdem wir wieder dreiviertel Stunden lang auf freier Straße zur Schau ausgestellt gewesen waren, brachte man uns endlich in den ‚Thurm‘. Sergeanten und Gemeine bekamen den Raum unterm Dach; wir Officiere und der Junker aber wurden in die Stube des Stockmeisters einquartirt. Hier fanden wir bereits zehn oder zwölf Geiseln vor, die die französische Armee bei ihrer Retirade aus der umliegenden Gegend mitgenommen hatte.“

Hier brechen die Briefe ab. Was ich noch zu erzählen haben werde, steht räumlich in keinem entsprechenden Verhältnis zu dem bis hierher Mitgetheilten und läßt die richtige Ökonomie im Aufbau dieses Kapitels vermissen. Aber diese „richtige Ökonomie“ ist



nicht immer höchstes Gesetz; ja es kann umgekehrt Pflicht sein, dies Gesetz auf den Kopf zu stellen. Ein solcher Fall liegt hier vor. Die Briefe, wie ich sie gegeben, sind wichtiger als die symmetrische Anordnung oder die bloße Wahrung der Proportionen.

Otto von Rohr samt seinen Leidensgenossen, die wir aus vorstehenden Briefen kennengelernt, wurde nach Frankreich abgeführt und in Nogent sur Seine, etwa siebenzig Kilometer von Paris, interniert gehalten. Hier lebte er ein Jahr lang und darüber in ungetrübtem Glück, soweit das Leben eines Gefangenen überhaupt ein glückliches sein kann. Die große Zeit störte nicht seine Kreise. In Paris die Schreckensherrschaft, in Nogent Friede. Auf dem Eintrachtsplatze, furchtbare Ironie, fiel Dantons Haupt, und sein blutiger Schatten ging um, bis das Haupt dessen, der ihn stürzte, dem seinen nachgefallen war. In Nogent aber, als wäre die Welt so klar wie die Sommernacht, die sich jetzt über ihm wölbte, saß Otto von Rohr unter dem Gezweig einer mächtigen Akazie, und neben ihm saß Jacqueline, die Tochter des Hauses, halb Kind noch, und hörte ihm zu, wenn er von seiner Heimat erzählte, von den weiten Strecken Sand und der Sumpfniederung, in der ein Fluß läuft, schilfbestanden und tief und schwarz wie der Styx, der um das Reich des Todes schleicht. Dann fragte Jacqueline, „ob dort auch Menschen wohnen?“

„Kaum“, fuhr im Übermut der Gefangene fort, „Halbwilde nur, die schwarzes Brot essen und einen bräunlichen, immer schäumenden Saft trinken, den sie Bier nennen. Und zur Winterzeit machen sie Löcher ins Eis und springen hinein, oder sie jagen tagelang durch den Wald, um Füchse zu fangen oder mit dem wilden Eber zu kämpfen. Wenn sie dann heimkehren, können sie oft ihr Dorf nicht finden, weil es in Schnee versunken ist.“ Dann fragte Jacqueline: „Und wie sehen diese Menschen aus?“ worauf dann die lachende Antwort kam: „Genau wie ich, Jacqueline.“ Und dann lachten sie beide und hörten nicht, daß ein leises Rauschen wie ein Klagegton durch den Wipfel der alten Akazie ging.

Der Baum, der das Leben kannte, wußte was bevorstand: die Trennung. Sie kam; der Basler Frieden machte den Gefangenen frei. Wie viel Schwüre wurden laut, wie viel Tränen fielen. Eines Tages aber lag alles zurück wie ein Traum, und nur zweierlei war



noch wahr und wirklich: das Leid im Herzen Jacquelinens und eine kleine seidengestickte Henkelbörse, die sie dem Scheidenden zum Abschiede gereicht hatte. In der Börse selbst aber war eine Schaumünze mit ihrem Lieblingsheiligen darauf, und — ein Samenkorn vom Akazienbaum.

Dies Samenkorn ist in Triepflaß aufgegangen. Es ist derselbe Baum, der, womit wir diese Erzählung einleiteten, vom Park aus in das Gartenzimmer blickt.

#### Urania von Poincy

Die Tage von Nogent sur Seine lagen über ein Menschenalter zurück. Da in demselben Jahre, in dem unser Otto von Rohr, inzwischen zum General und Präsidenten hoher Kommissionen emporgestiegen, aus dieser Zeitlichkeit schied, knüpften sich neue Beziehungen zwischen Frankreich und — Triepflaß. Noch einmal gewann ein Rohr ein französisches Frauenherz. Und diesmal keine Trennung, oder doch keine andere als ein früher Tod.

Moritz von Rohr, ein Neffe Ottos stand 1838 bei einem rheinischen Regiment in Saarlouis. Er war zweiundzwanzig Jahre alt, groß und schlank. Der Winter brachte Maskeraden und Bälle wie gewöhnlich; auf einem dieser Bälle machte Moritz von Rohr die Bekanntschaft Urania de Poincys, der schönen Tochter des Herrn und der Frau von Poincy, die sich damals, sei es Erziehungs- oder Zerstreungs- oder Gesundheitshalber, in Saarlouis aufhielten. Dieser Ball entschied über das Leben des jungen Paares. Ihre leidenschaftliche Liebe zueinander überwand jedes Hindernis, Moritz von Rohr erbat und erhielt seinen Abschied, und in demselben Winter noch erfolgte die Trauung des jungen Paares zu Notre-Dame in Paris.

Der Hindernisse, deren ich eben erwähnte, waren nicht wenige gewesen. Weder die Familien noch die Verlobten kannten einander; die Braut in erster Jugend, der Bräutigam nur ein wenig älter; dazu seitens des letzteren das Ausscheiden aus einer Laufbahn, die kaum erst ehren- und hoffnungsvoll von ihm betreten worden war. Aber mehr noch. Die Familie der Poincy war nicht mehr jenseits des Rheins, sie war jenseit des Ozeans zu Hause, seitdem der Großvater der jungen Dame, deren vornehme Schönheit



sich in ihrem Namen zu erkennen gab, anno 93 das vom Schrecken regierte Frankreich gemieden und, nach Amerika flüchtend, erst in Kuba, dann in Neuorleans sich niedergelassen hatte. Dort lebte jetzt die Familie in hohem Ansehen. Der Name de Poincy war der Name einer Handelsfirma geworden. Selbstverständlich nicht hierin lag die Schwierigkeit; die Rohrs dachten niemals gering von bürgerlicher Hantierung, am wenigsten vom Großhandel, der mit eigenen Schiffen die Meere befährt, aber der Weg von der Dosse bis an den Mississippi war weit, und ein Rohrsches Herz hält fest an Wusterhausen und Trieplaz.

Dies waren die Schwierigkeiten; doch die Liebe des jungen Paares überwand sie alle. Moritz von Rohr trat in das Handelshaus seines Schwiegervaters ein, und nie wurde brieflich oder mündlich ein Wort laut, das darauf hätte hindeuten können, er habe die Trennung von Vaterland und Familie bereut. Kein Wort der Reue, aber auch kein rechtes Wort des Glücks. Die nationalen und konfessionellen Unterschiede ziehen eben eine tiefe Kluft, und noch ist mir kein Beispiel bekanntgeworden, wo die bloße Sympathie der Herzen stark genug gewesen wäre, diese Kluft zu überbrücken. Je feiner und durchgeistigter die Organismen, desto mehr tritt dieses Trennungselement hervor. Man liebt sich, aber man ist nicht eins; jede Freude ist nur halb, weil nur einmal unter hundert Fällen die Freude auf neutralem Gebiet erblüht. Die Sinne und vielleicht auch die Seelen stimmen; doch was hilft es? Der Gegensatz der Geister klingt disharmonisch hinein. Es ist nicht erwiesen, aber es ist wahrscheinlich, daß auch das Glück Moritz von Rohrs und Urania von Poincys einen Schleier trug.

Zehn Jahre nach der Vermählung war dieser Schleier für die junge Frau ein Witwenschleier geworden. Moritz von Rohr glaubte sich akklimatisiert und unterließ es im Sommer 1848, die Fieberluft Neuorleans mit der gesunden Küstenluft am mexikanischen Golf zu vertauschen. Er erlag dem Selben Fieber.

Zwei Jahre später (das kaufmännische Geschäft war an den Sohn des Herrn von Poincy übergegangen) kehrte der ältere de Poincy mit seiner Familie, Frau, Tochter, Enkelin nach Frankreich zurück. Die Enkelin war das einzige Kind Moritz von Rohrs. Man kaufte sich in Frankreich an. 1854 waren Frau von Poincy, die Schwiegermutter, und Urania von Rohr geb. von Poincy in Trie-



platz auf Besuch; sie mochten Parallelen ziehen zwischen ihrer Hacienda daheim und dem alten Hof des „Hauptmanns von Kaper-naum“. Vieles fehlte, aber es fehlte auch die Sumpflust, die so früh die schöne Frau zur Witwe gemacht hatte. Die Dofse ist gesund.

Die Tochter Moritz von Rohrs war nicht mit bei diesem Besuch; sie war in einer französischen Klosterschule zurückgeblieben. Erst sechzehn Jahre später lernte sie die Landsleute ihres Vaters kennen, als diese während des siebziger Krieges vor dem Kloster Abbaye aux Bois ihr Lager aufschlugen. In diesem Kloster stand das junge Fräulein von Rohr damals als Novize; längst seitdem hat sie den Schleier genommen. Die Großeltern sind tot; die Mutter lebt in Paris.

Ein schönes Porträt, das inmitten der Familienschildereien hängt, mahnt an die nahen Beziehungen des Hauses Rohr zum Hause de Poiney. Der weiße Teint, das schwarze Haar, die leuchtenden Augen geben das typische Bild der schönen Kreolin. An Sommertagen, wenn der Akazienbaum seine Zweige bis dicht vor das Fenster streckt, ist es als spielten seine Blätterschatten mit Vorliebe um dieses Bild. Es ist dann wie ein Nicken und Grüßen Jacquelinens an Urania von Poiney.



## Tramniß

Beneath those rugged elms,  
Where heaves the turf in many a moulding heap,  
The rude forefathers of the hamlet sleep\*.

Thomas Gray

Eine halbe Meile nördlich von Trieplaz liegt Tramniß, ebenfalls ein Alt-Rohrsches Gut. Der Weg dahin hat denselben Einsamkeitscharakter wie die Landschaft, die ich zu Beginn des vorigen Kapitels geschildert habe. Die Dossseufer sind eben von einer ganz besonderen Tristheit, wenigstens soweit der obere Lauf des Flusses in Betracht kommt. All diese Strecken veranschaulichen wirklich jene märkische Landschaft, wie sie im allgemeinen nur in der Vorstellung der Mittel- und Süddeutschen existiert.

Das Dorf wirkt wie ein Kind des Bodens, auf dem es gewachsen; es weckt ein Herbstgefühl, aber nichts was uns wie Maienluft und Vogelsang berühren könnte. Auch die Stelle, wo das Herrenhaus gelegen ist, ändert nichts an diesem Eindruck. Vielleicht wäre es heiterer hier, wenn nicht der weiße, ziemlich weitschichtige Bau, in dessen Front mächtige Linden aufragen, eine Mausoleumsstille um sich her hätte. Seit dem Tode des Vorbesizers ist das Herrenhaus unbesetzt; das Leben hat sich in ein danebenstehendes einfaches Fachwerkhäus zurückgezogen, an dessen Schwelle wir von einer freundlichen alten Dame empfangen und an einen mit zierlichen Meißner Tassen besetzten Kaffeetisch geführt werden. Denn wir sind erwartet.

Die freundliche alte Dame ist „Tante Wilhelmine“; sie verwaltet den Anekdotenschatz des Hauses, und der Kaffee, von dem wir eben wohlgefällig nippen, wohin könnte er die Unterhaltung natürlicher hinüberleiten, als zur Geschichte von „Tante Fieckchen“.

Tante Fieckchen, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf Tramniß lebte, war um 1733, als Kronprinz Friedrich in Ruppinstand, eine hochbetagte Dame, die das Vorrecht hatte, allen derb die Wahrheit zu sagen, namentlich auch den jungen Offizieren des Ruppiner Regiments, wenn diese zum Besuch nach Tramniß her-

\* Wo unter zerjausten Ulmen  
Der Rasen sich zu manch einem Hügel wölbt,  
Die rauhen Vorfahren von Hamlet ruh'n.



überkamen. Einstmals kam auch der Kronprinz mit; er wurde inognito eingeführt, und da ihm „Tante Fieckens“ Kaffee, der wenig Aroma aber desto mehr Bodensatz hatte, nicht wohlschmecken wollte, so goß er ihn heimlich aus dem Fenster. Aber Tante Fieckens hätte nicht sie selber sein müssen, wenn sie's nicht hätte merken sollen. Sie sagte ihm also starke Sachen, und als sie endlich hörte, wer der von ihr Gescholtene sei, wurde sie nur noch heftiger und rief: „Na, dann um so schlimmer; wer Land und Leute regieren will, darf keinen Kaffee aus dem Fenster gießen; Sein Herr Vater wird wohl recht gehabt haben!“ Sie wurden übrigens später die besten Freunde, und wenn der König irgendeinen alten Bekannten aus dem Ruppinschen sprach, unterließ er nie, sich nach Tante Fieckens zu erkundigen.

Das Tramniger Haus umschließt manche alte Erzählung, manche anekdotische Überlieferung.

Unter den Familienbildern, die dichtgedrängt an den Wänden hängen, ist eines, das aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammend, der Tradition nach von Philipp Hackert gemalt wurde. Es heißt: ausnahmsweise (was auch zutreffen würde) habe er hier ein Porträt gemalt. Das Bild stellt ein Fräulein von Rohr als junges, kaum erwachsenes Mädchen dar in dem Rokokostüm jener Tage. Hackert soll sie geliebt haben. „Wer will es heute noch feststellen, aber es hört sich wenigstens gut an.“ Gewiß. Aller Wahrscheinlichkeit nach liegt hier übrigens ein Irrtum, eine Verwechslung der beiden Brüder Philipp und Wilhelm Hackert vor. Philipp, der weitaus berühmtere, war Landschaftler, Wilhelm Porträtmaler. Woraus sich das Vorhandensein eines Hackertschen Porträts an dieser Stelle, aber von dem unberühmteren Bruder herührend, am einfachsten erklären würde.

Der interessanteste Punkt, den Tramnitz aufzuweisen hat, ist der „alte Kirchhof“. Er liegt mitten im Dorf, von der sich hier teilenden Straße rechts und links umfaßt, und macht von außen wie innen den Eindruck eines verwilderten Parks. Eichen, Linden, Akazien wachsen hoch auf, dazwischen Fliederbüsche wie eine Art Unterholz, und alles umschlungen und durchdrungen von Blumen und Unkraut, von Efeu und Hagebuttensträuchern. Eine vollkommene Wildnis. Die Stelle, wo die alte Kirche stand, ist kaum noch zu erkennen, seitdem Moos und Farnkräuter über die Fundamente hin-



gewachsen sind. Nur zwei einfache Denkmäler, freilich auch sie halb versteckt, mahnen daran, daß hier einst begraben wurde. Das eine — ein Obelisk, der „dem theuren Andenken der besten Gattin und Tochter, Frau Margarethe von Rohr, geb. Freiin zu Putzig“ errichtet wurde — trägt folgende Inschrift:

Sie ließ der Welt vergänglich Glück,  
 Ließ Schmerz und Elend hier zurück,  
 Drang, ewig frei von aller Noth  
 In's Freudenleben durch den Tod.

Wann einst von uns, in Gott vereint,  
 Der letzte auch hat aus geweint,  
 Dann wird ein frohes Wiedersehn  
 Auf ewig unser Glück erhöh'n.

Das andere Denkmal, um zehn Jahre älter, stellt den bekannten trauernden Knaben dar, der sich an eine Aschenurne lehnt. „Kindliche Ehrfurcht widmet dies Andenken.“ Einer Inschrift am Sockel entnehmen wir, wem und wann es errichtet wurde: Hans Albrecht Friedrich von Rohr, R. Preussischer Oberst, geboren den 3. August 1703, gestorben den 6. Dezember 1784.

Dieser Hans Albrecht Friedrich von R. stand in Magdeburg, machte alle Kampagnen unter Friedrich II. mit und nahm 1760 den Abschied. Während seiner Garnisonstage in Magdeburg, unmittelbar vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, trat er — soweit die Verhältnisse dies gestatteten — in Beziehungen zum Freiherrn von der Trenck, der ihm eine in seiner Gefangenschaft selbstgefertigte Tabaksdose von Kokosnuß und Perlmutter zum Geschenk machte. Die Seitenwände zeigen Cupido mit Pfeil und Köcher, der nach einem Herzen schießt, dazu die Umschrift:

Du hast mich nicht getroffen,  
 Was hat mein Herz von dir zu hoffen?

(Etwas dunkel.) Oben auf dem Deckel ein Adler, der mit der Klaue das Rohrsche Wappen hält. All dies hatte Trenck mit einem eisernen Nagel gearbeitet, da er kein Handwerkszeug besaß. Die Dose existiert noch im Herrenhause zu Tramitz.

Der „alte Kirchhof“, umspielt von Kindern, umgeben von dem Treiben alltäglichen Lebens, ist, wie schon angedeutet, das Beste



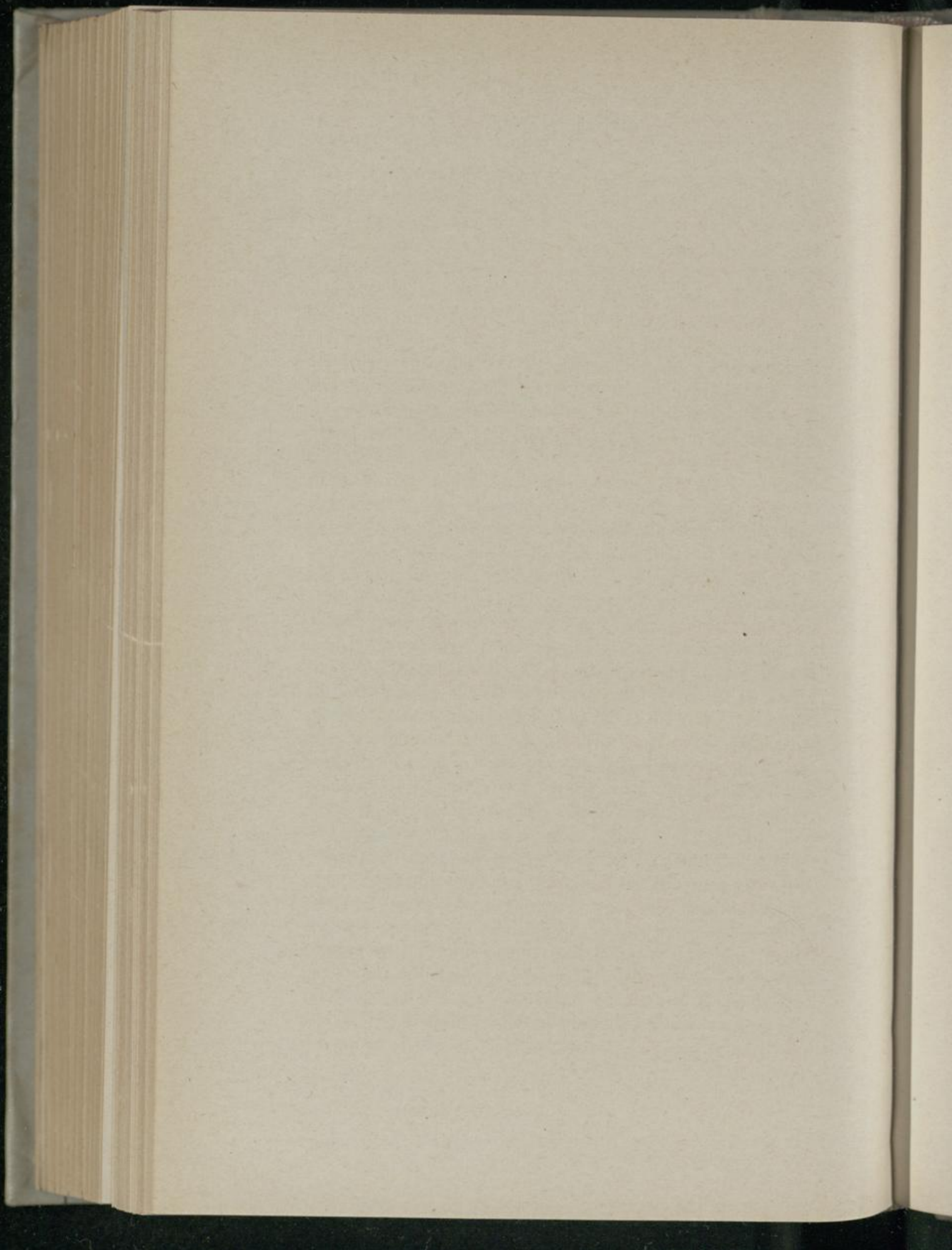
und jedenfalls das Poetischste, was Tramnitz aufzuweisen hat. Der neue Friedhof draußen am Rande des Dorfes reicht an diesen alten nicht heran, und auch die hart daneben gelegene Kirche kann ihm nicht aufhelfen; sie hat selber keinen Überschuss an Poesie. Sie stammt aus der „armen Zeit“, aus den Jahren, die zwischen 1806 und 1815 liegen (auch die Jahre, die folgten, waren nicht viel besser), und so präsentiert sich denn das neue Gotteshaus wie eine Fachwerkscheune, in die ein halbes Dutzend Fenster eingesetzt wurde. Vielleicht, daß ich gar nicht dazu gekommen wäre, in diese Neukirche einzutreten, wenn ich nicht zuvor in Erfahrung gebracht hätte, daß hier an geweihter Stelle hinter dem Altar eine Fahne aufbewahrt würde, die irgendein Tramnitzer Nohr, sei es nun den Schweden bei Fehrbellin, oder den Österreichern bei Hohenfriedberg, oder den Franzosen bei Belle-Alliance abgenommen habe. Wo ich von solchen Dingen etwas vernehme, spiß' ich die Ohren wie ein Kavalleriepferd, wenn es die Signale hört; ich bat also, die Kirche sehen zu dürfen. Richtig, da war die Fahne, auch hinterm Altar, alles wie erzählt. Ich rollte das Fahnentuch auseinander, das mir sofort durch sein Gefnister und seinen gänzlichen Mangel an Spinnweben auffiel; denn eine richtige alte Fahne ist immer so, daß man nicht recht weiß, wo das Seidenzeug aufhört und das Spinnweben anfängt. Da lag also die Trophäe ausgebreitet auf den Steinfliesen des Mittelganges, und ich sah auf den ersten Blick, was die Tramnitzer bis dahin nicht gesehen hatten, daß es das Nohrsche Wappen war (drei rote Spitzen im silbernen Felde), was in dem Fahnentuch prangte. Es war also eine Fest- und Einzugsfahne, oder eine Wappenfahne, die bei irgendeinem Karussellreiten von irgendeinem jungen Nohr getragen worden war. So erlosch die historische Glorie, die bis dahin dieses Banner umgeben hatte.

Mir aber war es ein neuer Beweis für die hundertfältig beobachtete Tatsache, daß überall, wo eine Dorfbevölkerung einem Gegenstande begegnet, der das Interesse weckt, ohne doch zugleich voll verstanden zu werden, daß überall in solchen Fällen die „mythenbildende Kraft“ in Aktion tritt, die solchen unaufgeklärten Gegenstand sofort mit poetischer Freiheit behandelt. Ob die Dinge dabei ein Jahrzehnt oder ein Jahrtausend zurückliegen, ist gleichgültig. Die Sage ist in allen Stücken souverän, was sie aber am souveränsten behandelt, ist die — Chronologie.



Auf dem Plateau







## Ganzer

Wohl hab' ich euer Grüßen,  
Ihr Ahnen mein, gehört,  
Eure Reihe soll ich schließen,  
Wohl mir, ich bin es wert.

Mit Tramnitz haben wir unsre Wanderungen an „Nhin und Dosse“, will sagen am Süd- und Westrande der Grafschaft beendet und nunmehr die große Straße auffuchend, die über das Plateau hin in gerader Richtung von Westen nach Osten führt, kehren wir zunächst bis an den Ruppiner See, dann über diesen hinaus bis an die östliche (uckermärkische) Grenze der Grafschaft zurück. Die Dörfer und Städte, die wir auf dieser Mittellinie berühren werden, sind Ganzer, Gottberg, Krenklin, Lindow und Gransee.

Zunächst Ganzer — ein alter Besitz der Familie Wahlen-Jürgass — eine Meile östlich von Neustadt, zwei Meilen westlich von dem Alt-Zietenischen Wustrau gelegen! Die dreihundertjährigen Beziehungen zwischen diesen beiden alten Familien, vor allem das Ansehen, das die Jürgasse seit den Tagen Hans Joachims von Zieten aus ihrem Versippt- und Verschwägertsein mit der berühmten Nachbarfamilie zogen, diese Beziehungen, sag' ich, sind es in erster Linie jetzt, die unsere Schritte nach Dorf Ganzer lenken, um Ausschau zu halten nach allem, was von den Jürgassen geblieben ist, nach Haus und Hof oder — nach Grab und Kreuz.

Beide Familien, die Zieten und die Jürgass, waren recht eigentlich Ruppinsche Geschlechter, seßhafte Leute, die durch die Jahrhunderte hin schlicht gelebt und treu gedient und den Boden ihrer Väter in Ehren gehalten hatten. Hans Zieten zu Wildberg (nur eine Viertelmeile von Ganzer) war, wie schon in unfrem Wustrau-Kapitel hervorgehoben, geschwornener Rat des letzten Grafen zu Ruppin und begleitete ihn nach Worms auf den großen Reichstag (1517); um dieselbe Zeit aber saßen auch schon die Jürgass auf Ganzer und werden 1525 urkundlich genannt. Von da ab gehen beide Nachbar-



familien in Leid und Freud mit- und nebeneinander, um schließlich auch, wie ein altes Paar, gemeinschaftlich in den Tod zu gehen. Um anzudeuten, wie vielfach beide Familien verschwägert waren, stehe hier nur folgendes: Die Mutter des berühmten alten Zieten war Isabe Katharina von Jürgasch aus dem Hause Ganzer (geb. 1666) und die erste Frau des alten Zieten war wiederum eine Jürgasch (Leopoldine Judith, geb. 1703). Aus dieser Ehe zwischen Hans von Zieten und Judith von Jürgasch wurde eine Tochter geboren: Fräulein Johanna von Zieten, die sich mit Karl von Jürgasch vermählte, der selbst wieder ein Sohn Joachims von Jürgasch aus seiner Ehe mit Luise von Zieten war.

Man wird an diesem einen Beispiel erkennen, daß die Verwandtschaft zwischen den beiden Familien eine oft fünf- und sechsfache und in ihren verschiedenen Graden nicht mehr zu verfolgen war. Es waren nur noch zwei Familien dem Namen nach, während längst dasselbe Blut in den Adern hüben wie drüben floß.

Ganzer, der alte Herrnsitz der Wahlen-Jürgasch, ist um eben dieser Familie willen ein Dorf von einem gewissen spezial-historischen Belang, aber nicht minder fast gewährt es rein äußerlich durch Erscheinung und Bauart ein topographisches Interesse. Es ist nämlich ein noch übriggebliebenes Musterstück aus jener Zeit her, wo ein Dorf nicht aus einem Rittergute, sondern in den meisten Fällen aus zwei und vier und selbst sechs Edelhöfen bestand, die dann freilich ihrer Ausdehnung wie ihrer Erscheinung nach mehr einem Bauernhose als einem Rittergute glichen. Auch Ganzer gehörte in alter Zeit vier Familien: von Jürgasch, von Rohr, von Kröcher und von Wuthenow, aber aus dieser Vierteilung wurde später eine Zweiteilung, indem der ganze Grundbesitz durch Kauf oder Tausch oder Erbschaft an die Rohr und die Jürgasch überging. Das war ohngefähr zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, und das Dorf nahm allmählich den Charakter eines zweigeteilten Besitzes an. Diesen Charakter hat es sich bis diesen Tag in einer so markanten und zugleich so malerischen Weise gewahrt, wie mir kein zweites Beispiel in der Grafschaft bekanntgeworden ist.

Wir halten vor der breiten Dorfgasse und schwanken, ob wir unser Fuhrwerk nach links oder rechts lenken sollen, denn einander gegenüber stehen zwei Krugwirtschaften, beide mit dem üblichen Vorbau, beide mit Stehkrippen und beide mit einem Wirt in der



Tür. Wir entscheiden uns endlich für links und sind, ohne es zu wissen, auf der Rohrschen Seite gelandet.

Die Dorfgasse macht die Grenze, was links liegt, ist Alt-Rohrscher, was rechts liegt, Alt-Jürgasscher Besitz. Jede Seite hat ihren Krug, ihr Herrenhaus, ihren Park, nur die Dorfgasse ist das Gemeinschaftliche und Kirche und Kirchhof.

Wir haben im Krug ein Gespräch angeknüpft und über die beiden alten Herren von Jürgass (es waren zwei Brüder) zu plaudern gesucht, die nun seit dreißig Jahren und darüber das Zeitliche gesegnet haben, aber sei es, daß unser Wirt, als „Rohrscher“, sich um die Jürgasse von drüben niemals recht gekümmert hat, oder sei es, daß all die Aussaaten und Ernten, die zwischen jetzt und damals liegen, die Bilder der beiden alten Herren in seiner Erinnerung abgeblaßt haben, gleichviel seine Mitteilungen beschränken sich darauf, „dat de een en beten streng wör“ und „dat de anner et ümmer wedder good maken un 'nen Daler gewen däb, wenn de Broder to streng west wör. Aber“ — so schloß er — „he däht et so, dat de Broder nix merken künn.“

Wir verabschieden uns nun und treten in die malerische Dorfgasse hinaus. Prachtige alte Bäume: Pappeln und Eichen, Kastanien und Nüstern, dazwischen Ebereschensbäume mit ihren lachenden roten Beeren fassen den Weg ein und geben Schatten. Links vom Wege, von hohen Ulmen und Linden rings umstellt, schimmern die weißen Wände des alten Rohrschen Herrenhauses zu uns herüber, ein weitschichtiger, ungeschlachter Fachwerkbau mit schwerfälligen Flügeln und Doppeldach, halb gemütlich, halb spukhaft, je nach der Stimmung, in der man sich ihm nähert, oder je nach der Beleuchtung, die um die Kronen der alten Ulmen spielt. Dem Rohrschen Herrenhause folgen Kirche und Kirchhof, ebenfalls zur Linken des Wegs und von der Dorfstraße etwas zurück gelegen. Schulhaus und Predigerhaus flankieren die Kirche, zwischen den beiden Häusern aber breitet sich ein Garten aus, der nach hinten zu leise ansteigend sich zwischen den Gräbern des Kirchhofs verliert. Dazu Baumesrauschen und Bienensummen, — träumerisch verfolgt man die Steige des Gartens, bis man plötzlich, statt zwischen Beeten zwischen Gräbern steht. Unwissentlich, ohne eine Grenze bemerkt zu haben, hat man den Schritt aus Leben in Tod getan.

Die Kirche, die mit dem Chor nach der Straße zu steht, ist ein



alter gotischer Bau mit einem Schindelturm aus späterer Zeit; eingehüllt in Efeu und hier und da von Geißblatt umrankt steht sie da, eine echte alte Dorfkirche, wie sie Sinn und Herz erfreut. Das Innere ist einfach und erhält nur durch die Zweiteilung, der man beim Eintreten sofort begegnet, wieder einen bestimmten Charakter. Links die Rohrsche, rechts die Jürgasssche Seite; links ein paar Rohrsche Galanteriedegen aus der Zeit der Zöpfe und Perücken, rechts ein Jürgassscher Säbel und Federhut aus der Zeit der Freiheitskriege; links eine Rohrsche Familiengruft, rechts eine Jürgasssche. Die Jürgasssche Gruft ist mehr eine Grabkammer in gleicher Höhe mit dem Kirchenschiff, so daß man durch ein Fensterchen die aufgeschichteten Särge erblickt; nirgends Bild oder Schmuck. Anders die Rohrsche Gruft; oberhalb der Tür ist die Marmorbüste eines Rohr aufgerichtet, eine treffliche Arbeit (vielleicht von Glume), die wohl verdient hätte, durch eine andere Inschrift als die folgende eingefast zu werden: „Bedaure und verehere billiger Wandersmann hier noch die Asche eines Ruhmwürdigen, eines im Leben Gerechten, im Tode Unverzagten, dessen Rath Land und Leuten treulich gerathen, aber wider des Todes allgemeinen Einbruch als eines Landraths (d. h. trotzdem er ein Landrath war) nichts vermochte. Seine Schwachheit und Stärke siegen zugleich. Seine Stärke durch weisen Rath wider die Unsterblichkeit. Darum stößt die Fama durch Posaunen noch seinen Ruhm aus und die flüchtige Zeit kann seine ruhmwürdigen Thaten nicht verbergen noch zernichten. Sein Lorbeerkranz grünt mitten unter Cypressen und sein Palmbaum trägt Früchte in Apollens Garten, wo Mars ihm von ferne steht und den Zutritt scheuet wie ein Unbekannter. Die Schwachheit siegt durch's Alter und trägt die Krone des Lebens im Glauben davon am Ende<sup>1</sup>.“

<sup>1</sup> Einzelne Stellen dieser Grabschrift sind völlig unverständlich; am schönsten ist unbedingt der Passus, wo Mars in seines Nichts durchbohrendem Gefühle sich geniert, dem alten Rohr unter die Augen zu treten. Alle diese Inschriften, in denen der Lebensberuf des Hingeschiedenen zu allershand Wortspielen benutzt wird (hier also „Landrat“), haben ihr unerreichtes Vorbild in der berühmten Postmeistergrabschrift zu Salzwedel. Sie lautet: „Eile nicht, Wandersmann! als (wie) auf der Post; auch die geschwindeste Post erfordert Verzug im Posthause. Hier ruhen die Gebeine Herrn Matthias Schulzen, Königl. Preussischen 25jährigen, unterthänigst treu gewesenen Postmeisters zu Salzwedel. Er kam allhier 1655 als ein



Die Jürgassche Gruft ist ohne Schmuck und Bild, aber draußen auf dem Kirchhof zwischen Blumen und Gräbern steht ein mächtiges Monument, das nicht einem einzelnen Toten, sondern dem ganzen aus diesem Leben geschiedenen Geschlechte errichtet ist. Die beiden letzten Jürgasse, „de strenge un de gode Herr“ wiesen in ihrem Testamente eine bedeutende Summe zur Ausführung desselben an, und mit Gewissenhaftigkeit sind die Testamentsvollstrecker diesem letzten Willen nachgekommen. Es ist kein Grabmal, sondern ein Monument („dem Andenken der Familie von Jürgass errichtet“) und stellt eine nach allen vier Seiten hin geöffnete Nische dar, in der gesenkten Blickes ein Engel des Friedens steht. Der ganze Bau besteht aus drei Etagen, aus einem hohen Postament von Sandstein, das zunächst einen Eisenwürfel, und auf dem Würfel die Engelsgestalt und die gotische Nische trägt. Der Eisenwürfel ist mit Inschriften überdeckt. Was im Durchlesen dieser Inschriften am meisten überrascht, ist das, daß die beiden letzten Jürgasse einer überaus zahlreichen Familie angehörten (es waren acht Brüder und eine Schwester), daß aber alle acht Brüder starben ohne Kinder hinterlassen zu haben — ein neuer Beweis, daß der Prozeß des Lebens nach frischem Blut verlangt.

Von den Inschriften mögen hier nur die beiden stehen, die auf lang oder kurz hin die Namen der beiden letzten Jürgasse der Nachwelt erhalten werden.

Auf dem Seitenfeld zur Linken lesen wir wie folgt: „Herr Alexander Constantin Maximilian von Wahlen-Jürgass, Königlich Preussischer General-Lieutenant von der Cavallerie, Droßt zu Stückhausen, Ritter vieler hoher Orden, Erbherr auf Trieglit, geboren den 15. Junius 1758 zu Ganzer, focht von 1778 bis 1816 in allen Preussischen Kriegen, wohnte 26 Schlachten und Hauptgefechten bei, ward bei Hainau durch den Schenkel und bei Ligny durch die

Fremdling an. Durch die heilige Taufe ward er in die Postkarte zum himmlischen Canaan eingeschrieben. Darauf reisete er in der Lebens-Wallfahrt durch Schulen und Akademien mit löblichem Verzug. Hernach bei angetretenem Postamte und anderen Berufsforgen richtete er sich nach dem göttlichen Trostbriefe. Endlich bei seiner Leibes-Schwachheit, dem gegebenen Zeichen der ankommenden Todespost, machte er sich fertig. Die Seele reisete den 2. Junius 1711 hinauf in's Paradies, der Leib hernachmalen in dieses Grab. Gedanke Leser bei Deiner Wallfahrt beständig an die Prophetische Todespost Jes. 38, 1.“



Brust geschossen. Ein Muster der Tapferkeit und der Herzensgüte, geehrt und geliebt von seinem Könige und von jedermann, starb er zu Ganzer den 8. November 1833." (Dies ist „de gode Herr“. Weitere biographische Notizen, namentlich über seine militärische Laufbahn, gebe ich in den Anmerkungen. Ubrigens bemerke ich schon hier, daß das obengenannte Familiengut Trieglitz und nicht Triepilag heißt, wie man gelegentlich gedruckt findet. Triepilag, wie wir wissen, ist ein Alt-Rohrsches Gut.)

Auf dem Seitensfelde zur Rechten begegnen wir einer doppelten Grabschrift, und zwar der des letzten Jürgaß und seiner Gemahlin, der letzten Zieten. Die erste Inschrift lautet: „Franz Carl Wilhelm Rudolf von Wahlen-Jürgaß, Erbherr auf Ganzer und Trieglitz, ward geboren den 14. September 1752 zu Ganzer, und verstarb daselbst im 82. Jahre, den 26. Juni 1834, als das letzte Glied seiner Familie. Er war der treueste Freund seiner Freunde, und alle, die ihn näher kannten, schätzten ihn hoch.“ (Dies ist der ältere Bruder, „de en beten streng wör“.) Die andere Inschrift lautet: „Frau Johanna Christiana Sophie von Wahlen-Jürgaß geborne von Zieten aus dem Hause Wustrau, ward geboren den 23. Januar 1747 und ehelich verbunden am 23. October 1776 mit Carl von Wahlen-Jürgaß, Erbherr auf Ganzer und Trieglitz. Ein Muster weiblicher Tugenden und Größe entschlief sie sanft den 7. Juni 1829.“

Diese Frau, die letzte Zieten aus dem Hause Wustrau ist es, die uns hierher geführt hat, und voll Erwartung, in dem Dorfe, dem sie so lange angehört, noch ihrem Andenken zu begegnen, treten wir jetzt von dem Kirchhof aus in die Dorfgasse zurück und setzen unsere Wanderung bis zum alten Herrenhause der Jürgaß fort. Ein Heckenzaun trennt das Haus von der Gasse, rechts lehnen sich die Wirtschaftsgebäude und links die Bäume des Parks so dicht wie möglich an die Giebel und geben ein freundliches Bild, aber zugleich ein Bild äußerster Schlichtheit. Wären nicht die Edeltannen des Parks und die Malven, die in allen Farben ein Stück englischen Rasen umstehen, man würde eine einfache Pächterswohnung, aber keinen Edelhof hinter diesem Heckenzaun vermuten. Eine Pächterswohnung ist es nun freilich jetzt. Wir treten ein und werden bestens bewillkommt; die junge Frau vom Hause kommt unsrer Neugier freundlich entgegen, zeigt uns Küch' und Keller, auch das Zim-



mer, wo General Blücher geschlafen<sup>2</sup>, und führt uns endlich in den Park hinaus, auf dessen sonnigem Rasenplatz die Schatten der leise bewegten Zweige hin und her tanzen. Wir nehmen Platz unter einer breitblättrigen Platane, wo Tisch und Bank zum Plaudern einladen, und während neben Substantiellerem Milch und Blaubeeren auf den Tisch gestellt werden, gesellt sich eine Anverwandte des Hauses zu uns, eine schlanke Dame von nah an vierzig, mit dunklen Augen und feingeformtem Mund. Die junge Frau, die bis dahin die Kosten der Unterhaltung mühsam bestritten hatte, ist augenscheinlich froh über den eintreffenden Sukkurs und mit einem „Tante Helene weiß alles“ den Rückzug antretend, eilt sie ins Haus, um nach dem Rechten zu sehen. Da stehen wir denn nun, „Tante Helene, die alles weiß“ und ich, der ich wenigstens etwas wissen möchte, und begrüßen uns lächelnd und nehmen Platz. Es ist ein feines Gesicht mir gegenüber, mit jenem leisen Zug des Leidens, der so zum Herzen spricht. Sie nimmt den breiten Sommerhut ab, vielleicht, weil wir im Schatten sitzen, vielleicht auch, um die Fülle ihres schönen schwarzen Haares zu zeigen, und während sie mit dem roten Band des Hutes spielt, beginnen meine Fragen. Aber wir verirren uns immer wieder im Gespräch, bald sind wir in Wustrau bei den Zietens, bald in Triepitz bei den Rohrs, und endlich reicht sie mir die Hand über den Tisch und sagt mit gewinnender Freundlichkeit: „Plaudern wir weiter heut, wie Zufall und Zunge es wollen; ich schreib' Ihnen — seien Sie unbesorgt, ich halte Wort.“

Und sie hielt Wort; nach Ablauf einer Woche erhielt ich folgenden Brief: „Ich habe sie gut gekannt, die Frau von Jürgaß, besser vielleicht als irgendwer. Sie nahm mich zu sich, als ich eine Waise geworden war; so kam ich aus dem Pfarrhaus, darin ich geboren war, ins Herrenhaus hinüber. Meine Mutter habe ich nie gekannt; sie starb bei meiner Geburt, aber hätte ich sie auch gekannt, ich hätte ihre Liebe nicht vermissen können, so gut wie die gnädige Frau war! Sie war sehr klein und sehr häßlich (denn sie war eine Zieten, und die Zietens sind immer häßlich gewesen), aber man mußte sich erst ordentlich fragen, ob sie hübsch oder häßlich sei, sonst sah man's nicht, weil sie so freundlich war. Sie hatte kleine

<sup>2</sup> In der Nacht vom 25. auf 26. Oktober war Blücher mit seinem Korps, das später nach tapferem Widerstand in Lübeck kapitulieren mußte, hier in Ganzer.



blaue Augen, gelbe Löckchen und eine Adlernase, und auf den Löckchen saß eine Haube wie ein Turm; es ist wahr, sie sah altfränkisch und beinah komisch aus, aber wer sie kannte, der lachte nicht, dazu war sie zu gut und zu gescheit. Sie hatte aber auch eine Schönheit, perlenweiße Zähne, die sie bis zuletzt behielt, und kleine weiße Hände, die mit Ringen überdeckt waren. Ich fühlte mich immer geehrt, wenn ich eine dieser Hände küssen durfte. Außer der hohen Haube auf ihrem Kopf trug sie Hackenschuhe mit hohen Absätzen. Mitunter, wenn ich die hohe Haube und die hohen Absätze sah, zwischen denen sich die kleine Frau bewegte, kam sie mir noch kleiner vor, als sie wirklich war. Sie liebte ihren Mann und verehrte ihren Schwager, den alten General, und beide vergalteten es ihr und trugen sie auf Händen. Es war ein Leben, wie ich es nie wieder gesehen habe, und ich habe doch viele Menschen und viele Häuser gesehen. In Winterzeit, wenn die Wege verschneit und die Freunde ausgeblieben waren, dann saßen wir oben im Ecksaal und spielten „Gesellschaft“. Frau von Jürgasch nahm Platz auf dem Sofa, die doppelarmigen Leuchter wurden angezündet, und ich durfte neben ihr sitzen auf einem Fußkissen, darauf der Alte Fritz gestickt war. War alles vorbereitet, so gab sie mir ein Zeichen oder Klingelte; dann mußte ich aufspringen und den General von Jürgasch anmelden. Der alte General trat dann wirklich herein, oder er erhob sich von seinem Stuhl, auf dem er bis dahin gefessen hatte und küßte der Gnädigen die Hand, fragte nach ihrem Befinden und nach ihres Bruders Befinden drüben in Wustrau, und ehe zwei Minuten um waren, waren sie im lebhaftesten Gespräch über die alte Zeit; alle Ereignisse, die sie seit fünfzig Jahren zusammen durchlebt hatten, wurden durchgesprochen wie etwas Neues, Fremdes, wovon man die Mitteilung wie eine Ehre ansehen und mit Dank und Teilnahme entgegennehmen müsse. Dann brachen sie plötzlich ab, lachten herzlich, schüttelten sich die Hände und holten das Dambrett herbei, um Schlagdame oder Tokadille zu spielen. Ich ängstigte mich damals mitunter, wenn ich auf dem Kissen saß und die beiden alten Leute so zeremoniell miteinander sprechen hörte; ich will nicht leugnen, ich dachte mitunter sie wären tot, und ihre Gespenster kämen zusammen, um an alter Stelle nach alter Weise zu sprechen; aber ich habe später in andern Häusern oft gedacht: „wenn hier doch Mann und Frau oder Frau und Schwager



ein ähnliches Gesellschaftsspiel spielen wollten“, und mir fiel dann das Wort ein, das Frau von Jürgasch einst zu mir gesagt hatte: „gute Gewohnheiten wollen geübt sein; sie rosten sonst ein und versagen den Dienst“. Dies zeremonielle Wesen schloß aber Freiheit und raschen Wiß nicht aus, und ich bewunderte sie aufrichtig, wenn sie die Honneurs des Hauses machte, sobald Besuch von den Gütern oder gar aus der Hauptstadt eingetroffen war. Sie war dann ganz die Tochter des alten Zieten, die unter dem großen König mit „zu Hofe“ gegangen war. Sie übersah die beiden alten Herren an Wiß und Wissen, und sie hätte es leicht gehabt, auf ihre Kosten die unterhaltende Wirtin zu machen, aber wenn beim Souper die alten Anekdoten von Hainau und Kagbach und Vater Blücher zum wer weiß wievielften Male erzählt wurden, so hörte sie aufmerksam zu und suchte nur durch eine geschickte Wendung der alten Geschichte eine neue Pointe zu geben, so daß die Gäste doch auch ihre Rechnung fanden. Sie war ganz ihres Vaters Tochter: klein, unansehnlich und unschön, aber fromm und mutig und pflichttreu wie er, und wie ihr Vater, so starb sie auch, ruhig, hochbetagt, ohne die Bitterkeit des Todes zu empfinden. Sie schief hinüber. Sie hat mir einen jener Ringe vermacht, mit dem ich als Kind spielen durfte, wenn ich neben ihr auf dem gestickten Kissen saß; aber es hätte dieses Zeichens nicht bedurft, um ihrer immer in Dankbarkeit zu gedenken.“

Am 7. Juni 1829 starb des alten Zieten Tochter, am 29. Juni 1854 starb des alten Zieten Sohn, der letzte Zieten der Linie Wustrau. Ein Feldstein von der Wustrauer Feldmark deckt sein Grab, das ein Lindenbaum überschattet, eine Inschrift fehlt; das Monument aber, das zu Ehren des letzten Jürgasch und seines mit ihm ausgestorbenen Geschlechtes errichtet ist, zeigt auf dem schmalen Eisenstreifen, der die vier Pfeiler der Nische trägt, den schönen Spruch: „Der Herr hat sie zu einem bessern Leben berufen, wo sie sich der Herrlichkeit unsres Erlösers erfreuen.“

Noch einmal:

Frau von Jürgasch geb. von Zieten

Zehn Jahre, nachdem das vorstehende Kapitel geschrieben und eine Charakterkizze der alten Frau von Jürgasch versucht wurde, ging mir von befreundeter Seite eine zweite, denselben Gegenstand



behandelnde Schilderung zu, die ich um ihrer vielen interessanten Züge willen, zugleich unter verbindlichstem Dank gegen die Einsenderin, hier folgen lasse:

„Als ich im Jahre 1818, eben verheiratet, nach dem Romberg'schen Gute Brunn in der Grafschaft Ruppin zog, lernte ich Frau von Jürgaß, die Tochter des berühmten ‚alten Zieten‘, auf ihrem benachbarten Gute Ganzer zuerst kennen. Sie war schon hochbetagt, und ich kann also von ihren Antezedenzien wenig oder nichts berichten. Ich weiß weder das Jahr ihrer Geburt, noch wo und wie sie ihre Kindheit und Jugendjahre verbrachte, nicht einmal an welchem der Berliner Höfe sie als Hofdame fungierte, bis sie sich, nicht mehr in der ersten Jugendblüte, mit ihrem fünf Jahre jüngeren Manne, dem damals sehr schönen, von ihr mit schwärmerischer Liebe geliebten Karl von Jürgaß vermählte und mit ihm auf sein nicht großes aber hübsches und einträgliches Landgut Ganzer zog. Oft erzählte sie mir später von der Verlegenheit, mit der sie sich, ein verwöhntes und jeder häuslichen Sorge völlig fremdes Hoffräulein, plötzlich an der Spitze einer großen Landwirtschaft gefunden, deren ganzer Betrieb ihr fremd gewesen sei. Schnell und energisch aber war ihr Entschluß gefaßt, sich alle zu ihrem neuen Berufe unerläßlichen Kenntnisse zu erwerben und sich (lieber als unwissend die Wissende und Befehlende zu spielen) ganz unbefangen in die Lehre ihrer tüchtigen Haushälterin zu geben, um nun gleichsam von der Pike an bis zur Hausfrau hinauf zu dienen. Keine Arbeit war ihr dabei so niedrig oder so schwer, daß sie sie nicht mit eigenen Händen angegriffen hätte, um sich ihrer ganz zu bemächtigen, jedem Dienstboten lernte sie die Kunstgriffe seines besonderen Amtes ab und gelangte so bald dazu, sich sowohl den klaren Überblick des Ganzen als die genaue Kenntnis jedes Details zu verschaffen. Ich denke, es war schon über Jahresfrist, als sie sich selbst das Zeugnis ausstellen konnte, Herrin der Situation geworden zu sein. Nun folgte der zweite energische Schritt; die gesamte Dienerschaft, von der obersten bis zur letzten Stufe, wurde mit einem Schlage entlassen und durch eine ganz neue und fremde Schicht derselben ersetzt, denn keiner im Hause sollte die Herrin als Schülerin gekannt haben, und ihrer alleinigen Autorität sollte durch die Kenntnis des Voraufgegangenen kein Abbruch geschehen. Nun ging es ans Befehlen und Selbstregieren,



und kein Feldherr hat wohl je seinen Stab sicherer geführt, als diese echte Soldatentochter ihn von nun an über ihren Hausstand führte. Bald war ihr Haushalt als der Musterhaushalt der Gegend bekannt, und alle jungen Hausfrauen rundum erholten sich Rat bei ihrer unbestrittenen Autorität. Dabei war ihr Haus bald das gastlichste in der für ihre Gastlichkeit berühmten Gegend, und hielt zugleich doch den einfachen Charakter der Zeit, sowohl für die Ausstattung der Zimmer, als für die zwar stets überreichliche aber nie künstlich verfeinerte Bewirtung fest. Zu Tisch ward man per carle auf eine ‚freundschaftliche Suppe‘ geladen, die sich dann freilich zu einer Masse von Gängen und Schüsseln erweiterte, aber meist nur treffliche Hausmannskost. Ein einziger alter Diener (Christoph) war das Faktotum des Hauses, und fehlte es an bedienenden Händen, so griffen die Hausmädchen zu. Mit patriarchalischer Naivetät benachrichtigte die treffliche Frau ihre Nachbarn und Nachbarinnen von den großen Wasch- und Schlachttagen, um in diesen ganz von ihr geleiteten Verrichtungen durch keine Besuche gestört zu werden; ja dem Wurstmachen räumte sie sogar ihre sehr einfach ausgestatteten Wohnstuben ein.

Als ich die treffliche Frau kennenlernte (die auch mir später eine mütterliche Ratgeberin ward), muß sie schon hoch in den Siebzigern gewesen sein, obgleich sie ihres Alters nie erwähnte, doch war sie noch in voller, rüstiger Lebenskraft, alle Jüngeren durch ihre Tätigkeit beschämend. Auch damals noch war sie stets die erste, die im Hause erwachte, ging umher, um alle Dienstboten aus dem Schlafe zu wecken, und erst wenn sie das tägliche Uhrwerk wieder im Gange sah, legte sie sich noch auf ein Stündchen wieder zur Ruh.

Sie war von kleiner, kräftiger, untersehter Gestalt, die unschönen Züge dem Standbild des alten Zieten auf dem Wilhelmsplaz wie aus den Augen geschnitten, der Ausdruck von Klugheit und Energie war durch den großer Herzensgüte und Freundlichkeit gemildert, wie ich auch nie gehört, daß sie ihre Autorität im Hause durch Strenge oder gar Härte unterstützt hätte. Sie regierte vielmehr nur durch Ernst und Konsequenz, vor allem durch ihr Beispiel und war von ihren Untergebenen, wie von allen Nachbarn und Freunden ebenso geliebt als verehrt. Von ihrer Frömmigkeit, dem schönen Erbteil ihres gottseligen Vaters, machte sie keine Worte, und alle Liebeswerke wurden in der Stille geübt.



Bei aller häuslichen Tätigkeit vernachlässigte sie nicht die Bildung ihres Geistes und ging stets mit der fortschreitenden Zeit, deren Erscheinungen sie mit dem lebendigsten Interesse folgte. Walter Scotts Romane zählten zu ihren Lieblingsunterhaltungen, und oft erinnerte sie selbst an manche originelle Gestalten aus denselben, besonders, wenn sie so eifrig und lebendig von einem Besuche Friedrich Wilhelms III. und der reizenden Königin Luise in Gänzer erzählte, als wäre es ein Vorgang von gestern her. Eine lila Flachsstaude im Garten, die die Königin Luise für ihre Lieblingsblume erklärt hatte, wurde fast ein halbes Jahrhundert hindurch von einem eisernen Korbgeflecht umfassen, sorgsam gepflegt und jedem Besucher gezeigt.

Ihre Unterhaltung war belebt und belehrend, und oft vom originellsten Humore gewürzt, wie sie denn durch und durch ein naturwüchsiges Original war. Wenn man sich ihrer Kräfte bei allen Anstrengungen verwunderte, versicherte sie, das rühre von einem starken Beisatz von Schwefel in ihrem Blute her, und rieb sich zum Beweise die Hände, wobei ich indes von dem verheißenen Schwefelgeruch nie etwas wahrnahm.

Die Frische, Energie und Jugendlichkeit, die sie so bis ins hohe Alter bewahrte, gipfelte aber besonders in ihrer fast anbetenden Liebe zu ihrem Manne, der dieselbe mit großer Treue und etwas kühler Verehrung erwiderte. Bei Tische horchte sie nur auf seine Stimme, und wenn irgendein scherzhaftes Wort seines Mundes zu ihr herüberklang, so rief sie wie in unwillkürlichem Entzücken und mit strahlender Miene: „Himmlicher Jürgaß!“ „göttlicher Karl!“ — Nie werde ich den Zustand vergessen, in dem wir die wohl Achtzigjährige einst fanden, als sie die Nachricht erhalten, daß ihr Karl während eines Besuches bei seinem Bruder in Berlin heftig erkrankt sei, und sie nicht zu ihm dürfe! Mit Tränen überströmt, an allen Gliedern zitternd, ganz aus ihrer gewohnten festen und kräftigen Haltung hinausgeworfen, stand die alte Frau da, wie das Bild der Leidenschaft der jugendlichsten Liebe.

Einst gestand sie mir, daß sie an jedem Jahrestage ihrer Vermählung, in aller Stille immer ihr Hochzeitskleid unter ihrem einfachen Hausrock anlege, und daß auch ihre Halskrause dann den Schmuck und die Perlschnur des Hochzeitsstaates vor aller Augen berge.



Sogar der Beifall der Eifersucht fehlte dieser leidenschaftlichen Liebe nicht, doch warf sie sich nur auf den unschuldigsten Gegenstand, auf den von sieben andern einzig verbliebenen Bruder ihres Mannes, den als Held aus den Freiheitskriegen berühmten, mit den schwersten Wunden und den ehrenvollsten Orden bedeckten Generalleutnant von Jürgasß (die 'Erzellenz', wie sie ihn in tiefer Ehrfurcht stets nannte), der fast jeden Sommer zur Stärkung seiner erschütterten Gesundheit einige Wochen oder Monate in Ganzer zubrachte, wo denn die Brüder wie ein Paar *Inséparables*\* vom Morgen bis zum Abend zusammen verkehrten, und sie sich als die Dritte im Bunde etwas beiseite geschoben fühlte. Auch verhehlte sie in ihrer großen Wahrheitsliebe nicht ihre jedesmalige, etwas wehmütige Scheu bei der Meldung dieses Besuches, und es war ein freundlicher Scherz unter den Nachbarn geworden, daß sie sich in ihren häuslichen Verpflichtungen bei Bewirtung der Erzellenz noch absichtlich steigere, um vor sich selbst und vor anderen den kleinen eifersüchtelnden Verdruß an dem Besuch zu bemänteln.

Diese Erzellenz selbst war aber der einfachste, anspruchloseste, kindlichste Heldengreis, der mir je vorgekommen, bedeutender als sein Bruder, bescheiden über seine Heldentaten, doch stets mit der Schwägerin auf ziemlich förmlichem Fuß. Ich habe nie etwas Kindlicheres und Naiveres gesehen als das zärtliche Verhältnis dieser beiden Brüder — besonders bleibt mir die harmlose kleine Whistpartie um Pfennige und Silbergroschen in Erinnerung, die sie jeden Abend in der Wohnstube vereinte (mit den kleinen, stets wiederkehrenden, und sie stets von neuem erheiternenden Scherzen), die noch jahrelang nach dem Tode der im neunzigsten Jahre sanft entschlafenen Heldin dieser Erzählung fortgesetzt wurde, bald in Ganzer, bald in Brunn. Damals aber, wo die liebe Alte noch als stille Zuschauerin auf dem Sofa dabei saß, entweder ihren Walter Scott lesend oder mit mir oder einer anderen besuchenden Nachbarin plaudernd, ward dann 'Pasterchen' (wie er stets genannt ward und dem Ruf auch stets willig Folge leistete) als vierter herbeigerufen oder Charlotte, das Hausmädchen, mußte als *homme de bois*\*\* fungieren. So einfach waren die Zeiten und die Sitten des patriarchalischen Hauses!

\* Unzertrennlige.    \*\* Strohmann.



Kinder waren dem von Jürgasschen Ehepaar nicht beschieden; Frau von Jürgass sprach sich nie darüber gegen mich aus. Freundlich und teilnehmend war sie aber für jung und alt, und ein sehr lebendiger Sinn für Schönheit machte bei ihrem gänzlichen Mangel derselben einen doppelt wohltuenden Eindruck. So kann ich das in einem lauten ‚Ah!‘ sich Luft machende Erstaunen nicht vergessen, mit dem sie statt aller Begrüßung vor der reizenden Erscheinung der jungen Henriette von Röder, Gemahlin des späteren Generals Carl von Röder, stehenblieb, als wir ihr diese zum Besuch zuführten, und sie ihr in der Haustür entgegentrat. Jahrelang erzählte sie noch ‚von den langen, blonden Ringellocken, die die schönen Züge des durchsichtig-klaren Angesichtes umrahmend, auf das lila Gewand niederwallten‘ und ermahnte immer wieder, daß die schöne Frau ‚für die Akademie‘, wie sie sagte, gemalt werden müsse.

Während ihrer letzten Lebensjahre war ich leider aus der Gegend fern und weiß keine näheren Umstände über ihren Tod als das eine, daß es ein sanfter war.

Wie ihr energischer Charakter aus einem Stück, so war ihr ganzes Leben aus einem Guß, und ihre lautere Seele wird dort oben, in der ewigen Einheit des Wahren und des Guten, ihre Heimatstätte gefunden haben.“



## Gottberg

Weiter rückt die Horde,  
Und ausgestorben wie ein Kirchhof bleibt  
Der Acker, das zerstampfte Saatsfeld, liegen,  
Und um des Jahres Ernte ist's getan.

Schiller

Eine Meile östlich von Ganzer liegt Gottberg. Seit Beginn des vorigen Jahrhunderts wechselten die Besitzer mannigfach; bis dahin, namentlich während der Zeit der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges war es ein Quitzowsches Gut. Nur dieser Zeitabschnitt interessiert uns hier, denn ihm gehören die Gottberger Kirchenbücher an (mutmaßlich die ältesten der Grafschaft Ruppin), die durch die handschriftlichen Aufzeichnungen aus ebendieser Kriegsepoche eine gewisse Celebrität erlangt haben.

Ehe ich jedoch zu diesen Büchern und ihren Aufzeichnungen übergehe, schicke ich ein Gesamtbild der damaligen Lage, selbstverständlich nur soweit unsere Grafschaft in Betracht kommt, voraus. Es handelt sich dabei um den Abschnitt von 1630 bis 1638. Bis zu diesem Zeitraum waren die Drangsale verhältnismäßig gering (nur 1627 hatten die Dänen und bald darauf auch die Wallensteinschen im Lande gehaust); nach diesem Zeitraum aber scheinen die Kriegszüge in diese Gegenden, wenigstens alle größeren Unternehmungen, schon aus dem Grunde unterblieben zu sein, weil eben alles ausgefogen war. Die Hälfte der Dörfer existierte nur noch dem Namen nach. Ich gebe nun die Einzelheiten meiner Skizze in chronologischer Reihenfolge.

### Die Grafschaft Ruppin von 1630 bis 1638

Im August des Jahres 1630 trafen die Schweden mit 2000 Mann Kavallerie und einem ansehnlichen Korps Infanterie in der Grafschaft ein und besetzten Neuruppin. Im Dezember erschienen zwar die Brandenburger, die zum Kaiser hielten, vor der Stadt, waren aber viel zu ohnmächtig, um den Schweden den Besitz derselben streitig machen zu können. Endlich rückten die letzteren freiwillig ab.



Raum hatten die Schweden sich entfernt, als Tilly im Februar 1631 mit einer Armee aus dem Magdeburgischen eintraf. In jeder Stadt unserer Grafschaft, wo Tilly lag, erhielt der Kapitän monatlich 54 Taler, der Leutnant 20, der Fähnjunker 16 Taler, damals sehr große Summen. In demselben Jahre brach die Pest aus. In Neuruppin starben 1600, in Lindow 400 Menschen. Jeremias Ludwig, nachheriger Prediger zu Banzendorf, war damals auf der Ruppiner Schule und hat im genannten Jahre 800 an der Pest Gestorbene öffentlich zu Grabe gesungen. 1632 war das Land so unsicher, daß die Ruppiner, als sie ihren neuen Rektor von Pritzwalk abholen ließen, zuvor um eine Sauvegarde von kurfürstlichen Reitern baten.

1634 kam das kursächsische Kavallerieregiment des Obristleutnants von Nochow auf kurfürstlichen Befehl nach Ruppin in Garnison; im Dezember 1635 aber rückte Feldmarschall Bannier mit seinen Schweden in Stadt und Grafschaft ein, nachdem er die Sachsen und Kaiserlichen bei Dömitz geschlagen hatte. Zwei Generalstäbe, die hohen Offiziers der ganzen Armee, das Zabeltitzsche Infanterieregiment und vier Brigaden zu Fuß, jede Brigade zwei Kompanien stark, erhielten ihre Quartiere in Neuruppin. Die Not war bei dem zügellosen Verhalten der Soldaten so groß, daß es zuletzt an allem fehlte. Sogar Abendmahlswein war nicht mehr in Ruppin zu haben. Man mußte einen Boten deshalb nach Wittstock schicken; aber geplündert kam er zurück.

Im September folgenden Jahres (1636) erschien der kaiserliche Generalfeldzeugmeister Marazin im Ruppinschen und behandelte die Stadt ziemlich milde. Nach ihm kamen die Sachsen unter Generalmajor von Wolframsdorf und „raubten und plünderten wie gewöhnlich“. Den Sachsen folgte der kaiserliche General Graf Hans von Gög.

Dann kam wieder ein Pestjahr. Im Juli und August 1638 griff sie am weitesten um sich. Ganze Familien, ganze Straßen, ganze Dörfer starben weg. In dem bereits entvölkerten Ruppin, das vielleicht kein Drittel seiner Einwohner mehr hatte, wurden abermals 600 Menschen begraben. Sehr viele wanderten aus. Die Zurückgebliebenen rissen die ledig stehenden Häuser ein, um Holz zu erhalten. Alles verwilderte. In Gransee starben 551 Menschen, nach der Angabe des Totengräbers aber wenigstens 1000, da viele heim-



lich eingescharrt wurden. Die Adligen und die Prediger flüchteten nach den Städten und fanden auch dort ihren Tod.

So war die Lage des Landes beschaffen, als der kaiserliche General Graf Gallas mit seiner 60 000 Mann starken Armee von Malchin aus dem Mecklenburgischen heranrückte, um die Schweden von der Elbe und Havel zu vertreiben. Plünderung, Brand und Mord bezeichneten jeden seiner Schritte. Nun wetteiferten Pest und unmenschliche Barbarei, das Land Ruppin in eine der ödesten Wüsteneien umzuwandeln<sup>1</sup>. Alles floh nach Ruppin und Wusterhausen, wohin sich Gallas wegen der noch nicht ganz gedämpften Pest nicht getraute, und haufenweise starben die unglücklichen Schlachtopfer vor den Städten an der Mauer. Am 5. Oktober rückte er endlich in die Stadt Ruppin ein und erpresste von den armen Bewohnern, was die verödeten und rauchenden Hütten der Landleute nicht mehr leisten konnten. Arme Leute mußten Eichelbrot essen, und Kaspar von Zieten erzählt, daß man sich auf dem Markte in Neuruppin um eine tote Katze gezankt habe. Bei ihrem Abzuge setzten die Kaiserlichen unter Gallas ihren Schandtaten die Krone auf; sie verließen Ruppin und steckten an einem Tage das Städtchen Wildberg und achtundzwanzig Dörfer in Brand.

#### Die Gottberger Kirchenbücher

Diese „Gallassche Zeit“, diese durch vier Wochen hin systematisch betriebene Aussaugung und Verwüstung des Ruppinschen Landes

<sup>1</sup> Prediger Schinkel zu Barsikow, der den „Dreißigjährigen Krieg“, soweit er die Grafschaft Ruppin berührte, zum Gegenstand eingehender Studien gemacht hat, schreibt über das Elend jener Tage sehr richtig: „Die Verwüstungen waren nicht so sehr eine Folge der blutigen Schlachten, die geschlagen wurden, als vielmehr das Resultat einerseits der Pest, andererseits der Armeeverpflegungsweise, die Wallenstein eingeführt hatte. Von diesem rührte bekanntlich der Grundsatz her, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse. Wallenstein selbst war klug genug, um in Anwendung dieses Satzes den Satz selbst nicht zu übertreiben; er trug vielmehr Sorge, daß der Baum nicht abgehauen würde, von dessen Früchten seine Heere eben leben sollten; nur das Notwendige wurde genommen. So wenigstens zeigte sich sein Wille. War es aber schon ihm schwer, diesen Willen durchzusetzen, so scheiterten seine Nachfolger vollends damit, Personen, die zum Teil zu wenig einsichtig waren, um auch nur diesen Willen ernstlich hegen zu können. Wo ein Heer sich lagerte, fiel es nieder wie ein Heuschreckenschwarm, und ob Freund oder Feind war gleichgültig.“



ist es nun, die in den Gottberger Kirchenbüchern ihre Schilderung von zeitgenössischer Hand gefunden hat.

Der Aufzeichnende war Emanuel Collasius (Kohlhase), Prediger in dem benachbarten Dorfe Progen, das er in Folge der totalen Verödung dieses Ortes verließ, um sich nach Gottberg, wo er geboren war, und wo ihm noch eine alte Mutter lebte, zu begeben. Erst nach etwa Jahresfrist wurde er, da an Rückkehr nach Progen nicht zu denken war, Prediger in seinem Geburtsdorfe Gottberg, und schrieb er nunmehr in die Kirchenbücher, die er daselbst vorfand, seine und seines Landesteils Leidensgeschichte ein.

Diese beiden Bücher sind:

1. ein Kirchenrechnungsbuch und
2. ein eigentliches Kirchenbuch.

Das Kirchenrechnungsbuch, ein Folioband, ist aus dem Jahre 1587 und enthält auf der vordersten Seite, die zu diesem Behufe in Gebrauch blieb, die Namen der Prediger von Gottberg von 1581 bis jetzt. Das Buch wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts neugebunden; sein Inhalt ist oft schwer zu entziffern. Das eigentliche „alte Kirchenbuch“ ist um ein Jahr jünger, beginnt mit 1588 und schließt mit 1766. Es ist ein Quartband in Pergament; nur wenige Bogen sind lose, alles andere hat noch festen Zusammenhang und eignet sich bei sorgfamer Behandlung in seinem gegenwärtigen Zustande immer noch besser zur An- und Durchsicht, als wenn es einen neuen Einband erhielte. Leider ist die Schrift auch dieses Buches oft schwer zu lesen. Historische Notizen sind nur hier und da eingestreut, und die wichtigsten unter diesen sind eben — wie auch im Kirchenrechnungsbuche — die aus der Gallasschen Zeit.

Zwischen den Aufzeichnungen in dem einen und dem anderen Buche ist nur der Unterschied, daß Prediger Collasius in dem Kirchenbuche mehr das Allgemeine, in dem Kirchenrechnungsbuche mehr das Persönliche gegeben hat. Wir beginnen mit dem letzteren.

#### Prediger Collasius' Aufzeichnungen im Gottberger Kirchenrechnungsbuche

Dies 1638ste Jahr ist wohl ein recht elend und trübselig Jahr gewesen, wie dergleichen wohl kein trübseligeres in unserem ge-



liebten Vaterlande erlebt worden ist. . . . Sumal auch wegen der Pest, darannen die Dörfer bald ausgestorben sind. . . . So hat mein Antezessor zu Gottberg Herr Joachimus Becker in eben diesem Jahr an der Pest erliegen müssen. Meine Pfarrkinder zu Prozen sind meist weggestorben und nur acht Personen übriggeblieben. Weil ich zu Prozen weder Pfarrhaus noch Zubehör behalten, habe ich notwendig in dem großen Elend dem lieben Brot nachziehen müssen und habe mich zu Gottberg bei meiner seligen Mutter ein halb Jahr aufgehalten, anfangs nicht der Meinung, als wollte ich zu Gottberg als Pfarrer verbleiben, sondern um wieder nach Prozen zu ziehen. Weil aber im letzteren Dorf sobald keine Besserung zu hoffen war, und mir die Gemeinde zu Gottberg auf Gutachten des Achaz Quikowschen Verwalters allhier das Schmiedehaus im Dorfe zur Wohnung einräumte, blieb ich zunächst noch ein Jahr, bis ich endlich durch Gottes Vorsehung zu einem Prediger der Gottberger Gemeinde, von den wohlledlen Gebrüdern Dietrich und Achaz von Quikow als Kirchenpatronen, legitime ernennet und von kurfürstlicher Durchlaucht konfirmieret worden bin. Habe also in dem Schmiedehause gewohnet neun Jahr und darin viel Not und Ungemach leiden und ausstehen müssen, so daß ich auch willens gewesen bin, wo ich keine andere Wohnung hier würde haben können, wieder zu vertieren. Ebenda aber ward mir von einem alten Bohnhaus gesaget, das mir sollte verkauft werden, ein Haus, das der von Bernikow zu Werder gebauet habe, aber darüber weggestorben sei. Dieses Haus haben wir abbrechen lassen und ist auf die alte Pfarrstelle zu Gottberg wieder hingesezet worden, welches Haus ich dann anno 1647 auf Trinitatis bezogen habe, und worinnen ich nach Gottes Willen noch jezo wohne.

Prediger Collasius' Aufzeichnungen im Gottberger Kirchenbuche

„. . . Kurz nach der Roggenernte in diesem Jahre 1638 ist die Kaiserliche Armee unter Graf Gallas von Malchin in Mecklenburg aufgebrochen und hat allhier, in der Nähe von Fehrbellin, ihr Feldlager aufgeschlagen. Sie hat vier ganze Wochen an dieser Stelle stillgelegen. Bei ihrem Ausbruch sind folgende Pfarren und Ritterstze, soweit mir bewußt, abgebrannt gefunden worden.

Pfarren: 1. die Pfarre zu Bechlin, abgebrannt; 2. die Pfarre zu



Gottberg, abgebrannt; 3. die Pfarre zu Wildberg, abgebrannt, wie auch der ganze Flecken; 4. das ganze Dorf Rohrlak, abgebrannt, sowohl die Kirche als andere Gebäude; 5. die Pfarre zu Segeles und das halbe Dorf; 6. die Pfarre zu Progen und das halbe Dorf; 7. die Pfarre zu Langen und das ganze Dorf; 8. das ganze Dorf Malchow; 9. die Pfarre zu Mezelthin; 10. die Pfarre zu Sieversdorf; 11. die Pfarre zu Cantow.

Rittersitze: 1. das schöne Gebäude des von Klizing zu Walsleben, wo doch der General Gallas selbst das Hauptquartier gehabt, abgebrannt; 2. der Rittersitz zu Dabergoß, des von der Gröben, abgebrannt; 3. der Rittersitz zu Krenklin, des von Leesten, abgebrannt; 4. zu Werder, dessen von Fraß; 5. zu Buskow, dessen von Zieten; 6. zu Wustrau, dessen von Zieten; 7. zu Langen, dessen von Zieten; 8. zu Walchow, dessen von Wuthenow; 9. zu Manker, dessen von Schütten; 10. zu Bichel, dessen von Pfuël; 11. zu Rakel, dessen von Lüderitz; 12. zu Segeles, dessen von Wuthenow; 13. zu Wildberg, dessen von Woldeck. Und noch vielmehr in der Nachbarschaft, ja man hat kein Dorf nennen können, da es nicht gebrannt, wo nicht ganz, so doch halb, und was noch nicht abgebrannt, das ist niedergerissen und doch verbrannt worden.

Der Vorrat an Gersten ist alle vom Felde von den Soldaten weggerafft und ausgedreschet worden, so daß der Landmann nichts davon gekriegt.

Der Roggen ist nicht wieder besäet worden, weshalb die Leute sich an das Kraut haben halten müssen, was Krankheit und Tod verursacht hat.

Die Obstbäume sind ganz abgehauen worden, welches die armen Leute sehr beklaget haben, ebenso auch die Weiden. Die Kirche ist sehr verwüstet worden. Da man fünf oder sechs Feuerstellen in ihr gehabt hat, ist kein Stuhl festgeblieben und kein Fenster. Der Kirchboden ist ganz herausgerissen worden und der Seiger (die Uhr) ist auch ganz zunichte gemacht. Die Wellenwand um den Kirchhof ganz weggebrannt, die Scheune abgebrochen; Summa es kann nicht beschrieben werden, wie kläglich es im Dorfe Gottberg ausgesehen hat in diesem 1638sten Jahr.

Es stand auch ein klein Eichhölzchen vor diesem Dorf, das auch ganz abgehauen. Die großen Eichenbäume teils abgehauen, teils ganz abgeköpft, so daß kein Zweig daran geblieben.



In diesem Jahr ist das Volk armuthalber aus dem Lande gelaufen, nach Hamburg und Lübeck, allwo sie geblieben, sonderlich das junge Volk. Und weil die Pest in diesem Jahre sehr grassiret, und die Leute wegen beständiger Kriegsgefahr in den Dörfern nicht haben bleiben können, so ist der eine hier und der andre dorthin geflogen, und ist der eine hier und der andere dort gestorben. Man kann ausrechnen, daß aus diesem Dorfe Gottberg, außer 26 Personen, die hier am Orte starben, 5 in Wusterhausen und 31 in Ruppin verstorben sind.“

So die Aufzeichnungen in den beiden Kirchenbüchern, die in ihrer ungeschmückten Wiedergabe von Fakten und Zahlen eines Eindrucks nicht verfehlen. Es ist danach glaubhaft, daß, wie Bratring erzählt, „das Land Ruppin während des Dreißigjährigen Krieges mehr gelitten habe als irgendein anderer Teil der Mark“.



## Krenßlin

Darum still  
Füg' ich mich, wie Gott es will.  
Und soll ich den Tod erleiden,  
Stirbt ein braver Reitermann.

Altes, eine halbe Meile von Neuruppin gelegenes Rittergut, jetzt im Besitze der Familien Scherz und Zieten.

Wie beinahe alle Güter im Ruppinschen bestand es aus einer ganzen Anzahl von Ritterstätten, und in den Jahrzehnten, die dem Dreißigjährigen Kriege unmittelbar vorausgingen, waren hier vier Familien ansässig; die von Leeste, von der Gröben, von Gühlen und von Fraß.

Die letzteren kann man als die eigentliche Krenßliner Familie bezeichnen; schon 1327 werden die von Fraß genannt, und sie sind es, an die die alte Sage vom „Räuberberg bei Krenßlin“ anknüpft, die zunächst Feldmann in seinen schriftlichen Aufzeichnungen und nach ihm W. Schwarz in seinen Märkischen Sagen erzählt.

Danach lag eine kurze Strecke vor dem Dorf, rechts vom Ruppiner Wege, eine Burg, von der übrigens noch zu Anfang dieses Jahrhunderts Wall und Graben und die Auffahrt erkennbar waren. Hier hausten in den Quisow-Zeiten, auch vorher und nachher die von Fraß. Von der Burg aus führte eine Leitung nach der Brücke des nahen Krenßliner Damms hinüber, und zwar ein Draht, der jedesmal, wenn ein Wagen die Brücke passierte, eine Alarnglocke innerhalb der Burg in Bewegung setzte. Sowie diese Glocke anschlug, warf sich alles zu Pferde und griff die Reisenden an. Auf die Klagen, die seitens der Beraubten bei dem regierenden Grafen, der, wie wir wissen, in Altenruppin residierte, anhängig gemacht wurden, drohte der Graf dem Fraß, „er werde ihm die Burg anzünden, wenn er das Unwesen weiter treibe“. Der Krenßliner Burgherr schlug aber die Warnung in den Wind, mochte auch wohl glauben, ein „Steinchen im Brette“ zu haben. Er irrte aber. Eines Tages, als der Fraß in Ruppin war, schickte der Graf seine Leute hinaus, die die Krenßliner Burg ersteigen und brechen mußten. Nach einer andern Lesart hätte der Graf verräterischerweise den Fraß zu Gaste geladen und ihm schließlich, vom Turme des



Altruppiner Schlosses aus, seine mittlerweile in Brand gesteckte Burg gezeigt. Diese zweite Lesart ist aber neueren Datums und wahrscheinlich erst entstanden, nachdem an der alten Burgstelle Holzkohlen und abgebrannte Balken entdeckt worden waren.

Die Familie Fraß besaß Anteile von Krenßlin bis ins 17. Jahrhundert hinein. Um diese Zeit waren es fromme Leute, die zu ihrem Doktor Luther hielten und Patenen und Abendmahlskelche schenkten. Ein solcher, in der schönen Tulpenform der Renaissancekelche, ist der Kirche erhalten geblieben. Die Inschrift desselben lautet: „Diesen Kelch hat Wolf Fraß und seine Hausfrau Maria Riben zu Gottes Ehre geben.“ Dazu ein aufgelötetes Kreuzifix und die Jahreszahl 1600. Vier Wappenbilder sind eingegraben: Ein Pfau, dazu W. F. (Wolf Fraß); ein Fisch oder eine Otter, dazu M. R. (Maria Riben). Von den zwei andern Wappen scheint eins das Zietensche zu sein. An einigen Stellen des Kelches ist das Gold abgekratzt. Ich hörte dabei, daß die Dorfbewohner, wenn einer der Ihren schwer krank ist, sich gern an den Prediger wenden und etwas Gold vom Abendmahlskelch für ihren Kranken erbitten. Sie mischen es dann in die Medizin und glauben fest, wenn noch etwas helfen kann, so hilft das.

Das idyllisch gelegene, unter Gartenbäumen anmutig versteckte Predigerhaus zu Krenßlin war ein Lieblingsaufenthalt Schinkels. Seine ältere Schwester Sophie war daselbst an den Prediger Wagner verheiratet. In seinen Knabenjahren hatte jener ein Giebelzimmer des Hauses ganz mit Bildern ausgemalt. Aus dieser oder (nach Wolzogen) aus einer etwas späteren Zeit stammt auch ein Spiegelporträt, das Schinkel damals von sich selbst anfertigte. Es ist in großen Umrissen, skizzenhaft mit dem Bleistift entworfen; die schärferen Striche und angegebenen Schattenpartien mit Tinte dazwischen gezogen. Das Bildnis befindet sich jetzt im Besitz Fräulein Rosa Wagners in Ruppin, einer Nichte Schinkels. Es ist zugleich eine Erinnerung an die Krenßliner Pfarre.

Bis Anfang der zwanziger Jahre pflegte Schinkel das ihm teure Dorf alljährlich während der Sommermonate zu besuchen.

Die Kirche, ein alter gotischer Bau mit hoher Schindelspitze, hat in den letzten Jahren eine Renovation erfahren, die von den frühe-



ren Monumenten das meiste entfernte<sup>1</sup>, dagegen in die Lage kam, neue Gedenktafeln einfügen zu müssen.

Beide Tafeln befinden sich in der Mitte der Kirche einander gegenüber; die eine, bronzen und in gotischen Formen ausgeführt, trägt folgende Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland. Ernst Hermann Scherz, geb. den 8. September 1848 zu Krenßlin, Einjährig Freiwilliger im Brandenburgischen Husaren-Regiment Nr. 3 (Sieten-Husaren) fiel am 26. Dezember 1870 bei Olivet südlich Orleans.“

Die Inschrift der schwarzen Marmortafel gegenüber lautet wie folgt: „Für König und Vaterland starb im Kriege gegen Frankreich am 26. August 1870 zu Bionville, in Folge seiner in der Schlacht bei Mars-la-Tour erhaltenen Verwundung Rudolph Hartmann, Einjährig Freiwilliger im 4. Brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 24, im Alter von 21 Jahren.“

Die lapidare Kürze der Inschriften verrät nichts von dem Weh, das die Todesfälle dieser beiden Jünglinge schufen. Beide in demselben Ort geboren, beide gleichen Alters fast, beide Einjährig-Freiwillige, standen sie im selben Armeekorps gegen denselben Feind. Mit ihnen waren dreiunddreißig andere Krenßliner in den Krieg gezogen; alle kehrten zurück, wenn verwundet auch; die einzigen zwei, die die Heimat nicht wiedersehen, waren die Söhne der Guts-herrschaft und des Gutsadministrators. (Die Sietensche Hälfte von Krenßlin wurde administriert.)

Von dem einen sei hier erzählt:

<sup>1</sup> Von diesen alten Grabsteinen ist einer der Kirche erhalten geblieben. Er wurde seinerzeit dem „hochedlen und mannhaften Herrn Gottfried Lehmann, churf. brandenburgischem Capitain-Lieutenant zu Roß und Erbherren auf Krenßlin“ errichtet, der 1628 geboren wurde und 1689 starb. Dieser Stein bietet nichts Besonderes, außer daß er, wie so vieles andre, darauf hinweist, daß unter dem Großen Kurfürsten viele Bürgerliche in die Rittergüter und in die Armee einrückten. Diese Tatsache ist längst bekannt, aber sie ist, soviel ich weiß, auf ihre Ursache hin noch nicht befragt worden. War es lediglich eine Folge des Dreißigjährigen Krieges, der die Rittergüter entvölkert hatte, oder lagen dem allen doch auch Anschauungen, Prinzipien zugrunde? Wir standen, wie später unter dem Einfluß des Französischen, so damals entschieden unter dem Einfluß des republikanisch Holländischen. Vielleicht liegt auch hierin eine partielle Erklärung.



Ernst Hermann Scherz stand in den Weihnachtstagen 1870 mit seinem Regiment (Sieten-Husaren) in Olivet. Am 25. Dezember war seitens einer Franktireurabteilung, die sich in einem zwischen Olivet und Chaumont gelegenen Walde festgesetzt hatte, auf eine Patrouille geschossen worden. Daraufhin erfolgte der Befehl, den Maire von Chaumont zu verhaften. Ein Unteroffizier und vier Husaren, die sich sämtlich als Freiwillige gemeldet hatten, wurden mit Ausführung dieses Befehls beauftragt.

Am 26. um 2 Uhr morgens brach dies Kommando auf; zu früher Stunde war man in Chaumont, verhaftete den Maire und trat den Rückweg mit ihm an. Der Gefangene hatte in einem requirierten Wagen Platz gefunden, links neben ihm (zu Pferde) der Unteroffizier, zwei Husaren voraus, die beiden andern schlossen. Als der Zug das Wäldchen erreicht hatte, aus dem am Tage zuvor auf die Patrouille geschossen worden war, nahm Hermann Scherz, der die Tete hatte, eine an der Lisière hin aufgestellte, kaum noch Deckung suchende Franktireurabteilung wahr und rief dem Unteroffizier zu: „Wir werden gleich unter Feuer kommen!“ Dies waren seine letzten Worte. Schüsse fielen; H. Scherz stürzte leblos aus dem Sattel; neben ihm das Pferd eines andern Husaren, der, rasch erkennend, daß hier nichts mehr zu helfen sei, sich in den Sattel des stehengebliebenen Scherzschen Pferdes warf und in Gemeinschaft mit dem Rest des kleinen Kommandos auf Olivet zusprengte.

Hier wurde sofort Meldung gemacht. Der Rittmeister ließ 100 Husaren aufsitzen, requirierte 26 Jäger vom 3. Jägerbataillon und fort ging es, wieder dem Wäldchen zu. Als man die Stelle erreichte, wo der Überfall stattgefunden hatte, lag die Leiche des Gefallenen ausgeplündert und entkleidet auf der Chaussée. Die empörten Kameraden wandten sich von der Leiche fort gegen den Feind, der eine so prompte Revanche nicht erwartet haben mochte, umstellten das Gehölz und gingen wie zu einem Kesseltreiben vor. Der ganze Franktireurhaufe steckte noch darin, Mann auf Mann fiel, zuletzt hatte man ein Duzend auf engstem Raume zusammengetrieben. Widerstand wie Flucht waren gleich unmöglich, und so ergaben sie sich unsern Jägern und Husaren. Unter den Gefangenen war auch der Anführer. Man fand bei ihm die Wertsachen des Gefallenen, schleppte ihn an die Stelle, wo die durch ihn geplünderte Leiche lag, und erschoss ihn neben derselben. Ob die andern



Gefangenen diesen Tag überlebten, habe ich nicht in Erfahrung gebracht.

Der Heimtransport im Kampfe Gefallener war damals bereits aufs äußerste erschwert, indessen die Verhältnisse gestatteten eine Ausnahme. In doppeltem Sarg verschlossen, wie der Erlaß es heischte, traf am 13. Januar die Leiche auf dem Neustädter Bahnhof ein und wurde von Anverwandten in Empfang genommen. Aber die Teilnahme beschränkte sich nicht auf Haus und Familie, und man darf sagen, die halbe Grafschaft geleitete diesen Toten auf seinem letzten Gange. Es war ein weiter Weg noch, und viele Ortschaften waren zu passieren. Von Turm zu Turm, bei Annäherung des Zuges, gingen die Glocken; Prediger und Schuljugend, Gesang und Kränze empfingen den Sarg und begleiteten ihn von Grenze zu Grenze; so trugen ihn Liebe und Teilnahme von Dorf zu Dorf. Er empfing die letzten Ehren für viele, die draußen in fremde Erde gebettet worden waren, und jeder beweinte seinen Toten in diesem Toten. Aber über alles Selbstsüchtige hinaus, das unser Erbteil ist, rührte sein Geschick alle, die herbeigekommen waren, denn auch von ihm hieß es:

... und viele waren

Die seiner Sitten Freundlichkeit erfahren.

Nun ruht er in der Familiengruft, nahe der Kirche.

Wie viele Tafeln in den Dorfkirchen unseres Landes, die für den, der sie zu lesen versteht, eine gleiche Geschichte erzählen!



## Lindow

Wie seh' ich, Klostersee, dich gern!  
Die alten Eichen stehn von fern,  
Und küstern, nickend, mit den Wellen.

Und Gräberreihen auf und ab;  
Des Sommerabends süße Ruh  
Umschwebt die halbzerfallnen Gräfte.

Lindow ist so reizend wie sein Name. Zwischen drei Seen wächst es auf, und alte Linden nehmen es an mehr als einer Stelle unter ihren Schatten.

Seine Vorgeschichte ist dunkel. Die Archive des Klosters wie der Stadt sind gleichmäßig ein Raub der Flammen geworden, doch läßt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß das Kloster eher da war als die Stadt.

Kloster Lindow wurde sehr wahrscheinlich Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts durch den Grafen Gebhard von Ruppin und Lindow als ein Prämonstratenser Nonnenkloster gegründet und empfing zu Ehren des Stammhauses der Familie (Lindow im Anhaltischen) seinen Namen.

Die Stadt entstand aus Ansiedlungen; Handwerker und Ackerleute, die den Schutz des Klosters suchten. Diese Beziehungen blieben noch, auch als die Gründung des Grafen Gebhard längst aufgehört hatte ein Kloster zu sein. 1574, also etwa 30 Jahre nach der Säkularisierung, wurde dem lutherischen Rektor sein Gehalt ansehnlich erhöht, „weil er, zu seinen geringen Einkünften, nur einen freien Tisch auf dem Klosterhofe habe“, und noch 1748, als die Einnahmen des Klosters bereits auf ein Minimum herabgedrückt waren, schenkte die Konventualin Anna Juliane von der Kettenburg 100 Taler an die Stadt mit dem Bedingnis, „daß von den Zinsen dieser Summe das Schulgeld für arme Kinder bezahlt werde“. Aus beiden Notizen, wie sie einerseits den Fortbestand der Beziehungen zwischen dem Kloster und dem städtischen Gemeinwesen dartun, erhellt doch auch andererseits, daß man finanziell in Stadt Lindow nicht auf Rosen gebettet war.

Auch im Kloster, trotz jener Guttaten, war man es nicht mehr, seitdem 1542 die Einziehung der Klostergüter und ihre allmähliche Umwandlung in kurfürstliche Domänen begonnen hatte. Zwanzig



Jahre vorher beim Erlöschen des gräflich Ruppinschen Hauses hatte das Kloster den Gipfelpunkt seines Wohlstandes erstiegen. Es war damals eine der reichsten Stiftungen in der Mark und besaß außer der Stadt Lindow 18 Dörfer, 20 wüst liegende Feldmarken, 9 Wassermühlen und alle die Seen, wohl ein Duzend, die innerhalb des Großen Menzer Forstes, wie am Rande desselben gelegen sind; darunter auch den Großen Stechlin. Die Gesamtbodenfläche, die damals dem Jungfrauenkloster zugehörte, darf man auf 4 Quadratmeilen schätzen, reichte also vollkommen aus, „um — wie Bratring und nach ihm Berghaus schreibt — 35 Nonnen, einer Abtissin und einem Propst ein einigermaßen gemächliches Leben zu sichern“. Man kann dies zugeben, aber es den Bevorzugten neidlos um so eher gönnen, als ihr Glück von jenem Kulminationspunkte an gerechnet nur noch von kürzester Dauer war. Es ging galoppierend zu Ende. Noch am Heiligedreikönigstage 1530 war, seitens des Kurfürsten Joachim I., den Lindowschen Nonnen ihr Besitz zu „ewigem Eigentum“ neu bestätigt worden, indessen bereits Joachim II. stand anders zu diesen Fragen, und ehe die Mitte des Jahrhunderts heran war, war die Einziehung ausgesprochen und das „ewige Eigentum“ verflogen“. Aus dem Kloster Lindow wurde ein „Fräuleinstift zu Lindow“, an die Stelle der Abtissin und ihrer 35 Nonnen trat eine Domina mit 4 Fräuleins, das Gesamteinkommen aber sank auf 1000 Taler, und das Grundeigentum von vier Quadratmeilen auf — hundert Morgen.

Unter den Dominas, soweit ihre Namen überhaupt noch auf uns gekommen sind, finden wir fast nur Adelsnamen aus Ruppin und Havelland: Elisabeth von Bieten 1557, Anna von Gühlen 1625, Katharina von Döberitz 1685, Anna Hedwig von Fraß 1709, Maria Elisabeth von Quast 1736, Ilse Margarethe von Nochow und Anna Elisabeth von Bredow, letztere beide ohne Zahlenangabe.

Unser Weg führt uns von Altruppin auf Lindow. Die Stadt selbst — die nicht durch ihre Häuser, sondern nur durch ihre Lage reizend ist — kann uns nicht fesseln; aber jenseits derselben, wo die Schmalung zwischen dem Gudelack- und dem Wuhsee sich wieder zu weiten beginnt, werden wir nach rechts hin, hart am Ufer des letztgenannten Sees, eines Konglomerats von Häusern, Bäumen und Ruinen ansichtig, um welches sich eine niedrige Mauer,



die Einfriedigung von Kloster Lindow zieht. Wir lassen halten, überklettern die Mauer, die an dieser Stelle nirgends Thür oder Pforte zeigt, und befinden uns auf einem von prächtigen alten Bäumen überragten Wiesengrund, der allem Anscheine nach den mannigfachen Bestimmungen dient: hier Spiel- und Promenaden-, dort Trocken- und Begräbnisplatz, die Ausdehnung des Ganzen aber doch so parkartig weit und groß, daß alle diese Verschiedenheiten nicht störend, sondern wie zu einer höheren Einheit zusammenwirken.

Die interessantesten Abschnitte dieses Parkes sind die, wo begraben wird. Von dem richtigen Gefühl ausgehend, daß Leben und Tod zusammengehören, daß sie Geschwister sind, die sich nicht ängstlich meiden sollen, hat man hier die Spiel- und Begräbnisplätze dicht nebeneinander gelegt; dieselben Blumen blühen über beide hin. Aber der Tod, der so gemüthlich mit dem Leben zusammenlebt, innerhalb seiner eignen Gebiete hat er doch nicht ganz auf jene aristokratischen Scheidungen verzichtet, die erkennen lassen sollen, daß wir uns hier auf dem Grund und Boden eines abligen Fräuleinstiftes befinden. Im Leben „leben und leben lassen“, aber im Tode — Rangordnung! So begegnet man denn Steinen und Grabkreuzen an drei verschiedenen Stellen des Parkes, und während die Dienstleute, beziehungsweise die Beamten des Klosters an einer, die Gäste des Klosters an einer andern Stelle ruhn, ist den Stiftsdamen selbst eine dritte Stelle vorbehalten geblieben. Selbstverständlich ist dies die eigentlichste. In zwei Reihen, zu beiden Seiten einer alten Rüsterallee hin, liegen sie hier in aufgemauerten Gräbern, die ältesten soweit noch ein Entziffern der übermoosten Steine sich für mich ermöglichte, bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurückreichend. In deutlichen Buchstaben sprach nur noch das Grab der letztverstorbenen Domina, eines Fräulein von Zenge zu mir; stattlicher aber war ein um 30 oder 40 Jahre älterer Stein, unter dem, wenn ich das Wappen richtig erkannt habe, ein Fräulein von Pannewitz ihren letzten Schlummer schläft.

Auf dieses Epitaphium, das höher als alle anderen, einen guten Überblick zu versprechen schien, kletterte ich hinauf und übersah nun, Front gegen Westen nehmend, die ganze Klosteranlage. Nach links hin der von Lindengängen eingefasste See; dann zwischen uns und ihm ein buntes Durcheinander von Blumen- und Gemüsegärten, und mitten hineingestellt in diese Gärten das villenartige Haus der



Domina, dicht grenzend mit den Feldsteinmauern eines in Trümmern liegenden Langbaus, den einige als die Kirche, andre als das Refektorium des alten Klosters bezeichnen. Letztes das Wahrscheinlichere. Jetzt ist es Wirtschaftshof, Eis- und Vorratskeller der drei, vier Damen, die in den Nachbarhäusern ihre Tage leben und beschließen, und jeder Zauber ist dieser Stätte längst abgestreift, mit Ausnahme der hohen, stehengebliebenen Giebelwände, drin noch gotische Nischen und Fenster sichtbar sind. Das Beste am Ganzen ein Storchennest, drin Storch und Störchin sich von ihrer letzten Reise erzählen und von den Wickelkindern, die sie den Lindowern gebracht haben. Ihre Sprache sichert sie, selbst an dieser Stelle, vor dem Vorwurf des Unziemlichen.

Eine Viertelstunde lang — die Rüsternzweige zurückbiegend — hielt ich Umschau von dem Pannewitz-Grabstein aus; dann auf einem Schlangelpfade zwischen alten und neuen Gebäuden hin das Seeufer erreichend, schritt ich, von Zeit zu Zeit auf Refektorium und Giebelwand und Storchennest rückwärts blickend, den Lindengang hinunter, bis ich mich plötzlich, ohne eine erkennbare Grenzlinie passiert zu haben, inmitten einer völlig veränderten Szene sah. Gartenbeete mit eingemusterten Blumen lagen wie Teppiche da; aus dem Mittelrondell stiegen Büsche von Ricinus und Canna indica auf; Wein und Pfirsich lachten am Spalier, und Lauben von Geißblatt und Pfeifenkraut liefen an der einen Seite des Gartens hin, während nach der anderen zu ein Drahtzaun, leicht wie ein ausgespanntes Fischernetz, die ganze Anlage schloß. War dies noch Klostergrund? Nein. Aus der mittelalterlichen Adels- und Klosterwelt war ich in eine modern-bürgerliche eingetreten; ein reicher „Proprietär“, an Anlagen und Gartenkunst seine Freude findend, stückte hier mit eigener Hand diese Blumenmuster in den Rasenteppich ein und gefiel sich darin, in schöner Benutzung des Erworbenen, dem „was wohltut und gefällig ist“ zu dienen.

Die Wahrnehmung, wie der Besitz zur Pflege des Schönen führt, erfreut immer wieder mein Herz und tat es auch hier. Aber wohlthuender noch berührte mich die Gewißheit, daß das Fehlen einer Grenz- und Scheidelinie zwischen Kloster- und Bürgergrund kein bloßer Zufall war. Diese Scheidelinie fehlte, weil sie in den Gemütern nicht vorhanden ist, und der Besitzer des Gartens Friede und Freundschaft hält mit den Klosterfrauen von drüben.



## Gransee

Steig auf die Warte dort, die nach dem Feld  
Hindlickt, und sag uns, was du siehst.

Schiller

Die Trauerglocke läutet  
Vom Dorfe her.

Wir wissen, was es deutet:

Sie ist nicht mehr. Fouqué

Von Lindow kommend fahren wir jetzt der östlichsten Stadt der Grafschaft zu, dem alten Gransee. Die ältesten Tage desselben — da innerhalb seiner Mauern die Feuersbrünste stark ausräumten — sprechen bereits vor der Stadt zu uns, und zwar aus einem mittelalterlichen Baudenkmal, das sich tausend Schritt zur Rechten der von uns befahrenen Chaussee erhebt. Dieses mittelalterliche Denkmal ist

### die „Warte“ bei Gransee.

Sie erhebt sich auf dem höchsten Punkte der Umgegend, dem „Warteberg“. Junge Fichten, dichtes Kusselwerk, drin der Sandhase zu Hause ist, bedecken seine Abhänge, und nur der abgeplattete Gipfel ist kahl. Hier steht die „Warte“, aus der Ferne gesehen einem modernen Fabrikshornsteine nicht unähnlich, bis man im Näherkommen den bedeutenderen Durchmesser erkennt. Es ist ein Rundturm von etwa 100 Fuß Höhe, aus Feldstein und sieben senkrecht stehenden Backsteinrippen derartig aufgeführt, daß beim Bau immer erst die Rippen um einige Fuß erhöht wurden, ehe man wieder mit Feldstein zu füllen begann. Wie alt der Turm ist, steht dahin; ich möchte ihn frühestens in den Anfang des 15. Jahrhunderts setzen.

Der gleichen Ansicht scheint Willibald Alexis nicht gewesen zu sein, als er ebendiesen Turm in seinem berühmten Roman „Der falsche Waldemar“ zum Schauplatz eines Hergangs aus dem Jahre 1348 machte. Dieser Hergang selbst aber war der folgende:

Die Granseer, selbstverständlich, hatten ihre Fehden mit dem benachbarten Adel. Zur Waldemarzeit waren es vorzugsweise die Quaste und die Winterfeldts, mit denen sie sich bekriegten; Tille Quast wird eigens genannt, ebenso Lacke de Wons und Hans Lüdecke vom roten Haus. Dieser letztere spielte die Hauptrolle. Im



Jahre 1348 handelte es sich seitens all der Genannten um nicht mehr und nicht weniger als Gransee selbst zu überfallen. Dies war aber nur möglich, wenn es vorher glückte, den auf der Warte stationierten Wächter, Mathis mit Namen, einzuschläfern. Um dies zu bewerkstelligen, mußte ein als Kärner verkleideter Knecht, der ein Stückfaß Wein auf seinem Karren hatte, die vorüberführende Straße passieren und am Fuß der Warte halten, als ob es sich um Ausbesserung eines Schadens an Rad oder Achse handle. Und so geschah es. Der Karren hielt. Mathis, der sich langweilte, wie noch heute die Schildwachen tun, ging ohne Besinnen in die Falle und stieg die Wendeltreppe hinunter, um mit Hand anzulegen. Unten kamen Kärner und Turmwart alsbald überein, daß der Wein für die Granseer zu stark sei; sie spundeten also auf, tranken ein erhebliches und füllten mit Wasser nach. Dies geschah aber erst zuletzt. Mathis fiel gleich darauf in tiefen Schlaf.

Als er andrentags bei schon hochstehender Sonne erwachte und Umschau hielt, sah er den ganzen Plan vor Gransee mit Bewaffneten überdeckt; der Überfall, um den es sich handelte, schien eben stattgefunden zu haben. Er war aber insoweit mißglückt, als die anfänglich in die Stadt Eindringenden schließlich doch hinausgedrängt, ja einige von ihnen zu Gefangenen gemacht worden waren. Unter diesen Hans Lüddecke vom roten Haus.

Die Ratmänner säumten nicht, über ihren Hauptfeind (Hans Lüddecke) zu Gericht zu sitzen, aber nicht bloß über ihn, sondern auch über ihren eignen Turmwart, dessen Unzuverlässigkeit alle Gefahr verschuldet hatte. Man sprach Tod „von Rechts wegen“, einigte sich aber schließlich dahin, daß beide Schuldige in den Warteturm gesperrt und ihnen überlassen werden sollte, auf der Plattform desselben miteinander zu kämpfen. Wer Sieger bleibe, sei frei, wer hinabgeworfen würde, habe seine Strafe nach „Gottes Willen“.

Und hiernach wurde verfahren; Hans Lüddecke und Wächter Mathis kamen in den Turm, und die halbe Bürgerschaft zog hinaus, um Zeuge eines Ringkampfes und eines Gottesurteiles zu sein. Aber wer beschreibt ihr Staunen, als sie die auf Tod und Leben Verurteilten friedfertig auf der Platte des Turmes erscheinen und statt mit- und gegeneinander zu kämpfen, zu einem aus Mathis Vorratskammer herbeigeschafften Nachtmahl sich niedersetzen sahen. Diese gute Laune freute selbst die Granseer, um so mehr, als sie



nur zu gut wußten, daß sie nicht lange werde dauern können, und in der That, als der fünfte Tag heraufzog, sah es schlimm aus in den Vorräten und in den Herzen der beiden Gefangenen. Indessen wie immer, „als die Not am größten war, war auch die Hilfe am nächsten“, und ehe noch die Sonne im Mittag stand, blitzte es am Waldrand hin von Rittern und Reisigen, und ein nach Hunderten zählender bewaffneter Zug wandte sich der Stadt zu, an der Warte vorüber. Es war Waldemar. Vor ihn jetzt kam der Streit, und Hans Lüddecke, Urfehde schwörend, erhielt Leben und Freiheit zurück. Mathis aber (nicht weiter genannt) verschwand in dem ihm zukommenden Dunkel.

So die Geschichte von der „Warte“ bei Gransee — eine bloße Fiktion, die aber bereits beginnt sich zur Historie zu verdichten und nach „abermals fünfhundert Jahren“ von andern Historien nicht wohl zu unterscheiden sein wird. Und nicht zu unserm Nachteil; denn auch die dichterische That, wie jede andre, belebt die Schauplätze der Ereignisse und reiht sie in gewissem Sinne in die „historischen Stätten“ ein. Die „Warte“ bei Gransee ist jetzt bereits eine andre, als sie vor fünfzig Jahren war, und selbst der Umstand, daß neuerdings nur das Dreigestell der trigonometrischen Messungen dort oben heimisch war, hat der Plattform, auf der Hans Lüddecke und Türmer Mathis kämpfen sollten, nichts von ihrem romantischen Schimmer genommen.

Wir aber kehren nunmehr auf unsre Lindower Straße zurück, um in raschem Trabe die Stadt zu erreichen, ohne Ahnung davon, daß uns angesichts derselben und trotz zweier offenstehenden Tore bereits ein neuer Aufenthalt erwartet. Aber diese Zweifelt ist es eben. Warum zwei Tore? Diese Frage hält uns fest.

### Das Waldemartor

Warum zwei Tore? Sage und Geschichte haben diese Frage zu beantworten gesucht. J. Knuths Geschichte von „Gransee“ erzählt darüber das Folgende: „Alle Städte, die dem falschen Waldemar ihre Tore geöffnet und dadurch sich zu ihm bekannt hatten, wurden, als der bayerische Markgraf wieder herrschte, dahin bestraft, daß sie die Tore zumauern mußten, durch die der falsche Walde-



mar eingezogen war. Diese zugemauerten Tore heißen im Volksmund ‚Waldemartore‘. Hart neben ihnen waren neue, reichgegliederte, mit Türmen und Sinnen geschmückte Torbauten aufgeführt worden, die nun jahrhundertlang den Verkehr vermittelten, bis das neuerblühende Leben der Städte den verhältnismäßig schmalen Eingang der gotischen Portale als eine Unbequemlichkeit empfinden ließ. Da entsann man sich wieder der zugemauerten Stellen, nahm den 500jährigen Bann von ihnen, brach die Steine aus dem alten Rundbogen wieder heraus und schuf so dem Leben und Verkehr eine doppelte Strafe.“

W. Schwarz übrigens in seinen „Sagen und alten Geschichten der Mark Brandenburg“ gibt die Entstehung dieser zugemauerten Tore in zwei andern Lesarten. Die eine übergeh' ich; die andre relativ glaubhaftere faßt die sogenannten Waldemartore als „Wendentore“, durch die man deutscherseits die wendische, als unrein angesehene Bevölkerung vertrieben, dann aber unter Errichtung neuer Tore die alten vermauert habe. Hiermit stimmt in der Tat überein, daß noch bis ins vorige Jahrhundert hinein in allen Dörfern, wo Deutsche und Wenden zusammenwohnten, die Deutschen sich der gewöhnlichen Kirchentüren bedienten, während die Wenden gezwungen waren, durch eine kleine für sie besonders angelegte Seitentür in die Kirche einzutreten<sup>1</sup>.

In Gransee wurde 1818 schon das Waldemartor — ein Name, den ich beibehalte — wieder geöffnet und begann seinem gotischen, etwas unbehaglich-festungstorartigen Nachbar nahezu siegreiche Konkurrenz zu machen, eine Tatsache, die der kleinen Gemeinde der Falschen-Waldemar-Schwärmer vielleicht als von symbolischer Be-

<sup>1</sup> Mir persönlich will es all diesen Auslegungen gegenüber als das Wahrscheinlichste erscheinen, daß die neuen Tore lediglich gebaut wurden, um etwas Befres, Schöneres, auch der Befestigung der Stadt mehr Dienendes, an die Stelle des Alten zu setzen. Genau in derselben Weise, wie man die Wölbungen der alten romanischen Kirchen abbrach und die Rundbögen durch den allgemein-werdenden Spitzbogen ersetzte, genau so machte man es auch mit den Torbauten. Ihre Modernisierung wurde Sache der städtischen Repräsentation, der Fortschrittlichkeit, des Wunsches „nicht zurückzubleiben“. — Im übrigen finden sich solche „zugemauerten Tore“, die immer gradlinig auf die Hauptstraße stehen, vielfach in unsrer Mark, so beispielsweise in Kyritz, Wittstock und Wusterhausen, ferner in Soldin, Friedeberg, Morin, Berlinchen, Königsberg und Landsberg a. W., endlich in Bernau, Fürstenwalde und Mittenwalde.)



deutung erscheinen wird. Wir unsrerseits freilich, den Müller Jacob Rehbock (trotzdem er in der Fürstengruft zu Dessau ruht) für nichts anderes nehmend als er war, meiden umgekehrt mit Geflissentlichkeit die Waldemarysforte und bewerkstelligen unsre Einfahrt durch das stattliche Portal des „Muppiner Tores“, das — wenn auch zurückstehend neben dem berühmten Unglingertor in Stendal — dennoch der Teilnahme wohl wert war, die ihm Friedrich Wilhelm IV. in den vierziger Jahren schenkte, als er an den Superintendenten Kirchner schrieb: „An diesem Tor wird kein Stein gerührt, ohne daß ich zuvor Kenntnis davon erhalte.“

Das Tor liegt hinter uns und unser Wagen lärmt jetzt die Hauptstraße hinauf, an deren linker Seite die beiden Plätze und mit ihnen die beiden Sehenswürdigkeiten die Marienkirche und das Luisendenkmal gelegen sind. Ehe wir dieselben aber auffuchen, benutzen wir zuvor eine kurze Rast in Klagemanns Hotel, um mit Hilfe des Wirtes einen guten Trunk, mit Hilfe seiner Gäste die Geschichte Gransees „frisch vom Fasse zu schlürfen“.

Diese Geschichte geht weit zurück in der Zeiten Lauf, aber erst um 1562 finden wir eine Urkunde, in der Markgraf Johann den Granseern das „Recht seiner alten Stadt Brandenburg“ verleiht. Es fehlt nicht geradezu an Diplomen und Pergamenten aus dieser und der folgenden Zeit, das meiste aber ist verlorengegangen, und die Geschichte der Stadt — in ihren großen Zügen, den Schicksalen aller übrigen Grafschaftsstädte und -städtlein nah verwandt — erzählt sich rasch.

Es ist das alte Lied. Erst allgemeines Dunkel, nur hier und da durch ein kurzes Streiflicht erhellt; dann Kirchen und Klösterbau; dann Säkularisierung; dann Schweden und die Pest; dann ein Dutzend Feuersbrünste mit Hinrichtung dieses oder jenes Brandstifters; dann Beglückung der Stadt durch eine Garnison- bzw. Invalidenkompanie, und gemeinhin damit zusammenfallend: Benutzung alter Klostermauern zu Schul-, Kasernen- und Gefängniszwecken. In dieser Aufzählung liegt nicht nur die Geschichte der Stadt beschloffen, sondern sind auch die einzelnen Jahrhunderte charakterisiert. Es trifft sich dabei, daß das 17. immer das traurigste, das 18. immer das prosaischste ist.

Die große Zeit Gransees war wohl, wie für so viele Städte



unsrer Mark, das 16. Jahrhundert, die Joachimische Zeit. Damals prosperierte alles, und das Kleinbürgertum wuchs fast über sich hinaus. Eine 18 Fuß hohe Mauer mit 35 Wachttürmen besetzt, umzirkte die Stadt, aus deren Mitte die Marienkirche aufstieg, die über Mauer und Wachttürme hinweg weit in das Ruppinsche und Uckermärkische hineinsah: Es war eine feste Stadt, vielleicht die festeste im Ruppinschen. Die Wälle und Gräben blieben bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts hinein, wo sie applaniert und zu Anlagen umgeschaffen wurden, so daß damals 321 Gärten die stehengebliebene Stadtmauer wie ein Frucht- und Blumenkranz umgaben. Ob die Zahl dieser Gärten auch in diesem Augenblick noch dieselbe ist, vermag ich nicht anzugeben, aber auch jetzt noch erschließt einem ein Rundgang um Gransee, besonders um seine nördliche Hälfte, die ganze landschaftliche Lieblichkeit einer kleinen Stadt. Nach der einen Seite hin, in breiter Fläche, Wasser und Wiese und Wald, nach der andern im Schatten alten Mauerwerks die Reihen der Blumen- und Gemüsebeete und eingeschoben in diese, jener abwechselnd von weißen Steinen und schwarzen Kreuzen überragte Garten, der beflissen ist, uns mit Fliederduft und Vogelsang über die Bitterkeit des Scheidens hinwegzutäuschen.

Aber dieser „Gang um die Stadt“ sollte erst bei untergehender Sonne zu mir sprechen; noch war heißer Mittag, und wo besser hätten wir zu dieser Stunde Schutz gefunden, als in der dämmerkühlen Kirche der Stadt.

#### • Die Marienkirche

ist ein alter, ursprünglich romanischer Bau, dessen Pfeiler noch bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts zurückdatieren, während die Wölbungen der späteren gotischen Epoche angehören. Die Kirche ist sehr stattlich und dürfte von keiner in der Grafschaft Ruppin übertroffen werden; am nächsten kommt ihr wohl die Wusterhausen, die in ihrer besten Zeit vielleicht sogar noch reicher geschmückt und mit einer größeren Anzahl von Altären ausgestattet war.

Was neben ihren zwei Türmen äußerlich schon die Granseer Marienkirche auszeichnet, ist die reiche, architektonische Verwendung des vierblättrigen Kleeblatts. Man begegnet diesem Ornament innerhalb der Backsteingotik unsrer Marken allerdings an den ver-



schiedenen Stellen, aber nirgends in gleicher Überschwänglichkeit wie hier. Nicht nur band- und bortenartig an Fries und Strebe-  
pfeilern tritt es uns entgegen, sondern die betreffenden Bänder ver-  
breitern sich, namentlich am Chor zu ganzen Flächen, so daß tape-  
tenartige Wirkungen erzielt werden, ähnlich wie an einzelnen unsrer  
modernen Bauten (die Bank beispielsweise) an denen man mit dem  
Stein, als handle es sich um eine Tapissierarbeit, allerlei Muster  
und Figuren herzustellen beginnt. Im übrigen kann ich nicht be-  
haupten, daß diese ganze Flächen füllende Verwendung des an und  
für sich hübschen Ornaments eine besonders angenehme Wirkung  
auf mich ausgeübt hätte.

Die zwei Türme der Granseer Kirche, die bei ziemlich beträcht-  
licher Höhe doch zugleich des seltenen Vorzugs genießen, beide  
fertig zu sein, unterscheiden sich dadurch voneinander, daß die Spitze  
des einen völlig massiv, die des andern aber als eine bloße Holz-  
konstruktion, mit den üblichen Schindeln bekleidet, in die Höhe  
steigt.

Die Granseer selbst haben für diese Ungleichheit ihrer Türme  
keine andre Erklärung, als die diplomatische Rücksichtnahme auf  
zwei rivalisierende Mächte: den Maurer- und den Zimmermeister.  
Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Auf der Balancier-  
kunst beruht ja so vieles, und neben dem „Europäischen Gleich-  
gewicht“, dieser ergiebigsten Nahrungsquelle unsrer Kriege, unsrer  
Helden und unsres Ruhms, darf auch das Granseerische seine An-  
sprüche erheben.

In dem nach rechts hin gelegenen steinernen Turme befinden  
sich, wie billig, die „vier Glocken mit dem harmonischen Geläut“. Bei dem Brande von 1711 stürzten die damals vorhandenen in das  
Schiff der Kirche nieder, und der Glockengießer Johann Jacobi zu  
Berlin goß aus dem zusammengeschmolzenen Gut die jetzigen vier.  
Zwei davon sind interesselos, aber die erste und dritte zeichnen sich  
durch ihre Inschriften aus.

Die erste Glocke, bei sechzehn Fuß Umfang, hat folgende Umschrift:  
Quum dirissimum ac satis fatale incendium, incuria perditum  
fabri, die XIX. Junii anni MDCCXI, exortum urbem totam  
cum trecentis aedibus privatis ac sacris, simul omnibus et  
publicis deperderet, haec ego campana die XXX. Octobris  
MDCCXI reliquii facta a J. Jacobi. (Da eine höchst schreckliche



verhängnisvolle Feuersbrunst, welche durch die Nachlässigkeit eines verruchten Schmidts den 19. Juni 1711 ausbrach, die ganze Stadt mit 300 Bürgerhäusern und zugleich mit allen heiligen und öffentlichen Gegenständen zugrunde richtete, bin ich, diese Glocke, am 30. Oktober 1711 aus den Überbleibseln hergestellt durch Johann Jacobi.)

Die dritte Glocke, bei neun Fuß Umfang, bringt Reimzeilen. Sie lauten:

Gleiche Glut zerstörte mich,  
 Gleiche Glut erneuerte mich  
 Wie die andern zweehne;  
 Drum soll mein Getöhne  
 Gott, nächst ihnen, Dir auch singen  
 Und Dankopfer bringen.

J. Jacobi goß mich in Berlin 1711.

Das Innere der Kirche bietet weniger als man erwarten sollte, weil das auf den letzten Seiten mehrerwähnte Feuer von 1711 den ganzen Inhalt ausbrannte und nichts übrig ließ als Wände, Pfeiler und Gewölbe. Wie immer rettete der Zufall dieses oder jenes, und dies wenige ist der Kirche als Schmuck aus alter Zeit her verblieben.

Etwas davon zeigt der Altar. 1739 errichtet ist er ein Rokoko-Bau von den üblichen Formen; als Bild aber ist in die von korinthischen Säulen eingefasste Wand eine bunte mittelalterliche Holzschnitzerei eingelassen, so daß der Schrein jetzt eine wunderliche Stilvermählung des 15. und 18. Jahrhunderts repräsentiert.

Noch ein andres Überbleibsel aus mittelalterlicher Zeit (übrigens nicht mehr in der Kirche selbst befindlich) ist eine Reliquienbüchse, die durch ein glückliches Ungesähr erst gerettet, dann aufgefunden wurde. Sie befand sich in dem Altar einer Seitenkapelle, der, weil aus Steinen aufgeführt, dem Feuer getrotzt hatte. Auf diesem Altar nahm Anfang der fünfziger Jahre Superintendent Kirchner eine eingelegte Steinplatte wahr, die hohl klang, wenn man darauf klopfte. Dies bestimmte ihn, die Platte, einen quadratischen Sandstein, herausnehmen zu lassen. Was vermutet war, bestätigte



sich. Unter dem Sandstein befand sich eine Öffnung, von der aus, röhrenartig, und zwar horizontal, ein Kanal auslief, in dem weitere Nachforschungen die oben erwähnte Reliquienbüchse entdeckten. Sie hat die Form einer gedrückten Kugel, ist faustgroß, von Lindenholz und zeigt eine mittelgroße Öffnung, die mittels eines einfachen Deckels geschlossen wird. In dieser Büchse befanden sich außer einem Stückchen Mumie drei Splitter vom Kreuze Christi in ein Stückchen Seidenzeug eingewickelt. Dazu eine Urkunde mit dem Sekretsiegel des Bischofs von Havelberg; die Urkunde selbst zu größtem Teil vermodert. (Büchse und Inhalt sind zur Zeit in Händen des Superintendenten Kirchner in Balchow.)

Von kaum geringerem Interesse sind zwei Grabsteine, die den außergewöhnlichen Grad ihrer Wohlerhaltenheit einem ähnlichen Glücksumstande, wie der erzählte, verdanken. Sie lagen bei Ausbruch des großen Feuers (1711) irgendwo in Chor oder Kirche, wahrscheinlich in Nähe des Altars. Die Flamme und das niederstürzende Geröll hatten ihnen nichts anzuhaben vermocht, und als man zwanzig Jahre später zur Wiederherstellung des Kircheninneren schritt, kam den Werkleuten der glückliche Gedanke, die bei dem Aufräumen mitaufgerissenen Grabsteine bei Pflasterung und Fliesenlegung der Kirche nach Möglichkeit zu benutzen. Als bloße Fliese war aber die glatte Rückseite des Grabsteins viel besser zu verwenden als seine Bildseite, und so kam es denn, daß Bild und Inschrift nach unten kamen. So wurden sie gerettet. Neuerdings aus dem Mittelgange, wo sie lagen, wiederaufgenommen, hat man sie in die nördliche Kirchenwand eingemauert. Es sind zwei Bellins, Vater und Sohn. Der Grabstein des Vaters zeigt ein gutes Ritterbild mit vier Wappen in den Ecken und folgende Inschrift: „Anno 1582 den Tag Mariä Lichtmeß ist der edle, gestrenge, ehrenfeste Hermann Bellin, Erbseß XV. Marckow in Gott seeliglich entschlafen, welcher Seele Gott gnädig sei.“ — Der Grabstein des Sohnes, auch Hermann Bellin, ist klein und von geringerem Interesse.

Neben den Bellins, Vater und Sohn, erhebt sich noch ein dritter um 150 Jahre jüngerer Grabstein, der des Inspektors oder Superintendenten Ernst Germershausen, eines Mannes von einer gewissen städtischen, auch (weil typisch) kulturhistorischen Bedeutung, weshalb wir hier eingehender bei ihm verweilen.



## Ernst Germershäufen

folgte 1704 seinem Vorgänger Andreas Seehäufen im Amt und verwaltete es achtundzwanzig Jahre. Über den Gang seines Lebens gibt seine Grabchrift Auskunft, die ich weiterhin mittheile. In die Zeit seiner geistlichen Oberherrschaft fällt das große Feuer von 1711, das 300 Häuser und zu erheblichem Theil auch die Kirche zerstörte. Mit dem Magistrate lebte er in beständiger Fehde, was auf den Wiederaufbau der Kirche nachtheilig wirkte. Die Stadtbehörde verweigerte beispielsweise die Lieferung von Holz, infolgedessen die Kirche drei Jahre lang ohne Dach blieb. Beiläufig eine Strafe, die diejenigen, die sie verfügten, mittraf, wenn wir nicht annehmen wollen, daß sie „aus Rache“ auch die Predigt versäumten. In der Magistratsregistratur ist noch ein starkes Aktenbündel vorhanden, das Kunde gibt von der Erbittertheit der Fehde, die die weltliche und geistliche Macht damals führten.

Aus Predigten, die er hinterlassen hat, erkennt man ihn als einen sehr eigenartigen Herrn. So findet sich in einer Leichenrede aus dem Jahre 1728 folgende sonderbare Stelle über Ebbe und Flut: „Die Lasterer der Religion geben vor, Moses habe aus Hochmuth und Ehrgeiz das Volk durchs rothe Meer in die Wüste geführt, um über sie zu herrschen, und habe des Meeres Ab- und Zufluß verstanden. Allein solche Spötter haben keinen Begriff von der Seefahrt, da den geringsten Schiffsleuten bekannt ist, daß Ebbe und Fluth in der Welt nirgend sei als in der Nordsee, am heftigsten um Schottland, daher man meint, daß dort der Schlund sei, wo das Meer, als wenn es Othem holete, das Wasser gleichsam verschlucke und wieder von sich stoße, da, je weiter von Schottland, diese Ebbe und Fluth desto weniger zu spüren.“

Er konnte aber auch besser sprechen. So beispielsweise in einer andern Leichenrede, die er im selben Jahre hielt. Sie begann: „Am 6. Mai 1728 starb in seinem 84. Jahre der Vorachtbare und Wohlvornehme Herr Daniel Grieben Senior. Er trat dreimal in den Stand der heiligen Ehe und hinterläßt 16 Kinder, 56 Enkel und 8 Urenkel. Sein Leben und Wandel betreffend, so hat er sich als einen Christlichen und Gottseeligen Bürger wohl aufgeführt, Gottesdienste, selbst in der Wochen, nie versäumt und mit gebührender Andacht das heilige Abendmahl fleißig gebraucht; seine



Kinder und Gesinde zur Gottesfurcht gehalten und wohlerzogen, daß auch, Gott sei Dank, unter solcher starken Zahl kein Ungerathenes vorhanden. Er gab einen guten Haushalter ab; gegen den Nächsten war er mitleidig, so daß er in der Noth mit Getreide und Geld jedermann ohne Eigennuß gern gedienet. Und da ihn Gott im Zeitlichen reichlich gesegnet, hat er sich durch solches weder zu Stolz und Hoffahrt, noch zu Verschwendung bewegen lassen, sondern ist nach wie vor in Gottesfurcht, Demuth und Fleiß verblieben. Viel Menschen hat er mit Vormundschaft und Zurechtweisung ihres Vermögens gedienet und seine Leibs- und Gemüthskräfte Gott zu Ehren und dem Nächsten zu Nuß wohl angewendet.“

Das sind Kernworte, die auch den ehren, der sie sprach. Seine andauernden Streitigkeiten mit der Stadtbehörde beweisen nicht allzuviel gegen ihn; sie scheinen, wenn sie überhaupt dazu angetan sind einen Schatten auf seinen Charakter zu werfen, lediglich in einem hochgespannten Selbstbewußtsein ihren Grund gehabt zu haben. Und zu diesem Selbstbewußtsein war er in dem damaligen Granssee vielleicht berechtigt. Er war gelehrt und charaktervoll, in Welt und Büchern gleich erfahren und ragte mutmaßlich um Haupteslänge über den „Magistrat“ hinaus. Um einen Kopf größer sein, ist aber immer ein Verbrechen, und es zeigen, ein doppeltes. Seine von ihm selbst verfaßte Grabschrift gibt uns ungewollt zugleich ein Charakterbild!

#### Memoria

Ernesti Germershausen Gransoviensium praesulis,  
 Cui Magdeburgum vitam, Hamburgum fortunam,  
 Maria Germanicum, Atlanticum, Gaditanum Ligusticum  
 Thyrrhenum Lignustiana experientiam,  
 Urbes Olysippum, Gades, Malaga, Alicante, Genua,  
 Livorno, Pisa, Florentia et ipsa  
 Roma prudentiam,  
 Lichterfelda et Gransoviense Territorium  
 Honores conciliaverunt.  
 Quibus cum (33) Annos et quod excurrit praefuisset.  
 Placide obiit die (6 Decembris Anni MDCCXXXII.)  
 Cujus anima requiescat in pace.



## Zum Gedächtniß

von Ernst Germershausen, Inspektor zu Gransee,  
 Dem Magdeburg das Dasein, Hamburg Vermögen,  
 Das Deutsche, Atlantische, Spanische Meer,  
 Das Thyrrenische und auch das Ligurische, Erfahrung,  
 Die Städte Lissabon, Cadix, Malaga, Alicante, Genua,  
 Livorno, Pisa, Florenz und selbst  
 Rom Weisheit,  
 Die Bezirke von Lichterfelde und Gransee aber  
 Amt und Würde gaben,  
 Starb, nachdem er sie 33 Jahre und darüber verwaltet, sanft  
 Den 6. Dezember 1732.  
 In Frieden ruhe seine Seele.

Von der Marienkirche fort wenden wir uns jetzt der andern  
 Sehenswürdigkeit der Stadt zu. Es ist:

## Das Luisendenkmal

O welche Reife!  
 Wie traurig leise  
 Durchzogen wir der schwarzen Fichten Nacht.  
 Es fielen unsre Tränen in den Sand;  
 Sie gab einst Schönheit diesem Land.  
 Achim von Arnim

Eh ich das Denkmal selbst beschreibe, geb' ich die Situation.

Am 19. Juli 1810 neun Uhr früh war die Königin zu Hohen-  
 Zieritz gestorben. Die Leiche verblieb daselbst noch sechs Tage. Am  
 24. wurde sie in Silberstoff gekleidet und in einem schwarz drapier-  
 ten Zimmer in Parade ausgestellt. Am 25., in glühender Sonnen-  
 hitze, begann die Überführung; Gransee sollte an diesem Tage er-  
 reicht werden. So war der Zug:

Oberstallmeister von Jagow und Schloßhauptmann von Buch;  
 herzoglich mecklenburgisches Forstpersonal;  
 Detachement mecklenburgischer Kavallerie;  
 mecklenburgischer Hofstaat samt den Strelitzischen Ministern;



der Herzog Karl von Mecklenburg (jüngster Bruder der Königin)  
 und der Oberhofmeister Baron von Schilden;  
 der auf Federn ruhende, an den innern Seiten mit Polstern ver-  
 sehene Leichenwagen;  
 die Oberhofmeisterin Gräfin von Boß;  
 zwei preussische Kammerherren;  
 die Kammerfrauen der Königin;  
 Detachement mecklenburgischer Kavallerie.

An der preussischen Grenze, in Fischerwall, dort wo jetzt am Rande des Waldes ein einfacher Denkstein steht, wurde der Trauerzug von der Leib-Eskadron des Regiments Gardedukorps, von dem Landrat des Ruppiner Kreises, späterem Grafen von Zieten und einer Deputation der Ritterschaft erwartet. In allen Ortschaften, welche von dem Zuge berührt wurden, wie in allen denen, welche bis eine Meile weit von der Landstraße entfernt lagen, wurde mit allen Glocken geläutet. So schritt man auf Gransee zu. Hier war bereits vorher von Berlin aus ein gotisch verziertes, mit schwarzem Tuch bekleidetes Langzelt eingetroffen, das man durch Vorhänge in drei Abteilungen geteilt hatte. In der vordersten standen die Wachtposten der Gardedukorps, in der zweiten der Leichenwagen; in der dritten befanden sich die Personen des Hofes.

An der Stadtgrenze von Gransee, an der sogenannten Baumbrücke, wurde der Zug von den städtischen Behörden empfangen und auf jenen oblongen Platz geleitet, der jetzt den Namen „Luisenplatz“ führt. Die Stelle, wo der Leichenwagen inmitten des Zeltes stand, ist jetzt durch zwei eiserne Fackelhalter hart links neben der Straße markiert. Am 26. Juli früh setzte sich der Kondukt auf Dranienburg zu in Bewegung, am 27. traf er in Berlin ein.

Zur Erinnerung an die Nacht vom 25. auf den 26. wurde seitens der Stadt Gransee und des Ruppiner Kreises das „Luisendenkmal“ errichtet. Es ist von Eisen; einzelnes vergoldet. Schinkel entwarf die Zeichnung; die Berliner K. Eisengießerei führte sie aus.

Dies Denkmal nun, dessen Beschreibung wir uns in nachstehendem zuwenden, besteht aus einem Fundament und einem sockelartigen Aufbau von Stein, auf dem ein Sarg ruht. Über diesem Sarg, in Form eines Tabernakels, erhebt sich ein säulengetragener Baldachin. Die Verhältnisse des Ganzen sind: 23 Fuß Höhe bei



13 Fuß Länge und 6 Fuß Breite. Der Sarg, in Form einer Langkiste mit zugeschrägtem Deckel, hat seine natürliche Größe; zu Häupten ruht eine vergoldete Krone, an den vier Ecken wachsen vier Lotosblumen empor. Die Inschriften am Kopf- und Fußende lauten wie folgt: „Dem Andenken der Königin Luise Auguste Wilhelmine Amalie von Preußen. Geb. den 10. März 1776, gest. den 19. Julius 1810. Nachts den 25. Julius stand ihre Leiche hier.“ Die Inschriften zu beiden Seiten des Sockels sind folgende. Links: „An dieser Stelle sahen wir jauchzend ihr entgegen, wenn sie, die herrliche, in milder Hoheit Glanz mit Engelfreudigkeit vorüberzog.“ Rechts: „An dieser Stelle hier, ach flossen unsre Thränen, als wir dem stummen Zuge betäubt entgegen sahen; o Jammer, sie ist hin.“

Die weiteren Inschriften, die der Gesamtbau trägt, befinden sich teils am Fundament, teils an der Innenseite der großen Eisenplatten, die das Schrägdach des Baldachins bilden. Am Fundament steht: „Von den Bewohnern der Stadt Gransee, der Grafschaft Ruppin und der Priegnitz.“ Die großen Eisenplatten enthalten nur ein Namensverzeichnis und zwar die Namen derjenigen, die sich um die Errichtung dieses Denkmals besonders verdient gemacht haben. Es sind: Joh. Friedrich Klagemann, Burgemeister; Karl Heinrich Borstell, Kämmerer; Karl Wilhelm Mezenthin, E. Gottfried Koch, Joh. Andreas Werdermann, Johann Jacob Scheel, Ratsmänner; Johann Jacob Genz, Vorsteher der Stadtverordneten; Friedrich Christian Ludwig Emil von Zieten auf Wustrau, Landrat; Karl Friedrich Schinkel, Baumeister.

Am 19. Oktober 1811 wurde das Monument im Beisein des damals zehnjährigen Prinzen Karl von Preußen enthüllt. Sooft der König später bei Gelegenheit seiner Besuchsreisen nach Neustrelitz Gransee passierte, ließ er den Wagen an dieser Stelle halten, um in wehmütiger Erinnerung das Luisendenkmal zu besuchen. Am Abend des 19. Juli 1860, also am fünfzigjährigen Todestage der Vollendeten, wurde bei Fackelschein und unter dem Geläute aller Glocken eine liturgische Andacht an ebendiesem Denkmal abgehalten. Nicht nur Stadtbewohner, auch Angehörige des Kreises waren in großer Zahl erschienen.

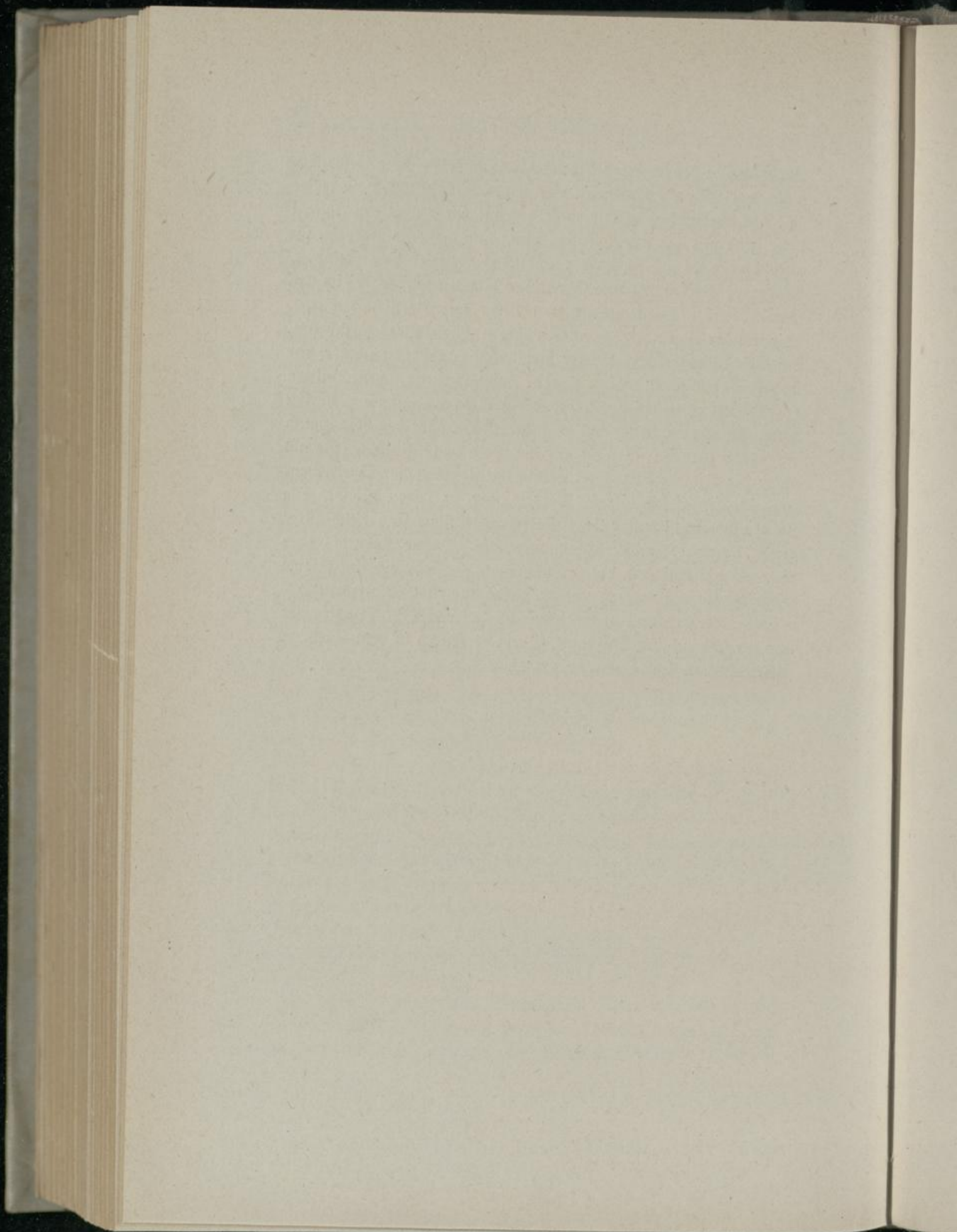
Wie Gransee durch jenes Denkmal sich selber ehrte, so ist auch seit Errichtung desselben ein poetischer Schimmer um die Stadt her, den eben alles empfängt, was früher oder später in irgendeine



Beziehung zu der leuchtend-liebenswürdigen Erscheinung dieser Königin trat. Wenn derselben in den Tagen ihres Glückes ein letzter Zug der Vollendung gefehlt hatte, so entnahm sie ihn den Jahren ihrer Prüfung und ihrem frühen Tod. Die moderne Historie, soweit ich sie kenne, weist kein ähnliches Beispiel von Reinheit, Glanz der Erscheinung und schuldlosem Dulden auf, wobei ich das Gewicht auf das Zusammenwirken dieser drei Eigenschaften lege. Wir müssen bis in die Tage des früheren Mittelalters zurückgehn, um Erscheinungen von gleicher Lieblichkeit (und dann immer nur innerhalb der Kirche) zu begegnen. Königin Luise stand inmitten des Lebens, ohne daß das Leben einen Schatten auf sie geworfen hätte. An Verleumdung hat es nicht gefehlt, aber der böse Hauch vermochte den Spiegel nicht auf die Dauer zu trüben. Mehr als unter der Verleumdung ihrer Feinde hat sie unter der übertreibenden Phrasenhaftigkeit ihrer Verherrlicher zu leiden gehabt. Sie starb nicht am „Unglück ihres Vaterlandes“, das sie freilich bitter genug empfand. Solche Wendungen, die — ohne Kenntniß oder ohne Berücksichtigung des Tatsächlichen — dem einzelnen seine Gefühlswege vorschreiben wollen, reizen nur zum Widerspruch.

Das Luifendenkmal zu Gransee hält das rechte Maß; es spricht nur für sich und die Stadt; es ist rein persönlich in dem Ausdruck seiner Trauer. Und deshalb rührt es.

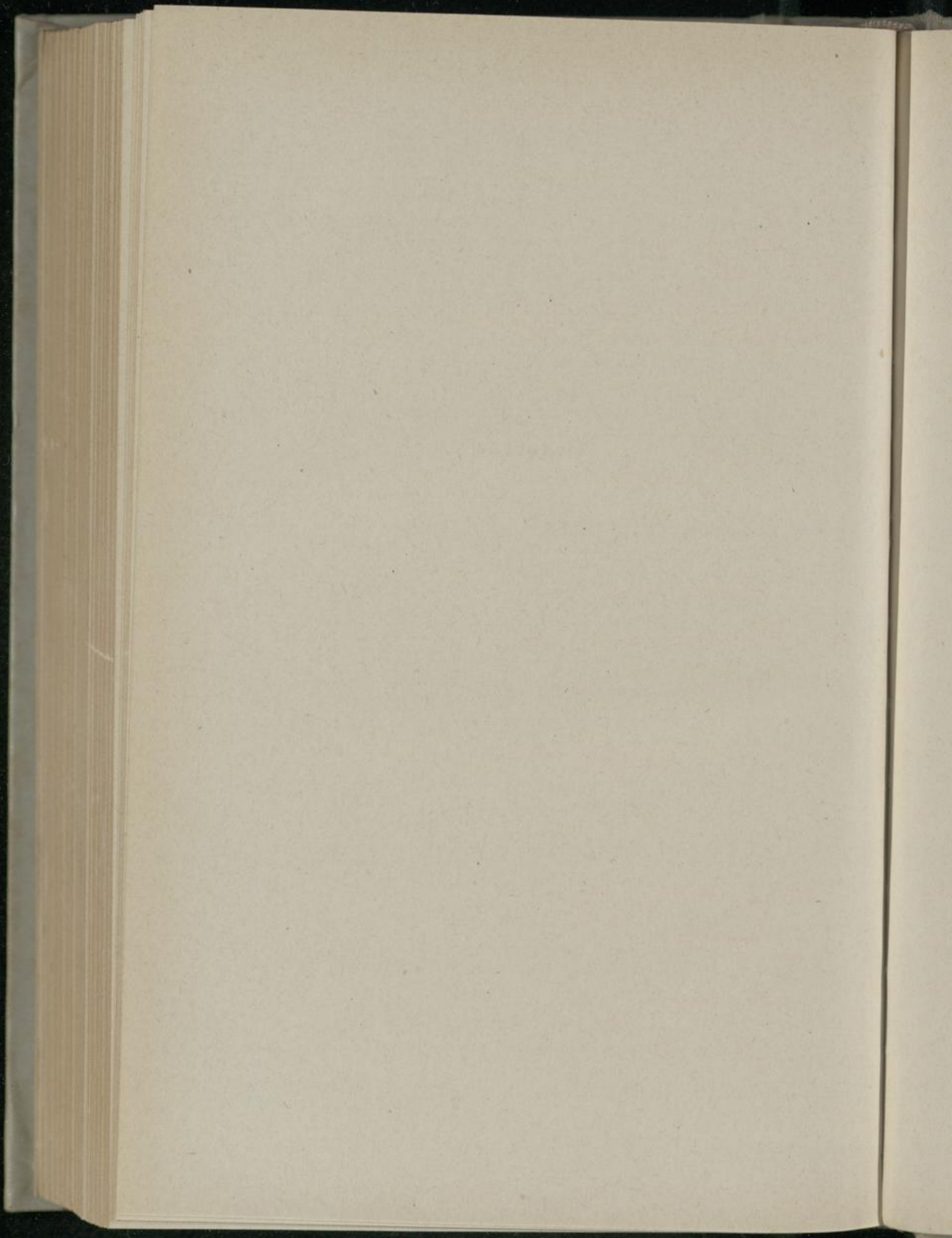






Genrode







## Genzrode

Einst war eine Zeit, da war nur eines,  
Da war nicht Steig, den Fuß zu stellen,  
Da war nicht Haus, das Haupt zu ruhen; . .  
„Ist mein dies alles? bin ich hier der Meister?“  
So rief er, erwartend, ob's einer ihm wehrte.

Unsre Wanderungen durch die Grafschaft Ruppin haben uns an manchem alten Edelsitz vorübergeführt, und die besten Namen unserer brandenburgisch-preussischen Geschichte haben mehr als einmal zu uns gesprochen. Heute gilt unser Besuch einer Schöpfung unsrer Tage, hervorgegangen aus dem Schaffensdrang eines Mannes von unhistorischem und unberühmtem Namen, einer modernen Schöpfung, die sich nichtsdestoweniger dem Besten und Interessantesten an die Seite setzen darf, was unsre Grafschaft aufzuweisen hat. Name: Genzrode. Es konkurriert nicht mit anderem schon Vorhandenem, es stellt sich in Gegensatz dazu und gelangt gerade hierdurch zu einem besonderen Ansehen. Wie es der Stolz und die Bedeutung Nordamerikas ist, nicht das Pendant, sondern in vielen Stücken das Gegenbild des alten Europas zu sein, so liegt der Stolz und die Bedeutung Genzrodes darin, in all und jedem mit der Tradition gebrochen zu haben. Kein Kaiser und König belehnte hier, keine alte Familie übernahm hier die Pflicht, im Gefolge ihres „Gnädigen Herrn Kurfürsten“ zu reiten und zu streiten, unter ganz anderen Bedingungen sprang hier ein Leben ins Dasein, und abweichend wie die Entstehung, so abweichend war auch die Erziehung dessen, was eben entstanden war. Nur keine Systeme! Geld und Nüchternheit übernahmen hier von Anfang an die Gestaltung und Regelung des Ganzen, aber doch derartig eigentümlich, daß sich innerhalb des nüchternsten Vorgehens, oder ihm zum Troß, ein beständiger, ans Sublime streifender Hang zu Kalkül und Spekulation zu erkennen gab. Wie Rechner und Schachspieler phantastisch werden können, wie es eine Trunkenheit des Verstandes gibt, so operierte man auch hier. Jeder herkömmliche Satz wurde angezweifelt, eben weil er herkömmlich war; die Kritik wurde zum schöpferischen Element;

Und die Devise jedes neuen Tags  
Sie lautete: ich will es und — ich wag's.



Ehe wir in die Details eingehen, schicke ich an dieser Stelle bereits eine kurze Charakteristik der Schöpfung, die uns weiterhin beschäftigen soll, voraus.

Genrode ist ein Gut, das sich am Abhange und auf dem Plateau einer Sanddüne erhebt, die seit unvordenklichen Zeiten den Namen des „Kranken Heinrich“ und der „Kahlenberge“ führt. Ein Terrainabschnitt also, genau wie die 1848 historisch gewordenen „Nehberge“ unserer Residenz. Sand und wieder Sand, von nichts unterbrochen als einer Vogelspur, einem Büschel Strandhafer und jenen nestartigen Löchern, die die Krähen aufgekrätzt und aufgewirbelt haben.

So waren die Nehberge; so waren auch die Kahlenberge, eine Meile von Muppín. In alten Zeiten hatte hier die Ruhburg gestanden, ein Wartturm, ein Lug-ins-Land, von dem aus ein Wächter nach Norden sah und meldete, wenn die „Quitkowschen“, die hier meist andre Namen führten, im Anzuge waren. So ging es bis in die Joachimschen Zeiten; dann war es mit der alten Herrlichkeit vorbei, und wie mit dieser so auch mit unsrer „Ruhburg“. Sie zerfiel. Anfang dieses Jahrhunderts standen ihre Fundamente noch. Als neuerdings an der alten Turmstelle nachgegraben wurde, fand man nichts als einen verrosteten Schlüssel von halber Armslänge. Unverkennbar der Schlüssel zur Burg. Die Erde gab ihn an den jetzigen Besitzer heraus, symbolisch ausdrückend: „Nun ist diese Stelle dein; wahre sie.“ Und das hat er getan und wird es ferner tun. Aus der Sanddüne ist in der verhältnismäßig kurzen Zeit von fünfzehn Jahren eine Musterwirtschaft geworden. Ackerfelder ziehen sich in breiten Flächen über das Plateau, Wiesengründe am Fuß desselben hin, überall aber, den Abhang entlang und dann eingemustert in die Feld- und Wiesenflächen, wachsen Baumbestände auf, mal Park, mal Wald und bedecken in diesem Augenblicke bereits eine Fläche von über 1000 Morgen mit jungen Eichen, Birken und Buchen. Wir kommen darauf zurück. Aus dem Mittelpunkt der ganzen Anlage aber erhebt sich, ein Viereck bildend, das Herrenhaus, zugleich mit seinen mächtigen Wirtschaftsgebäuden, in Front von niedrigen Türmen, im Hintergrunde von hohen Schornsteinen überragt, deren Rauchfahne auf weithin die Wandlung verkündet, die sich an dieser Stelle vollzog.



## Johann Christian Genz

Vor! wer die Augen nach dem Jenfeit richtet,  
 Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!  
 Er stehe fest und sehe hier sich um,  
 Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.  
 Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen,  
 Was er erkennt, das will er auch ergreifen.

Genzrode ist die Schöpfung eines einfachen Ruppiner Bürgers, dessen Namen ich dem nun folgenden Abschnitt meines Kapitels vorgesezt habe. Nach ihm wurde das Gut benannt. Er war ein Original, dabei ein Mann, der innerhalb der merkantilen und finanziellen Welt von der Pike an gedient hatte. Derartige Persönlichkeiten haben in ihren Lebensgängen immer etwas Verwandtes; sie finden eine Stecknadel, heben sie auf und heften schließlich mit dieser Stecknadel ein Adels- resp. ein Grafendiplom an ihre Gobelinwand, oder aber sie beteiligen sich unter Einzahlung eines Minimalbeitrages an irgendeiner wundertätigen Sparkasse und endigen mit Erbauung einer Kathedrale oder Christianisierung eines meistbietend erstandenen Südseearchipels. England und Amerika sind reich an solchen Erscheinungen. Mitunter lenken sie auch ins Politische hinüber, stellen sich an die Spitze einer liberalen Citydeputation, zeigen einem verblendeten oder auch nicht verblendeten Fürsten den „Abgrund, an dem er wandelt“ und werden dann schließlich auf einem Gruppenbild (Hautrelief in Marmor) in irgendeiner Guildhall zur Bewunderung und Nachahmung kommender Geschlechter ausgestellt.

In diese Gruppe gehörte nun unser Johann Christian Genz durchaus nicht. Der historische Stil war ihm fremd; er war ganz und gar Genre. Die Geschichtsbücher werden deshalb nichts von ihm vermelden, aber der Kenner, der aparten Erscheinungen liebevoll nachgeht und das Beachtens- und Berichtenswertes nicht bloß da findet, wo ein Leben unter Glockenklang und Kanonendonner abschließt, ein solcher wird an einer Gestalt, wie es die unsres „alten Genz“ war, sich herzlich erfreuen, weil sie im Gegensatz zu dem immer Wiederkehrenden und blassen Allgemeinen so viel farbenfrische Spezial- und Lokaltöne zeigt. Eine Figur wie die seinige



war nur in der Mark und innerhalb der Mark, vielleicht nur im Ruppinschen möglich, denn er hatte nicht bloß in seiner Originalität kleinbürgerliche Verhältnisse, wie sie dieser Grafschaft eigentümlich sind, zur Voraussetzung, sondern er baute auch seinen Reichtum auf etwas spezifisch Ruppinschem auf, auf dem Dorf. Soll er in wenig Strichen charakterisiert werden, so darf man sagen, er war eine merkwürdige Mischung von Schlaueit und Bonhomie, von innerlicher Freiheit und äußerlichem Sichschicken, von Pfennigängstlichkeit und Unternehmungskühnheit, alles auf Grundlage eines tief eingewurzelten und mit Vorliebe gepflegten Spießbürgertums.

Die äußeren Fakten seines Lebens sind bald erzählt. Von illustrierenden Zügen füge ich nur einzelnes ein.

Johann Christian Genz wurde den 26. Juli 1794 geboren. Sein Vater war ein kleiner Tuchmacher; der Sohn trat mit dreizehn Jahren in das väterliche Gewerbe ein. Dann kamen Wanderjahre. 1820 inzwischen von seinen Kreuz- und Querzügen zurückgekehrt, verheiratete er sich. Er fühlte etwas vom Handelsgeist in sich und diesem Geiste folgend, kaufte er ein Kurzwarengeschäft. Er prosperierte. Zunächst seine Unternehmungen innerhalb des vorgeschriebenen Zirkels verdoppelnd, ging er bald über diesen hinaus; zu dem Kurzwarengeschäft gesellte sich ein Leder- und Eisen-, zu diesem ein Bank- und Wechselgeschäft; das Bustrauer Tuch wurde erstanden, endlich Genzprobe gegründet. Dies war das letzte große Unternehmen. Aber ehe die Tausende dafür verausgabt werden konnten, mußten die Einer und Zehner erworben werden. Das forderte einen langen und mühevollen Weg.

Wie er diesen Weg machte, welche Mittel er wählte, um zum Ziele zu gelangen, ist bezeichnend für den Mann. Um drei Uhr war er auf und begann damit, den Laden selber auszufegen. Dies verriet Kraft, Energie und jenen Mut, der dem Gerede der Nachbarn Troß bietet; eine Art von Genie aber entwickelte er in seiner Verkehrsart mit dem Publikum. Von einer seiner Messtouren hatte er eine acht Fuß hohe Spieluhr mitgebracht, die fünf Lieder spielte. Wollte nun eine wohlhabende Bauernfrau, die nach seiner Meinung noch nicht genug gekauft hatte, den Laden verlassen, so zog er an der Uhr, die jetzt sofort „Schöne Minka, du willst scheiden“ zu spielen begann. Die Frau blieb, um zu hören und fiel nun als Opfer ihrer Neugier oder ihres musikalischen Gehörs. — Als die



Uhr defekt geworden war, schaffte er statt ihrer eine Schwarzdrossel an, die in gleichen Situationen pfeifen mußte:

Mein Schätzchen, mein Schätzchen, kommst immer her  
Und bringst mir gar nichts mit.

Der schon vorerwähnte Ankauf der Wustrauer Wiesen erfolgte im Jahre 1840 und legte das Fundament zu einem wirklichen Vermögen. Wenigstens nach damaligen Begriffen. Was bis zu jenem Zeitpunkt erworben war, hielt sich auf dem Niveau alltäglicher Wohlhabenheit. Im Luch lag der Schatz. Erst von da ab hob sich, wie die finanzielle Lage des Besitzers, so auch der Torfbetrieb überhaupt. In unseren residenzlichen Heizungsverhältnissen, was hier parenthetisch bemerkt werden mag, bildet übrigens der Torf nur eine „Episode“, die ihrem Ende entgegengeht. Anfang dieses Jahrhunderts begann sie; ehe hundert Jahre um sein werden, wird sie gewesen sein. Wie bei der New-Castler Steinkohle, so ist auch beim Linumer Torf sein Hinscheiden aus dieser Zeitlichkeit vorausberechnet. Aber zurück zu unserm Christian Genz.

Etwa 1855 schied er aus den Geschäften, dieselben seinem Sohne überlassend. In einem am „Tempeltore“ gelegenen Garten unter den Bäumen des Walls brachte er mit Vorliebe seine Tage zu, einfach ländlichen Beschäftigungen hingegeben, die nur von 1857 ab durch häufige Nachmittagsfahrten nach dem einige Jahre zuvor erworbenen Genzrode, und dann und wann auch durch eine weitere Reise unterbrochen wurden. Die weiteste dieser Reisen ging nach Paris, wo sein älterer Sohn, der Maler Wilhelm Genz, damals lebte. Böllig umgewandelt, wenigstens in seiner äußeren Erscheinung, kehrte er von dieser Reise zurück. Er trug einen eleganten Anzug aus dem Schneiderkunstatelier von Dufantoy, einen langen, weißen Bart und eine fezzartige Sammetkappe. In diesem Aufzuge blieb er auch von da ab bis an sein Lebensende, mit Ausnahme der Dufantoy'schen Schöpfung, die selbstverständlich einige Jahre später durch Hervorbringungen bescheidener heimischer „Ateliers“ ersetzt werden mußte. Des weißen Bartes freute er sich besonders und widerstand allen Aufforderungen ihn wieder abzulegen. „Lange genug, so pflegte er zu sagen, habe ich einem hochlöblichen Publikum gedient und einen Philisterbart getragen, nun will ich frei sein und einen Demokratenbart tragen.“



Dies führt uns auf seine Gesinnung, auf sein Glaubensbekenntnis in politischen und kirchlichen Dingen. Personen, die sich aus dem Nichts emporarbeiten, haben, was die letztgenannte Frage angeht, immer eine Neigung, ins Extrem zu verfallen und entweder alles dem lieben Gott, oder alles sich selbst anzurechnen. Rangieren sie unter die Erstren, also unter die gläubig-kirchlichen Leute, so sind sie meist auch loyal, Ordnungsmänner par excellence, und werden mit einem Ordenskissen vorauf schließlich als Geheime Kommerzienräte hinausgetragen; gehören sie umgekehrt der zweiten, also der ungläubigen Gruppe zu, so stehen sie, wie zur Großautorität Gottes, so auch zu den Kleinautoritäten der diesseitigen Welt in einem sehr zweifellustigen Verhältnis und haben in ihrer ungrammatikalischen Weisheit eine tiefe Neigung, alles was nicht ihren Gang geht, unsagbar töricht zu finden. Innerhalb der Politik sind sie jedesmal treue Anhänger des Sages „alles für das Volk, alles durch das Volk“. So war auch der alte Genz. Die Zeiten sind vorüber, wo man sich berechtigt glauben durfte, aus solcher Richtung einen moralischen Makel herzuleiten. Das Recht einer freien Entwicklung der Geister nach rechts oder links hin ist zugestanden; nicht die Richtung gilt fürder als das sittlich Entscheidende sondern der Weg. Wessen Weg über Treubruch, Verrat und Undankbarkeit führt, den kann kein hohes Prinzip, keine glänzende Fahneninschrift retten; wer umgekehrt lautere Wege wandelt, dem gegenüber — wenigstens vom ethischen Standpunkte aus — ist es gleichgültig, wohin diese Wege leiten.

Welche Wege nun wandelte unser alter Christian Genz? Wir lassen dabei die Einzelpunkte, Politik und Kirche, fallen und beziehen die Frage auf sein Leben überhaupt. Die Antwort wird sich danach richten, ob der Beantwortende die Lust und die Fähigkeit hat, Menschen und Dinge mit dem Maßstab zu messen, der in den Menschen und Dingen selber liegt, oder ob er umgekehrt als richtiger Doktrinär darauf eingeschworen ist, eine mitgebrachte Vortrefflichkeitselle als einzig gültigen Maßstab anzusehen. Macaulay sagt bei Beurteilung des Machiavellischen Fürstenspiegels etwa das Folgende: „Die Anklagen, die dieser Fürstenspiegel erfahren hat, gehen daraus hervor, daß der germanische Norden Europas andere Ideale im Herzen trägt als der romanische Süden. Dem Germanen gelten Tapferkeit und Treue als das Höchste, der Ita-



liener dagegen zollt der überlegenen Klugheit, der List, der feingesponnenen Intrige dieselbe Bewunderung, die wir jedem Heißsporn entgegen tragen, der ein Duzend Schotten zum Frühstück verzehrt.“

Hieraus ist leicht die Nutzenwendung auf den uns vorliegenden Fall zu machen. Im allgemeinen sind wir immer noch, und gerade die Besten unter uns, von jener altpreussischen Anschauung durchdrungen, die in dem schönen „ich dien“ ihren selbstsuchtslos-hingebenden und zugleich ihren stolzen Ausdruck gefunden hat. „Meine Seele Gott und mein Blut dem König!“ lebt noch in hunderttausend Herzen, und der Himmel woll es fügen, daß uns diese Empfindung in alle Wege, oder doch so lange wie möglich erhalten bleibt. Aber so gewiß es gestattet sein muß, sich voll schwärmerischen Eifers zu dieser Empfindung zu bekennen, so gewiß ist es doch auch, daß es der ungeheuren Mehrzahl gegenüber eine Feiertagsempfindung ist, neben der eine Alltags- und Durchschnittsbetrachtung ihre volle Berechtigung hat. Die Montmorencys haben ihr Geseß und die Torfexploitierungsgesellschaften haben es auch. Man kann nicht verlangen, daß diese beiden Geseße untereinander stimmen<sup>1</sup>. Wer bis zwanzig Jahr ein Tuchmacher und dann weitere zehn Jahr ein kleiner Krämer ist, kann nicht zugleich bei Nonceval gefochten oder König Roberts Herz in einer silbernen Kapsel gen Jerusalem getragen haben. Finanzielles und Romantisches, das „goldene Kalb“ und das „goldne Blies“ sie schließen einander aus,

<sup>1</sup> Es existiert ein natürlicher Gegensatz zwischen dem Chevaleresken und dem Merkantilen, der natürliche Gegensatz von geben und nehmen. Schon der einfache Kalkül „ich kaufe zu 1 und verkaufe zu 2“ enthält ein Etwas, das dem noblesse oblige (Adel verpflichtet) widerstreitet, dem überall, wo es echt ist, die Neigung innewohnen muß, den vorstehenden Rechnungssatz umzukehren. In den höchsten Handelsphären haben sich freilich zu allen Zeiten diese Gegensätze verwischt, versöhnt, und die Kaufhäuser erwiesen sich dann den Fürstenhäusern verwandt, in denen sich die Gewinnfragen zu Machtfragen und diese wiederum zu Kulturfragen gestalteten; aber so gewiß es in Jahrhunderten, die nicht allzuweit zurückliegen, solche Handelshäuser gegeben hat, so gewiß ist es doch auch, daß unsere Sandmark — von Berlin selbst ist abzusehen — jederzeit der unglücklichste Boden für sie gewesen ist. Hier war als Regel immer nur der Kleinhandel zu Hause, der bis in die neueste Zeit hinein seine Normen weder aus Venedig und Florenz, noch aus Amsterdam und dem alten Hansa-Lübeck entnehmen konnte.



und im Schoße der merkantilen Welt, einige glänzende Ausnahmen zugegeben, ist es längst — und zwar wie uns scheinen will mit Recht — zu einem Axiom erhoben worden: was nicht verboten ist, das ist erlaubt. Freiherrn und Grafen gehorchen einem ungeschriebenen Kodex der Ehre, oder sollen es wenigstens; der Dorfgraf seinerseits kennt kein anderes Gesetz der Ehre als — das Landrecht.

An diesem Gesetz gemessen wird unser alter Christian Genz, und viele mit ihm, in Ehren bestehen. Es ist ein Fehler, wie ich schon eingangs bemerkt habe, an Gestalten wie diese den *sans peur et sans reproche*\*-Maßstab legen zu wollen. Jeder werde in seinem Kreise treu und tüchtig befunden. Hier war der Kreis ein geschäftlicher und lag einerseits im Wustrauer Luch, andererseits auf den „Kahlenbergen“. Ein unendlicher Gottessegens ersproß an beiden Stellen aus der Urbarmachung von Sumpf und Sand. War auch zunächst nur das Ich gemeint, das Allgemeine durfte bald daran teilnehmen. Wo aber ein Segen geboren wurde, da forsche man nicht allzu kritisch nach den Motiven, die ihn ins Dasein riefen. Ein Kaufmann sei ein Kaufmann, das genügt; er wolle gewinnen, das ist nicht bloß sein Recht, es ist auch seine Pflicht.

Aber freilich der überflügelte Dilettantismus ist auch auf diesem Gebiete geneigt, den strengsten Kritiker abzugeben und, wenn nichts andres verfangen will, die alten Böller der „höheren Sittlichkeit“ abzufeuern. Indes sie springen beim ersten Schuß.

Johann Christian Genz starb am 4. Oktober 1867. Er steht zunächst in der Familiengruft „am Wall“. Später wird er seine Ruhestätte auf dem Terrain seiner Schöpfung finden — in Genzrode.

#### Genzrode bis 1857

Wir kehren nunmehr zu dieser Schöpfung selbst zurück, die ich eingangs dieses Kapitels bereits in einigen Strichen zu skizzieren gesucht habe. Ich verweile dabei zunächst bei den Anstrengungen der ersten Jahre.

Die Kahlenberge waren nur ein Sandplateau, durch das hier und dort ein paar Lehmstreifen sich hindurchzogen; nichtsdestoweniger machte die Erwerbung dieses halb wertlosen Terrains (der Morgen wurde anfangs mit 6 Talern bezahlt) große Schwierigkeiten. Diese

\* Ritter ohne Furcht und Tadel.



Schwierigkeiten entstanden daraus, daß es Stadtland war, an dem viele Ruppiner Bürger strichweise ihren Anteil hatten. Mit allen mußte verhandelt werden. Endlich Sieg. 118 gerichtliche Kauf- und Tauschverträge hatten das Terrain zusammengebracht. Es umfaßte schließlich 3254 Morgen. Aber das war erst nach einer Reihe von Jahren, denn das Gut wuchs auch seinem Areal nach erst allmählich. Ehe diese Arrondierung beendet war, ging das ganze Unternehmen, die Urbarmachung eines absolut wüsten Landstrichs, noch durch schwere Prüfungen und Gefahren. Es stand mehr als einmal auf dem Punkte zu scheitern.

Diese Gefahren waren Wassers- und Feuersnot. Aber beide ein Wort. Zunächst über die Wassersnot, die übrigens keine Not durch, sondern vielmehr eine Not um Wasser war.

Gleich in den ersten Jahren wurde es eine Existenzfrage für Genßrode, ob es möglich sein werde, das erforderliche Wasser zu beschaffen. Man hatte bis dahin nur einen Regentümpel, eine primitive Zisterne; damit war es nicht zu leisten, und immer unerläßlicher erwies sich die Anlegung eines Brunnens. Ein Ratszimmermeister wurde konsultiert und unterfing sich endlich, den schwierigen Bau auszuführen. Ein halbes Hundert Arbeiter wurde angestellt, um ein trichterförmiges Loch zu wühlen, das eine Tiefe von 40 und oben eine Weite von 50 Fuß hatte. Aber kein Wasser kam. Der Ratszimmermeister erklärte: Mein Rat und meine Weisheit sind zu Ende. Stafetten gingen nach Berlin, um von dort her „höhere Meister“ herbeizuholen, aber wie in Zeiten einer Epidemie keine Ärzte zu haben sind, so waren in jenem beispiellos trockenen Sommer (1857) keine Brunnenmacher zu haben. Von allen Seiten her waren dieselben Notschreie ergangen; in der Hauptstadt stand es kaum besser; so blieb Genßrode auf seine eigenen, oder doch auf benachbarte Kräfte angewiesen. Und sie fanden sich.

Ungerufen stellte sich an einem heißen Julitage ein kleiner, unansehnlicher Mann ein, namens Franke aus Groß-Menz, seines Zeichens ein Maurergeselle. Er erbot sich den Brunnen fertig zu bauen. Wie begreiflich fand er zunächst wenig Glauben. „Er sieht aus wie ein Maulwurf“, sagte der alte Genß, „aber was soll uns das? Erde genug ist aufgeworfen.“ Franke ließ sich indes weder durch scherz- noch durch ernsthaftige Bemerkungen aus der Fassung bringen und zeigte allen Bedenken gegenüber eine solche Ruhe und



Sicherheit, daß endlich beschlossen wurde, es ihn unternehmen zu lassen. Er wurde in eine Baracke einlogiert, zeigte sich mit allem zufrieden und imponierte zunächst durch Anspruchslosigkeit. Schon nach einigen Tagen überraschte er durch die Kunstfertigkeit, mit der er zu Werke ging. Er hatte die Methode des „Senkens“, die in der Ruppiner Gegend neu war, und wenn ich richtig verstanden habe, im Prinzip dem „mit dem Kasten vorgehn“ der Mineure oder der Anwendung des „Wolfs“ oder Eisenwagens entsprach, mit dessen Hilfe beispielsweise der Tunnel in London seinerzeit gebaut worden ist. Vortreiben, ausgraben und wieder vortreiben; die vorgetriebene Einwandung ist der jedesmalige Schutz für den Grabenden, während das gewonnene Stück ausgemauert wird.

Genzrode war in jenen Tagen eine Sehenswürdigkeit. Es machte in der Tat einen spukhaften Eindruck, den kleinen Mann bei Grubenlicht wie einen Erdgeist dort unten hantieren zu sehen. Einer rief hinunter: „Wenn dich der Teufel geholt hat, so decke den Brunnen zu.“ Aber das letztere war nicht nötig, weil das erstere nicht geschah; Franke erreichte vielmehr nach vier Wochen angestrengter Arbeit den Wasserpiegel. Er lag 56 Fuß tief. Mit neuem Mute setzte der „Maulwurf“ seine Arbeit fort.

Lassen wir ihn zunächst in seiner Tiefe; wir werden ihn erst in einem neuen kritischen Moment aus derselben emporsteigen sehen. Denn seltsam, demselben kleinen Manne war es auch vorbehalten, die zweite, größere Gefahr, die über Genzrode hereinbrach, zu beseitigen, oder wenigstens in erster Reihe dabei mitzuwirken. Er hatte das Wasser gefunden; das zweite, was er tat, war: er hielt den Lauf des Feuers auf.

Die Erzählung davon zwingt uns zunächst um einige Wochen zurückzugehen.

Ein großer Teil des Gutsareals, namentlich aber die der königlichen Forst zugelegenen Strecken waren mit Heidekraut überdeckt. Erlaubnis war nachgesucht worden, dies Heidekraut abbrennen zu dürfen. Die Regierung hatte die Erlaubnis gegeben, und das in Frage kommende Terrain war in zwei Hälften, in eine Hälfte links und in eine andere rechts der Wittstoder Straße geteilt worden. Mit der einen Hälfte hatte man begonnen, und Ende August war, unter Innehaltung der üblichen Vorsichtsmaßregeln, der Heidekrautbrand gefahrlos und ohne alle Zwischenfälle in Szene gegan-



gen. Dies war zur Linken. Vier Wochen später sollte mit der Rechtenhälfte vorgegangen werden.

Diese vier Wochen waren jetzt um. Wie in Blättern angezeigt wird: „Bei Tage finden Schießübungen statt“, oder „auf dem Glacis werden Sprengungen vorgenommen“, so stand im Ruppiner Anzeiger: „Am 27. September wird, auf der Strecke rechts vom Wege, das Genzroder Heidekraut niedergebrannt.“ Eine Warnung und eine Festankündigung zugleich, denn eine ganze Anzahl von Personen fand sich ein, um dem Schauspiel beizuwohnen.

Bei Beschreibung der Szene, die nun folgte, lasse ich den Hauptbeteiligten selber sprechen:

„Es war 9 Uhr früh am genannten Tage (27.), als ich in Begleitung einiger Freunde von Ruppin in Genzrode eintraf. Ein leiser Wind blies bei unbewölktem Himmel über die Kahlenberge hin. Alles gewährte einen heitern Anblick; jeder war an seinem Platz, die Zuschauer erwartungsvoll. Wir nahmen also die bereitgehaltenen Fackeln zur Hand, und ohne uns lange bei Erörterung der Frage aufzuhalten, wo wohl am geratensten anzufangen sei, gingen wir davon aus: die nächste Stelle, die beste. So denn die Fackeln hinein, und im Nu stand eine Heidestrecke von 300 Schritt in Brand. Noch fünf Minuten, und das Feuer fing bereits an, uns Bedenken zu machen. Der Wind war heftiger geworden, und schon drohte Gefahr. Jetzt erst kam mir der Gedanke, mich auch zu vergewissern, ob seitens meines Inspektors der vorschriftsmäßige Sicherheitsstreifen gezogen sei. Wir waren alle vom Teufel des Leichtsinns besessen gewesen. Die gesetzliche Vorschrift, die vier Wochen vorher aufs genaueste innegehalten worden war, forderte einen zwanzig Ruten breiten, tiefumgepflügten Streifen zwischen dem abzubrennenden Acker und dem weiten Forstbestande dahinter. Und was fanden wir statt dessen? Eine Rute breit lief der Streifen, und nur mit dem Haken, statt mit dem tiefer gehenden Pfluge, war das Erdreich umgebrochen worden. Ein Angstschrei brach von meinen Lippen. Dann wurden Versuche gemacht, den schmalen Sicherheitsstreifen durch Ausschlagen des Feuers mit Sträuchern und Büschen zu behaupten. Aber vergebens. Die Flamme lief wie eine Schlange über das Gras hin, der Wind wurde Sturm, und dieser trieb die Lohe der königlichen Forst zu. Das hohe Heidekraut, die über zehn Fuß hohen Tannen und das Kieferngestrüpp, alles war



trocken wie Stroh. Das Feuer brauste durch die Gipfel, und emporstiegen ungeheure Rauchwolken, welche die Sonne verdunkelten. Beim Zurückweichen nach dem abgesteckten Hofe benahm uns die Hitze bereits den Atem, und wir liefen Gefahr erstickt zu werden. Ich wollte die Mannschaften zu gemeinschaftlicher Hilfe zusammenrufen, aber zerstreut irrten sie umher, und mein Ruf ging unter in dem unheimlichen Toben der Feuermasse.

Da tauchte aus dem Brunnen unser alter „Maulwurf“, der Maurer Franke hervor, der einzige, der auch jetzt wieder Geistesgegenwart genug hatte, auf ein rettendes Mittel zu verfallen. Er zeigte, ohne ein Wort zu sprechen, nach den vier Gespannen Pferden hin, welche weit weg auf dem Felde pflügten. In der That, wenn noch eine Möglichkeit vorhanden war, die königliche Forst zu retten, so konnten es nur diese tun. In wenigen Minuten waren sie herbeigeholt; jetzt mit ihnen in Karriere nach der Feuergrenze: und wirklich machten sie es möglich, den Saum entlang, auf dem verhängnisvollen Streifen drei bis vier Furchen zu ziehen. — Welche Spannung! — Ich allein war der Betroffene. Niemand ahnte die volle Verantwortlichkeit, in der ich schwebte. Vor mir 20 000 Morgen Forst, ausgedörrt vom heißen Sommer, und hinter mir das heranwühlende Feuermeer, das schon einen Umfang von 300 Morgen einnahm. Ich stürzte zurück nach der Baracke, um auf einem der dort untergebrachten Reitpferde nach der Stadt zu jagen und Hilfe zu holen. Aber — neue Entmutigung! Einige jener Neugierigen, die des Schauspiels halber herbeigekommen waren, hatten sich ohne weiteres mit den Reitpferden aus dem Staube gemacht.

Wirr und verworren liefen die Personen aneinander vorbei. Die Zahl der Hilseleistenden war mittlerweile zu etwa dreißig herangewachsen. Außer meinen Leuten, die von Hunger, Durst und Hitze erschöpft waren, war niemand mit Rettungsinstrumenten versehen. Der gefürchtete Augenblick rückte immer näher; jetzt war die letzte Linie erreicht, und der Sturm begann die Flamme in die Gipfel der königlichen Forst hineinzuschleudern. Die helle Verzweiflung faßte mich; meine Kräfte waren hin, und die Phantasie stellte mir das traurige Bild vor Augen: das Resultat einer vierzigjährigen rastlosen Tätigkeit meines Vaters mit einem Schlage vernichtet zu sehn! Vernichtet war ich selber.

Aber dieser furchtbarste Augenblick war auch der der Rettung.



Die Nachricht von dem Geschehenen war inzwischen nach Ruppin und den nächsten Dörfern gelangt. Alle Sturmglocken gingen, und durch öffentlichen Ausruf wurde angekündigt, daß jedes Haus zwei arbeitsfähige Männer zu stellen habe. Ganz Ruppin war auf den Beinen; die Dörfer nicht minder. Alles, was Pferde und Wagen hatte, machte sich auf, der bedrohten Stätte zuzueilen. Schon sah ich die mit Menschen überladenen Wagen, Spritzen und Wasser-tonnen vom Kuhburgsberge herunterjagen, als mir von der andern Seite her auch schon die Rettungsnachricht übersandt wurde: „Das Feuer ist bewältigt.“ Es war so. Mit einiger Ruhe konnten wir dem letzten Akte des Schauspieles zusehn, als die mehr und mehr in sich selbst erstickende Flamme ihren dunkeln Rauch über die Tannen lagerte. Sei es die Windstille, die plötzlich eingetreten, seien es die Anstrengungen meiner Leute, oder seien es endlich die Anordnungen des alten Brunnenbauers, die dem Feuer Einhalt geboten hatten, gleichviel, die Forst war gerettet und mit ihr mein Vermögen.“

#### Genzrode seit 1857

Alle diese Vorgänge fielen in den Spätsommer 1857. Unglücksfälle oder auch nur Gefahren brachen von da ab nicht mehr herein; Wasser war gewonnen, der Boden urbar gemacht, und das Unternehmen begann innerhalb der gehegten Erwartungen, ja über diese hinaus, zu prosperieren.

Dies verhältnismäßig glänzende Resultat — denn nur niedrige Zinserträge waren angenommen worden — hatte darin seinen Grund, daß allem Spott der Besserwisser zum Trotz konsequent der Gedanke verfolgt worden war: den Ackerbetrieb mit Rücksicht auf den sterilen Boden nach Möglichkeit zu beschränken und statt seiner große Waldkulturen in Angriff zu nehmen. 1858 begannen die Anpflanzungen; schon im folgenden Jahre wurden 130 000 junge Eichen aus Holland bezogen und in den rajolten Boden eingesetzt. Oberförster Berger, Fachmann und Autorität, ritt vorüber: „In solchen Boden wollen Sie Eichen pflanzen? Werfen Sie Ihr Geld nicht weg.“ Der gegenwärtige Besitzer von Genzrode aber, der all diese Dinge persönlich leitete, ließ sich durch solche Fachmannsurteile nicht abschrecken; er war kurze Zeit vorher in Potsdam und Babelsberg gewesen und hatte sich an beiden Orten über-



zeugt, daß die neuen Parkanlagen zum Teil auf einem Boden erfolgten, der nicht besser war als der seine. Gestützt auf solche Wahrnehmungen fuhr er in seinen Anpflanzungen fort. Auch aus dem Samen wurde gezogen, selbstverständlich unter Vermeidung alles Willkürlichen und Zufälligen. Professor Koch in Berlin hatte vielmehr auf Ersuchen ein Verzeichnis hergestellt, in dem angegeben war, welche außereuropäischen Bäume am besten geeignet wären, sich im märkischen Sande zu akklimatisieren, und gestützt auf diese Liste wurden nunmehr aus Newyork, Kanada, Kolumbia, Tiflis und Sibirien Samenarten im Betrage von 2000 Talern bezogen und — ausgesät. Das, was am besten aufging, lieferte eben dadurch den Beweis, auf unserm Boden vorzugsweise verwendbar zu sein, aber auch das derartig Erprobte und Bewährte sah sich noch vor eine engere Wahl gestellt, in der der Baum von größerem Holzwert oder der von prächtigerer Laubfärbung seinen Vorzug geltend machte. In diesem Augenblick sind 1100 Morgen, also gerade ein Drittel des Gesamtareals bepflanzt; ein Teil davon ist Park, ein anderer Baumschule, ein dritter Wald. Selbstverständlich nimmt dieser letztere die größten Flächen ein. Es sollen Kulturen hergestellt werden, die sich den Schöpfungen des Fürsten Pückler an die Seite stellen und doch zugleich als rentabel angesehen werden können. Zu dieser Rentabilität ist — immer innerhalb gewisser Grenzen — bereits der Anfang gemacht worden. Für 10 000 Taler Pflanzbäume konnten im Laufe der letzten Jahre aus diesen Anlagen verkauft werden, und Kontrakte sind neuerdings abgeschlossen worden, nach denen Gengrode später alle Bäume zur Bepflanzung der auf Berlin einmündenden Chausseen liefern wird. Es hat sich herausgestellt, daß die auf dem leichten Boden der „Kahlenberge“ gewonnenen Pflanzbäume zu derartigen Anlagen vorzugsweise verwendbar sind. Zudem ist das Holz überhaupt ein in der Abzendenz begriffener Artikel. In diesen Waldkulturen liegt also die Zukunft des Gutes, von dem ich unsere Leser bis hierher unterhalten habe.

Und nun noch einige Worte zum Schluß.

Was dieser Stelle einen solchen Reiz gibt, das ist, daß hier alles erst im Werden ist. Das Abgeschlossene ist eben abgeschlossen. Unsere Teilnahme haftet am Unfertigen. „Was wird daraus werden?“ „Wie wird es sich entwickeln?“ Das sind die Fragen, die uns an

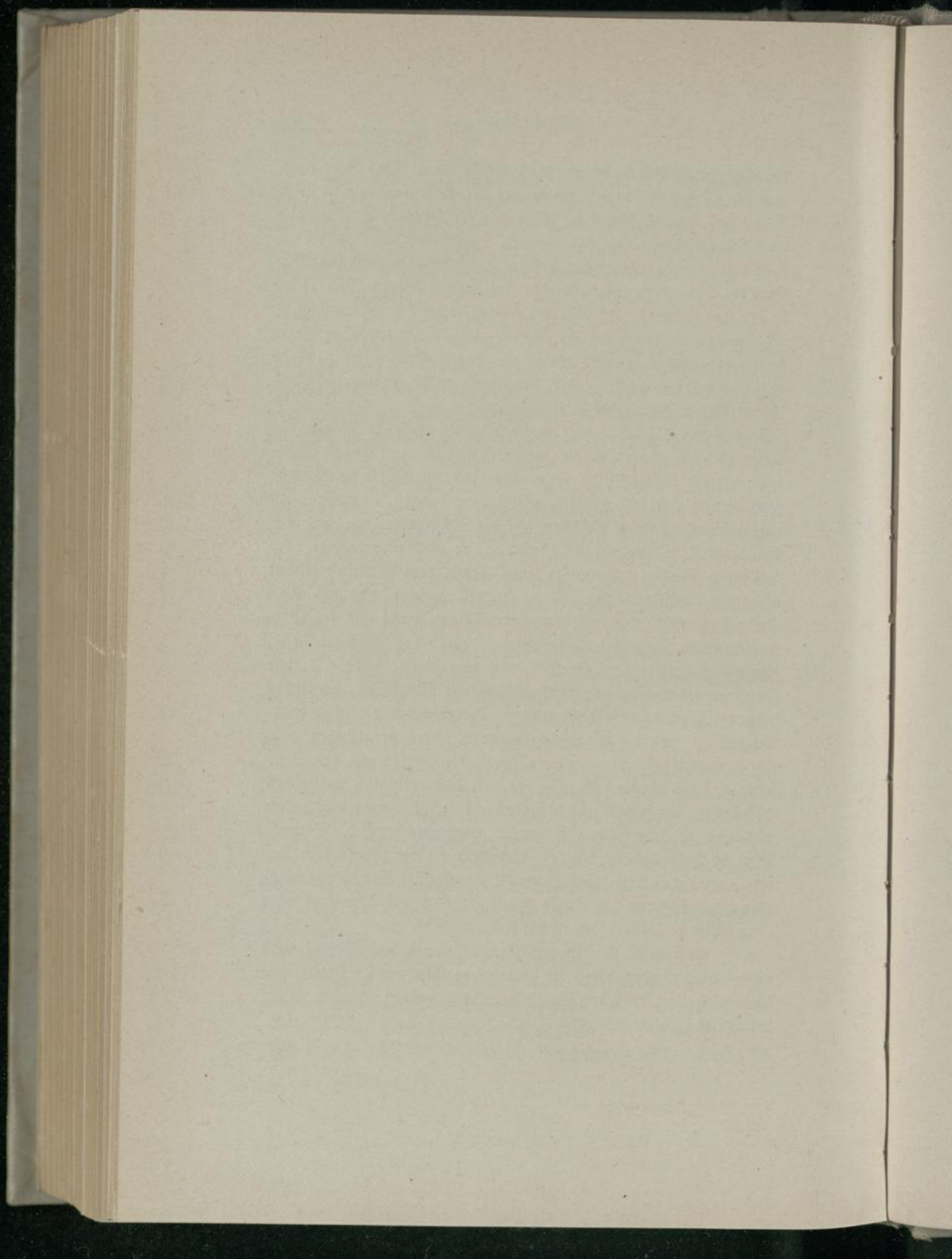


Menschen und Dingen vorzugsweise beschäftigen. Dies ist es auch, was die Jugend vor dem Alter voraus hat. Und Genzrode ist jung. Die ganze landwirtschaftliche Welt unserer Provinz verkehrt hier oder fährt hier vor, um die in einen Eichenwald umgewandelten, noch vor zwanzig Jahren für absolut unfruchtbar gehaltenen Kahlenberge wie einen „interessanten Fall“ zu studieren. Und vieles in der Tat ist hier zu lernen, auch seitens derer, die andern Fragen nachsinnen, als denen der Agrikultur. „Alle Liebe lohnt“, „Denke selbst und handle selbst“, „Mißtraue den Fachmännern“, „Gehe der Weisheit des Volkes nach“. Noch viele andre Sprüche sind aus der Geschichte Genzrodes herauszulesen.

Das Gut umschließt jetzt 116 Seelen. Als der erste Mensch auf dieser Scholle geboren wurde, sagte der alte Genz: „Er soll Adam heißen.“ Ein stolzes Wort. Er wollte eine neue Welt hier anfangen, und er hat sie an dieser Stelle angefangen, in mehr denn einem Sinne. Er schuf nicht nur aus der Wüste eine Oase, aus dem Sand einen Wald- und Wiesengrund, er proklamierte hier auch eine neue Macht: das rührige, intelligente, dem Mittelalterlichen ab-, dem Fortschrittlichen zugewandte Bürgertum, das aus allen Banden, zumeist aber aus denen der Überlieferung und des Vorurteils gelöst, um dieser Welt willen lebt und das Glück im Besitze, vor allem auch in dem Streben nach dem Besitze sucht. Ob diese neue, mit jedem Tag sich mehr verkündende Macht ihr „glückliches goldenes Ziel“ in Wahrheit und in Dauerbarkeit erreichen wird, das wird zu gutem Teil abhängen davon, ob es ihr gelingen mag, ihr geträumtes Ideal zu verwirklichen: die Verklärung des Diesseitigen. Aber ob oder ob nicht (es will uns persönlich zweifelhaft erscheinen), wir freuen uns nichtsdestoweniger der natürlichen Entwicklung alles Lebenden um uns her, ungetrübt durch die Betrachtung, ob diese Entwicklung ein Schritt aufwärts zu höherem Dasein, oder ein Schritt abwärts zum Tode ist. Das Wachsende, wohl oder übel, tritt an die Stelle des Fallenden, um über kurz oder lang selber zu fallen. Das ist ein ewiges Gesetz.

Noch wachsen die Eichen von Genzrode, und das Nächste, was sie erblicken werden, wenn sie hoch genug sind, um im Lande Umschau zu halten, wird der Sieg jenes Bürgergeistes sein, der sie ins Leben rief.

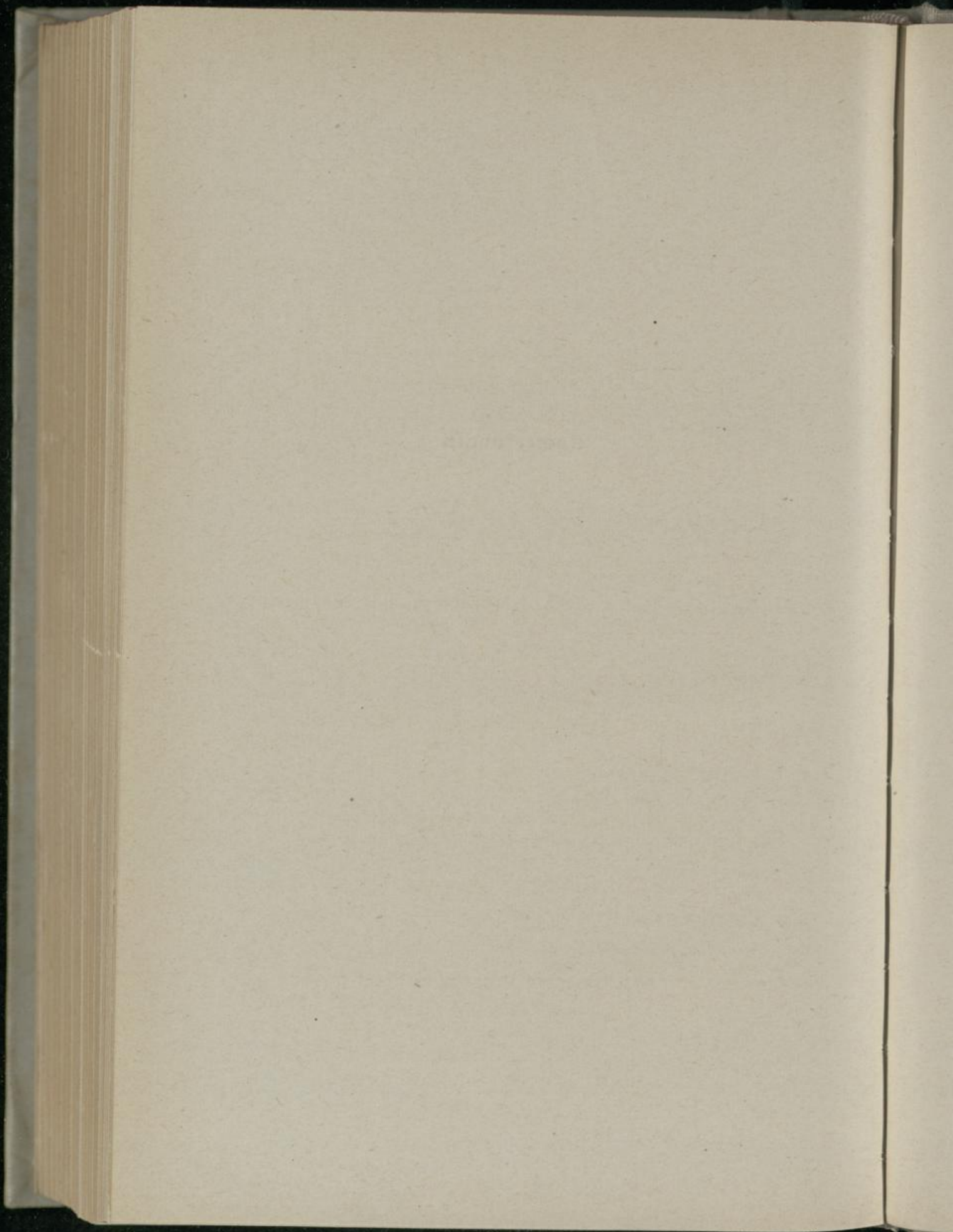






Anmerkungen







## W u s t r a u

Benutzt: Lebensbeschreibung Hans Joachims von Zieten von Frau von Blumenthal. Bratrings Grafschaft Ruppin. Mündliche und briefliche Mitteilungen.

1. Der alte Hans von Zieten, der Husarengeneral, war zweimal verheiratet, das erstemal mit einer von Jürgasch, das zweitemal mit einer von Platen.

Aus erster Ehe (mit Leopoldine Judith von Jürgasch) wurde ihm nur eine Tochter (Johanne Christiane Sophie) geboren, die sich an einen von Jürgasch verheiratete und kinderlos starb. (Siehe: Ganzer S. 396.)

Aus zweiter Ehe (mit Hedwig Elisabeth Albertine von Platen) wurden ihm ein Sohn und eine Tochter geboren. Der Sohn, Friedrich Christian Emil von Zieten, geb. den 6. Oktober 1765, starb am 29. Juni 1854. Er war k. pr. Rittmeister, Landrat a. D. und Ritter des Schwarzen-Adler-Ordens. Er wurde begraben am 15. Oktober 1840. Er starb kinderlos, der letzte Zieten aus der Wustrauer Linie.

Die Tochter aus der zweiten Ehe des alten Zieten (also die rechte Schwester des letzten Zieten) vermählte sich, nachdem sie von ihrem ersten Manne geschieden war, mit dem Obristleutnant von Zieten auf Lögow, so daß also eine Zieten einen Zieten heiratete. Aus dieser Ehe wurden zwei Kinder geboren, ein Sohn und eine Tochter. Der Sohn ist kinderlos gestorben; seine Witwe, eine Frau von Zieten, lebt noch. Die Tochter, also eine Nichte des letzten Zieten und eine Enkelin des alten Zieten, vermählte sich mit dem General-Landschaftsrat von Schwerin-Janow. Aus dieser Ehe wurden mehrere Kinder geboren. Als der letzte Zieten im Jahre 1854 starb, hatte er testamentarisch den ältesten Sohn seiner Nichte, also seinen Großneffen, Henning von Schwerin zum Universalerben eingesetzt. Henning von Schwerin starb schon 1858, und Wustrau ging nun



auf Hennings jüngeren Bruder Albert Julius von Schwerin über, der das Jahr darauf (1859) unter dem Namen von Zieten-Schwerin in den Grafenstand erhoben wurde.

2. Wustrau zeigt nur wenig noch von der alten Vierteilung des Guts; aber die alten Namen haben sich wenigstens teilweise noch erhalten. Das Herrenhaus, das Hans von Zieten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts baute, steht inmitten zweier Gärten, von denen der vordere, nach dem See hin gelegen, bis diesen Tag noch der Rohrsche, der andre der Gühlsensche heißt. Das alte Zietensche Herrenhaus stand wahrscheinlich an ganz anderer Stelle. Im Rohrschen Garten befindet sich noch wenige Schritte vom See entfernt das ehemalig Rohrsche Herrenhaus, ein alter Fachwerkbau, der jetzt teils als Gärtnerwohnung, teils als Orangeriehaus dient und im ersten Stock eine Art Rüst- und Antiquitätenkammer enthält. Das Haus ist interessant einmal dadurch, daß es uns zeigt, wie schlicht und anspruchslos der Landadel damals lebte, andererseits durch die Ornamentierung, die Graf Zieten in den letzten 20 oder 30 Jahren demselben gegeben hat. Als die alte Perleberger Domkirche um die eben angegebene Zeit restauriert und der alte Schmuck beseitigt wurde, kaufte Graf Zieten allerhand Glasmalereien und Holzschnitzwerk, namentlich Heiligenbilder und Engelsfiguren auf und begann mit Hilfe derselben die Fassaden und die Fenster des alten Rohrschen Herrenhauses zu schmücken. Er liebte solche Schnurzen (wenn er sie ohne besondern Kostenaufwand haben konnte) und mochte seine kleine Freude an der Vorstellung haben: „Wie werden sich die Archäologen der Zukunft nach 100 oder 200 Jahren über diese Fassade mit Engelsfiguren die Köpfe zerbrechen?“ Er mochte davon ausgehn, daß sie nicht mehr davon verstünden als er selbst.

Die Rüst- und Antiquitätenkammer ist von sehr ungleichem Wert; Gleichgültiges und Alltägliches steht neben wirklichen Raritäten. Das Sehenswerteste ist ein kleiner Holzaltar, vielleicht von vier Fuß Höhe, der zwischen seinen beiden Säulchen ein ziemlich gut gemaltes Heiligenbild trägt. Wahrscheinlich stellt es eine heilig gesprochene schlesische Fürstin (die heilige Hedwig) dar, denn dies Frauenbild, voll schöner Milde im Ausdruck, hält in der Linken einen Krummstab, während ihre Rechte auf einer Grafen- oder Fürstenkrone leise ruht. Dieser Altar befand sich in einem schlesischen Kloster, wo der damalige Generalmajor von Zieten bald nach



der Schlacht von Hohenfriedberg Quartier genommen hatte. Bei Tisch saß er im Refektorium des Klosters diesem Bilde stets gegenüber und pflegte lange zu ihm aufzublicken. Die Abtissin, die von Zietenschen Husaren nicht das Beste erwarten mochte, nahm Anstoß daran, und es kam zu einem Gespräch zwischen ihr und dem General. Er sagte ihr unbefangen, daß er das Bild betrachte, weil es ihn Zug um Zug an seine geliebte Frau, fern daheim am Ruppiner See erinnere, und das Gespräch nahm nun eine freundliche Wendung. Bald darauf erfolgte der Weitermarsch. Einige Tage später bemerkte Zieten eine riesige Kiste auf einem seiner Gepäckwagen und begann zu schelten. Da hieß es denn zur Entschuldigung: „Die Nonnen hätten die Kiste aufgeladen und Vorsicht eigens zur Pflicht gemacht, denn sie gehöre dem General Zieten, der sie mit heim nehmen wolle nach Wustrau.“ Nun befahl Zieten die Kiste zu öffnen und man fand — Altar und Altarbild.

3. Früher befand sich unter den Sehenswürdigkeiten, nicht der Rüst- und Kuriositätenkammer, sondern des Zietenschen Herrenhauses selbst, auch der Krückstock, den Friedrich II. (ich kann nicht sagen, bei welcher Gelegenheit) dem schon alternden Zieten zum Geschenk gemacht hatte. Die Krücke ist von Elfenbein, und ein eigenhändiges Schreiben des Königs läßt sich in gemütvoller Weise darüber aus, warum sie von Elfenbein und nicht von Gold sei. Stock und Handschreiben befinden sich jetzt beide in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar und werden, unter einer Menge ähnlicher Erinnerungsstücke, daselbst gezeigt.

4. Zu den Zietenbildern im Herrenhause gehören auch zwei Statuetten. Die eine davon ist einfach eine Kopie des Schadowschen „alten Zieten“ en miniature (vielleicht anderthalb Fuß hoch). Die andre ist ein Seitenstück dazu, das ein alter Diener des Grafen Zieten, ich weiß nicht mehr mit Hilfe von welchem Material, sehr geschickt modelliert hat. — Bernhard Rode hat nicht nur die Zeichnung zu dem Grabmal Zietens in der Wustrauer Kirche angefertigt, sondern außerdem noch ein großes Obbild zur Verherrlichung des alten Husarengenerals gemalt. Es befindet sich neben vier oder fünf Bildern anderer Helden des Siebenjährigen Krieges (alle von B. Rode), in der Garnisonkirche zu Berlin. Es hat alle die Rodeschen Vorzüge und Fehler, nicht mehr und nicht weniger als die Mehrzahl der Bilder dieses Meisters. Die Komposition ist Duzend-



arbeit und trotz der Prätension geistvoll sein zu wollen, eigentlich ohne allen Geist. Ein bequemes Operieren mit traditionellen Mitteln und Arrangements. Eine Urne mit dem Reliefbilde Zietens in Front derselben; am Boden ein Löwe, der ziemlich friedlich in einer Zietenschen Husaren-Tigerdecke drinsteckt (wie etwa ein Kater in einem Damenmuff); außerdem eine hohe Frauengestalt, die einen Sternenzweig auf die Urne drückt — das ist alles. Das Relieffporträt ist schlecht, nicht einmal ähnlich, aber die Urania oder Polyhymnia, die ihm den Sternenzweig bringt, ist in Zeichnung und Farbe um ein wesentliches besser, als gemeinhin Rodesche Figuren (er war ein Meister im Verzeichnen) zu sein pflegen.

5. Es existieren mehrere Zietensche Säbel. Von dem einfachen Kavalleriesäbel, mit dem er sich vor der Schlacht bei Torgau durchhieb, und der sich jetzt in Wustrau befindet, hab' ich S. 10 erzählt. Er besaß aber auch zwei Prachtsäbel, von denen er den einen, einen sogenannten türkischen 1746 von Friedrich II., den andern vom Kaiser Peter III. von Rußland 1762 erhielt. Diesen letzteren (der sehr kostbar sein soll) besitzt das Zietensche Husarenregiment; wo sich der andere befindet, weiß ich nicht, vielleicht in Wustrau, doch hab' ich ihn nicht gesehn. Zietens Tigerdecke, sowie seine Sobelmütze mit dem Adlerflügel befindet sich bekanntlich in der Berliner Kunstammer.

### Karwe

Benutzt: Autobiographie des Feldmarschalls von dem Kneesebeck (als M. S. gedruckt). Mündliche und briefliche Mitteilungen.

#### 1. Eine Revue vorm Alten Friß

Es war im Frühjahr 1783, so erzählt der Feldmarschall von dem Kneesebeck in seinen Memoiren, und die Truppen, die zur Inspektion des alten Salbern gehörten, hatten unweit der Dörfer Piezpuhl und Körbelitz auf der sogenannten Piezpuhler Heide, anderthalb Meilen von Magdeburg, ein Lager bezogen. Es war gegen Mittag, und der König konnte jeden Augenblick eintreffen, da er sehr früh am Morgen von Sanssouci aufzubrechen pflegte. Bekanntlich fuhr er mit Bauerpferde-Relais. Die Reise ging trotz des greulichen Sandes fortwährend in einer Karriere; was fiel, fiel und wurde



nur mäßig vergütigt. Sein Quartier nahm er in einem kleinen Häuschen am Nordwestende des Dorfes Körbelitz.

Sobald er ankam (dies wiederholte sich alljährlich), stieg er zu Pferde und ritt gleich zur Abnahme der Spezialrevue zu den Truppen. Die Regimenter, nach der Anciennetät gelagert, standen dann jedes in folgender Ordnung aufmarschiert. Vor dem ersten Zuge des ersten Bataillons zuerst der Kommandeur des Regiments, zu Fuß mit Esponton (nur die Generale waren zu Pferde), hinter dem Kommandeur die Junker des Regiments, die ihm noch nicht vorgestellt waren, hinter den Junkern die Rekruten des Jahres nach der Größe in drei Gliedern aufmarschiert. So erwarteten wir ihn jetzt.

Der schönste Frühlingstag glänzte zu unsern Häupten, die weite Heide war mit Zuschauern zu Wagen und zu Pferde überdeckt, und der Kräuterduft des Thymian würzte die Luft. Da sah man eine dicke Staubwolke in der Ferne, die sich uns nahte, und stiller und stiller ward es — je näher sie kam. Es war Friedrichs Wagen; bei Körbelitz angelangt hielt er. Der König stieg zu Pferde.

Es war ein ungeheuer großer Schimmel, ein Engländer, den er dies Jahr noch ritt. Im nächsten Jahre (oder war es erst 1785) kam er auf einem kleinen Litauerschimmel, Langschwanz. Sowie er zu Pferde war, setzte er es gleich in Galopp, so daß bei dem weit ausgreifenden großen Tiere das ganze Gefolge hinter ihm Karriere ritt.

So kam der siebenzigjährige königliche Greis. Ungefähr dreißig Schritt vor der Linie parierte er zum Schritt, nahm das Augenglas, sah die Linie von weitem hinunter, ob alles gut gerichtet war, und es hielt nun, dicht vor uns Junkern, ein kleiner alter Mann mit ungeheuren großen Augen und durchdringendem Blicke.

Er sah uns an, wandte sich zu Salbern, der unweit von ihm zu Pferde war, und sagte: „Salbern, was sollen die vielen Boucles da? Eine Boucle ist genug!“ — (Es waren ihm nämlich unsere vier mit Talg und Puder eingespritzten steifen Haarlocken aufgefallen, die wir an jeder Seite des Vorderkopfes trugen. Eine große Haarlocke zur Seite war damals gerade Mode, und jeder von uns dachte daher still bei sich: Das ist unser Mann! Von diesem Augenblick an verschwanden denn diese vier Perückenplagelocken und eine trat an deren Stelle.)

Den Krückstock auf den rechten Fuß im Steigbügel gestemmt,



fragte er nun jeden Fahnenjunker, und es kam folgendes Gespräch, mit jedem der Reihe nach: Zu dem ersten: „Wie heißt Er?“ „Hilitan, Ew. Majestät.“ — „Wie heißt Er?“ und ohne die Antwort abzuwarten, mit immer steigendem ungnädigen Tone ihm folgende Namen gebend: „Kilian, Pelikan, Er ist nicht von Adel?“ — hob er schon den Stock, um ihn auszustoßen, als dieser ihm zurief: „Ew. Majestät haben mich von den Kadets hergeschickt; ich bin ein Westpreuße.“ — „So!“ — Und sei es nun, daß er sich kein Dementi geben wollte, da er ihm dort gut getan hatte, genug, der Stock ward wieder auf die Steigbügel gesetzt. Hilitan ward von uns jungen Leuten von jetzt an aber nie mehr anders als Pelikan oder Kilian gerufen und behielt diesen Namen, womit ihn Friedrich getauft hatte. Er nahm übrigens später ein schlechtes Ende und verscholl.

Der zweite hieß Hauteville; er war aus Sardinien, sein Vater hatte ihn, nachdem er seine Studien vollendet, an Friedrich empfohlen und anvertraut, um in dessen Armee sein Glück zu machen. Als er in Potsdam angekommen war, hatte der König ihn, um Deutsch zu lernen, zu den Kadets geschickt und später zu unserm Regiment. So war er bereits einige zwanzig Jahre alt geworden. Bei uns hieß er „der Papa“, und wir fragten ihn wohl zuweilen: wann seine Frau und Kinder nachkommen würden? Er hatte Erlaubnis erhalten, den König zu bitten, ihn bald zu avancieren. Als Friedrich auf die Frage: „Wie heißt Er?“ seinen Namen hörte, sprach er zu ihm etwa erst zwei Worte italienisch, dann französisch, und als Hauteville mit seiner Bitte heraustrückte und immer dringender ward, fragte er ihn etwas unwillig in deutscher Sprache „ob er denn auch Deutsch könne?“ und als Hauteville deutsch replizierte: „Kann jetzt alles kommandieren, Ihre Majestät, und bitte untertänigst“, so fiel er ihm in die Rede mit den Worten: „Nun Herr, beruhige Er sich doch, ich werde Ihn ja nicht vergessen“, und in sechs Wochen war Hauteville Leutnant beim Grenadierbataillon Meusel, später hat er ein Füsilierbataillon in Schlesien gehabt.

Der dritte hieß Brösicke. Als der König seinen Namen hörte, sagte er bloß: „Er ist aus der Mark“ und gleich zum Folgenden:

„Wie heißt Er?“ — „Suhm, Ew. Majestät.“ — Der König: „Sein Vater ist der Postmeister?“ — „Ja, Ew. Majestät.“ — Der König: „Wenn Sein Vater nicht 4000 Taler hat, soll Er an mich schreiben.“ — Der Vater des Suhm war nämlich schwer blessiert



(wenn ich nicht irre, hatte er beide Beine verloren), hatte die Stelle als Versorgung erhalten und war ein Bruder des Suhm, mit dem Friedrich in Korrespondenz war, die gedruckt ist.

Nun kam die Reihe an mich. „Wie heißt Er?“ — „Knesebeck, Ew. Majestät.“ — „Was ist Sein Vater gewesen?“ — „Leutnant bei Ew. Majestät Garde.“ — Der König: „Ach, der Knesebeck!“ und mit ganz veränderter, teilnehmender Stimme gleich zwei Fragen hintereinander an mich richtend, fuhr er fort: „Wie geht es denn Seinem Vater? Schmerzen ihn seine Blessuren noch?“ Mein Vater war nämlich bei Kollin schwer blessiert und quer durch den Leib und Arm geschossen. „Grüß Er doch Seinen Vater von mir!“ Und als er sich schon wenden wollte, noch einmal sich umsehend und den Zeigefinger der rechten Hand, an welcher der Stock baumelte, emporhebend und mich noch einmal ansehend, sagte er mit gnädiger Stimme: „Vergesse Er es mir auch nicht!“ —

Ach, seitdem sind fünfundsechzig Jahre verflossen (so schließt Knesebeck), und ich habe diesen Gruß, der gleich bestellt wurde, da ich Urlaub dazu erhielt, und noch weniger den Ton der Stimme vergessen, mit welchem er gesprochen wurde.

2. Der alte Feldmarschall von dem Knesebeck hat eine ziemliche Anzahl von Gedichten hinterlassen. Eins der (seinerzeit) populärsten ist das folgende. Es stammt aus den Leutnantstagen in Halberstadt (1792).

#### Lob des Krieges

Es leb der Krieg! Im wilden Kriegerleben  
Da stählet sich der Mut!  
Frei kann die Kraft im Kriege nur sich heben;  
Der Krieg, der Krieg ist gut.

Den falschen Freund, der listig Treue heuchelt,  
Der Krieg macht offenbar.  
In offner Schlacht das blanke Schwert nicht schmeichelt,  
Und jeder Hieb spricht wahr.

Der Krieg ist gut! Er weckt die Kraft der Jugend  
Und zieht in seinem Schoß  
So manchen Sinn für hohe, wahre Tugend  
Zu schönen Taten groß.



Der Krieg ist gut! Er ruft aus feigem Schlummer  
Den trägen Weichling auf,  
Er lohnt Verdienst, und schafft er manchen Kummer,  
Löst er auch manchen auf!

Der Krieg ist gut! Im Reiben seiner Kräfte  
Ist für die Welt Gewinn.  
Der Krieg macht froh, im Wechsel der Geschäfte  
Nimmt er die Grillen hin.

Er lehrt die Kunst, das Leben zu verachten,  
Wenn es die Pflicht gebeut,  
Und immer nur es als ein Gut betrachten,  
Das man der Tugend weiht.

Er lehret uns entbehren und genießen,  
Er würzt auch schwarzes Brot;  
Und wenn durch ihn auch manche Tränen fließen,  
Er gibt den schönsten Tod.

Es leb der Krieg! wo hohe Kraft nur sieget,  
Nicht Trägheit Lorbeern flieht,  
Es leb der Krieg! Unsterblichkeit erflieget,  
Wer durch ihn Palmen bricht.

Es leb der Krieg! nur dem geb er Verderben,  
Der frech den Frieden bricht.  
Zur Schlacht, zur Schlacht! Wir alle lernten sterben  
Für Vaterland und Pflicht.

### Nadensleben

#### 1. Altitalienische Bilder im Herrenhause zu Nadensleben

1. Madonna hält mit beiden Händen das auf ihrem Schoße sitzende Christuskind. Im Hintergrunde drei Cherubimköpfe. Gewand der Madonna mit reichem Muster modelliert, und sodann vergoldet und bemalt. — Flaches Relief aus gebrannter Erde (Terrakotta), in reich vergoldetem Rahmen. Dieser hat die In-



schrift Ave Maria gratia plena, Dominus tecum\*. Wahrscheinlich eine Arbeit von Mino da Fiesole. (Ein Exemplar, nach derselben Form gegossen, befindet sich im Berliner Museum.)

2. Madonna (halbe Figur) anbetend vor dem Kinde; zur Rechten drei Engel, links Johannes. Madonna und Christkind sehr schön. Terrakottarelief von etwa 2½ Fuß Durchmesser. Von der Bemalung und Vergoldung sind nur noch schwache Reste vorhanden. Trotzdem ein Prachtstück der Sammlung. Nach der Ansicht Meßgers (Kunsthändler in Rom, durch dessen Vermittlung Herr von Rumohr viele Sachen fürs Berliner Museum ankaufen ließ) von Luca della Robbia. Der einzige Zweifel, den Meßger unterhielt, war der, daß ihm kein Werk des Luca von ähnlicher Schönheit vorgekommen sei.

3. Madonna mit dem Kinde, Johannes und Engeln. Von Fra Filippo Lippi. (Wie fast alle folgenden Bilder, auf Holz gemalt.)

4. Vermählung der heiligen Katharina. Die sitzende Madonna hält auf dem Schoße das Christuskind und neigt sich mit demselben der vor ihr zur Linken knienden heiligen Katharina entgegen, welche vom Christuskinde den Ring empfängt. Eine vorzügliche Arbeit von Sandro Botticelli, einem Schüler des Fra Filippo Lippi.

5. Madonna mit dem Kinde, welches einen Stieglitz in den Händen hält. Ein weißer Schleier fällt unter der Krone der Madonna auf den dunkel schwarzblauen Mantel herab, welcher auf der Brust durch eine Agraffe gehalten, sich seitwärts öffnet und das rote Gewand sehen läßt. Höchstwahrscheinlich von Fra Filippo Lippi, doch in mancher Beziehung an seinen Sohn Filippino Lippi erinnernd.

6. Madonna mit dem Kinde. Wahrscheinlich von Filippino Lippi.

7. Madonna, auf Goldgrund. Sie trägt einen schwarzen Mantel mit rotgoldnem Brokat gefüttert. Unter dem Mantel birgt sie Päpste, Mönche, Heilige. Sehr altes Bild von Giovanni da Milano.

8. Krönung Mariä. Ausgezeichnetes Bild, der Maria in Santa Croce zu Florenz (von Giotto) und ebenso der Heiligen Jungfrau in der Brera zu Mailand so nahe stehend, daß es Kenner mehrfach für ein Originalbild von Giotto gehalten haben. Die später erfolgte Reinigung ließ die Jahreszahl 1338 hervortreten, wonach es also zwei Jahre nach Giottos Tode gemalt wurde. Doch zählt es immer zu den ältesten und besten Schulbildern. (Dies Bild befindet sich

\* Begrüßt seist Du Maria, voller Gnade, der Herr sei mit Dir.



zur Zeit in Berlin, Schifferstraße 7, in der Wohnung der Frau von Hengstenberg.)

9. Maria und der verkündende Engel. Zwei Köpfe, nach dem großen und berühmten Bilde in der Kirche Annunciata in Florenz gemalt. Das große Bild wird alljährlich nur einmal dem Volke gezeigt; der Maler hat diese beiden Köpfe, nach einmaligem Sehen, aus dem Gedächtnis auf die Leinwand gebracht.

10. Madonna. Von Fra Bartolomeo. Aus der Gipfelzeit der Malerei; an Schönheit vielleicht allen Bildern der Sammlung voranstehend. Ein großes dunkles Kopftuch, unter dessen Falten das rote Kleid nur wenig hervorsieht, wallt tief herab. Der Kopf selbst zeigt einen leidenden Ausdruck. Die Formen sind edel, das Ganze voll technischer Vollendung.

11. Christus auf Goldgrund, unter einem Baldachin. In sienesischer Kunstweise, mit grünuntermalten Fleischtönen und aufgesetztem Rot.

12. und 13. Zwei Sepiazeichnungen von Mantegna. Es ist ein Pergamentblatt, von ungefähr 1 Fuß Höhe und 7 bis 8 Zoll Breite, das auf beiden Seiten bemalt ist. Auf der einen Seite erblickt man einen Märtyrer (wahrscheinlich Sankt Jakobus) der von den Seinen Abschied nimmt und sie segnet. Die Zeichnung auf der andern Seite ist von noch größerer Schönheit. Sie stellt dar: „der tote Christus von Engeln beklagt.“ Das Bild zeigt eine gewisse Verwandtschaft des Ausdrucks und der Behandlung mit dem entsprechenden Mantegnabilde im Berliner Museum. Die erste Seite (Sankt Jakobus der Abschied nimmt und segnet) ist wahrscheinlich eine Skizze zu dem bekannten Deckengemälde von Mantegna: „Gang zum Nichtplatz und Heilung des Sichtbrüchigen“ in der Kirche degli Eremitani in Padua. — Beide Bilder zeigen eine reiche Renaissance-Architektur; was die Art des Vortrags angeht, so ist die eine mehr in gemalter, die andere mehr in gestrichelter Manier. Das Pergamentblatt selbst ist sehr wahrscheinlich aus einem Mantegnaschen Studienbuch genommen.

14. und 15. Zwei Heilige (fast Lebensgröße), halbe Figur, unter Spitzbogeneinrahmung. Wahrscheinlich früher ganze Figur und später abgesägt. In giottesker Manier; wahrscheinlich von Giottino.

16. Ein Apostel ( $\frac{3}{4}$  Lebensgröße), halbe Figur. Wahrscheinlich ebenfalls abgesägt. Nach Meßgers Ansicht wahrscheinlich von



Orgagna herrührend. Auf der untern Hälfte des Bildes (aber ebenfalls auf der Vorderseite) befindet sich eine mit Weiß konturierte Skizze zu einer Madonna. Diese Skizze ist wenig mehr als fünfzig Jahr alt, und hat der Maler das alte Bild lediglich als Unterma- lung benutzt.

17. Das Gastmahl des heiligen Dominikus. Dominikus setzt sich mit seinen Mönchen im Refektorium zu Tische und erhebt die Hände bittend gen Himmel, während der Bruder Schaffner den leeren Korb umstülpt. Engel erscheinen und bringen Brote. Das sehr beschädigte Bild enthält noch Spuren von großer Schönheit und zierlichster Malerei, namentlich in der Behandlung der Köpfe. Es ist (auch Mezger hat es auf das bestimmteste dafür erklärt) ein Bild von Giesole.

18. Ein kleiner Altar mit Vorgängen aus dem Leben des heiligen Laurentius.

19. Die Begegnung des Paulus und Petrus von Pietro Spinello Aretino.

20. Verschiedene Madonnen des 14. und 15. Jahrhunderts, teils aus gotischer, teils aus früher Renaissance-Zeit.

## 2. Anderweitige Bilder und Kunstschätze

1. Eine Handzeichnung von Dürer. Der dornengekrönte Christus vor dem Tode auf dem Kreuze sitzend. Auf grauem Papier angetuschelt und meisterlich mit Weiß aufgehöht. Mit Dürers Monogram und der groß in Weiß aufgesetzten Jahreszahl 1519. Aus der ehemalg Orennerschen Sammlung erstanden (siehe Waagens Reisen durch Deutschland). Soll früher in Besitz des letzten Fürst- abts von St. Emmeran gewesen sein.

2. und 3. Zwei schöne kleine Landschaften von Huysmann; in Poussinscher Art komponiert. Dunkel, viel Braun und tiefes Blau (des Himmels). In Saftigkeit und Frische an dunklere Bilder Claude Lorrains erinnernd.

4. Friedrich II. Die inkorrekte Inschrift lautet: L'auriginal a Eté fait d'après le Roy, par Amadée van Loo. Anno 1766\*.

5. Porträt Blüchers. Wahrscheinlich von Weitsch.

\* Das Original ist nach dem König von Amadeus van Loo gemalt worden, im Jahre 1766.



## 6. Drei Jugendarbeiten Schinkels.

- a) Eine Architektur. 1798.
- b) Buntfarbenbild. 1798.
- c) Potsdam bei Morgensonne. 1798.

7. Marktplatz von Ravello bei Amalfi. Von Blechen. Links eine hohe Mauer mit einem rundbogigen Eingang in eine Kirche. Auf dem Markt eine schöne Fontäne und in einiger Entfernung ein einzelner Baum, in dessen Schatten Lazaronis lagern. Rechts der Blick auf das dunkelblaue Meer. Der Kontrast zwischen der glühenden Sonne und der kleinen Schattenpartie am Brunnen ist sehr schön.

## 8. Zwei Arbeiten von Bouterweck.

a) Eine Sibylle. (Ölbild, sehr dunkel.) Ein Herd mit geheimnisvollen Zeichen und allerhand Zauberhölzern. Die Sibylle selbst liest in einem geheimnisvollen Buch, während es auf dem Herde braut und kocht. Krieger kommen, um sie gefangenzunehmen.

b) Die Furien tragen die Leiche der Klytemnästra zum Orkus. Orest, Pylades und Iphigenia blicken dem finstren Zuge nach. Sepiaskizze aufgehöhlt mit Weiß; eine sehr ausgezeichnete Arbeit.

9. Der Daumen (von Marmor) einer übermenschlich großen Figur. Die letztere (auf Sizilien gefunden) gehörte dem südlichsten Teile der Ostreihe der Tempel in Selinus an, deren übrige im Museum zu Palermo befindlichen Skulpturen der Blütezeit der griechischen Kunst (5. Jahrhundert) angehören. Damals wurden vielfach die unbedeckt bleibenden Teile des Körpers: Kopf, Hände, Füße, an die Figur angefügt, und zwar waren Kopf, Hände, Füße von Marmor, während die Figur selber von bloßem Kalkstein war. Es läßt sich annehmen — um so mehr, als man deutlich erkennt, daß dieser Daumen nicht etwa abgebrochen ist — daß er ebenfalls einer solchen Figur angefügt war. Ob diese Figur die Tempelstatue selber oder eine der Statuen der Siebelfelder war, ist natürlich nicht mehr festzustellen. Auch konnte die vollendete Schönheit und Natürlichkeit dieses kleinen Fragments nicht genug bewundern.

Zu diesen Bildern gesellen sich schöne Sammlungen von Münzen und Gemmen, vor allem zahlreiche Wappen mit Handzeich-



nungen und Skizzen interessanter Architekturen in Deutschland, Frankreich und Italien. In bezug auf Preußen ist diese Sammlung höchstwahrscheinlich die vollständigste, die existiert; sie umfaßt alle Provinzen, besonders Rheinland, Mark, Ost- und Westpreußen.

### Neuruppin

Benutzt: Bratrings Grafschaft Ruppin. Nidels Geschichte der Klosterkirche zu Ruppin. Heydemann, Neuere Geschichte der Stadt Ruppin. Von Boyen, General von Günther. Archenholz, Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Von Hoepfner, der Krieg von 1806 und 1807. Zychlinski, Geschichte des 24. Infanterieregiments. Voigts-König, Neuere Geschichte des 24. Infanterieregiments. Waagen, Schinkels Biographie (Berliner Kalender 1844). Wolzogen, Aus Schinkels Nachlaß. W. Schwarz, Annalen des Ruppiner Gymnasiums. Preuß, Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden. Preuß, Friedrichs des Großen Jugend. Förster, Friedrich Wilhelm I. Behse, Geschichte des preußischen Hofes. Dr. Feldmanns Miscellanea historica der Stadt Ruppin (M. S.). Schlözers Chasot. Mündliche und briefliche Mitteilungen.

#### 1. Gedächtnistafel über

dem Grabe der Grafen von Lindow, Herren zu Ruppin, im Chor der Klosterkirche zu Neuruppin, wie solche von dem verewigten Spener abgeschrieben und in seiner handschriftlichen Geschichte der Edlen Herrn zu Puttlitz S. 998 f. mitgeteilt ist:

Hierunner is der edlen Herrn van Lindow Grafft (Grufft).  
 Van Olders hefft se gewerket Godes Krafft,  
 Dorch oren (ihren) Beddern Broder Wichman,  
 Want hy allererst huff (hub) dat Kloster an.  
 Greve (Graf) Ghenerd, de uns de Steede (Stätte, Stelle) hefft  
 Van synet und alle synes geslechte wegen, [gegeben  
 De is de erste, de syn Graff hie hefft gheklaren.  
 Gott geve dat erer aller Sylen nimmer werden verklaren!

2. Prinz Ferdinands Palais. Bielefeld schreibt 1754: „Der Prinz Ferdinand hat in Ruppin, wo sein Regiment steht, kein passendes Palais gefunden, besonders für den Fall seiner Vermählung. Er



kaufte daher einige Häuser und Gärten, die er vereinigte und bequem und schön einrichtete. Der Garten besonders ist freundlich, und alle Nachtigallen der Gegend scheinen darin zusammenzukommen.“ Dies klingt so, als ob Prinz Ferdinand nicht das Palais bezogen hätte, das sein älterer Bruder als Kronprinz inne hatte, und das seit 1740 leer stand. Möglich ist es, daß ein Prinz-Ferdinands-Palais eigens eingerichtet wurde, wahrscheinlicher aber ist es jedenfalls, daß er das Palais bezog, das nun einmal da war. Auch stimmt die Beschreibung ganz zu der Lokalität, die der Kronprinz bewohnt hatte.

3. Im Gengschen Garten, dem ehemaligen Garten des Kronprinzen Friedrich, befindet sich wenige Schritte hinter dem sogenannten „Tempel“ ein zugespitzter Granitstein von etwa sechs Fuß Höhe, der die Inschrift trägt: „Hier überdachte Friedrich der Einzige als Kronprinz die Pläne, die er als König zur Ausführung brachte.“

4. Die Bilderbogenproduktion ist im Ruppinschen in einem beständigen Steigen begriffen. Seit Jahren existiert eine Konkurrenzfirma (L. Dehmigke) neben der Gustav Kühnschen Fabrik. Die Anzahl der Bilder, die alljährlich in die Welt geht, rechnet nach Hunderttausenden. Während des Krieges in Schleswig war die Nachfrage so groß, daß Filialen errichtet werden mußten, und in den benachbarten kleinen Städten (Altruppin, Lindow, Wusterhausen) waren Hunderte von Händen mit Kolorieren beschäftigt. Aus Dänemark kamen Anfragen: ob man nicht Bilder machen wolle, auf denen ausnahmsweise die Dänen oben und die Preußen unten lägen? man könne enormen Absatz auf den dänischen Inseln gewärtigen; das Anerbieten mußte aber aus allen möglichen Gründen abgelehnt werden.

### Rheinsberg

Benutzt: Hoppes Chronik von Rheinsberg. Bratrings Grafschaft Ruppin. Preuß, Geschichte Friedrichs des Großen. Vie privée et militaire du Prince Henri\*. Mündliches.

#### Die Inschriften des Obelisk

1. Denkmal, geweiht den preussischen Helden, welche durch ihre Tapferkeit und Einsichten verdient haben, daß man sich auf immer

\* Privatleben und Militärisches vom Prinzen Heinrich.



ihrer erinnere. Ihre Namen, eingegraben auf dem Marmor durch die Hand der Freundschaft, sind die Wahl einer besondern Hochachtung, ohne nachtheilig zu sein allen denen, welche wie sie um das Vaterland sich wohl verdient machten und die öffentliche Achtung teilen.

2. Zum ewigen Andenken August Wilhelms, Prinzen von Preußen, zweiten Sohnes des Königs Friedrich Wilhelm.

#### Am Fuße des Obeliskens

3. Boumann, Major bei dem Artilleriekorps, welcher von Jugend auf und während des ganzen Siebenjährigen Krieges ehrenvoll diente, ist es, welcher dieses Denkmal im Jahre 1790 aufführte.

4. Marschall von Keith. Mit der größten Biederkeit vereinigte er die ausgebreitetsten und gründlichsten Kenntnisse. In Rußland, während des Krieges gegen die Türken, erwarb er sich einen wohlverdienten Ruhm, welchen er im preußischen Dienste bestätigte. Das Bedauern aller gefühlvollen Herzen, die Tränen aller Krieger verewigten auf immer sein Andenken. Er blieb bei dem Überfall zu Hochkirch, den 14. Oktober 1758.

5. Marschall von Schwerin. Die Ehre seines Jahrhunderts und der Schild des Vaterlandes. Er vereinigte alle bürgerlichen und kriegerischen Tugenden. Die Feinde, welche er bekämpfte, konnten ihm ihre Bewunderung nicht versagen. Am 11. April 1741 gewann er die Schlacht bei Mollwitz. Im Jahre 1744 befehligte er die Armee, welche Prag belagerte, und nahm die Festung Biskaberg. Im Jahre 1756 war er an der Spitze der preußischen Armee, welche durch Schlesien in Böhmen eindrang. Und obgleich das feindliche Heer ihm überlegen war, führte er dennoch einen Angriffskrieg gegen die von Piccolomini befehligten Oesterreicher. Die Völker, gesichert durch seine Menschlichkeit, verehrten seinen Heldenmut. Die Fahne in der Hand fiel er als Opfer seines Eifers bei Prag am 6. Mai 1757.

6. Leopold, regierender Fürst von Anhalt-Dessau, einer der vollkommensten Feldherren; er zeichnete sich im Spanischen Erbfolgekriege aus. Turin war Zeuge seiner Kriegstaten. Er kämpfte dort an der Spitze der Preußen, welche er auch im Kriege 1740 in



Oberschlesien anführte. Im Jahre 1745 schlug er die Sachsen bei Kesselsdorf und bahnte sich den Weg nach Dresden. Sein militärisches Genie und sein Mut werden ihn auf immer unsterblich machen.

7. August Ferdinand, vierter Sohn des Königs Friedrich Wilhelm, war 1757 bei der Einschließung von Prag und wurde bei einem Ausfall der Feinde verwundet. In der Schlacht bei Breslau, den 22. November desselben Jahres, behauptete er bis zu Ende der Schlacht einen wichtigen Posten. In der Schlacht bei Leuthen erwarb er sich neue Lorbeern. Ebenso schätzbar durch seine Tugenden als durch seine Taten.

8. General von Seydlitz zeichnete sich aus von Jugend auf. Er war bei allen Feldzügen des Siebenjährigen Krieges zugegen, und stets mit Ehre und Ruhm. Durch Geschicklichkeit, Unererschrockenheit, vereinigt mit Schnelligkeit und Geistesgegenwart, wurden alle seine Kriegstaten den Feinden verderblich. Lowositz, Kollin, Roszbach, Hochkirch, Zorndorf, Kunersdorf und Freiberg sind ihm Denkmäler des Sieges. Oft wurde er gefährlich verwundet. Die preussische Reiterei verdankt ihm den Grad der Vollkommenheit, welchen der Fremde bewundert. Dieser seltne Mann, alle Gefahren überlebend, verschied im Arme des Friedens.

9. General von Zieten erreichte ein ebenso glückliches als ehrenvolles Alter. Er siegte in jedem Gefechte. Sein kriegerischer Scharfblick, vereinigt mit einer heroischen Tapferkeit, sicherten ihm den glücklichen Ausgang jeden Kampfes. Aber was ihn über alles erhob, waren seine Niedlichkeit, seine Uneigennützigkeit und seine Verachtung aller derer, welche auf Kosten der unterdrückten Völker sich bereicherten.

10. Der Herzog von Bevern. Er entschied 1756 den Sieg bei Lowositz. Im Jahre 1757 drang er aus Schlesien in Böhmen ein, und seine weisen Maßregeln verschafften ihm bei Reichenberg den Sieg über die Oesterreicher. In demselben Jahre widerstand er mit 22 000 Mann der Daunschen Armee, welche 80 000 Mann stark war, und nur nach der mutigsten Gegenwehr unterlag er bei Breslau. 1762 mit einem Korps bei Reichenbach aufgestellt, wurde er in Front und Rücken durch überlegene Macht angegriffen. Er schlug sie zurück und behauptete das Schlachtfeld.



11. General von Platen. Er diente mit Auszeichnung in allen Kriegen und war bei vielen Schlachten zugegen. Nach der Niederlage bei Kunersdorf sammelte er die zerstreuten Heereshaufen, deckte den Rückzug, blieb während der Nacht auf seinem Posten und ging erst am andern Morgen über die Oder zurück. Im Jahr 1762 wurde er mit einem Korps von dem König abgesendet; er schlug bei Posen 6000 Russen, machte viele Gefangene und vernichtete ihre Magazine. Er starb 1787.

12. Oberstleutnant von Wedel. Mit einem Bataillon Grenadiere, aus zwei Kompanien der Garde und zwei vom Regiment Kronprinz zusammengesetzt, verteidigte er bei Selmitz in Böhmen mehrere Stunden lang, gegen die ganze österreichische Armee, den Übergang über die Elbe. So verschaffte er dem preussischen Heere die nötige Zeit, seine Quartiere zu erreichen. Nach fünf Stunden nötigten ihn die zahlreichen Batterien der Feinde zum Rückzuge. Als Prinz Karl über den Fluß gegangen war, in der Meinung, ein zahlreiches Heer bekämpft zu haben, erfuhr er durch einen Gefangenen, daß ein einziges Bataillon, aber von einem Helden angeführt, diese schöne Verteidigung gemacht habe. Mit demselben Bataillon griff er in der Schlacht bei Soor, am 30. September 1745, den linken Flügel der Oesterreicher an und endigte hier sein Heldenleben.

13. Generalleutnant von Hülsen. Sehr geschätzt durch seine militärischen Talente. Fast in allen Schlachten war er zugegen, oft verwundet und durch seine Unerblichkeit stets ausgezeichnet. Im Jahre 1760 in der Schlacht bei Torgau wurde der linke Flügel, bei welchem er sich befand, zurückgetrieben. Er sammelte einige Flüchtlinge. Da aber seine Pferde getötet waren, und sein Alter und seine Wunden ihm nicht erlaubten, zu Fuß sein Korps anzuführen, so setzte er sich auf eine Kanone und gelangte so, mitten im feindlichen Feuer, zum rechten Flügel.

14. von Tauentzien, General der Infanterie. In allen Feldzügen zugegen; seine Wunden sind rühmliche Denkmäler seines Mutes. 1760 verteidigte er Breslau gegen Laudon. Er befehligte 1762 die Belagerung von Schweidnitz und erfreut sich gegenwärtig eines ehrenvollen Alters.

15. von Möllendorf, General der Infanterie, war bei allen Feldzügen von 1740 bis 1778. Bei Torgau, 1760, bemächtigte er sich



der Anhöhen von Süptitz und entriß dadurch dem Feinde den Sieg. Im Jahre 1762, als er auf gleiche Art die Anhöhen von Burkersdorf gewonnen hatte, nötigte dies den Marschall Daun, seine Stellung zu verändern, welches die Belagerung von Schweidnitz erleichterte. Im Winter von 1778 bis 1779 befehligte er bei der in Sachsen stehenden Armee ein besonderes Korps und schlug den Feind bei Briey.

16. Generalleutnant von Haucharmoi. Aus Frankreich herstammend. Er war während des Spanischen Erbfolgekrieges in Italien und Flandern bei dem preussischen Heere zugegen. Im Kriege 1740 zeigte er sich wie ein zweiter Bayard, ohne Furcht und ohne Tadel. In der Schlacht bei Prag, den 6. Mai 1757, starb er auf dem Bette der Ehren.

17. General von Rehow, Intendant der Armee. 1758 befehligte er ein von der Armee des Königs getrenntes Korps. Er war bei Weissenberg gelagert, wo der rechte Flügel der Daunschen Armee ihm gegenüber stand. Am Tage des unglücklichen Überfalls bei Hochkirch, den 14. Oktober 1758, besetzte er eine Anhöhe hinter der Armee des Königs, und so wurde durch seine Klugheit und Tapferkeit der Rückzug gedeckt. Er starb einen Monat darauf, als er seinem Vaterlande einen so wichtigen Dienst geleistet hatte.

18. Oberst von Wobersnow, erster Adjutant des Königs. Er zeichnete sich aus durch lebhaftes Ehrgefühl und große militärische Kenntnisse. 1757 in der Schlacht bei Prag, als er den preussischen linken Flügel sammelte, um solchen aufs neue gegen den Feind zu führen, wurde er verwundet. Er war bei allen Feldzügen gegen die Russen. Die Schlacht bei Kai wurde wider seinen Willen geliefert; die Preußen verloren sie, und er fiel als Held.

19. August Wilhelm, allen preussischen Helden, welche von 1740 bis 1745 durch ihre Thaten sich auszeichneten, und allen denen, welche während des Siebenjährigen Krieges das Vaterland verteidigten und retteten, wohl bekannt.

20. von Goltz, Adjutant des Königs. Er wurde 1756 nach Preußen gesendet, um den Marschall Lehwald, welcher die Armee gegen die Russen befehligte, mit seinem Rat zu unterstützen. Ein umfassender, tiefblickender Geist, mit militärischen Kenntnissen vereint, würde seinen Namen verherrlicht haben, wenn sein alle Gefahren



verachtender Mut in der Schlacht bei Jägerndorff ihn nicht dem Vaterland entrissen hätte.

21. von Blumenthal, Major im Regiment Prinz Heinrich. Sein heller Geist, sein rechtliches Gemüt führten ihn Hand in Hand der Vollkommenheit entgegen, als er bei Verteidigung eines Postens bei Ostriß in der Lausitz getötet wurde, am 31. September 1756.

22. von Neder, Chef eines Kavallerieregiments. Als Kommandeur des Kürassierregiments Schmettau durchbrach er die österreichische Infanterie und nahm ein ganzes Regiment gefangen. Am 29. Oktober 1762, in der Schlacht bei Freiberg in Sachsen, erwarb er sich neuen Ruhm.

23. von Marwitz, Quartiermeister bei der Armee des Königs. Erwarb sich große Verdienste in allen Kriegen, war bei allen Schlachten zugegen und zeichnete sich aus bei mehreren Vorfällen. Er starb 1759 im sechsunddreißigsten Jahre seines Alters. Vielleicht wären sein Wert und seine Verdienste vergessen, wenn dieses Denkmal sein Andenken nicht aufbewahrte.

24. De-Quede, Adjutant beim Prinzen von Preußen, Bruder des Königs, Major im Regiment Prinz Heinrich. Seine richtige Urteilskraft, sein fester Charakter, seine Unererschrockenheit machten wünschen, er möchte auf lange Zeit dem Staate nützlich werden. Aber 1757 in der Schlacht bei Prag wurden ihm durch eine Kanonenkugel beide Füße weggeschossen. Er lebte noch einige Stunden, und unter den heftigsten Schmerzen verleugnete sich sein Heldennut nicht, bis zum letzten Hauch.

25. von Platen, Adjutant des Marschalls von Schwerin. Er vereinigte alle Eigenschaften, welche Hoffnung gaben, er würde diesen großen Mann ersetzen. Er fiel ihm zur Seite am 6. Mai 1757.

26. von Wunsch, General der Infanterie. Er trat in Dienst 1756 als Offizier bei einem Freikorps, und erhob sich zu höheren Graden durch sein Genie und seine militärischen Talente. Im kleinen Krieg waren alle seine Unternehmungen glücklich und erwarben ihm allgemeine Achtung. 1759 schlug er mit einem kleinen Korps bei Torgau die weit überlegenen Feinde. Im nämlichen Jahre, nahe bei Düben, schlug er das Vordertreffen der Feinde. Ein gefangener General, Fahnen und Kanonen waren die Denkmäler seines Sieges. Er starb 1788.



27. von Salbern, Generalleutnant. In allen Feldzügen zugegen. In taktischen Kenntnissen hochberühmt. Gleichermassen geschätzt wegen seiner Tapferkeit und seiner Biederkeit. Er zeichnete sich aus bei der Torgauer Schlacht. Starb im Jahre 1785.

28. von Prittwitz, General der Kavallerie. Er diente sowohl unter den Dragonern, als Husaren, und zeichnete sich aus durch seine Tapferkeit in mehreren Schlachten, wo er zugegen war. Dieses erwarb ihm die besondere Achtung des Königs, der ihm das Regiment Gensdarmes erteilte, welches er noch befehligt, und sich immer schätzbare macht durch seinen Eifer und seine Thätigkeit.

29. von Kleist, General der Husaren. Erwarb sich im Siebenjährigen Kriege hohen Ruhm. Geschickt in allen Gewandtheiten des kleinen Krieges, war er auch zu großen Unternehmungen sehr geeignet, deren Erfolg seine Talente dem Feinde furchtbar machten. Stets geliebt von den Truppen, die er befehligte, machte er durch seine Thaten seinen Namen unsterblich. Im sechsunddreißigsten Jahre seines Alters, 1767, endigte er seine Laufbahn.

30. von Dieskau, Generalleutnant der Artillerie, diente von Jugend auf und erwarb sich die höchste Achtung seines Korps, welches er während des Siebenjährigen Krieges als Chef befehligte. Er war tätig, wachsam, arbeitsam. Bei allen Belagerungen zugegen. Auch in den Schlachten, bei welchen er war, leistete er wichtige Dienste. Er starb in einem hohen Alter.

31. von Ingersleben, Generalmajor. Von einer geprüften Tapferkeit hat er die stärksten Beweise gegeben. In der Schlacht bei Prag, 1757, wurde er mit Wunden bedeckt, deren indes keine tödlich war. In demselben Jahre aber verlor er sein Leben in der Schlacht bei Breslau, am 22. November, wo er als Held focht.

32. von Henkel, Generalleutnant. Graf von Henkel, Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen während der Feldzüge von 1757 und 1758, zeichnete sich aus in den Schlachten bei Prag und Rossbach. Im Winter 1757 und 1758 unterstützte er den General von Tauenzien beim Überfall von Horneburg. In der Schlacht bei Torgau, im Jahre 1760, an der Spitze des Regiments Prinz von Preußen, gab er neue Beweise seiner Tapferkeit.

Grabschrift des Prinzen Heinrich an der Grabmalspyramide im Park zu Rheinsberg:



Jetté par sa naissance dans ce tourbillon de vaine fumée  
 Qui le vulgaire appelle  
 Gloire et grandeur,  
 Mais dont le sage connoit le néant;  
 En proie à tous les maux de l'humanité;  
 Tourmenté par les passions des autres,  
 Agité par les siennes;  
 Souvent exposé à la calomnie;  
 En butte à l'injustice;  
 Et accablé même par la perte  
 De parens chéris,  
 D'amis sûrs et fidèles;  
 Mais aussi, souvent consolé par l'amitié;  
 Heureux dans le recueillement de ses pensées,  
 Plus heureux  
 Quand ses services purent être utiles à la patrie  
 Ou à l'humanité souffrante:  
 Tel est l'abrégé de la vie de  
 Frédéric-Henri-Louis,  
 Fils de Frédéric-Guillaume, roi de Prusse,  
 Et de Sophie-Dorothee,  
 Fille de George Ier. roi de la Grande-Bretagne.  
 Passant,  
 Souviens-toi que la perfection n'est point sur la terre  
 Si je n'ai pu être le meilleur des hommes,  
 Je ne suis point au nombre des méchans;  
 L'éloge ou le blâme  
 Ne touchent plus celui  
 Qui repose dans l'éternité;  
 Mais la douce espérance  
 Embellit les derniers momens  
 De celui qui remplit ses devoirs;  
 Elle m'accompagne en mourant.  
 Né le 18 janvier 1726.  
 Décédé le 3 août 1802\*.

\* Durch seine Geburt in diesen Wirbel eiteln Dunstes geschleudert, den das Volk Ruhm und Größe nennt, dessen Nichtigkeit der Weise jedoch erkennt, preisgegeben allen Übeln der Menschheit, gequält durch die Leiden-



Kampagne des Prinzen Heinrich von 1778 bis 1779. Frau von Kaphengst in Ruppin besitzt ein sauber geschriebenes, etwa 150 Seiten starkes Manuskript unter obigem Titel. Der Verfasser ist nicht angegeben. Sehr wahrscheinlich ist es nur eine vor 60 oder 70 Jahren angefertigte Abschrift von einem militärischen Werke, das seitdem längst erschienen und wieder — vergessen ist. Da es aber (die Dinge entziehen sich meinem Urteil) möglicherweise doch etwas Neues ist, so laß ich hier, um einen Vergleich zu ermöglichen, den Passus folgen, mit dem die Arbeit eingeleitet wird.

„Europa, das nach den polnischen Unruhen und dem glücklich geendeten Kriege der Russen gegen die ottomanische Pforte einen allgemeinen Frieden zu genießen anfing, wurde abermals ganz unvermutet von einer Seite her erschüttert, von der man das Ungewitter am wenigsten erwartete.“

#### Zwischen Boberowwald und Huvenowsee

Benutzt: Vie privée et militaire du Prince Henri. Bülow's Prinz Heinrich von Preußen. Gorszkowskys Leben des Generals von Tauenzien. Bratrings Grafschaft Ruppin. Mündliche und briefliche Mitteilungen.

#### Porträt des Prinzen Heinrich

Es existieren im Ruppinschen vier Bildnisse des Prinzen Heinrich:

1. Im Besitz der Frau von Kaphengst in Ruppin. Von Pesne gemalt.

schaften der anderen und in Aufregung über seine eigenen, oft der Verleumdung ausgesetzt, im Kampf gegen die Ungerechtigkeit, übermannt durch den Verlust lieber Eltern, zuverlässiger und treuer Freunde, aber oft auch getröstet durch die Freundschaft, glücklich bei der Sammlung seiner Gedanken, noch glücklicher, wenn seine Dienste dem Vaterland oder der leidenden Menschheit nützlich sein konnten: Dies ist der Inbegriff des Lebens von Friedrich Heinrich Ludwig, Sohn des Friedrich Wilhelm, König von Preußen, und der Sophie Dorothea, Tochter des Georg I., König von Großbritannien.

Wanderer, denke daran, daß es auf der Erde keine Vollkommenheit gibt. Wenn ich nicht der Beste unter den Menschen sein konnte, so gehöre ich auch nicht zur Zahl der Bösen. Lob oder Tadel berühren denjenigen nicht mehr, der in der Ewigkeit ruht. Doch eine süße Hoffnung verschönert die letzten Augenblicke desjenigen, der seine Pflichten erfüllt, sie begleitet mich im Sterben.

Geboren den 18. Januar 1726. Gestorben den 3. August 1802.



2. Im Besitz des Grafen Zieten-Schwerin auf Wustrau. Von Frau Teerbusch.
3. Im Besitz des Herrn Genz in Ruppin. Ein Pastellbild (befindet sich im „Tempel“).
4. Eine Büste; ebendaselbst.

(Ein andres sehr gutes Bild des Prinzen — mit Tigerfellaufschlägen an der Uniform und einer Terrainkarte von Freiberg auf dem nebenstehenden Tisch — befindet sich im Schloß zu Tamsel.)

### Koepernitz

Dies in den Kapiteln „Zwischen Boberowwald und Huvenowsee“ und „Die Menzer Forst und der Große Stechlin“ mehrerwähnte Gut, das viele Jahrzehnte hindurch der Wohnsitz der Gräfin La Roche-Aymon war, ist jetzt im Besitz eines Neffen der Gräfin, des Herrn von Zeuner. Die Lage des Herrenhauses, am Rande einer von dunklen Walddulissen umstellten Parkwiese, ist von nicht gerade frappanter aber desto mehr von poetischer und nachhaltig wirkender Schönheit. Man begreift eine stille Passion für diesen Platz. Das Herrenhaus selbst ist von großer Einfachheit: ein Erdgeschloß (neun Fenster Front) mit Dach und Erker. Dementsprechend ist die Einrichtung, die aber durch Bilder und Erinnerungsstücke reichlich aufwiegt, was ihr an modernem Glanze fehlt. Das einladendste Zimmer des Hauses ist der Salon, der den Blick auf die große Parkwiese hat; hier, an milden Herbsttagen, bei offener Tür und Kaminfeuer, ist es gut sein. In diesem Salon befindet sich auch die Mehrzahl der Erinnerungsstücke.

Es sind:

#### Bilder:

1. Hofmarschall von Zeuner, Großvater des gegenwärtigen Besitzers.
2. Hofmarschallin von Zeuner geb. Gräfin Neale.
3. Graf Neale (Bruder der Hofmarschallin).
4. Oberst von Zeuner, Kommandeur des 4. (schlesischen) Husarenregiments; Vater des gegenwärtigen Besitzers.
5. Frau Oberst von Zeuner geb. Baroness Dettinger (Bild aus der Zeit vor ihrer Vermählung).



6. Baronin von Dettinger (Mutter der vorigen) von Tischbein gemalt.
7. Gräfin La Roche-Aymon geb. von Zeuner, Tochter des Hofmarschalls, Schwester des Obersten von Zeuner. Vorbesitzerin von Koepernitz; dieselbe, über die wir in den Rheinsberger Kapiteln berichtet.
8. Graf La Roche-Aymon.
9. Kardinal La Roche-Aymon (gutes Bild); Oheim des Grafen La Roche-Aymon.
10. Prinz Louis Ferdinand (sehr gut). — Bis zum Tode der Gräfin La Roche-Aymon befand sich noch ein zweites Bild des Prinzen in Koepernitz, das dem Sohne des letzten, General von Wildenbruch, gehörte und nur „leihweise auf Lebenszeit“ der Gräfin überlassen worden war. Nach dem Hinscheiden derselben erhielt es General v. W. zurück. [Ein drittes treffliches Bild des Prinzen Louis Ferdinand befindet sich in Wustrau.]

Außer diesen Bildern nimmt noch eine Kokokokommode, mit vergoldeten Griffen und Marmortafel, ein besonderes Interesse in Anspruch. In den Fächern dieser Kommode befand sich die vom Prinzen Heinrich niedergeschriebene Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Unmittelbar nach dem Tode des Prinzen erschien eine „Kommission“ in Rheinsberg, nahm die Papiere heraus und verbrannte sie. Es ist dadurch (wenn es überhaupt der Fall ist — nach andern nämlich wurden die Papiere im Staatsarchiv deponiert) der Welt eines der denkbar interessantesten Bücher verlorengegangen. Nichtsdestoweniger weiß man kaum, ob man solchen Verlust beklagen soll. Der Prinz — soviel war schon bei seinen Lebzeiten laut geworden — hatte in diesen Aufzeichnungen die strengste Kritik, namentlich auch gegen seinen königlichen Bruder geübt, und es würde unsere Kenntnis über diesen vielleicht mehr verwirrt als aufgeklärt haben, wenn wir plötzlich Urteilen begegnet wären, deren Gerechtigkeit bei dem mit allen Vorzügen aber auch mit allen Mängeln des vorigen Jahrhunderts reich ausgestatteten Prinzen zunächst bezweifelt werden muß.

S. 247 im Text hab' ich von den Koepernitzer Würsten erzählt, die die Gräfin La Roche-Aymon in die königliche Küche lieferte, und



von den Gegengeschenken, die Friedrich Wilhelm IV. machte! Der König war höchst erfinderisch und schenkte immer in Form von Würsten:

1. ein Schuppenarmband;
2. ein Schuppenhalsband;
3. Ohrgehänge (kleine Saucischen aus Perlen und Diamanten);
4. eine Tabatière (dicke Blutwurst aus Granaten).

Diese vier hab' ich gesehn; ich weiß nicht, ob die Zahl damit erschöpft ist. Die Briefe, die diese Geschenke begleiteten, laufen von 1849 bis 54 und paraphrasieren (auch darin erfinderisch) das alte Wurstthema auf immer neue Weise.

#### Der Kirchhof

Vor dem Dorf an einem sanften Abhang (ähnlich wie unser Matthäikirchhof) liegt der Koeperniker Begräbnisplatz. Er hat manches Eigentümliche, so beispielsweise das, daß das Terrain nach Familien parzelliert ist. So liegt zusammen was zusammen gehört; die Angehörigen müssen ihre Toten nicht jahrgangweise suchen, sondern haben sie hier an einer und derselben Stelle um sich.

Das Grab der Gräfin befindet sich in der Mitte des Friedhofs. Ein graues Marmorkreuz trägt die Inschrift: „Hier ruht Karoline Amalie Marie Marquise de la Roche-Aymon, geb. von Zeuner, geb. den 7. April 1771, gest. den 18. Mai 1859. Selig sind die Toten, die in dem Herren sterben.“ Sie war so beliebt, daß sich an ihrem Geburts- und Sterbetage immer noch Kränze auf ihrem Grabe vorfinden, die namentlich von alten Rheinsberger Bekannten auf dasselbe niedergelegt werden.

#### G a r z

Wolf von Quasts Buch über das „Reitpferd“, das ich im Text bereits erwähnt habe, ist nicht ein leicht hingeschriebenes Kavalierebüchlehen, sondern in seiner Art ein gelehrtes Werk, voll Wissen und Erfahrung. Quast besaß bedeutende Kenntnis sowohl innerhalb der physikalisch-mathematischen Wissenschaften, wie auch in der Anatomie. Sein Buch (über 400 Seiten stark, mit 23 Kupfertafeln) erschien in 2 Auflagen, die erste 1809, die zweite nach seinem Tode, 1815.



## Ganzer

Benutzt: Mündliche und briefliche Mitteilungen.

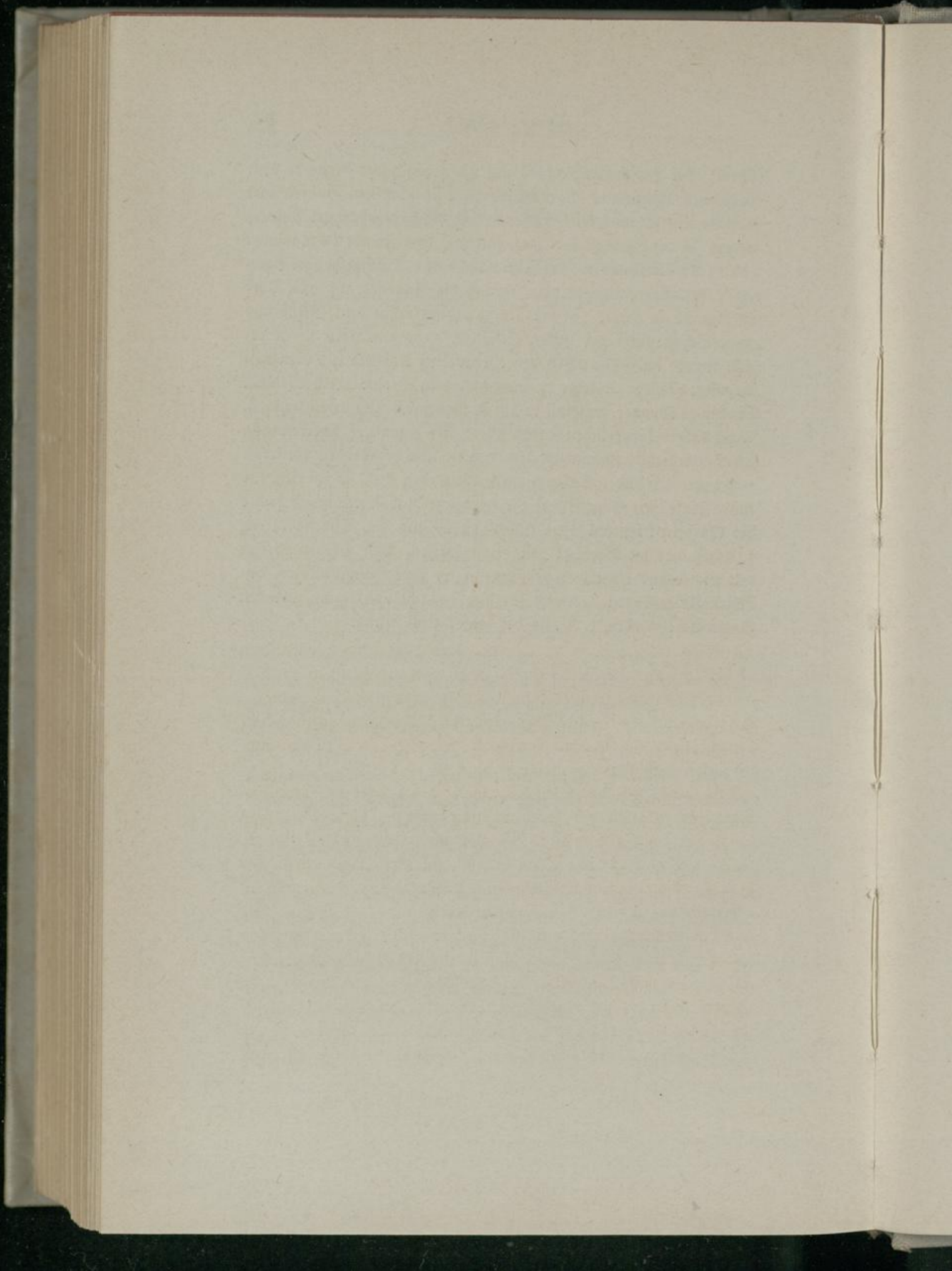
## Generalleutnant von Wahlen-Jürgasß

Alexander Georg Ludwig Moritz Konstantin Maximilian von Wahlen-Jürgasß, der am 5. Juni 1758 zu Ganzer geboren, auf der école militaire zum Kriege gebildet wurde, im Jahre 1775 in das damalige Regiment Gensdarmes trat und darin 1803 zum Major avancierte. Im unglücklichen Feldzuge von 1806 von einer Masse feindlicher Reiterei umzingelt, griff er den Feind mit etwa 350 Mann nichtsdestoweniger an und kämpfte auf einem sehr ungünstigen Terrain gegen die französische Division Beaumont. Obgleich der Major von Jürgasß im nächtlichen Getümmel einen Hieb über den Kopf erhielt, so sammelte er dennoch brave Kameraden, schirmte die Standarte, schlug sich mutig durch die Feinde und erreichte einen Wald. Das Korps gelangte nach Boitzenburg und am andern Tage zu dem Korps des Prinzen von Hohenlohe, welches eben im Begriff war, das Gewehr zu strecken. Von Jürgasß entzog sich dieser Schmach und entkam noch einmal glücklich, indem er zu dem Korps des Generals von Bila stieß, mit dem er dann leider doch bei Anklam gefangen wurde. Nach dem Tilsiter Frieden lebte er bei seinem Bruder zu Ganzer. Bei der neuen Formation erhielt er 1809 wieder eine Anstellung im brandenburgischen Kürassierregiment, zwei Monate darauf ward er Kommandeur des Brandenburger Dragonerregiments, 1812 aber Obristleutnant und dem Korps des Generals von Grawert in Kurland zugeteilt. Er befehligte meistens die Vorposten, wozu seine ungeweine Tätigkeit und Wachsamkeit ihn vorzüglich eignete. Im Jahre 1813 kommandierte er als Oberst eine Brigade in dem Korps seines vertrauten Freundes, des damaligen Generals von Blücher. Er focht tapfer bei Großgörschen und Bauken und erhielt bei Hainau, als er in die feindlichen Vierecke einbrach, einen Schuß in den Schenkel. Später wirkte er in der Leipziger Schlacht (den 16. Oktober), besonders in dem furchtbaren Kampfe bei Möckern, zu dem glücklichen Erfolge dieses entscheidenden Tages mit, und wurde dafür zum Generalmajor erhoben. In Frankreich ward er mit der Reservereiterei an die Befehle des Prinzen Wilhelm gewiesen, der den Vortrab des Heeres



führte. Bei Lachaussée traf er auf die französische Reiterei vom Korps des Marschalls Macdonald, warf sie über den Haufen und eroberte eine Standarte, 5 Kanonen und die dazugehörigen Pulverwagen. In der Schlacht von Laon entriß er dem Feinde 15 Kanonen und 35 Artilleriewagen. Im Jahre 1815 in der Schlacht von Ligny leitete der Generalmajor von Jürgas die Angriffe auf das Dorf St. Amand la Haye. In der Nacht erhielt er in dem Getümmel einen Schuß unter der linken Schulter, nahe am Herzen. Er erhielt darauf im Jahre 1816 den ehrenvollen Abschied als Generalleutnant. Von da an lebte er abwechselnd in Berlin und bei seinem Bruder zu Ganzer, woselbst er am 8. November 1833 nach langen, höchst bitteren körperlichen Leiden starb. Als besondere Anerkennung seiner Verdienste schmückten den tapfern und erfahrenen General, außer vielen fremden Dekorationen, der Orden Pour le mérite, für einen siegreichen Angriff auf die feindliche Kavallerie im Gefechte bei Garossentrug am 19. Oktober 1812, und das Eiserne Kreuz 1. Klasse für die Schlacht von Großgörschen. Den Verdienstorden mit Eichenlaub erhielt er bei Ernennung zum Generalmajor, den Roten-Adler-Orden 2. Klasse für die Schlacht von Ligny, und den Roten-Adler-Orden 1. Klasse bei seiner Entlassung.







Vorwort zur 1. Auflage  
des ersten Bandes

„Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen.“  
Das hab' ich an mir selber erfahren, und die ersten Anregungen zu diesen „Wanderungen durch die Mark“ sind mir auf Streifereien in der Fremde gekommen. Die Anregungen wurden Wunsch, der Wunsch wurde Entschluß.

Es war in der schottischen Grafschaft Kinross, deren schönster Punkt der Levensee ist. Mitten im See liegt eine Insel, und mitten auf der Insel, hinter Eschen und Schwarztannen halb versteckt, erhebt sich ein altes Douglasschloß, das in Lied und Sage vielgenannte Lochlevencastle. Es sind nur Trümmer noch, die Kapelle liegt als ein Steinhaufen auf dem Schloßhof, und statt der alten Einfassungsmauer zieht sich Weidengestrüpp um die Insel her. Aber der Rundturm steht noch, in dem Queen Mary gefangen saß, die Pforte ist noch sichtbar, durch die Willy Douglas die Königin in das rettende Boot führte, und das Fenster wird noch gezeigt, über dessen Brüstung hinweg die alte Lady Douglas sich beugte, um mit weit vorgehaltener Fackel dem nachsetzenden Boote den Weg und womöglich die Spur der Flüchtigen zu zeigen.

Wir kamen von der Stadt Kinross, die am Ufer des Levensees liegt, und ruderten der Insel zu. Unser Boot legte an derselben Stelle an, an der das Boot der Königin in jener Nacht gelegen hatte. Wir schritten über den Hof hin, langsam, als suchten wir noch die Fußspuren in dem hochaufgeschossenen Grase, und lehnten uns dann über die Brüstung, an welcher die alte Lady Douglas gestanden und die Jagd der beiden Boote, das flüchtige und das nachsetzende, verfolgt hatte. Dann umfuhren wir die Insel und lenkten unser Boot nach Kinross zurück, aber das Auge mochte sich nicht trennen von der Insel, auf deren Trümmergrau die Nachmittags-sonne und eine wehmütig-unnenmbare Stille lag.

Nun griffen die Ruder rascher ein, die Insel wurde ein Streifen,



endlich schwand sie ganz, und nur als Phantasiebild noch stand eine Zeitlang der Rundturm vor uns auf dem Wasser, bis plötzlich die unstete Phantasie weiter in ihre Erinnerungen zurückgriff und ältere Bilder vor die Bilder dieser Stunde schob. Es waren Erinnerungen aus der Heimat, ein unvergessener Tag.

Auch eine Wasserfläche war es; aber nicht Weidengestrüpp faßte das Ufer ein, sondern ein Park und ein Laubholzwald nahmen den See in ihren Arm. Im Flachboot stießen wir ab, und sooft wir das Schilf am Ufer streiften, klang es, wie wenn eine Hand über knisternde Seide fährt. Zwei Schwestern saßen mir gegenüber. Die ältere streckte ihre Hand in das kühle klare Wasser des Sees, und außer dem dumpfen Schlag des Ruders vernahm ich nichts als jenes leise Geräusch, womit die Wellchen zwischen den Fingern der weißen Hand hindurchplätscherten. Nun glitt das Boot durch Leichrosen hin, deren lange Stengel wir (so klar war das Wasser) aus dem Grunde des Sees aufsteigen sahen, dann lenkten wir das Boot bis an den Schilfgürtel und unter die weitüberhängenden Zweige des Parkes zurück. Endlich legten wir an, wo die Wassertreppe ans Ufer führt, und ein Schloß stieg auf mit Flügeln und Türmen, mit Hof und Treppe und mit einem Säulengange, der Balustraden und Marmorbilder trug. Dieser Hof und dieser Säulengang, die Zeugen wie vieler Lust, wie vielen Glanzes waren sie gewesen? Hier über diesen Hof hin hatte die Geige Grauns geklungen, wenn sie das Flötenspiel des prinzlichen Freundes begleitete; hier waren Le Gaillard und Le Constant, die ersten Ritter des Bayardordens, auf und ab geschritten; hier waren, in buntem Spiel, in heittrer Ironie, fingierte Ambassaden aus aller Herren Länder erschienen, und von hier aus endlich waren die heiter Spielenden hinausgezogen und hatten sich bewährt im Ernst des Kampfs und auf den Höhen des Lebens. Hinter dem Säulengange glitzerten die gelben Schloßwände in aller Helle des Tags; kein romantischer Farbenton mischte sich ein, aber Schloß und Turm, wohin das Auge fiel, alles trug den breiten historischen Stempel. Von der andern Seite des Sees her grüßte der Obelisk, der die Geschichte des Siebenjährigen Krieges im Lapidarstil trägt.

So war das Bild des Rheinsberger Schlosses, das wie eine Fata Morgana über den Levensee hinzog, und ehe noch unser Boot auf den Sand des Ufers lief, trat die Frage an mich heran: so



schön dies Bild war, das die Insel im Levensee vor dir entrollte, war jener Tag minder schön, als du im Flachboot über den Rheinsberger See fuhrst, die Schöpfungen und die Erinnerungen einer großen Zeit um dich her? Und ich antwortete: nein.

Die Jahre, die seit jenem Tag am Levensee vergangen sind, haben mich in die Heimat zurückgeführt, und die Entschlüsse von damals blieben unvergessen. Ich bin die Heimat durchzogen, und ich habe sie reicher gefunden, als ich zu hoffen gewagt hatte. Jeder Fußbreit Erde belebte sich und gab Gestalten heraus, und wenn meine Schilderungen unbefriedigt lassen, so werd' ich der Entschuldigung entbehren müssen, daß es eine Armut war, die ich aufzupuzen oder zu vergolden hatte. Eine Fülle, ein Reichthum sind mir entgegengetreten, denen gegenüber ich die bestimmte Empfindung habe, ihrer niemals, auch nur annähernd, Herr werden zu können; denn das immerhin Umfangreiche, das ich in nachstehendem biete, ist auf wenig Meilen eingesammelt: am Ruppiner See und vor den Thoren Berlins. Und sorglos hab' ich es gesammelt, nicht wie einer, der mit der Sichel zur Ernte geht, sondern wie ein Spaziergänger, der einzelne Ähren aus dem reichen Felde zieht.

Es ist ein Buntes, Mannigfaches, das ich zusammengestellt habe: Landschaftliches und Historisches, Sitten- und Charakterschilderung — und verschieden wie die Dinge, so verschieden ist auch die Behandlung, die sie gefunden. Aber wie abweichend in Form und Inhalt die einzelnen Kapitel voneinander sein mögen, darin sind sie sich gleich, daß sie aus Liebe und Anhänglichkeit an die Heimat geboren wurden. Möchten sie auch in andern jene Empfindungen wecken, von denen ich am eignen Herzen erfahren habe, daß sie ein Glück, ein Trost und die Quelle echterster Freuden sind.

Lh. F.



## Vorwort zur 2. Auflage des ersten Bandes

Statt eines regelrechten Vorwortes heute lieber ein Wort über „Reisen in der Mark“.

Ob Du reisen sollst, so fragst Du, reisen in der Mark? Die Antwort auf diese Frage ist nicht eben leicht. Und doch würde es gerade mir nicht anstehn, sie zu umgehen, oder wohl gar ein „nein“ zu sagen. So denn also „ja“. Aber „ja“ unter Vorbedingungen. Laß mich Punkt für Punkt aufzählen, was ich für unerläßlich halte.

Wer in der Mark reisen will, der muß zunächst Liebe zu „Land und Leuten“ mitbringen, mindestens keine Voreingenommenheit. Er muß den guten Willen haben, das Gute gut zu finden, anstatt es durch kritische Vergleiche tot zu machen.

Der Reisende in der Mark muß sich ferner mit einer feineren Art von Natur- und Landschaftsinn ausgerüstet fühlen. Es gibt gröbliche Augen, die gleich einen Gletscher oder Meeressturm verlangen, um befriedigt zu sein. Diese mögen zu Hause bleiben. Es ist mit der märkischen Natur wie mit manchen Frauen. „Auch die häßlichste“ — sagt das Sprichwort — „hat immer noch sieben Schönheiten.“ Ganz so ist es mit dem „Lande zwischen Oder und Elbe“, wenige Punkte sind so arm, daß sie nicht auch ihre sieben Schönheiten hätten. Man muß sie nur zu finden verstehn. Wer das Auge dafür hat, der wag es und reise.

Drittens. Wenn Du reisen willst, mußt Du die Geschichte dieses Landes kennen und lieben. Dies ist ganz unerläßlich. Wer nach Küstrin kommt und einfach das alte graugelbe Schloß sieht, das, auf Bastion Brandenburg, mehr häßlich als gespensterhaft aufragt, wird es für ein Landarmenhaus halten und gleichgültig oder wohl gar voll ästhetischem Mißbehagen an demselben vorübergehen; wer aber weiß, hier fiel Kattes Haupt, an diesem Fenster stand der Kronprinz, der sieht den alten unschönen Bau mit andern Augen an. — So überall. Wer unvertraut mit den Großtaten unserer



Geschichte zwischen Linum und Hakenberg hinfährt, rechts das Luch, links ein paar Sandhügel, der wird sich die Schirmmütze übers Gesicht ziehen und in der Wagenecke zu nicken suchen. Wer aber weiß, hier fiel Froben, hier wurde das Regiment Dalwigk in Stücke gehauen, dies ist das Schlachtfeld von Fehrbellin, der wird sich aufrichten im Wagen und Luch und Heide plötzlich wie in wunderbarer Beleuchtung sehn.

Viertens. Du mußt nicht allzusehr durch den Komfort der „großen Touren“ verwöhnt und verweichlicht sein. Es wird einem selten das Schlimmste zugemutet, aber es kommt doch vor, und keine Lokalkenntnis, keine Reiseerfahrung reichen aus, Dich im voraus wissen zu lassen, wo es vorkommen wird und wo nicht. Zustände von Armut und Verwahrlosung schieben sich in die Zustände modernen Kulturlebens ein, und während Du eben noch im Lande Teltow das beste Lager fandest, findest Du vielleicht im „Schenkenländchen“ eine Lagerstätte, die alle Mängel und Schrecknisse, deren Bett und Linnen überhaupt fähig sind, in sich vereinigt. Regeln sind nicht zu geben, Sicherheitsmaßregeln nicht zu treffen. Wo es gut sein könnte, da triffst Du es vielleicht schlecht, und wo Du das Kümmerlichste erwartest, überraschen Dich Luxus und Behaglichkeit.

Fünftens und leztens. Wenn Du das Wagstück wagen willst — „füll Deinen Beutel mit Geld“. Reisen in der Mark ist alles andre eher als billig. Glaube nicht, weil du die Preise kennst, die Sprache sprichst und sicher bist vor Kellnern und Betturinen, daß Du sparen kannst; glaube vor allem nicht, daß Du es deshalb kannst, „weil ja alles so nahe liegt“. Die Nähe tut es nicht. In vielen bereisten Ländern kann man billig reisen, wenn man anspruchslos ist; in der Mark kannst Du es nicht, wenn Du nicht das Glück hast zu den „Dauerläufern“ zu gehören. Ist dies nicht der Fall, ist Dir der Wagen ein unabweisliches Wanderungsbedürfnis, so gib es auf, für ein Billiges Deine märkische Tour machen zu wollen. Eisenbahnen, wenn Du „ins Land“ willst, sind in den wenigsten Fällen nutzbar; also — Fuhrwerk. Fuhrwerk aber ist teuer. Man merkt Dir bald an, daß Du fortwillst oder wohl gar fortmußt, und die märkische Art ist nicht so alles Kaufmännischen bar und bloß, daß sie daraus nicht Vorteil ziehen sollte. Wohlان denn, es kann Dir passieren, daß Du, um von Fürstenwalde nach Buckow oder von Buckow nach Werneuchen zu kommen, mehr zahlen mußt, als für eine Fahrt



nach Dresden hin und zurück. Nimmst Du Anstoß an solchen Preisen und Argernissen — so bleibe zu Haus.

Hast Du nun aber alle diese Punkte reiflich erwogen, hast Du, wie die Engländer sagen, „Deine Seele fertig gemacht“, und bist Du zu dem Resultat gekommen: ich kann es wagen, nun dann, so wag es getrost. Wag es getrost und Du wirst es nicht bereuen. Eigentümliche Freuden und Genüsse werden Dich begleiten. Du wirst Entdeckungen machen, denn überall wohin du kommst, wirst Du, vom Touristenstandpunkt aus, eintreten wie in „jungfräuliches Land“. Du wirst Klosterruinen begegnen, von deren Existenz höchstens die nächste Stadt eine leise Kenntnis hatte. Du wirst inmitten alter Dorfkirchen, deren zerbröckelter Schindelturm nur auf Elend deutete, große Wandbilder oder in den treppenlosen Gräften reiche Kupfersärge mit Kreuzifix und vergoldeten Wappenschildern finden. Du wirst Schlachtfelder überschreiten, Wendenkirchhöfe, Heidengräber, von denen die Menschen nichts mehr wissen, und statt der Nachschlagebuchs- und Allerwelts geschichten werden Sagen und Legenden und hier und da selbst die Bruchstücke verklungener Lieder zu Dir sprechen. Das Beste aber, dem Du begegnen wirst, das werden die Menschen sein, vorausgesetzt, daß Du Dich darauf verstehst, das rechte Wort für den „gemeinen Mann“ zu finden. Verschmähe nicht den Strohsack neben dem Kutscher, laß Dir erzählen von ihm, von seinem Haus und Hof, von seiner Stadt oder seinem Dorf, von seiner Soldaten- oder seiner Wanderzeit, und sein Geplauder wird Dich mit dem Zauber des Natürlichen und Lebendigen umspinnen. Du wirst, wenn Du heimkehrst, nichts Auswendiggelerntes gehört haben wie auf den großen Touren, wo alles seine Taxe hat; der Mensch selber aber wird sich vor Dir erschlossen haben. Und das bleibt doch immer das Beste.

Berlin,  
im August 1864.

Th. F.



## Vorwort zur 3. Auflage des ersten Bandes

Den 1. Band meiner märkischen Wanderungen habe ich hiermit die Freude, dem Publikum in einer dritten Auflage überreichen zu können. Die vorgenommenen Veränderungen sind erheblich, berühren eine ganze Hälfte des Buches, und bestehen vor allem darin, daß der Inhalt desselben auch seinem Titel: „Grafschaft Ruppin“ in all und jedem angepaßt worden ist. Alle diejenigen Kapitel also, die, wie dies bei den früheren Auflagen der Fall war, Landschaftliches und Historisches aus andern Landesteilen behandeln, sind in dieser neuen Auflage fortgelassen und durchweg durch Mitteilungen und Schilderungen aus dem Ruppinschen ersetzt worden. Der mit Hilfe dieser Beschränkung auf dem gewählten Spezialgebiet (Ruppin) reicher gewordene Stoff hat zugleich eine neue Einteilung erfahren, über die ein Blick auf die nächstfolgenden Seiten Auskunft gibt. Es ist mein lebhafter Wunsch, in nicht allzu fernher Zeit, Band II. und III. dieser Wanderungen einer ähnlichen Umarbeitung unterziehen und auch in ihnen eine völlige Übereinstimmung zwischen Titel und Inhalt herstellen zu können.

„Je tiefer man gräbt, desto mehr findet man.“ Diese Uner schöpflichkeit des Stoffs, über die ich mich in dem Vorwort zur ersten Auflage eingehender ausgesprochen habe, wird freilich allezeit Sorge dafür tragen, daß auch die eingehendste, weil einem engsten Kreise sich zuwendende Behandlung, immer noch Erzählenswertes — ja in vielen Fällen Wichtigeres als bis dahin erzählt wurde — übrig läßt; nichtsdestoweniger begleitet mich bei Neuiedierung dieses 1. Bandes das angenehme Gefühl, mit etwas vergleichungsweise Fertigem (selbstverständlich rein äußerlich genommen) vor den Kreis meiner Leser zu treten. Wie vieles an Tieferliegendem notwendig fehlen muß, an dem was obenauf liegt, glaub' ich nur in Einzelfällen vorübergegangen zu sein. Diese Einzelfälle sind vorzugsweise: die Dörfer in der Südostecke der Grafschaft und die Kriegs-



heimischen Güter. Ich hoffe, später diese und andere Lücken mit Hilfe neuer „Wanderungen“ ausfüllen zu können, zu denen sich um so mehr ein immer erneuter Anreiz bietet, als die trotz Nordbahn so gut wie eisenbahnlose Grafschaft entschlossen scheint, sich vom Standpunkte des Weltverkehrs aus zu einem Unikum herauszubilden.

Berlin,  
am 3. Juli 1874.

Th. F.



## Inhalt

### Am Ruppiner See

	Seite
BuStrau . . . . .	7
Karwe . . . . .	17
Radensleben . . . . .	28
Neuruppin . . . . .	32
Ein Gang durch die Stadt. Die Klosterkirche . . . . .	32
Die Grafen von Ruppin . . . . .	36
Die Zeit unter den Grafen . . . . .	42
Andreas Fromm . . . . .	49
Kronprinz Friedrich in Ruppin . . . . .	59
General von Günther . . . . .	70
Karl Friedrich Schinkel . . . . .	79
Michel Progen . . . . .	103
Gustav Kühn . . . . .	107
Civibus aevi futuri . . . . .	110
Am Wall . . . . .	120

### Die Ruppiner Garnison

Regiment Prinz Ferdinand . . . . .	125
Das Regiment Nr. 24 . . . . .	148

### Rheinsberg

Die Kahlenberge. Französische Kolonistendörfer. Einfahrt in Rheinsberg. Der Ratskeller. Unter den Linden. Das Möskesfest . . . . .	193
--	-----



	Seite
Die Rheinsberger Kirche . . . . .	196
Das Schloß in Rheinsberg. Anblick vom See aus. Die Reihenfolge der Besitzer. Die Zimmer des Kronprinzen. Die Zimmer des Prinzen Heinrich . . . . .	202
Prinz Heinrich. Der Rheinsberger Park. Herr von Reizenstein und der verschluckte Diamant. Der Freundschaftstempel. Das Theater im Grünen. Das Grabmal des Prinzen . . . . .	210
Der große Obelisk in Rheinsberg und seine Inschriften . . . . .	215
Zwischen Boberowwald und Hufenowsee . . . . .	220
Der Rheinsberger Hof von 1786 bis 1802 . . . . .	220
Major von Kaphengst . . . . .	234
Graf und Gräfin La Roche-Aymon . . . . .	240
Zernikow . . . . .	250

### Die Ruppiner Schweiz

Die Ruppiner Schweiz . . . . .	259
Am Moldow- und Zermühelsee . . . . .	262
Zwischen Zermühel- und Tornowsee . . . . .	266
Die Menzer Forst und der Große Stechlin . . . . .	269

### An Rhin und Dosse

Das Bustrauer Luch . . . . .	279
Waldow . . . . .	287
Proßen . . . . .	294
Garz . . . . .	306
Das Dossebruch . . . . .	324
Neustadt a. D. . . . .	343
Eberhard von Dankelmann . . . . .	352
Wusterhausen a. D. . . . .	361



	Seite
Trieplaz . . . . .	368
Der Hauptmann von Kapernaum . . . . .	371
Der Akazienbaum . . . . .	374
Urania von Poincy . . . . .	386
Tramniß . . . . .	389

## Auf dem Plateau

Ganzer . . . . .	395
Frau von Jürgasß . . . . .	403
Gottberg . . . . .	409
Krenßlin . . . . .	416
Lindow . . . . .	421
Gransee . . . . .	425

## Genßrode

Genßrode . . . . .	443
Johann Christian Genß . . . . .	445

## Anmerkungen

Wustrau: Genealogisches. Der Rohrengarten und das alte Rohrsche Haus. Generalmajor von Zieten und die Abtiffin. Der Krückstock des alten Zieten. Zietensche Säbel und Uni- formstücke . . . . .	461
Karwe: Eine Revue vorm Alten Fritz . . . . .	464
Lob des Krieges . . . . .	467
Nadensleben: Altitalienische Bilder . . . . .	468
Anderweitige Bilder und Kunstschätze . . . . .	471
Neuruppin: Grabchrift über der Gruft der Grafen von Ruppin. Das Palais des Prinzen Ferdinand. Denkstein im Genßschen Garten. Notizen über Gustav Kühn . . . . .	473



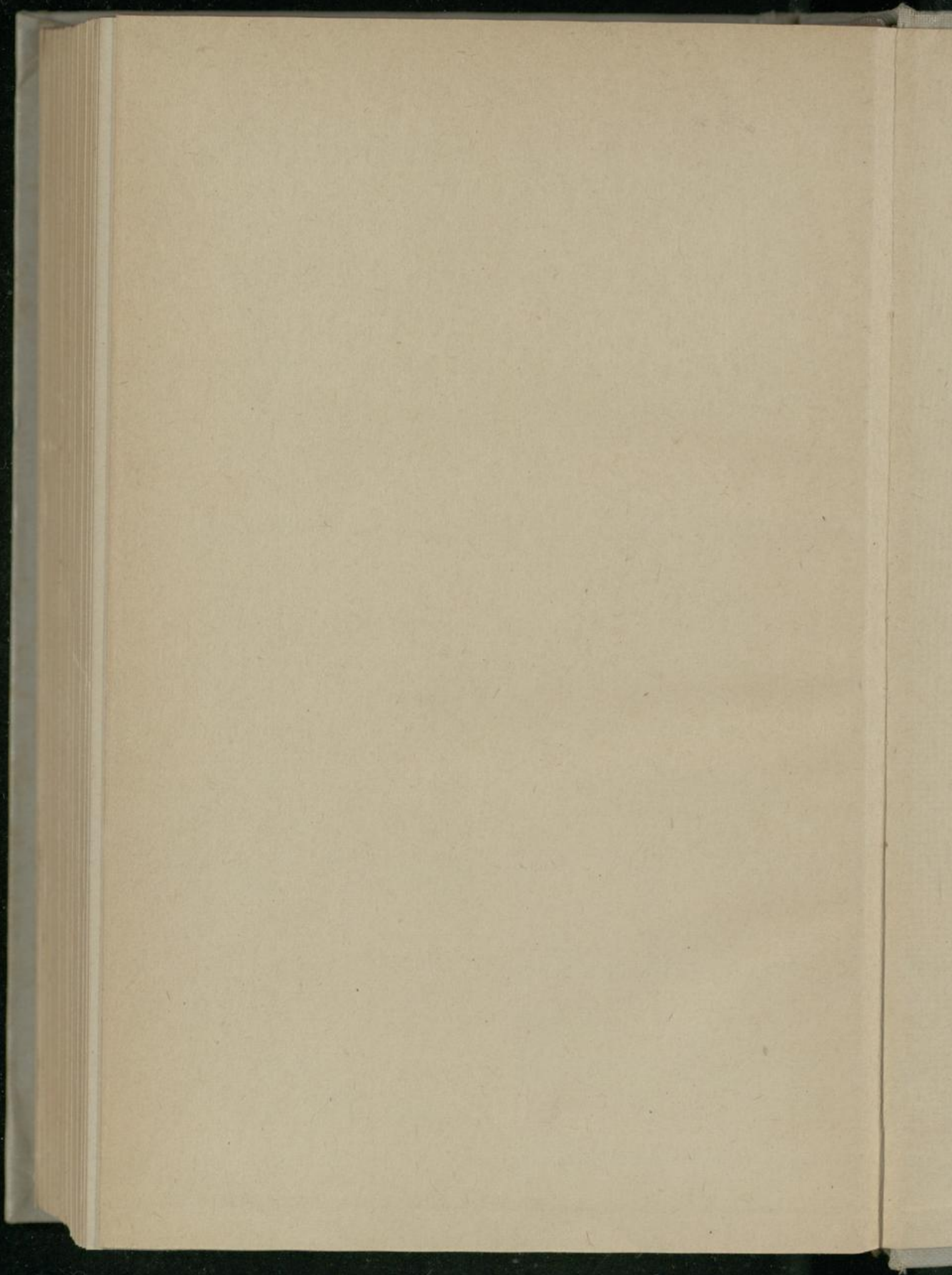
	Seite
Rheinsberg: Die Inschriften des Obelisken. Grabschrift des Prinzen Heinrich. Kampagne des Prinzen Heinrich von 1778 . . . . .	474
Zwischen Boberowwald und Hovenowsee: Por- träts des Prinzen Heinrich . . . . .	482
Koepernitz: Bilder. Der Kirchhof . . . . .	483
Garz: Wolf von Quast . . . . .	485
Ganzer: Generalleutnant von Wahlen-Jürgaß . . . . .	486
Vorwort zur 1. Auflage . . . . .	489
Vorwort zur 2. Auflage . . . . .	492
Vorwort zur 3. Auflage . . . . .	495



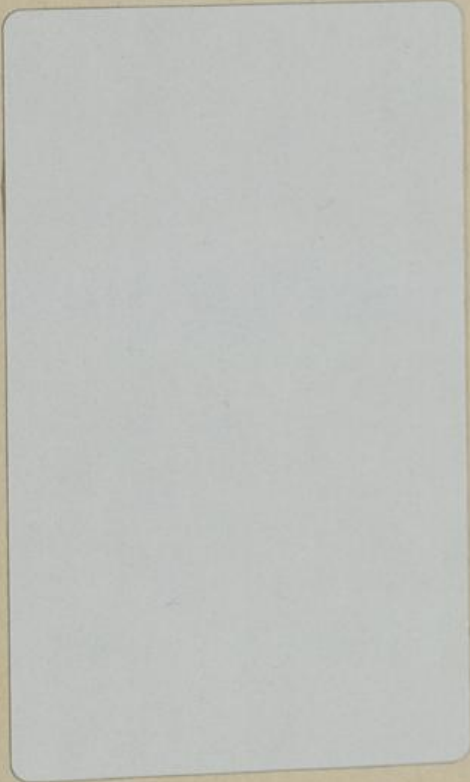
Bond I - IV

92, -









Universitäts-  
bibliothek  
Potsdam

Inventarnr.



\*95023832\*



**Universitätsbibliothek Potsdam**



Auslehnr.



\*95023832\*